ROBERT JORDAN

DAS RAD DER ZEIT 3

Das Original

Die Rückkehr des Drachen

e-book PIPER

ROBERT JORDAN

DAS RAD DER ZEIT 3

Das Original

Die Rückkehr des Drachen

e-book PIPER

INHALT

Impressum
Zitat
Prolog: Die Festung des Lichts
Kapitel 1: Warten
Kapitel 2: Saidin
Kapitel 3: Neues von der Ebene
Kapitel 4: Schlafende Schatten
Kapitel 5: Wandelnde Alpträume
Kapitel 6: Die Jagd beginnt
Kapitel 7: Der Weg aus den Bergen
Kapitel 8: Jarra
Kapitel 9: Wolfsträume
Kapitel 10: Geheimnisse
Kapitel 11: Tar Valon
Kapitel 12: Beim Amyrlin-Sitz
Kapitel 13: Bestrafung
Kapitel 14: Dornenstiche
Kapitel 15: Der Graue Mann
Kapitel 16: Drei Jägerinnen
Kapitel 17: Die Rote Schwester
Kapitel 18: Heilung
Kapitel 19: Erwachen
Kapitel 20: Besuche
Kapitel 21: Eine Welt im Traum
Kapitel 22: Der Ring fordert seinen Preis
Kapitel 23: Besiegelt
Kapitel 24: Wieder unter den Lebenden
Kapitel 25: Fragen
Kapitel 26: Verschlossene Türen
Kapitel 27: Tel'aran'rhiod
Kapitel 28: Der Weg nach draußen
Kapitel 29: Aufbruchstimmung
Kapitel 30: Die Würfel rollen
Kapitel 31: *Die Frau aus Tanchico*
Kapitel 32: Das erste Schiff
Kapitel 33: Im Gewebe
Kapitel 34: Ein besonderer Tanz
Kapitel 35: Der Falke
Kapitel 36: Tochter der Nacht
Kapitel 37: Es brennt in Cairhien
Kapitel 38: Töchter des Speers
Kapitel 39: Fäden im Muster
Kapitel 40: Ein Held in der Nacht
Kapitel 41: Jägereid
Kapitel 42: *Zum fröhlichen Dachs*
Kapitel 43: Schattenbrüder
Kapitel 44: Gehetzt
Kapitel 45: Caemlyn
Kapitel 46: Eine Botschaft aus dem Schatten
Kapitel 47: Wettlauf mit dem Schatten

Kapitel 48: Dem Wind hinterher
Kapitel 49: Ein Sturm in Tear
Kapitel 50: Der Hammer
Kapitel 51: Ein Köder für das Netz
Kapitel 52: Auf der Suche nach einem Mittel
Kapitel 53: Eine Falle schnappt zu
Kapitel 54: In den Stein
Kapitel 55: Was prophezeit wurde
Kapitel 56: Das Volk des Drachen
Motto
Glossar
Karte

Entdecke die Welt der Piper Fantasy:

Piper-Fantasy.de

Gewidmet
JAMES OLIVER RIGNEY, SR.
(1920–1988)

Er lehrte mich, stets dem Traum zu folgen
und ihn, einmal ergriffen, zu leben.

Übersetzung aus dem Amerikanischen von Uwe Luserke
Vollständige E-Book-Ausgabe der im Piper Verlag erschienenen Buchausgabe
3. Auflage 2009
ISBN 978-3-492-95934-6
© 1991 Robert Jordan
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
»The Dragon Reborn«
© Piper Verlag GmbH, München 2005
Erstmals erschienen im Wilhelm Heyne Verlag, München 1994,
in zwei Bänden: »Der Wiedergeborene Drache«, »Die Straße des Speers«
Karte: Ellisa Mitchell
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Umschlagabbildung: Darrell Sweet via Agentur Schlück GmbH
Datenkonvertierung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Und es werden seiner Wege viele sein, und wer wird seinen Namen kennen, denn er wird viele Male unter uns geboren werden und in vielen Gestalten, so, wie es war und in aller Zukunft sein wird.

Sein Kommen wird sein wie die Schneide eines Pflugs.

Er wird die Scholle unseres Lebens wenden und uns aus dem Schatten ins Licht führen.

Er wird Bindungen zerreißen und neue Ketten schmieden.

Er wird Schicksale verändern und neue Zukunft schaffen.

– aus: Kommentare zu den
Prophezeiungen des Drachen,
von JURITH DORINE,
Rechte Hand der Königin von Almoren,
742 NZ, im Dritten Zeitalter

Die Festung des Lichts

Pedron Nialls Blick schweifte über sein privates Audienzgemach, doch seine alten, dunklen, nachdenklichen Augen nahmen nichts wahr. Zerschlissene Wandbehänge, einst die Banner der Feinde aus seiner Jugendzeit; dunkle Holztäfelung über dikken Steinmauern … Selbst hier im Herzen der Festung des Lichts waren die Mauern dick. Ein einziger Stuhl stand im Gemach, schwer, mit hoher Lehne, beinahe wie ein Thron wirkend, und dazu ein paar über den Raum verteilte Tische – das war bereits die gesamte Einrichtung. Er sah nichts davon. Er nahm im Augenblick nicht einmal den in einen weißen Umhang gehüllten Mann wahr, der sichtlich angespannt auf dem im Boden eingelassenen Sonnenbanner kniete, obwohl nur wenige sonst diesen Mann zu mißachten wagten.

Man hatte Jaret Byar wenigstens Zeit gelassen, sich zu waschen, bevor man ihn zu Niall brachte, aber Helm und Brustpanzer waren stumpf und zerbeult von den Reisen und dem vielen Gebrauch. Dunkle, tiefliegende Augen leuchteten mit fieberhafter Intensität aus einem hohlwangigen Gesicht. Er trug kein Schwert – in Nialls Gegenwart war das verboten –, aber er schien voll unterdrückter Leidenschaft, wie ein Jagdhund, der nur darauf wartet, daß man ihn von der Leine läßt.

Die prasselnden Feuer in den großen Kaminen an beiden Enden des Raums hielten die Winterkälte ab. Es war ein einfacher Raum, das Zimmer eines Soldaten, alles solide gefertigt, aber ohne jeden Luxus, bis auf das im Boden eingelassene Sonnenbanner. Die Möbel wählte der kommandierende Lordhauptmann der Kinder des Lichts bei seinem Amtsantritt aus, aber diese flammende Sonnenscheibe aus Münzgold war von Generationen von Menschen, die ihre Petitionen einreichten, abgenützt worden, erneuert und wieder abgenützt. Das Gold hätte gereicht, um damit jedes Gut in Amadicia zu kaufen – und den dazugehörigen Adelstitel. Zehn Jahre lang war Niall über dieses Gold gelaufen, ohne es weiter zu beachten. Es war so selbstverständlich wie die gleiche strahlende Sonnenscheibe auf der Brust seines weißen Gewandes. Pedron Niall interessierte sich nicht sehr für Gold.

Schließlich ging sein Blick zurück zu dem Tisch neben ihm, der mit Landkarten und verstreuten Briefen und Berichten bedeckt war. In dem Durcheinander lagen auch drei zusammengerollte Zeichnungen. Er nahm eine davon zögernd in die Hand. Es spielte keine Rolle, welche der drei er nahm, denn alle zeigten die gleiche Szene, wenn auch von verschiedener Hand dargestellt.

Nialls Haut war dünn wie Pergament und spannte sich über einen gealterten Körper, der nur noch aus Knochen und Sehnen zu bestehen schien. Trotzdem wirkte er alles andere als gebrechlich. Sein Amt wurde keinem verliehen, dessen Haar nicht weiß war, und der Mann, der es übernahm, mußte ebenso hart sein wie die Steine der Kuppel der Wahrheit. Nun aber wurde ihm bewußt, wie mager und sehnig seine Hand aussah, die eine der Zeichnungen hielt, und er war sich darüber klar, daß die Zeit ablief. *Seine* Zeit lief langsam ab. Sie mußte reichen. Er mußte dafür sorgen, daß die Zeit reichte.

Er zwang sich, eine der Zeichnungen zur Hälfte aufzurollen, so daß er gerade das Gesicht erkennen konnte, das ihn interessierte. Die Kreide war vom Transport in der Satteltasche etwas verwischt, aber das Gesicht war gut zu erkennen. Ein Jüngling mit grauen Augen und rötlichem Haar. Er wirkte hochgewachsen, doch das war nicht deutlich auszumachen. Von den Augen und Haaren abgesehen, hätte er, ohne weiter aufzufallen, aus jeder beliebigen Stadt stammen können.

»Dieser … dieser *Junge* hat sich zum Wiedergeborenen Drachen erklärt?« knurrte Niall.

Der Drache. Bei dem Namen überkam ihn die Kälte des Winters und des Alters. Der Name, den Lews Therin Telamon angenommen hatte, als er jeden Mann, damals und für alle Zukunft, zu Wahnsinn und Tod verdammte, der sich der Einen Macht bedienen konnte. Auch er selbst war unter den Opfern. Es war mehr als dreitausend Jahre her, daß der Stolz der Aes Sedai und der Schattenkrieg das Zeitalter der Legenden beendet hatten. Dreitausend Jahre, doch Prophezeiung und Legende halfen den Menschen dabei, sich daran zu erinnern, oder wenigstens an die wesentlichen Dinge, auch wenn die Einzelheiten vergessen waren. Lews Therin Brudermörder. Der Mann, der die Zerstörung der Welt eingeleitet hatte, als Wahnsinnige mit Hilfe der Macht, die das Universum erhielt, Berge einebneten und uralte Länder im Meer versinken ließen, als das gesamte Antlitz der Erde verändert wurde und alle Überlebenden wie die Tiere vor dem Buschfeuer flohen. Es war erst vorbei gewesen, als der letzte männliche Aes Sedai gestorben war. Eine verstreute und verängstigte menschliche Rasse konnte dann beginnen, aus dem Schutt eine neue Welt zu bauen, sofern überhaupt Schutt übriggeblieben war. Die Ereignisse brannten sich ins Gedächtnis der Menschen ein, und die Mütter hielten die Erinnerung in ihren Kindern wach. Und die Prophezeiung sagte, daß der Drache wiedergeboren werde.

Niall hatte es nur als rhetorische Frage ausgesprochen, doch Byar nahm sie ernst. »Ja, kommandierender Lordhauptmann, das hat er. Dieser Wahnsinn ist schlimmer als der irgendeines falschen Drachen, von dem ich jemals gehört hätte. Tausende haben sich ihm bereits angeschlossen. In Tarabon und Arad Doman herrscht Bürgerkrieg, und sie kämpfen dazu auch noch gegeneinander. Überall auf der Ebene von Almoth und der Toman-Halbinsel wird gekämpft: Taraboner gegen Domani und die gegen Schattenfreunde, die nach dem Drachen rufen – oder jedenfalls wurde gekämpft, bis die Winterkälte einbrach und die Kämpfe erstickte. Ich habe noch nie erlebt, daß sich ein Konflikt so schnell ausbreitete, kommandierender Lordhauptmann. Es war, als werfe man eine brennende Fackel in einen Heuschober. Der Schnee hat vielleicht etwas Ruhe gebracht, aber im Frühjahr werden die Kämpfe heißer aufflammen als zuvor.«

Niall unterbrach ihn mit erhobenem Zeigefinger. Schon zweimal hatte er ihm seine Geschichte entlockt. Seine Stimme zitterte vor Zorn und Haß. Teile kannte Niall auch aus anderen Quellen, und er wußte in mancher Hinsicht mehr als Byar, aber jedesmal, wenn er es hörte, erzürnte es ihn wieder. »Geofram Bornhald und tausend der Kinder sind tot. Und das haben Aes Sedai getan. Daran hegt Ihr keinen Zweifel, Kind Byar?«

»Keinen, kommandierender Lordhauptmann! Nach einem Scharmützel auf dem Weg nach Falme beobachtete ich zwei der Hexen aus Tar Valon. Sie haben uns mehr als fünfzig Leben gekostet, bis wir sie mit Pfeilen gespickt hatten.«

»Seid Ihr sicher – waren es wirklich Aes Sedai?«

»Der Boden unter unseren Füßen explodierte.« Byars Stimme klang fest und voller Überzeugung. Er hatte allerdings nicht viel Phantasie, dieser Jaret Byar. Der Tod war ein Teil des Soldatenlebens, in welcher Form er auch kommen mochte. »Unsere Reihen wurden von Blitzen aus heiterem Himmel getroffen. Lordhauptmann, wer sonst könnte das getan haben?«

Niall nickte ernst. Es hatte seit der Zerstörung der Welt keine männlichen Aes Sedai mehr gegeben, aber die Frauen, die diese Bezeichnung für sich in Anspruch nahmen, waren schlimm genug. Sie predigten etwas von ihren drei Eiden: kein unwahres Wort auszusprechen, keine Waffe herzustellen, mit der Menschen einander töten können, und die Eine Macht nur dann als Waffe einzusetzen, wenn sie Schattenfreunde oder Wesen des Schattens bekämpften. Doch nun hatten sich diese Eide als Lügen erwiesen. Ihm war immer schon klar gewesen, daß niemand eine solch gewaltige Macht zu einem anderen Zweck beherrschen konnte, als dem, den Schöpfer damit herauszufordern. Und das bedeutete, daß sie dem Dunklen König dienten.

»Und Ihr wißt nichts über diejenigen, die Falme eroberten und die Hälfte einer meiner Legionen töteten?«

»Lordhauptmann Bornhald sagte, sie nannten sich Seanchaner, kommandierender Lordhauptmann«, erwiderte Byar gleichgültig. »Er meinte, sie seien Schattenfreunde. Und sein Angriff zwang sie zum Rückzug, obwohl sie ihn selbst dabei töteten.« Seine Stimme wurde eindringlicher. »Es gab viele Flüchtlinge, die aus der Stadt kamen. Alle, mit denen ich sprechen konnte, waren sich darüber einig, daß die Eindringlinge zurückgewichen und geflohen waren. Das hat Lordhauptmann Bornhald erreicht.«

Niall seufzte leise. Byar hatte die ersten beiden Male beinahe genau die gleichen Worte benutzt, um von dem Heer zu berichten, das scheinbar aus dem Nichts erschienen war und Falme einnahm. *Ein guter Soldat,* dachte Niall, *das sagte auch Geofram Bornhald immer, aber eben kein Mann, der selbständig denken kann*.

»Lordhauptmann«, sagte Byar plötzlich, »Lordhauptmann Bornhald befahl mir, mich aus der Schlacht herauszuhalten. Ich sollte beobachten und Euch berichten. Und seinem Sohn, Lord Dain, von seinem Tod künden.«

»Ja, ja«, sagte Niall ungeduldig. Einen Augenblick lang betrachtete er Byars hageres Gesicht, und dann fügte er hinzu: »Niemand bezweifelt Eure Ehrlichkeit und Euren Mut. Das ist genau, was man von Geofram Bornhald erwarten konnte – sich in eine Schlacht zu stürzen, obwohl er fürchtete, zusammen mit all seinen Leuten darin ums Leben zu kommen.« *Und keine Sache, die Ihr Euch ausgedacht habt, weil Euch dazu die Phantasie fehlt.* Er konnte von dem Mann nichts weiter mehr erfahren. »Ihr habt Eure Aufgabe gut erfüllt, Kind Byar. Ihr habt meine Erlaubnis, nun zu gehen und Geofram Bornhalds Sohn die Nachricht vom Tod seines Vaters zu überbringen. Dain Bornhald ist bei Eamon Valda. Nach den letzten Berichten befinden sie sich vor Tar Valon. Ihr könnt Euch ihnen anschließen.«

»Ich danke Euch, kommandierender Lordhauptmann. Danke.« Byar erhob sich und verbeugte sich tief. Doch beim Aufrichten zögerte er plötzlich. »Lordhauptmann, wir wurden tatsächlich verraten.« Haß triefte aus seiner Stimme.

»Von diesem einen Schattenfreund, von dem Ihr erzähltet, Kind Byar?« Er konnte nicht ganz vermeiden, daß seine Stimme ebenfalls an Schärfe gewann. Die Planung eines ganzen Jahres lag zerstört zwischen den Leichen von eintausend der Kinder, und dieser Byar wollte nur über einen Mann sprechen. »Dieser junge Schmied, den Ihr nur

zweimal gesehen habt, dieser … Perrin von den Zwei Flüssen?«

»Ja, Lordhauptmann. Ich weiß nicht, wie, aber ich weiß, daß er schuld ist. Ich weiß es ganz gewiß.«

»Ich werde sehen, was man diesbezüglich machen kann, Kind Byar.« Byar öffnete den Mund erneut, aber Niall hob eine dünne Hand, um ihm zuvorzukommen. »Ihr dürft mich nun verlassen.« Der Mann mit dem hageren Gesicht hatte keine andere Wahl, als sich noch einmal zu verbeugen und zu gehen.

Als sich die Tür hinter ihm schloß, ließ sich Niall auf seinem Stuhl nieder und lehnte sich zurück. Was hatte Byars Haß auf diesen Perrin verursacht? Es gab viel zu viele Schattenfreunde, um einen bestimmten davon mit solcher Leidenschaft zu hassen. Zu viele Schattenfreunde, hochgestellt oder von niederem Rang, die sich hinter wendigen Zungen und offenem Lächeln verbargen und dem Dunklen König dienten. Nun ja, ein weiterer Name auf der Liste würde nicht schaden.

Er rutschte auf dem harten Stuhl hin und her, um eine bequemere Haltung für seine alten Knochen zu finden. Nicht zum erstenmal kam ihm der Gedanke, daß ein Kissen vielleicht doch kein zu großer Luxus sei. Und nicht zum erstenmal verdrängte er den Gedanken wieder. Die Welt taumelte dem Chaos entgegen, und er hatte keine Zeit, dem Alter Tribut zu zollen.

Er ließ sich alle Anzeichen, die auf eine bevorstehende Katastrophe hindeuteten, noch einmal durch den Kopf gehen. Tarabon und Arad Doman befanden sich im Krieg. Cairhien wurde vom Bürgerkrieg zerrissen. Zwischen Tear und Illian, den alten Feinden, entflammte der Konflikt erneut. Vielleicht hatten diese Kriege an sich nichts zu bedeuten – die Menschen führten immerzu Kriege –, aber normalerweise kamen sie nicht in solcher Häufung vor. Und abgesehen von dem falschen Drachen irgendwo auf der Ebene von Almoth wütete ein weiterer in Saldaea und ein dritter in Tear! Drei auf einmal. *Das alles müssen falsche Drachen sein. Es* mußte *so sein!*

Ein Dutzend anderer kleiner Vorkommnisse, einige davon möglicherweise nur haltlose Gerüchte, aber alles zusammengenommen … Man hatte Aiel noch nie so weit im Westen gesichtet, aber nun waren welche in Murandy und Kandor aufgetaucht. Nur zwei oder drei am selben Ort, aber einerlei, ob einer oder tausend: die Aiel waren nur einmal seit der Zerstörung der Welt aus ihrer Wüste herausgekommen. Nur während des Aielkriegs hatten sie diese Einöde verlassen. Man erzählte sich von den Atha'an Miere, dem Meervolk, daß sie den Handel vernachlässigten und statt dessen nach Vorzeichen und Omen suchten – sie sagten nicht, worum es dabei genau ging – und mit halbvollen oder gar leeren Schiffen auf Fahrt gingen. Illian hatte zum erstenmal in vierhundert Jahren zur Großen Jagd nach dem Horn aufgerufen und die Jäger ausgesandt, das legendäre Horn von Valere zu suchen, von dem die Prophezeiung behauptete, man könne damit tote Helden aus den Gräbern herbeirufen, um in Tarmon Gai'don, der Letzten Schlacht, gegen den Schatten zu kämpfen. Gerüchten zufolge hatten die Ogier, die so zurückgezogen lebten, daß die meisten Menschen sie für eine Legende hielten, Treffen zwischen den Ältesten ihrer ausgedehnten *Stedding* abgehalten.

Für Niall am wichtigsten aber war die Tatsache, daß die Aes Sedai zum offenen Angriff übergegangen waren. Man behauptete, sie hätten einige Schwestern nach Saldaea geschickt, um den falschen Drachen Mazrim Taim zu bekämpfen. So selten das bei Männern war: Taim konnte die Eine Macht lenken. Das war an sich schon angsteinflößend und verachtenswürdig, und deshalb glaubte die Mehrheit auch nicht, daß man einen solchen Mann ohne die Hilfe der Aes Sedai besiegen könne. Besser den Aes Sedai gestatten, zu Hilfe zu eilen, als den Wahnsinn zu erleben, wenn er ihm verfiel, und das war bei solchen Männern unvermeidlich. Doch Tar Valon hatte anscheinend weitere Aes Sedai ausgesandt, um den anderen falschen Drachen in Falme zu unterstützen. Nur so ließ sich das alles erklären.

Dieses Muster ließ ihm das Blut in den Adern erstarren. Das Chaos vervielfältigte sich. Was noch nie geschehen war, wiederholte sich nun ein ums andere Mal. Die ganze Welt schien sich in Aufruhr zu befinden und kurz vor dem Siedepunkt zu stehen. Es war ihm klar: Die Letzte Schlacht war nahe.

Alle seine Pläne waren zunichte gemacht, die Pläne, die seinen Namen unter den Kindern des Lichts hundert Generationen lang berühmt gemacht hätten. Aber im Aufruhr lagen auch immer gewisse Möglichkeiten, und so hatte er nun neue Pläne und neue Ziele. Falls er sich die Kraft und den Willen erhalten konnte, um sie durchzuführen. *Licht, laß mich lange genug leben!* Ein schüchternes Klopfen an die Tür riß ihn aus seinen düsteren Grübeleien. »Herein!« rief er barsch.

Ein Diener im weiß-goldenen Mantel und einer Hose in den gleichen Farben verbeugte sich beim Eintreten. Mit zu Boden gesenktem Blick kündigte er das Kommen von Jaichim Carridin, dem Gesalbten des Lichts, Inquisitor der Hand des Lichts, an, der auf Geheiß des kommandierenden Lordhauptmanns zugegen sei. Carridin erschien gleich hinter dem Mann und wartete nicht darauf, daß Niall ihn hereinbat. Niall bedeutete dem Diener zu gehen.

Bevor sich die Tür geschlossen hatte, fiel Carridin mit einem Ausschwingen seines schneeweißen Umhangs auf

ein Knie nieder. Hinter der strahlenden Sonnenscheibe auf dem Umhang wurde nun auf seiner Brust der blutrote Hirtenstab der Hand des Lichts sichtbar. Viele nannten die Angehörigen der Hand des Lichts Zweifler, aber selten nur sagten sie ihnen das ins Gesicht. »Wie Ihr mir befahlt, mich in Eure Gegenwart zu begeben, Kommandant aller Lordhauptmänner«, sagte er mit einer volltönenden Stimme, »so bin ich aus Tarabon zurückgekehrt.«

Niall musterte ihn einen Moment lang. Carridin war groß, ein Mann in mittleren Jahren mit einem Schimmer von Grau über dem Haar, wirkte gesund und kraftvoll. In seinen dunklen, tiefliegenden Augen lag wie immer ein wissender Ausdruck. Er schlug unter dem Blick seines kommandierenden Lordhauptmanns die Augen nicht nieder, und das gelang nur wenigen Männern, deren Nerven stark genug oder deren Gewissen rein genug waren. Carridin kniete da und wartete so gelassen, als sei es nichts Ungewöhnliches, kurzfristig den Befehl zu erhalten, sein Kommando zu verlassen und unverzüglich nach Amador zurückzukehren, und das ohne Angabe von Gründen. Aber man behauptete ja, Jaichim Carridin sei unerschütterlicher als ein Stein.

»Erhebt Euch, Kind Carridin.« Während der andere Mann aufstand, fügte Niall hinzu: »Ich habe beunruhigende Kunde aus Falme erhalten.«

Carridin strich die Falten seines Umhangs glatt, und dann antwortete er. Seine Stimme klang gerade noch respektvoll genug, eher als spreche er mit einem Gleichgestellten und nicht mit dem Mann, dem er Treue bis in den Tod geschworen hatte. »Der Lordhauptmann bezieht sich damit wohl auf die Nachrichten, die ihm von Kind Byar überbracht wurden, dem ehemaligen Stellvertreter des Lordhauptmanns Bornhald.«

Nialls linkes Augenlid zuckte, und das war schon immer ein Zeichen aufsteigenden Zorns bei ihm gewesen. Angeblich wußten nur drei Männer, daß Byar sich in Amador befand, und außer Niall sollte niemand wissen, woher er gekommen war. »Stellt Euch nicht zu schlau an, Carridin. Euer Wunsch, immer alles zu wissen, könnte Euch eines Tages in die Hände Eurer eigenen Folterknechte führen.«

Carridin zeigte keine Reaktion – höchstens verzog sich sein Mund etwas. »Mein Kommandant, die Hand sucht überall nach der Wahrheit, um dem Licht zu dienen.«

Um dem Licht zu dienen. Nicht, um den Kindern des Lichts zu dienen. Alle Kinder dienten dem Licht, aber Pedron Niall hatte sich schon oft gefragt, ob sich die Zweifler wirklich als Teil der Kinder des Lichts fühlten. »Und welche Wahrheit könnt Ihr mir über die Ereignisse in Falme berichten?«

»Schattenfreunde, mein Kommandant.«

»Schattenfreunde?« Nialls Lächeln wirkte nicht amüsiert. »Vor ein paar Wochen noch erhielt ich von Euch Berichte, daß Geofram Bornhald dem Dunklen König diene, weil er gegen Euren Befehl Soldaten auf die Toman-Halbinsel brachte.« Seine Stimme klang nun gefährlich sanft. »Wollt Ihr mich nun glauben machen, daß Bornhald als Schattenfreund tausend der Kinder in den Tod führte, um gegen andere Schattenfreunde zu kämpfen?«

»Ob er nun ein Schattenfreund war oder nicht, wird man niemals erfahren«, sagte Carridin gleichgültig, »da er starb, bevor er dazu befragt werden konnte. Die Pläne des Schattens sind verschwommen und erscheinen denen, die im Licht wandeln, oftmals verrückt. Aber ich habe keinen Zweifel daran, daß die Eroberer von Falme Schattenfreunde waren. Schattenfreunde und Aes Sedai, die einen falschen Drachen unterstützten. Ich bin auch sicher, daß Bornhald und seine Männer mit Hilfe der Einen Macht vernichtet wurden, mein Kommandant, genauso wie mit ihrer Hilfe die Heere vernichtet wurden, die Tarabon und Arad Doman gegen die Schattenfreunde in Falme ausgesandt hatten.«

»Und wie steht es mit den Berichten, daß die Eroberer Falmes von jenseits des Aryth-Meeres stammen?«

Carridin schüttelte den Kopf. »Mein Kommandant, die Menschen stecken voll von Gerüchten. Einige behaupten, es sei das Heer gewesen, das Artur Falkenflügel vor tausend Jahren über das Meer schickte. Ihre Nachkommen wollten angeblich nun das alte Land wieder in Besitz nehmen. Ha! Es gibt sogar Leute, die behaupten, Falkenflügel selbst in Falme gesehen zu haben! Und die Hälfte aller legendären Helden außerdem! Der Westen kocht, von Tarabon bis Saldaea, und jeden Tag brodeln hundert neue Gerüchte an die Oberfläche, eines irrsinniger als das andere. Diese Seanchaner waren nichts anderes als ein weiteres Pack von Schattenfreunden, das sich versammelt hatte, um einem falschen Drachen zum Erfolg zu verhelfen, nur diesmal eben mit offener Unterstützung der Aes Sedai.«

»Welche Beweise habt Ihr dafür?« Niall ließ seine Stimme so klingen, als zweifle er an dem Gesagten. »Habt Ihr Gefangene?«

»Nein, mein Kommandant. Wie Euch Kind Byar zweifellos berichtete, schaffte es Bornhald, sie so in die Flucht zu schlagen, daß sie sich überall hin zerstreuten. Und ganz sicher würde niemand, den wir befragten, zugeben, daß er einen falschen Drachen unterstützt habe. Was Beweise anbetrifft … da gibt es zweierlei. Habe ich Eure Erlaubnis, mein Kommandant?«

Niall machte eine ungeduldige Geste.

»Der erste Teil führt uns nicht weiter. Nur wenige Schiffe haben versucht, das Aryth-Meer zu überqueren, und die meisten davon sind nie zurückgekehrt. Diejenigen, die zurückkamen, kehrten um, bevor ihre Lebensmittel- und Wasservorräte aufgebraucht waren. Selbst die Meerleute überqueren das Aryth-Meer nicht, und die segeln eigentlich, wo immer sich die Möglichkeit zum Handel ergibt, selbst zu den Ländern jenseits der Aiel-Wüste. Mein Kommandant, wenn es wirklich Länder jenseits des Ozeans gibt, dann sind sie zu weit weg. Das Meer ist einfach zu groß. Ein ganzes Heer von dort herüberzubringen wäre genauso unmöglich wie das Fliegen.«

»Vielleicht«, sagte Niall bedächtig. »Es ist zumindest aufschlußreich. Und was ist der zweite Teil?«

»Mein Kommandant, viele von denen, die wir befragten, sprachen davon, daß für die Schattenfreunde auch Ungeheuer kämpften, und sie blieben selbst bei schärfster Befragung dabei. Was könnte das sein als eben Trollocs und andere Abkömmlinge des Schattens, die auf irgendeine Weise von der Fäule dorthin gebracht wurden?« Carridin spreizte die Hände, als sei das der endgültige Beweis. »Die meisten Menschen halten Trollocs für Seemannsgarn, und die übrigen glauben, sie seien während der Trolloc-Kriege alle getötet worden. Wie könnten sie sonst einen Trolloc nennen, als eben ›Ungeheuer‹?«

»Ja. Ja, Ihr könntet recht haben, Kind Carridin. Vielleicht.« Er gönnte Carridin die Befriedigung nicht, zu wissen, daß er ihm glaubte. *Laß ihn noch ein bißchen daran arbeiten.* »Aber wie steht es mit ihm?« Er deutete auf die zusammengerollten Zeichnungen. Wie er Carridin kannte, hatte der Inquisitor Kopien davon in seinen eigenen Gemächern. »Wie gefährlich ist er? Kann er die Eine Macht lenken und beherrschen?«

Der Inquisitor zuckte lediglich die Achseln. »Vielleicht, vielleicht auch nicht. Die Aes Sedai könnten zweifellos den Leuten auch einreden, eine Katze könne die Macht lenken, falls sie das wollten. Was die Frage betrifft, wie gefährlich er ist … Jeder falsche Drache ist gefährlich, bis man ihn niederzwingt, und einer, hinter dem Tar Valon ganz offen steht, ist zehnmal so gefährlich. Aber jetzt ist er weniger gefährlich als in einem halben Jahr, wenn man nichts gegen ihn unternimmt. Die Gefangenen, die ich befragt habe, haben ihn überhaupt nicht gesehen und hatten keine Ahnung, wo er sich jetzt befindet. Seine Streitkräfte sind zersplittert. Ich bezweifle, daß er mehr als zweihundert zusammen an irgendeinem Ort hat. Sowohl die Taraboner wie auch die Domani könnten ihn wegfegen, wenn sie nicht so mit ihrem eigenen Streit beschäftigt wären.«

»Selbst ein falscher Drache«, sagte Niall trocken, »reicht nicht, um sie ihren vierhundert Jahre alten Streit um die Ebene von Almoth vergessen zu machen. Als ob einer von ihnen überhaupt stark genug wäre, sie dann auch zu halten.« Carridins Gesichtsausdruck veränderte sich nicht, und Niall fragte sich, wie er so ruhig bleiben konnte. *Ihr werdet nicht mehr lange so ruhig bleiben, Zweifler.*

»Es ist nicht so wichtig, mein Kommandant. Der Winter zwingt sie alle, in ihren Lagern zu bleiben, und es gibt nur verstreute Scharmützel oder Überfälle. Wenn das Wetter warm genug ist, um Truppenbewegungen zuzulassen … Bornhald hat nur die halbe Legion auf der Toman-Halbinsel in den Tod geführt. Mit der anderen Hälfte werde ich diesen falschen Drachen zu Tode hetzen. Eine Leiche ist nicht mehr so gefährlich.«

»Und wenn Euch droht, was anscheinend Bornhald zum Verhängnis wurde: Aes Sedai, die die Macht zum Töten benützen?«

»Ihre Hexerei schützt sie nicht vor Pfeilen oder einem Messer in der Dunkelheit. Sie sterben so schnell wie jeder andere.« Carridin lächelte. »Ich verspreche Euch, bis zum Sommer habe ich den Fall gelöst.«

Niall nickte. Der Mann hatte Selbstvertrauen. Sicher wären die gefährlichen Fragen längst gekommen, wenn überhaupt. *Ihr hättet daran denken sollen, Carridin, daß ich immer als gerissener Taktiker galt.* »Warum«, fragte er ruhig, »habt Ihr eigentlich Eure Streitkräfte nicht nach Falme geführt? Auf der Toman-Halbinsel wimmelte es von Schattenfreunden, und ein ganzes Heer von ihnen hatte Falme besetzt. Warum habt Ihr statt dessen versucht, Bornhald daran zu hindern?«

Carridin blinzelte nervös, seine Stimme jedoch blieb fest. »Zuerst waren es doch nur Gerüchte, mein Kommandant. So wilde Gerüchte, daß keiner sie glauben konnte. Zu der Zeit, als ich die Wahrheit erfuhr, ritt Bornhald bereits in die Schlacht. Dann war er tot, und die Schattenfreunde waren in alle Winde zerstreut. Außerdem war es meine Aufgabe, das Licht auf der Ebene von Almoth zu verbreiten. Ich konnte nicht einfach meine Befehle mißachten und Gerüchten folgen.«

»Eure Befehle?« fragte Niall. Seine Stimme wurde lauter, und er erhob sich. Carridin war einen Kopf größer als er, aber der Inquisitor trat unwillkürlich einen Schritt zurück. »Eure Befehle? Eure Befehle lauteten, die Ebene von Almoth zu besetzen! Ein leerer Eimer, den keiner besitzt außer durch Sprüche und angebliche Ansprüche, und den mußtet Ihr lediglich füllen. Der Staat Almoth wäre wieder ins Leben gerufen worden und von den Kindern des Lichts regiert! Kein Zwang mehr, einem närrischen König Ergebenheit zu heucheln. Amadicia und Almoth als Zange,

die Tarabon einquetscht. In fünf Jahren hätten wir dort genauso die Macht an uns gerissen wie hier in Amadicia. Und Ihr habt die Gelegenheit verstreichen lassen!«

Jetzt verging dem anderen das Lachen. »Mein Lordhauptmann und Kommandant«, protestierte Carridin. »Wie konnte ich die Ereignisse voraussehen? Noch ein falscher Drache, und zwischen Tarabon und Arad Doman bricht auch noch offener Krieg aus, nachdem sie sich jahrelang nur wie die Köter angeknurrt haben! Und Aes Sedai, die nach dreitausend Jahren endlich ihre wahre Natur zeigen? Trotzdem ist noch nicht alles verloren. Ich kann diesen falschen Drachen aufstöbern und vernichten, bevor sich seine Anhänger vereinigen. Und sobald sich Tarabon und Arad Doman gegenseitig geschwächt haben, kann man sie ohne weiteres von der Ebene fegen …«

»Nein!« fauchte Niall. »Eure Pläne sind beendet, Carridin. Vielleicht sollte ich Euch jetzt Euren eigenen Folterknechten überstellen. Der Hochinquisitor hätte sicher nichts dagegen. Er sucht zähneknirschend nach jemandem, dem er die Schuld für das geben kann, was geschehen ist. Er würde sonst niemand aus den eigenen Reihen opfern, aber wenn ich Euch nenne, hätte er vermutlich nichts einzuwenden. Ein paar Tage strenger Befragung, und Ihr würdet alles gestehen. Selbst, daß Ihr ein Schattenfreund seid. Innerhalb einer Woche würde Euer Kopf unter der Axt des Henkers rollen!«

Auf Carridins Stirn bildeten sich Schweißperlen. »Mein Kommandant …« Er schluckte erst einmal. »Aus den Worten meines Kommandanten entnehme ich, daß es einen anderen Weg gibt. Wenn er ihn mir aufzeigt, schwöre ich, unverzüglich zu gehorchen.«

Jetzt, dachte Niall. *Jetzt fallen die Würfel.* Er hatte eine Gänsehaut, als befinde er sich in einer Schlacht und erkenne gerade in diesem Moment, daß jeder Mann auf hundert Schritt Umgebung ein Feind war. Kommandierende Lordhauptmänner wurden nicht vom Henker enthauptet, aber mehr als einer war plötzlich und unerwartet verstorben, wurde kurz betrauert und dann ebenso schnell durch einen Mann mit weniger gefährlichen Einfällen ersetzt.

»Kind Carridin«, sagte er mit fester Stimme, »Ihr werdet sicherstellen, daß dieser falsche Drache nicht stirbt. Und falls irgendwelche Aes Sedai kommen und sich gegen ihn stellen, anstatt ihn zu unterstützen, werdet Ihr Eure ›Messer im Dunklen‹-Taktik anwenden.«

Die Kinnlade des Inquisitors klappte herunter. Doch er erholte sich schnell und sah Niall berechnend an. »Aes Sedai zu töten ist sowieso meine Pflicht, aber … einem falschen Drachen zu gestatten, sich frei zu bewegen? Das … das wäre … Verrat. Und Blasphemie.«

Niall holte tief Luft. Er spürte, wie ihn im Schatten unsichtbare Messer bedrohten. Aber nun gab es kein Zurück mehr. »Es ist kein Verrat, wenn man tut, was notwendig ist. Und man kann selbst Blasphemie tolerieren, wenn sie einem guten Zweck dient.« Allein diese beiden Sätze könnten reichen, um ihn zu töten. »Wißt Ihr, wie man am besten die Menschen unter sich vereint, Kind Carridin? Den schnellsten Weg? Nein? Laßt einen Löwen – einen tollwütigen Löwen – auf der Straße los. Und wenn die Menschen in Panik sind, wenn ihre Knie weich vor Angst sind, sagt ihnen ganz gelassen, daß Ihr euch darum kümmern werdet. Dann tötet Ihr ihn und befehlt ihnen, den Kadaver dort aufzuhängen, wo ihn jeder sehen kann. Bevor sie Zeit zum Nachdenken haben, gebt ihnen einen weiteren Befehl, und sie werden wieder gehorchen. Und wenn Ihr weiterhin Befehle gebt, werden sie ihnen weiterhin gehorchen, denn Ihr seid derjenige, der sie gerettet hat, und wer wäre besser geeignet, sie zu führen?«

Carridin bewegte unruhig den Kopf. »Wollt Ihr … wollt Ihr alles einnehmen, mein Kommandant? Nicht nur die Ebene von Almoth, sondern auch noch Tarabon und Arad Doman?«

»Was ich will, ist meine Sache. Euch ist es lediglich gegeben, mir zu gehorchen, wie Ihr es geschworen habt. Ich erwarte, noch heute abend zu hören, daß Boten auf schnellen Pferden zur Ebene unterwegs sind. Ich bin sicher, Ihr wißt, wie Ihr die Befehle formulieren müßt, damit niemand ahnt, was er nicht wissen soll. Wenn Ihr jemanden mit Euren Truppen hindern müßt, dann die Taraboner und die Domani. Es wäre nicht gut, wenn sie meinen Löwen töteten. Nein, beim Licht, wir werden sie zum Frieden zwingen.«

»Wie mein Kommandant befiehlt«, sagte Carridin verbindlich. »Ich höre und gehorche.« Zu glatt.

Niall lächelte kalt. »Falls Euer Eid nicht ausreichen sollte, wißt dies: Wenn dieser falsche Drache stirbt, bevor ich es anordne, oder falls er von den Hexen aus Tar Valon gefangen wird, wird man Euch eines Morgens mit einem Dolch im Herzen auffinden. Und sollte ich Opfer eines … Unfalls … werden oder auch nur an Altersschwäche sterben, werdet Ihr diesen Monat auch nicht überleben.«

»Mein Kommandant, ich habe geschworen zu gehorchen …«

»Das habt Ihr«, unterbrach ihn Niall. »Seht zu, daß Ihr Euch immer darauf besinnt. Geht jetzt.«

»Wie mein Kommandant befiehlt.« Diesmal klang Carridins Stimme nicht mehr so fest.

Die Tür schloß sich hinter dem Inquisitor. Niall rieb sich die Hände. Ihm war kalt. Die Würfel rollten, und man konnte noch nicht sagen, welche Augen oben liegen würden, wenn sie liegenblieben. Die Letzte Schlacht nahte

wirklich. Nicht Tarmon Gai'don aus der Legende, wo der Dunkle König aus seinem Gefängnis freikam und sich ihm der Wiedergeborene Drache entgegenstellte. Das ganz bestimmt nicht. Die Aes Sedai im Zeitalter der Legenden hatten vielleicht ein Loch in das Gefängnis des Dunklen Königs im Shayol Ghul gebrochen, aber Lews Therin Brudermörder und seine Hundert Gefährten hatten es wieder verschlossen und versiegelt. Der Gegenschlag hatte die männliche Hälfte der Wahren Quelle auf ewig befleckt und sie in den Wahnsinn getrieben. So hatte die Zerstörung ihren Lauf genommen. Doch einer dieser damaligen Aes Sedai war stärker als zehn der Hexen aus Tar Valon von heute. Die Siegel, die sie angefertigt hatten, würden halten.

Pedron Niall war ein Verfechter kalter Logik, und er hatte sich ausgedacht, wie Tarmon Gai'don wirklich verlaufen würde. Bestialische Trolloc-Horden würden sich aus der Großen Fäule nach Süden ergießen wie in den Trolloc-Kriegen vor zweitausend Jahren. Angeführt würden sie von den Myrddraal, den Halbmenschen, und vielleicht sogar von ein paar neuen menschlichen Schattenlords aus den Reihen der Schattenfreunde. Die Menschheit, aufgesplittert in sich ewig streitende Staaten, konnte dem nicht widerstehen. Aber er, Pedron Niall, würde die Menschheit unter dem Banner der Kinder des Lichts einen. Es würde neue Legenden geben, die berichteten, wie Pedron Niall Tarmon Gai'don geführt und gewonnen hatte.

»Zuerst«, murmelte er, »lasse ich den tollwütigen Löwen los.«

»Einen tollwütigen Löwen?«

Niall fuhr auf dem Absatz herum, als ein knochiger, kleiner Mann mit einer riesigen Hakennase hinter einem der aufgehängten Banner hervorschlüpfte. Er sah nur einen Augenblick lang den Teil der Täfelung, der sich wieder schloß. Das Banner hing nun schlaff an der Wand.

»Ich habe dir diesen Geheimgang gezeigt, Ordeith«, fauchte Niall, »damit du zu mir kommen kannst, wenn ich dich rufe, ohne daß die halbe Festung Bescheid weiß, und nicht, damit du meine privaten Gespräche belauschst!«

Ordeith verbeugte sich verbindlich und kam durch den Raum zu ihm herüber. »Lauschen, Großer Lord? Das würde ich niemals tun. Ich bin nur gerade angekommen und konnte nicht verhindern, Eure letzten Worte zu hören. Es war nicht mehr als das.« Sein Lächeln erschien leicht spöttisch, aber dieses Lächeln lag immer auf seinem Gesicht. Niall hatte es nie anders gesehen, selbst wenn der Bursche überhaupt keinen Grund hatte anzunehmen, daß ihn jemand beobachtete.

Einen Monat zuvor, mitten im Winter, war der schlaksige kleine Bursche in Amadicia aufgetaucht, zerlumpt und halb erfroren, und irgendwie brachte er es fertig, sich den Weg bis zu Pedron Niall selbst an sämtlichen Wachen und Sekretären vorbeizureden. Er schien über die Ereignisse auf der Toman-Halbinsel besser Bescheid zu wissen als Carridin in seinen umfangreichen, wenn auch unklaren Berichten, besser auch als Byar und mehr als in irgendeinem Bericht stand oder einem Gerücht zu hören war, das Niall zu Ohren gekommen war. Sein Name war natürlich falsch. In der Alten Sprache hieß Ordeith ›wurmstichiges Holz‹. Als Niall ihn daraufhin ansprach, sagte er nur: »Wer wir waren, das weiß kein Mensch mehr, und das Leben ist bitter.« Aber schlau war er. Er war es gewesen, der Niall darauf brachte, wie die kommenden Ereignisse vermutlich verlaufen würden.

Ordeith ging zum Tisch und nahm eine der Zeichnungen in die Hand. Als er sie genügend weit aufrollte, um das Gesicht des jungen Mannes sehen zu können, verstärkte sich sein Lächeln zu einer Grimasse.

Niall ärgerte sich darüber, daß der Mann ungebeten gekommen war. »Du findest wohl einen falschen Drachen lustig, Ordeith? Oder ängstigt es dich?«

»Ein falscher Drache?« fragte Ordeith leise. »Ja. Ja, das muß er natürlich sein. Was sonst könnte er sein?« Er lachte schrill auf. Niall ging das Lachen auf die Nerven. Manchmal glaubte Niall, daß Ordeith zumindest halb verrückt sein mußte.

Aber er ist schlau, verrückt oder nicht. »Was meinst du, Ordeith? Du scheinst ihn zu kennen.«

Ordeith fuhr zusammen, als habe er die Anwesenheit des kommandierenden Lordhauptmanns vergessen. »Ihn kennen? O ja, ich kenne ihn. Er heißt Rand al'Thor. Er kommt von den Zwei Flüssen im Hinterland von Andor, und er ist ein so schlimmer Schattenfreund, daß Eure Seele sich krümmte, wüßte sie nur die Hälfte seiner Schandtaten.«

»Die Zwei Flüsse«, sagte Niall nachdenklich. »Jemand hat kürzlich einen anderen Schattenfreund von dort erwähnt, auch einen Jüngling. Seltsam, wenn man bedenkt, daß Schattenfreunde aus einer solchen Gegend kommen sollen. Aber es gibt natürlich überall welche.«

»Einen anderen, Großer Lord?« fragte Ordeith. »Von den Zwei Flüssen? Ist es Matrim Cauthon oder Perrin Aybara? Sie sind genauso alt wie er und stehen ihm an Bösartigkeit nur wenig nach.«

»Mir wurde der Name Perrin genannt«, sagte Niall mit gerunzelter Stirn. »Drei davon, sagst du? Von den Zwei Flüssen kommt doch sonst nur Wolle und Tabak. Ich bezweifle, daß es noch einen anderen Ort gibt, der abgeschiedener vom Rest der Welt ist.«

»In einer Stadt müssen sich Schattenfreunde verbergen und können ihre wahre Natur nicht offen zeigen. Sie müssen mit anderen Umgang pflegen, mit Fremden, die von anderswo kommen und wieder weiterreisen und dabei erzählen, was sie gesehen und erlebt haben. Aber in ruhigen, von der Welt abgeschnittenen Dörfern, wo man kaum jemals einen Fremden sieht … Welcher Ort könnte für eine ganze Gemeinde von Schattenfreunden besser geeignet sein?«

»Wie kommt es, daß du die Namen von drei Schattenfreunden kennst, Ordeith? Drei Schattenfreunden vom Ende der Welt? Du hast viele Geheimnisse, Wurmholz, und du ziehst mehr Überraschungen aus dem Ärmel als ein Gaukler.«

»Wie kann jemand *alles* erzählen, was er weiß, Großer Lord?« sagte der kleine Mann verbindlich. »Es wäre doch nur Geschwätz, bis einmal etwas Nützliches dabei ist. Ich werde Euch folgendes sagen, Großer Lord: Dieser Rand al'Thor, dieser Drache, ist tief mit den Zwei Flüssen verwurzelt.«

»Falscher Drache!« sagte Niall scharf, und der andere Mann verbeugte sich.

»Natürlich, Großer Lord. Ich habe mich versprochen.«

Plötzlich bemerkte Niall, daß Ordeith die Zeichnung in seinen Händen zerknüllt und zerrissen hatte. Auch wenn das Gesicht des Mannes, abgesehen von dem sardonischen Lächeln, ruhig blieb, zuckten doch seine Hände und verkrampften sich um das Pergament.

»Hör auf damit!« befahl Niall. Er schnappte sich die Rolle aus Ordeiths Händen und glättete sie, so gut es ging. »Ich habe nicht so viele Bilder von diesem Mann, daß ich es mir leisten kann, eines davon zerstören zu lassen.« Ein großer Teil des Bildes war verschmiert, und durch die Brust des jungen Mannes lief ein Riß, aber wie durch ein Wunder war das Gesicht völlig unbeschädigt geblieben.

»Vergebt mir, Großer Lord.« Ordeith verbeugte sich tief. Sein Lächeln blieb unverändert. »Ich hasse Schattenfreunde.«

Niall betrachtete das Gesicht auf der Zeichnung. *Rand al'Thor von den Zwei Flüssen.* »Vielleicht muß ich die Zwei Flüsse in meine Pläne einbeziehen. Wenn der Schnee schmilzt. Vielleicht.«

»Wie der Große Lord wünschen«, sagte Ordeith ausdruckslos.

Die Grimasse auf Carridins Gesicht ließ alle zurückschrecken, als er durch die Säle der Festung schritt. Allerdings suchten sowieso kaum Menschen die Nähe von Zweiflern. Diener, die geschäftig umhereilten, drückten sich an die Wände, und selbst Männer mit Goldknoten als Rangabzeichen auf den weißen Umhängen benützten plötzlich Seitengänge, wenn sie sein Gesicht sahen. Er öffnete die Tür zu seinen Räumen und warf sie hinter sich zu. Er fühlte nicht wie sonst die Befriedigung darüber, die schönen Teppiche aus Tarabon und Tear zu sehen, mit ihren reichen Gold- und Blautönen, die versilberten Spiegel aus Illian, die goldenen Blätter, die den langen, wunderbar durch Schnitzereien verzierten Tisch in der Mitte des Raums umsäumten. Ein Meister aus Lugard hatte daran fast ein Jahr lang gearbeitet. Diesmal bemerkte er das alles kaum.

»Scharbon!« Ausnahmsweise einmal erschien sein Leibdiener nicht. Der Mann sollte an sich die Zimmer in Ordnung bringen. »Das Licht versenge dich, Scharbon! Wo bist du?«

Aus dem Augenwinkel nahm er eine Bewegung wahr, und er wandte sich dorthin, um Scharbon fluchend zur Schnecke zu machen. Doch die Flüche erstarben ihm auf den Lippen, als ein Myrddraal mit der Geschmeidigkeit einer Schlange einen Schritt auf ihn zu tat. Die Gestalt ähnelte der eines Menschen, und er war auch etwa durchschnittlich groß, doch damit endete alle Ähnlichkeit. Stumpfschwarze Kleider und ein Umhang, der sich kaum mitbewegte, ließen seine larvenbleiche Haut noch blasser erscheinen. Und er hatte keine Augen. Dieser augenlose Blick erfüllte Carridin mit Angst, so wie es Tausenden anderer schon ergangen war.

»Wa …« Carridin hielt inne, um tief durchzuatmen und sich zu bemühen, seine Stimme wieder normal klingen zu lassen. »Was machst du hier?« Seine Stimme klang immer noch schrill.

Die blutleeren Lippen des Halbmenschen verzogen sich zu einem Lächeln. »Wo es Schatten gibt, darf ich hingehen.« Seine Stimme klang, als raschle eine Schlange durch abgestorbene Blätter. »Ich überwache alle, die mir dienen.«

»Ich die …«

Es hatte keinen Zweck. Mit Mühe riß Carridin den Blick von dieser glatten Fläche blasser, mehliger Gesichtshaut und wandte ihm den Rücken zu. Ein Schauder lief seinen Rücken hinunter. Ein Myrddraal hinter ihm … Alles sah in dem Spiegel an der Wand vor ihm klar und deutlich aus. Alles, bis auf den Halbmenschen. Der Myrddraal war nur ein verwaschener Fleck. Auch nicht gerade ein beruhigender Anblick, aber immer noch besser, als diesem Blick zu begegnen. Ein wenig Kraft kehrte in Carridins Stimme zurück.

»Ich diene dem …« Er schwieg, als ihm mit einem Mal klar wurde, wo er sich befand: im Herzen der Festung

des Lichts. Nur ein Gerücht dessen, was er auszusprechen im Begriff war, hätte genügt, um ihn der Hand des Lichts zu überantworten. Der niedrigste aller Kinder des Lichts würde ihn auf der Stelle niederstrecken, hörte er diese Worte. Er war allein bis auf den Myrddraal und vielleicht Scharbon … *Wo ist dieser verfluchte Kerl?* Es wäre gut, noch einen Menschen bei sich zu haben, um mit ihm diesen Blick des Halbmenschen zu teilen, auch wenn er den anderen hinterher beseitigen mußte. Trotzdem senkte er seine Stimme. »Ich diene dem Großen Herrn der Dunkelheit, genau wie du. Wir dienen beide.«

»Wenn du es so sehen willst?« Der Myrddraal lachte, und der Ton ließ Carridin bis ins Mark erschauern. »Wie auch immer, ich will wissen, wieso du dich hier befindest und nicht auf der Ebene von Almoth.«

»Ich … auf Befehl des kommandierenden Lordhauptmanns.«

Der Myrddraal schnarrte: »Die Worte deines kommandierenden Lordhauptmanns sind Dung! Dein Befehl lautete, den Menschen namens Rand al'Thor zu finden und zu töten. Das ist wichtiger als alles andere. Alles andere! Warum gehorchst du nicht?«

Carridin holte tief Luft. Der Blick in seinem Rücken traf ihn wie ein Messer, das an seinem Rückgrat entlangschnitt. »Die Lage … hat sich geändert. Es gibt Dinge, die ich nicht mehr so gut wie zuvor in der Hand habe.« Ein hartes Kratzen ließ ihn abrupt herumfahren.

Der Myrddraal fuhr mit einer Hand über die Tischfläche, und von seinen Fingernägeln stiegen dünne Rauchwölkchen auf. »Nichts hat sich geändert, Mensch. Du hast deine Eide dem Licht gegenüber gebrochen und neue Eide geschworen, und *denen* wirst du Folge leisten!«

Carridin starrte die Furchen an, die sich durch das glänzende Holz der Tischfläche zogen, und er schluckte krampfhaft. »Ich verstehe nicht. Warum ist es plötzlich so wichtig, ihn zu töten? Ich glaubte, der Große Herr der Dunkelheit wolle ihn benützen?«

»Du stellst meine Worte in Frage? Ich sollte dir die Zunge herausreißen. Es steht dir nicht zu, etwas in Frage zu stellen! Oder etwas zu verstehen. Du hast nur zu gehorchen! Du wirst Hunden zeigen, was Gehorsam ist. Hast du das begriffen? Bei Fuß, Hund, und gehorche deinem Herrn!«

Zorn drang durch seine Angst hindurch, und Carridins Hand glitt an seine Hüfte, doch das Schwert hing nicht dort. Es lag im Nebenzimmer, wo er es gelassen hatte, als er zu Pedron Niall gerufen worden war.

Der Myrddraal bewegte sich schneller als eine angreifende Viper. Carridin öffnete den Mund, um zu schreien, als die vorschnellende Hand sich mit einem eisernen Griff um sein Handgelenk schloß. Seine Knochen wurden zerdrückt, und rasender Schmerz durchfuhr seinen Arm. Doch der Schrei verließ seinen Mund nicht, denn die andere Hand des Halbmenschen ergriff sein Kinn und zwang seine Kiefer, sich zu schließen. Seine Fersen hoben sich, und dann verloren seine Zehen den Kontakt mit dem Boden. Grunzend und gurgelnd hing er im Griff des Myrddraals.

»Hör mich an, Mensch. Du wirst diesen Jüngling finden und so schnell wie möglich töten. Glaube nicht, daß du mich täuschen kannst. Es gibt andere deiner *Kinder,* die mir sagen werden, wenn du dich von deiner Aufgabe abwendest. Aber ich werde dich anspornen. Falls dieser Rand al'Thor nicht in einem Monat tot ist, töte ich einen von deinem Blut: einen Sohn, eine Tochter, eine Schwester, einen Onkel. Du wirst nicht wissen, wen, bis der Erwählte schreiend gestorben ist. Wenn er noch einen Monat am Leben bleibt, töte ich wieder einen. Und dann wieder und wieder. Und wenn keiner von deinem Blut mehr lebt außer dir und er ist immer noch am Leben, dann bringe ich dich zum Shayol Ghul.« Er lächelte. »Es wird Jahre dauern, bis du gestorben bist, Mensch. Verstehen wir uns jetzt?«

Carridin gab einen erstickten Laut von sich – teils Stöhnen, teils Wimmern. Er glaubte, sein Hals müsse gleich brechen.

Mit einem Knurren schleuderte der Myrddraal ihn quer durch den Raum. Carridin krachte gegen die gegenüberliegende Wand und glitt betäubt auf den Läufer davor. Mit dem Gesicht nach unten versuchte er, Luft zu holen.

»Verstehen wir uns, Mensch?«

»Ich … ich höre und gehorche«, brachte Carridin mit zum Teppich gewandtem Gesicht heraus. Er hörte keine Antwort.

Er drehte sich um und stöhnte auf, weil sein Hals so schmerzte. Außer ihm selbst befand sich niemand im Zimmer. Die Legenden berichteten, daß die Halbmenschen auf Schatten wie andere auf Pferden ritten, und wenn sie sich zur Seite wandten, dann verschwanden sie. Keine Wand konnte sie zurückhalten. Carridin hätte am liebsten geweint. Er schob sich mühsam hoch und fluchte über den stechenden Schmerz in seinem Handgelenk.

Die Tür öffnete sich, und Scharbon eilte herein. Er war ein molliger Mann und trug einen Korb auf den Armen. Er blieb stehen und sah Carridin überrascht an. »Herr, geht es Euch gut? Vergebt mir, daß ich nicht eher gekommen

bin, aber ich ging aus, um Obst zu kaufen …«

Mit seiner unverletzten Hand schlug Carridin Scharbon den Korb aus den Händen. Verschrumpelte Äpfel rollten über den Teppich. Dann schlug er dem Mann obendrein noch mit dem Handrücken ins Gesicht.

»Vergebt mir, Herr«, flüsterte Scharbon.

»Bring mir Papier und Tinte«, knurrte Carridin. »Beeil dich, du Narr! Ich muß Befehle verschicken.« *Aber welche? Wessen Befehle?* Während Scharbon hastig seine Anweisung befolgte, starrte Carridin die Furchen auf der Tischplatte an und zitterte.

Warten

Das Rad der Zeit dreht sich, und die Zeitalter kommen und gehen, hinterlassen Erinnerungen, die zu Legenden werden, verblassen zu bloßen Mythen und sind längst vergessen, wenn das Zeitalter, das sie hervorbrachte, wiederkehrt. In einem Zeitalter, von einigen das Dritte genannt, einem Zeitalter, das noch kommen wird und das schon lange vorbei ist, erhob sich ein Wind in den Bergen des Verderbens. Der Wind stand nicht am Anfang. Es gibt weder Anfang noch Ende, wenn sich das Rad der Zeit dreht. Aber es war ein Beginn.

Der Wind fegte durch lange Täler, in denen der Morgendunst blau und feucht hing, einige mit Nadelbäumen bewaldet, andere noch kahl, doch bald würden Gras und erste Bergblumen sprießen. Er heulte über verfallene Ruinen und verwitterte Denkmäler, genauso von der Welt vergessen wie diejenigen, die sie einst errichteten. Er seufzte durch Pässe, verwitterte Einschnitte zwischen ewig mit Schnee bedeckten Gipfeln. Dichte Wolken hingen an den Gipfeln, so daß es schien, als seien Schnee und Wolken eins.

Im Tiefland war der Winter schon vorbei, aber hier auf den Höhen hielt er sich noch und sprenkelte große, weiße Flecken über die Abhänge. Nur die Nadelbäume oder die Lederblätter waren grün; die anderen Bäume zeigten kahle, braune oder graue Äste und hoben sich kaum von den Felsen oder den noch wintergelben Wiesen ab. Man hörte keinen Laut außer dem Rauschen des Windes über Schnee und Fels. Das Land schien zu warten. Es wartete darauf, daß irgend etwas ausbrach.

Perrin Aybara saß auf seinem Pferd in einem Dickicht aus Lederblattbäumen und Kiefern und zog, vor Kälte zitternd, seinen pelzbesetzten Umhang enger um sich. Das war schwierig, denn er hielt den Langbogen in einer Hand, und an seinem Gürtel hing seine große Axt mit ihrer halbmondförmigen Schneide. Es war eine gute Axt – aus kaltem Stahl gefertigt. Perrin hatte den Blasebalg bedient, als Meister Luhhan sie schmiedete. Der Wind zupfte an seinem Umhang und zerrte die Kapuze von den lockigen, zerzausten Haaren. Er drang sogar noch durch den Stoff seines Mantels. Er bewegte die Zehen in den Stiefeln, um sie etwas aufzuwärmen, und rutschte auf dem an beiden Seiten hochgezogenen Kampfsattel umher. Aber es war nicht die Kälte, an die er gerade dachte. Er musterte seine fünf Begleiter und fragte sich, ob auch sie es spürten. Es war nicht das Warten, nein, irgend etwas anderes lag in der Luft.

Traber, sein Pferd, bewegte sich unruhig und warf den Kopf hoch. Er hatte den braunen Hengst seiner Lieblingsgangart wegen so genannt. Nun schien Traber die Unruhe und Ungeduld seines Reiters zu spüren. *Ich habe genug von dem ewigen Warten. Immer dasitzen, und Moiraine hält uns so kurz, wie es nur geht. Verseng die Aes Sedai! Wann ist endlich Schluß mit der Warterei?*

Er sog den Wind ein. Der Geruch nach Pferden herrschte vor, und nach Männern und deren Schweiß. Vor nicht allzu langer Zeit war ein Kaninchen zwischen diesen Bäumen durchgehoppelt. Es mußte offensichtlich Angst gehabt haben, doch der Fuchs auf seiner Spur hatte es hier jedenfalls noch nicht getötet. Ihm wurde klar, was er da tat, und er hielt inne. *Man sollte denken, bei diesem Wind müßte meine Nase verstopft sein.* Er wünschte es sich beinahe. *Und ich würde sie ganz gewiß nicht von Moiraine behandeln lassen*. Irgend etwas kitzelte seinen Geist. Er weigerte sich, das Gefühl zu akzeptieren. Er erwähnte es seinen Gefährten gegenüber nicht.

Auch die fünf anderen Männer saßen aufbruchbereit auf ihren Pferden, hatten den kurzen Reiterbogen in der Hand und beobachteten sowohl die dünn bewaldeten Abhänge unter ihnen wie auch den Himmel über ihnen. Der Wind, der ihre Umhänge wie Fahnen flattern ließ, schien sie nicht zu stören. Durch einen Schlitz im Umhang ragte über die Schultern jedes Mannes der Griff eines Zweihandschwerts auf. Beim Anblick ihrer bis auf den Haarknoten in der Mitte kahlgeschorenen Köpfe wurde Perrin die Kälte noch mehr bewußt. Für sie war das bereits ein echtes Vorfrühlingswetter. Alles Weiche war von einem härteren Schmied, als er je einen kennengelernt hatte, aus ihnen herausgehämmert worden. Sie waren Shienarer aus den Grenzlanden oben am Rand der Großen Fäule, wo jede Nacht Trolloc-Überfälle drohten und selbst ein Bauer oder Händler gezwungen sein konnte, zum Schwert oder zum Bogen zu greifen. Und diese Männer waren gewiß keine Bauern, sondern von klein auf zu Soldaten erzogen worden.

Er fragte sich manchmal, wieso sie ihn eigentlich in diesem Maße anerkannten und seine Führung hinnahmen. Es war, als hielten sie es für sein ganz besonderes Recht, als wisse er einiges, was ihnen selbst verborgen blieb. *Oder es sind einfach meine Freunde,* dachte er bescheiden. Sie waren nicht so groß und kräftig gebaut wie er – die Jahre als Lehrling in einer Schmiede hatten ihm Schultern und Arme verliehen, die für zwei Männer gereicht hätten –, aber mittlerweile hatte er angefangen, sich jeden Tag zu rasieren, damit sie ihn nicht immer wegen seiner Jugend verspotteten. Es waren wohl freundliche Scherze, aber sie trafen ihn dennoch. Nein, er ließ das am besten gar nicht

mehr aufkommen, indem er ihnen jetzt von seinem unbestimmten Gefühl erzählte.

Perrin schreckte auf, als ihm klar wurde, daß er ja auch Wache halten mußte. Er überprüfte kurz den Pfeil, den er schußbereit aufgelegt hatte, und spähte das nach Westen verlaufende Tal hinunter. Es wurde weiter unten breiter. Schneebänder zogen sich im Hangprofil gekrümmt an der nördlichen Seite entlang. Der Winter war noch nicht vergessen. Die meisten der verstreuten Bäume dort unten reckten noch immer kahle Äste dem Himmel entgegen, aber an den Hängen und auch auf der Talsohle standen genug immergrüne Bäume – Kiefer und Lederblatt, Tanne und Bergholunder und sogar ein paar hochaufragende Grünholzbäume –, um demjenigen Deckung zu geben, der es auszunützen wußte. Aber hierher kam man auch nur, wenn man einen besonderen Grund hatte. Die Bergwerke befanden sich weit im Süden oder eben noch weiter nördlich. Die meisten Menschen glaubten, es brächte Unglück, die Verschleierten Berge zu betreten, und wer es vermeiden konnte, kam nicht hierher. Perrins Augen glitzerten in mattem Gold.

Aus dem Kitzeln wurde ein starkes Jucken. *Nein!*

Er konnte das Gefühl verdrängen, aber die gespannte Erwartung blieb. Als wandle er dicht an einem Abgrund. Als schwanke alles um ihn herum. Er fragte sich, ob in den Bergen etwas Unangenehmes auf sie warte. Vielleicht gab es einen Weg, das festzustellen. An Orten wie diesen, wo nur selten Menschen zu sehen waren, lebten zumeist Wölfe. Er unterdrückte den Gedanken, bevor er übermächtig wurde. *Besser, nichts Genaues zu wissen. Immer noch besser als das*. Es waren sicher nicht viele, aber sie hatten ihre Kundschafter. Falls sich da draußen irgend etwas tat, würden sie es herausfinden. *Das ist meine Schmiede. Hier schüre ich das Feuer. Laß sie sich um ihr eigenes Feuer kümmern.* Er sah besser als die anderen, und so war er der erste, der den Reiter entdeckte. Er kam aus der Richtung von Tarabon. Selbst für ihn war der Reiter nur ein bunter Farbklecks auf einem Pferd, der sich in großer Entfernung zwischen den Bäumen durchwand, einmal sichtbar und dann wieder nicht. Ein gescheckтes Pferd, dachte er. *Und nicht zu früh!* Er öffnete den Mund, um es den anderen mitzuteilen – natürlich würde es wie jeder Reiter zuvor eine Frau sein –, als Masema plötzlich wie einen Fluch das Wort »Rabe!« knurrte.

Perrin riß den Kopf hoch. Ein großer schwarzer Vogel schwebte keine hundert Schritt entfernt über den Baumwipfeln. Er spähte vielleicht nach irgendeinem kleinen Tier oder einem Stück Aas im Schnee, doch Perrin konnte kein Risiko eingehen. Er schien sie nicht entdeckt zu haben, aber der sich nähernde Reiter würde bald in seinem Blickfeld auftauchen. So hob er noch beinahe im gleichen Augenblick den Bogen, zog den Pfeil mit seinen Federn bis an seine Wange, sein Ohr, und schoß ihn mit einer fließenden Bewegung ab. Er war sich undeutlich des Summens weiterer Bogensehnen bewußt, doch seine Aufmerksamkeit galt ganz dem Vogel.

Plötzlich überschlug sich der in einem Regen mitternachtsfarbener Federn, als sein Pfeil ihn traf. Er taumelte vom Himmel herab, und gleichzeitig zischten zwei weitere Pfeile dort vorbei, wo er sich gerade noch befunden hatte. Mit leicht gesenkten Bögen suchten die anderen Shienarer den Himmel ab, ob sich noch weitere Raben zeigten.

»Muß er ihm berichten«, fragte Perrin leise, »oder sieht … *er* … durch seine Augen?« Die Frage war nicht für die Ohren der anderen bestimmt gewesen, aber Ragan, der jüngste der Shienarer, nur etwa zehn Jahre älter als er, antwortete, während er einen neuen Pfeil bei seinem kurzen Bogen auflegte.

»Er muß berichten. Gewöhnlich einem Halbmenschen.« In den Grenzlanden wurde für das Erlegen von Raben eine Prämie bezahlt. Keiner dort wagte es anzunehmen, daß ein Rabe einfach nur ein Vogel sei. »Licht, wenn Herzbann auch noch sehen könnte, was immer die Raben sehen, dann wären wir schon tot gewesen, bevor wir die Berge erreichten.« Ragan sagte das so leichthin; für einen shienarischen Soldaten war das alltäglich.

Perrin schauderte, und das kam nicht von der Kälte. In seinem Hinterkopf knurrte irgend jemand eine Herausforderung auf Leben und Tod. Herzbann. Verschiedene Namen in verschiedenen Ländern – Seelenbann und Herzfang, Herr der Gräber und Herr des Zwielichts – und überall die Namen ›Vater der Lügen‹ und der ›Dunkle König‹. Alles, um zu vermeiden, ihn beim richtigen Namen zu nennen und seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Der Dunkle König sandte oft Raben und Krähen und in den Städten Ratten aus. Perrin zog einen weiteren Pfeil mit breiter Spitze aus dem Köcher an der Hüfte gegenüber seiner Axt.

»Der ist zwar so groß wie ein Knüppel«, meinte Ragan mit einem bewundernden Blick auf Perrins Bogen, »aber er kann vielleicht schießen! Ich möchte nicht sehen, was er einem Mann in voller Rüstung antun kann.« Die Shienarer trugen zur Zeit nur leichte Kettenhemden unter den Mänteln, aber normalerweise kämpften sie in Rüstungen, und ihre Pferde trugen metallbeschlagene Decken.

»Zu lang für einen Reiter«, spottete Masema. Die dreieckige Narbe auf seiner dunklen Wange ließ sein Grinsen noch verächtlicher wirken. »Ein guter Brustpanzer hält jeden Pfeil ab, außer bei ganz kurzer Entfernung, und wenn dein erster Schuß danebengeht, wird der Mann, auf den du geschossen hast, dir den Bauch aufschlitzen.«

»Das ist es ja gerade, Masema.« Ragan entspannte sich ein wenig, da der Himmel leer geblieben war. Der Rabe mußte ein Einzelgänger gewesen sein. »Mit diesem Zwei-Flüsse-Bogen muß man halt nicht so nahe dran sein, wetten?« Masema öffnete den Mund.

»Ihr beiden, hört auf, eure blutigen Zungen zu wetzen!« fauchte Uno. Seine Gesichtszüge wirkten selbst für einen Shienarer hart – mit der langen Narbe über der linken Wange und dem fehlenden Auge. Auf ihrem Weg in die Berge hatte er sich im Herbst eine bunte Augenklappe zugelegt, doch das immer finster dreinblickende, aufgemalte feuerrote Auge half nicht, daß man seinen Blick leichter ertragen konnte. »Wenn ihr euren verfluchten Verstand nicht bei eurer verfluchten Aufgabe haltet, dann sorge ich dafür, daß ihr durch sengende Extrawachen heute nacht verflucht beruhigt werdet.« Ragan und Masema gaben unter seinem Blick Ruhe. Er sah sie noch einmal finster an und wandte sich dann wieder etwas freundlicher Perrin zu. »Siehst du schon irgend etwas?« Sein Tonfall war vielleicht ein wenig rauher als einem Kommandanten gegenüber, dem ihn der König von Shienar oder der Herr von Fal Dara unterstellt hätte, aber es lag doch eine gewisse Bereitschaft darin, zu tun, was immer Perrin vorschlug.

Die Shienarer wußten, wie weit er sehen konnte, aber sie nahmen es ganz selbstverständlich hin, genauso wie seine Augenfarbe. Natürlich kannten sie noch nicht einmal die halbe Wahrheit, aber sie nahmen ihn so, wie er war. Wie sie dachten, daß er sei. Sie schienen überhaupt alles hinzunehmen. Die Welt verändert sich, sagten sie. Alles drehte sich mit den Rädern des Zufalls und der Veränderung. Wenn ein Mann Augen hatte, deren Farbe noch nie zuvor bei einem Menschen aufgetaucht war, nun ja, was hatte das schon zu bedeuten?

»Sie kommt«, sagte Perrin. »Ihr solltet sie jetzt auch sehen können. Dort!« Er deutete hinüber. Uno beugte sich vor und spähte angestrengt in die gewiesene Richtung. Dann nickte er zweifelnd.

»Da bewegt sich verflucht noch mal etwas.« Einige der anderen nickten und murmelten zustimmend. Uno funkelte sie an, und sie kehrten zu ihrer eigentlichen Beschäftigung zurück, Himmel und Berge zu beobachten. Plötzlich wurde Perrin klar, was die lebhaften Farben an der entfernten Reiterin zu bedeuten hatten. Ein leuchtend grüner Rock lugte unter einem hellroten Umhang hervor. »Sie gehört zum Fahrenden Volk«, sagte er überrascht. Niemand sonst kleidete sich in solch leuchtende Farben und eigenartige Zusammenstellungen, jedenfalls nicht freiwillig.

Unter den Frauen, die sie manchmal getroffen und tiefer in die Berge geleitet hatten, war so ziemlich jede Sorte gewesen: eine Bettlerin in Lumpen, die sich zu Fuß durch den Schneesturm kämpfte, eine Händlerin, die ganz allein eine Schar von beladenen Packpferden führte, eine Lady in Seide und Pelzen, die auf einem goldverzierten Damensattel saß und ihr Pferd mit rotbefransten Zügeln lenkte … Die Bettlerin zog mit einem Beutel Silber weiter – mehr als sie sich nach Perrins Meinung zu geben leisten konnten –, bis die Lady mit einem noch fetteren Beutel Gold abreiste. Frauen in jeder Lebenslage, aus Tarabon und Ghealdan und sogar aus Amadicia. Doch er hatte nicht erwartet, eine der Tuatha'an hier zu treffen.

»Eine verdammte Kesselflickerin?« rief Uno. Die anderen teilten seine Überraschung.

Ragans Haarknoten wackelte, als er den Kopf schüttelte. »Ein Kesselflicker läßt sich doch nicht in so was verwickeln! Entweder sie gehört nicht zu ihnen, oder es ist nicht diejenige, die wir erwarten.«

»Kesselflicker«, grollte Masema. »Nutzlose Feiglinge.«

Unos Auge zog sich zusammen, bis es wie das Schaftloch eines Ambosses wirkte. Zusammen mit dem roten aufgemalten Auge auf seiner Augenklappe verlieh ihm das das Aussehen eines echten Schurken. »Feiglinge, Masema?« fragte er leise. »Wenn du eine Frau wärst, hättest du den verfluchten Mut, allein und verdammt noch mal unbewaffnet hier heraufzureiten?« Es gab keinen Zweifel daran, daß sie unbewaffnet war, wenn sie zu den Tuatha'an gehörte. Masema hielt den Mund, doch die Narbe auf seiner Wange trat straff und blaß hervor.

»Verbrennt mich, wenn ich das wagte«, sagte Ragan. »Und verbrennt mich, wenn du den Mut hättest, Masema.« Der zupfte an seinem Umhang und suchte auffällig konzentriert den Himmel ab.

Uno schnaubte. »Das Licht gebe, daß der verdammte Aasfresser verflucht noch mal allein war«, murmelte er.

Langsam wand sich die zerzauste, braun-weiße Stute zwischen den Bäumen hindurch näher heran. Sie suchte sich ihren Weg dort, wo der Boden zwischen breiten Schneewehen bereits schneefrei war. Einmal ließ die buntgekleidete Frau ihr Pferd anhalten und betrachtete etwas auf dem Boden. Dann zog sie die Kapuze ihres Umhangs ein Stückchen weiter nach vorn und brachte ihr Pferd mit Fersendruck zum langsamen Weitergehen. *Der Rabe,* dachte Perrin. *Sieh diesen Vogel nicht an, Frau, sondern reite lieber weiter. Vielleicht hast du eine Nachricht für uns, die uns endlich hier herausbringt. Falls uns Moiraine hier wegläßt, bevor es wirklich Frühling ist. Seng sie!* Einen Augenblick lang war er selbst nicht sicher, ob er damit die Aes Sedai meinte oder die Kesselflickerfrau, die sich viel Zeit zu nehmen schien.

Wenn sie so weitermachte, würde die Frau gute dreißig Schritt entfernt von ihnen auf der anderen Seite des

Dickichts vorbeikommen. Sie sah unverwandt dorthin, wo ihre scheckige Stute ausschritt, und ließ sich nicht anmerken, ob sie sie zwischen den Bäumen erspäht hatte.

Perrin stupste die Flanken des Hengstes sanft mit den Fersen, und der Braune sprang vorwärts. Unter seinen Hufen stob der Schnee auf. Hinter ihm befahl Uno leise: »Vorwärts!«

Traber war auf dem halben Weg zu ihr, als sie ihrer schließlich gewahr wurde. Sie riß am Zügel ihrer Stute, so daß sie abrupt stehenblieb. Sie beobachtete sie, als die Shienarer einen Kreis um sie bildeten. Ihr roter Umhang wirkte noch greller durch die leuchtend-blauen Stickereien nach einem Muster, das sich Tairen-Labyrinth nannte. Sie war nicht mehr jung. Wo ihr Haar nicht von der Kapuze verborgen wurde, war es fast ganz grau. Ihr Gesicht aber wies kaum Falten auf, außer den kritischen Runzeln auf der Stirn beim Anblick ihrer Waffen. Falls sie erschrocken darüber war, hier im Herz der Bergwildnis bewaffnete Männer anzutreffen, ließ sie es sich jedenfalls nicht anmerken. Ihre Hände ruhten entspannt auf dem Horn ihres alten, aber gepflegten Sattels. Und sie roch auch nicht nach Angst.

Hör auf damit! sagte sich Perrin. Er sprach mit sanfter Stimme, um sie nicht zu erschrecken: »Ich heiße Perrin, gute Frau. Wenn Ihr Hilfe benötigt, werde ich tun, was ich kann. Falls nicht, dann geht im Licht. Doch wenn die Tuatha'an ihre Sitten nicht plötzlich geändert haben, seid Ihr weit von Euren Wagen entfernt!«

Sie musterte sie einen Augenblick lang, bevor sie antwortete. In ihren dunklen Augen lag eine Sanftheit, die bei einer vom Fahrenden Volk nicht überraschte. »Ich suche eine … eine Frau.«

Das Zögern war nur kurz, aber unüberhörbar. Sie suchte nicht nach irgendeiner Frau, sondern nach einer Aes Sedai. »Wie heißt sie denn, gute Frau?« fragte Perrin. Er hatte das in den letzten Monaten zu oft fragen müssen, um die Antwort nicht schon im voraus zu kennen, aber er mußte sich eben alle Mühe geben.

»Sie heißt … Manchmal nennt sie sich Moiraine. Ich heiße Leya.«

Perrin nickte. »Wir werden Euch zu ihr bringen, Frau Leya. Wir haben warme Feuer, und mit etwas Glück gibt es ein heißes Mahl.« Doch er hob die Zügel noch nicht gleich. »Wie habt Ihr uns gefunden?« Er hatte das auch früher schon gefragt – jedesmal, wenn Moiraine ihn zu einem bestimmten Punkt aussandte, um auf eine Frau zu warten, von der sie wußte, daß sie kommen würde. Die Antwort würde die gleiche sein wie immer, aber er mußte die Frage stellen.

Leya zuckte die Achseln und antwortete zögernd: »Ich … wußte, wenn ich hier weiterreite, dann findet mich irgend jemand und bringt mich zu ihr. Ich … wußte es einfach. Ich habe Nachrichten für sie.«

Perrin fragte nicht weiter danach. Die Frauen gaben ihre Informationen ausschließlich an Moiraine weiter. *Und die Aes Sedai teilt uns ihre Wünsche mit.* Er dachte darüber nach. Die Aes Sedai logen niemals, aber man sagte, die Wahrheit einer Aes Sedai sei nicht immer die gleiche Wahrheit, die man selbst sah. *Zu spät, jetzt noch einen Rückzieher machen zu wollen, oder?*

»Hier entlang, Frau Leya«, sagte er und deutete den Hang hinauf. Die Shienarer mit Uno an der Spitze reihten sich hinter Perrin und Leya ein, als sie hinaufritten. Die Soldaten aus den Grenzlanden beobachteten noch immer den Himmel genauso wie das Land, und die beiden Männer am Ende beobachteten den Weg, den sie gekommen waren, mit besonderer Sorgfalt.

Eine Weile lang ritten sie schweigend dahin. Nur die Pferdehufe knirschten manchmal auf dem alten Schneebelag, und manchmal rissen sie Steinbrocken los, die an kahlen Stellen hinunterpolterten. Von Zeit zu Zeit musterte Leya Perrin, seinen Bogen, seine Axt und sein Gesicht, doch sie sagte nichts. Er rutschte unsicher unter ihrer Musterung im Sattel umher und vermied es, sie anzusehen. Er gab Fremden nie gern Gelegenheit, seine Augenfarbe zu entdecken.

Schließlich sagte er: »Ich war überrascht, eine vom Fahrenden Volk hier zu sehen. Es kann doch eigentlich Eurem Glauben nicht entsprechen, oder?«

»Es ist durchaus möglich, das Böse zu bekämpfen, ohne dabei Gewalt anzuwenden.« Ihre Stimme klang, als spräche sie lediglich eine offensichtliche Wahrheit aus.

Perrin grunzte verächtlich und murmelte dann sogleich eine Entschuldigung: »Wäre es nur wirklich so, wie Ihr sagt, Frau Leya.«

»Gewalt schadet dem Anwender genauso wie dem Opfer«, sagte Leya gelassen. »Deshalb fliehen wir vor denen, die uns schaden wollen – sowohl, um sie davor zu bewahren, sich selbst zu schaden, wie auch, um uns vor dem Schaden zu bewahren. Wenn wir Gewalt anwenden, um uns vor dem Bösen zu schützen, unterscheiden wir uns bald nicht mehr von denen, die wir bekämpfen. Wir bezwingen den Schatten mit der Kraft unseres Glaubens.«

Perrin konnte nicht anders, er mußte schnauben. »Frau Leya, ich hoffe, Ihr werdet niemals Trollocs nur mit der Kraft Eures Glaubens bewaffnet gegenüberstehen. Die Kraft ihrer Schwerter wird Euch auf dem Fleck

niedermetzeln.«

»Es ist besser zu sterben, als …«, begann sie, doch der Zorn ließ ihn ihre Worte unterbrechen. Zorn, weil sie es einfach nicht einsehen wollte. Zorn, weil sie lieber sterben würde, als jemanden zu verletzen, gleich, wie böse er auch sei.

»Wenn Ihr weglauft, dann jagen und töten sie Euch und essen Eure Leiche auf. Oder sie warten erst gar nicht, bis Ihr eine Leiche seid. In jedem Fall seid Ihr tot, und das Böse hat gesiegt. Und es gibt Menschen, die genauso grausam sind. Schattenfreunde und andere. Mehr, als ich noch vor einem Jahr geglaubt hätte. Laßt die Weißmäntel zu der Entscheidung kommen, daß Ihr Kesselflicker nicht im Licht wandelt, und dann seht, wie viele von Euch die Kraft Eures Glaubens am Leben halten kann.«

Sie warf ihm einen durchdringenden Blick zu. »Und doch werdet auch Ihr Eurer Waffen nicht froh.«

Woher wußte sie das? Er schüttelte ungeduldig den Kopf, daß sein zerzaustes Haar flog. »Der Schöpfer hat die Welt geschaffen und nicht ich«, murmelte er. »Ich muß eben auf dieser Welt so leben, wie ich kann.«

»So traurig in diesem jungen Alter«, sagte sie leise. »Warum so traurig?«

»Ich sollte aufpassen und nicht quatschen«, sagte er kurz angebunden. »Ihr werdet es mir nicht danken, wenn wir uns verirren.« Er ließ Traber die Fersen spüren, um die Unterhaltung zu beenden, doch er fühlte ihren Blick auf sich ruhen. *Traurig? Ich bin nicht traurig, nur … Licht, ich weiß selbst nicht. Sie sollten halt einen besseren Weg finden, das ist alles.* Wieder juckte es in seinem Hinterkopf, aber da er bereits damit beschäftigt war, Leyas Blick zu ignorieren, ignorierte er auch das. Sie ritten über den Bergkamm und wieder hinunter durch ein bewaldetes Tal mit einem breiten, kalten Bach auf der Sohle. Das Wasser reichte den Pferden bis an die Knie. In der Ferne konnten sie einen Felsabhang sehen, den man in der Form von zwei hoch aufragenden Gestalten behauen hatte. Perrin meinte, es könne sich um einen Mann und eine Frau handeln, obwohl Wind und Regen längst die Unterschiede verwischt hatten. Selbst Moiraine behauptete, sie wisse nicht, wer sie gewesen sein mochten oder wann man sie in den Granit gehauen hatte.

Schleien und kleine Forellen flüchteten vor den Hufen der Pferde – silberne Blitze im klaren Wasser. Ein Hirsch blickte vom Trinken auf, zögerte, als die Gesellschaft aus dem Bach herausritt, und setzte dann mit langen Sprüngen fort ins Dickicht. Eine große, graugestreifte Bergkatze mit schwarzen Flecken schien sich dahinter aus dem Boden zu schieben. Sie war offensichtlich im Anschleichen gestört worden. Sie beäugte einen Moment lang die Pferde, schlug kurz mit dem Schwanz und jagte dann hinter dem Hirsch her. Andererseits sah man hier in den Bergen noch nicht viel Leben. Nur eine Handvoll Vögel saßen auf Zweigen oder pickten am Boden, dort, wo der Schnee geschmolzen war. Weitere würden in ein paar Wochen auf die Höhen zurückkehren, aber eben jetzt noch nicht. Sie sahen keine anderen Raben.

Es war schon später Nachmittag, als Perrin sie zwischen zwei steilen Berghängen hindurchführte. Die verschneiten Gipfel lagen wie immer in Wolken gehüllt. Ein kleiner Bach plätscherte in mehreren Stufen über graue Felsen herunter. In den Bäumen sang ein Vogel, und von weiter vorn her antwortete ihm ein anderer.

Perrin lächelte. Das Signal eines Blaufinken. Das war ein typischer Vogel aus den Grenzlanden. Keiner ritt hier entlang, ohne entdeckt zu werden. Er rieb sich die Nase und sah den Baum nicht an, von dem der erste ›Vogel‹ gesungen hatte.

Der Pfad wurde schmaler. Sie ritten an gekrümmten Lederblattbäumen und ein paar geduckten Bergeichen vorbei. Der einigermaßen ebene Boden neben dem Bach war ein nur etwa zwei Schritte breiter Streifen, und der Bach selbst war auch nicht breiter als ein großer Schritt. Perrin hörte, wie Leya hinter ihm etwas in sich hineinmurmelte. Als er sich nach ihr umsah, warf sie besorgte Blicke auf die steilen Abhänge zu beiden Seiten. Vereinzelte Bäume klebten über ihnen am Steilhang. Es schien fast unmöglich, daß sie nicht abstürzen würden. Die Shienarer ritten endlich wieder entspannt dahin.

Mit einem Mal öffnete sich eine tiefe, ovale Mulde zwischen den Abhängen vor ihnen. Ihre Seiten waren steil, doch lange nicht so gefährlich wie die des engen Weges, auf dem sie sich befunden hatten. Am hinteren Ende der Mulde lag die Quelle des Baches. Perrins scharfe Augen machten einen Mann mit dem Haarknoten eines Shienarers aus, der zu ihrer Linken im Geäst einer Eiche saß. Wäre der Ruf eines roten Hähers erklungen statt eines Blaufinken, dann wäre er dort oben nicht allein und der Weg in die Mulde blockiert gewesen. Eine Handvoll Männer konnte diesen Eingang gegen eine ganze Armee verteidigen. Falls eine Armee kam, würde tatsächlich eine Handvoll Männer so etwas vollbringen müssen.

Unter den Bäumen am Rand der Mulde standen Blockhütten so gut verborgen, daß die um die Lagerfeuer versammelten Männer zunächst schutzlos am Boden zu sitzen schienen. Weniger als ein Dutzend waren zu sehen. Und außerhalb ihres Gesichtsfeldes befanden sich auch nicht viel mehr; das wußte Perrin. Die meisten blickten sich

um, und einige winkten, als sie den Hufschlag hörten. Die Mulde war erfüllt vom Geruch der Pferde und Männer, des in den Kesseln brutzelnden Essens und des lodernden Holzes. Eine lange, weiße Flagge hing schlaff von einem hohen Mast in der Nähe. Eine Gestalt, die mindestens noch einmal alle anderen um die Hälfte überragte, saß auf einem Baumstamm und war ganz in ein Buch vertieft, das klein in zwei riesigen Händen lag. Die Aufmerksamkeit dieser Gestalt konnte offensichtlich nichts ablenken, nicht einmal der Ruf der einzigen anderen Person ohne einen Haarknoten: »Also habt Ihr sie gefunden, ja? Ich dachte, diesmal braucht Ihr noch die Nacht über.« Es war die Stimme einer jungen Frau, doch sie trug den Mantel und die Hosen eines Mannes und hatte die Haare kurz geschnitten.

Ein Windstoß fuhr in die Mulde, ließ die Umhänge flattern, und die Flagge blähte sich auf. Einen Augenblick lang schien es, als ritte das Wesen darauf auf dem Wind mit: eine vierbeinige Schlange mit goldenen und blauen Schuppen, einer goldenen Löwenmähne und fünf goldenen Klauen an jedem Fuß. Eine legendäre Flagge. Die meisten Männer würden sie gar nicht erkennen, aber wenn sie ihren Namen hörten, würden sie ihn fürchten.

Perrin umfaßte das alles mit einer ausschweifenden Handbewegung, während er sie hinunterführte. »Willkommen im Lager des Wiedergeborenen Drachen, Leya.«

Saidin

Mit ausdruckslosem Gesicht sah die Tuatha'an-Frau die Flagge an, die bald wieder schlaff am Mast hing, und dann wandte sie ihre Aufmerksamkeit denen zu, die um die Feuer herum saßen. Besonders derjenige erregte ihre Aufmerksamkeit, der las und noch einmal um die Hälfte größer und mächtiger war als Perrin. »Ihr habt einen Ogier dabei. Das hätte ich nicht gedacht …« Sie schüttelte den Kopf. »Wo ist Moiraine Sedai?« Das Drachenbanner schien für sie gar nicht zu existieren.

Perrin deutete auf die am weitesten oben stehende Blockhütte am anderen Ende der Mulde. Die Wände und das Satteldach waren aus ungeschälten Baumstämmen roh zusammengezimmert, und es war die größte Hütte, wenn auch immer noch nicht sehr groß. »Das ist ihre. Für sie und Lan. Er ist ihr Behüter. Sobald Ihr etwas Heißes zu trinken bekommen habt …«

»Nein. Ich muß Moiraine sprechen.«

Es überraschte ihn nicht. Alle Frauen, die sich hierher verirrten, wollten sofort und unter vier Augen mit Moiraine sprechen. Die Neuigkeiten, die sie ihnen dann später mitteilte, klangen nicht immer besonders wichtig, aber die Frauen wirkten eben immer wie ein Jäger, der dem letzten Kaninchen auf der Welt auflauert, damit seine verhungernde Familie etwas zu essen hat. Die halberfrorene Bettlerin hatte Decken und einen Teller heißen Eintopf abgelehnt und war statt dessen barfuß durch den immer noch fallenden Schnee zu Moiraines Hütte gestapft.

Leya glitt aus dem Sattel und übergab Perrin die Zügel. »Sorgt Ihr dafür, daß sie gefüttert wird?« Sie tätschelte die Nase ihrer scheckigen Stute. »Piesa ist es nicht gewohnt, mich durch so rauhes Gelände zu tragen.«

»Viel Futter haben wir nicht«, antwortete Perrin, »aber sie bekommt, soviel wir ihr geben können.«

Leya nickte und eilte wortlos den Hang hinauf. Sie raffte ihren leuchtend grünen Rock, und hinter ihr wehte der blaubestickte, rote Umhang her.

Perrin schwang sich aus dem Sattel und unterhielt sich kurz mit den Männern, die vom Feuer aufstanden, um sich um die Pferde zu kümmern. Er gab seinen Bogen dem, der Traber mitnahm. Nein, außer dem einen Raben hatten sie nichts Auffälliges bemerkt – nur die Berge und die Tuatha'an-Frau. Ja, der Rabe war tot. Nein, sie hatte ihnen nichts über die Ereignisse außerhalb der Bergländer erzählt. Nein, er hatte keine Ahnung, ob sie bald abreisen könnten.

Oder überhaupt jemals, fügte er für sich selbst hinzu. Moiraine hatte sie den ganzen Winter hier verbringen lassen. Die Shienarer glaubten wohl nicht, daß sie hier die Befehle gab, aber Perrin wußte, daß die Aes Sedai irgendwie immer ihren Willen durchsetzten. Und ganz besonders Moiraine.

Sobald die Pferde in die Stallhütte weggeführt worden waren, gingen die Reiter zum Feuer und wärmten sich auf. Perrin warf den Umhang dankbar zurück und streckte seine Hände über die Flammen. Aus dem großen Kessel, der dem Aussehen nach in Baerlon angefertigt worden war, drangen Düfte, die ihm schon ein paar Minuten lang das Wasser im Mund zusammenlaufen ließen. Irgend jemand hatte heute bei der Jagd Glück gehabt, wie es schien, und an einem der anderen Feuer lagen klumpige Wurzeln, die in etwa nach Zwiebeln rochen, wenn man sie röstete. Er witterte kurz und konzentrierte sich dann auf den Eintopf. Vor allem wollte er Fleisch zwischen die Zähne bekommen.

Die Frau in Männerkleidung sah Leya hinterher, die gerade in Moiraines Hütte verschwand.

»Was siehst du, Min?« fragte er.

Sie stellte sich neben ihn, und ihre dunklen Augen blickten besorgt drein. Er verstand nicht, warum sie unbedingt Hosen tragen wollte und keine Röcke. Na ja, vielleicht kannte er sie eben nur zu gut, aber er verstand nicht, wie jemand sie ansehen und lediglich einen zu gutaussehenden Jüngling erkennen konnte, und nicht die hübsche junge Frau, die sie war.

»Die Kesselflickerfrau wird sterben«, sagte sie leise. Sie sah sich nach den anderen um. Keiner war nahe genug, um zu lauschen.

Er war ruhig und dachte an Leyas weiches Gesicht. *Ach, Licht! Die Kesselflicker tun niemandem etwas zuleide!* Ihm war kalt, trotz der Wärme der Feuer. *Seng mich, ich hätte sie nicht fragen sollen.* Selbst den Aes Sedai, die davon wußten, war nicht klar, was Min wirklich tat. Manchmal sah sie Bilder und Auren, die Menschen umgaben, und manchmal verstand sie sogar, was sie bedeuteten.

Masuto kam und rührte den Eintopf mit einem langen Holzlöffel um. Der Shienarer schaute sie an, legte dann einen Finger neben seine lange Nase und ging grinsend wieder weg.

»Blut und Asche«, knurrte Min. »Er hat vermutlich geglaubt, wir seien ein Liebespärchen, das am Feuer Süßholz

raspelt.«

»Bist du sicher?« fragte Perrin. Sie zog die Augenbrauen hoch, und er fügte schnell hinzu: »Wegen Leya.«

»Heißt sie so? Mir wäre lieber, ich wüßte nicht Bescheid. Das macht es immer viel schlimmer, etwas zu wissen und nichts dagegen … Perrin, ich sah ihr Gesicht, wie es über ihrer Schulter schwebte, blutverschmiert und mit Glotzaugen. Noch klarer kann es nicht sein.« Sie schauderte und rieb ihre Hände fest aneinander. »Licht, könnte ich nur schönere Dinge sehen. Alles Schöne scheint verschwunden zu sein.«

Er öffnete den Mund und wollte vorschlagen, Leya zu warnen, doch dann schloß er ihn wieder. Es gab niemals einen Zweifel an dem, was Min sah und wußte, ob im Guten oder im Schlechten. Wenn sie sicher war, dann geschah es auch.

»Ein blutverschmiertes Gesicht«, murmelte er. »Heißt das, sie wird eines gewaltsamen Todes sterben?« Er zuckte zusammen, als ihm die eigenen so leicht über die Lippen gekommenen Worte zu Bewußtsein kamen. *Aber was kann ich machen? Wenn ich es Leya sage und sie mir auch noch glaubt, dann verbringt sie ihre letzten Tage in Angst und es ändert doch nichts.*

Min nickte kurz.

Wenn sie eines gewaltsamen Todes stirbt, dann könnte das einen Überfall auf das Lager bedeuten. Doch jeden Tag befanden sich Kundschafter draußen, und Tag und Nacht wurden Wachen aufgestellt. Und Moiraine hatte das Lager mit einem magischen Ring umgeben, sagte sie, damit es kein Geschöpf des Dunklen Königs sehen konnte, außer es stolperte direkt darüber. Er dachte an die Wölfe. *Nein!* Die Kundschafter würden alles und jedermann aufspüren, was sich dem Lager näherte. »Es ist ein weiter Weg zurück zu ihrem Volk«, sagte er mehr zu sich selbst. »Die Kesselflicker bringen ihre Wagen höchstens bis in die Vorberge. Von hier bis dorthin kann alles passieren.«

Min nickte traurig. »Und wir haben nicht genug Männer, um auch nur einen zu ihrer Bewachung abzustellen. Selbst wenn das etwas nützen würde.«

Sie hatte ihm davon erzählt. Als sie sechs oder sieben war und ihr zum erstenmal klar geworden war, daß nicht jedermann das sehen konnte, was sie sah, hatte sie versucht, Menschen vor dem Schlimmsten zu warnen. Sie sagte nicht mehr dazu, aber er hatte den Eindruck, daß ihre Warnungen die Dinge nur noch verschlimmert hatten, soweit man ihr überhaupt Glauben schenkte. Es kostete Überwindung, Mins Voraussagen hinzunehmen, jedenfalls so lange, bis man die Beweise hatte.

»Wann?« fragte er. Das Wort klang ihm eiskalt und so hart wie Stahl in den Ohren. *Für Leya kann ich nichts tun, aber vielleicht finde ich heraus, wann wir angegriffen werden.*

Kaum hatte er das Wort ausgesprochen, hob sie abwehrend die Hände. Allerdings sprach sie trotzdem leise weiter: »So geht das nicht. Ich kann nie voraussagen, wann etwas passieren wird. Ich weiß nur, *daß* es geschehen wird, falls ich überhaupt weiß, was das Gesehene bedeutet. Das verstehst du nicht. Die Bilder kommen nicht, wenn ich das will, und das Verständnis genausowenig. Es geschieht einfach, und manchmal verstehe ich es. Etwas davon. Ein bißchen. Es ist dann einfach da.« Er bemühte sich, ein beruhigendes Wort einzuwerfen, aber er konnte ihre Wortflut nicht aufhalten. »Ich sehe an einem Tag etwas aus der Zukunft eines Menschen und am nächsten Tag nichts, oder eben andersherum. Die meiste Zeit über sehe ich überhaupt nichts. Die Aes Sedai sind natürlich immer von Bildern umgeben, genau wie ihre Behüter, aber da ist es noch schwerer, eine Bedeutung herauszulesen, als bei anderen Menschen.« Sie sah Perrin aus zusammengekniffenen Augen forschend an. »Bei ein paar anderen ist es allerdings auch so.«

»Sag mir ja nicht, was du siehst, wenn du mich anschaust«, fuhr er sie heftig an, und dann zuckte er die Achseln. Schon als Kind war er größer gewesen als die meisten anderen, und er hatte schnell begriffen, wie leicht man Menschen ohne böse Absicht verletzen konnte, wenn man größer war als sie. Das hatte ihn vorsichtig und rücksichtsvoll gemacht. Außerdem bedauerte er es jedesmal, wenn er seinem Ärger freien Lauf gelassen hatte. »Tut mir leid, Min. Ich hätte dich nicht so anfahren sollen. Ich wollte dir nicht weh tun.«

Sie sah ihn überrascht an. »Du hast mir nicht weh getan. Zum Glück wollen nur wenige Menschen wissen, was ich gesehen habe. Das Licht weiß: Ich wollte es auch nicht wissen, wenn jemand anders meine Zukunft sähe.« Selbst die Aes Sedai hatten noch nie von jemand anderem gehört, der ihre Gabe besaß. Für sie war es eine ›Gabe‹, für Min allerdings nicht.

»Es ist halt nur so, daß ich etwas für Leya tun möchte! Ich könnte es nicht wie du ertragen, zu wissen und nichts dagegen unternehmen zu können.«

»Seltsam«, sagte sie leise, »wie dich die Tuatha'an bewegen. Sie sind vollkommen friedfertig, und um dich herum sehe ich immer …«

Er wandte den Kopf ab, und sie schwieg sofort.

»Tuatha'an?« erklang eine grollende Stimme wie die einer riesigen Hummel. »Was ist mit den Tuatha'an?« Der Ogier kam zu ihnen ans Feuer herüber. Er hielt einen wurstdicken Finger in seinem Buch, um die Seite nicht zu verlieren, die er gerade gelesen hatte. Ein dünner Faden Tabaksqualm erhob sich von der Pfeife in seiner anderen Hand. Sein dunkelbrauner Wollmantel mit hohem Kragen war bis oben hin zugeknöpft. An den Knien war er ausgestellt und ließ seine heruntergeschlagenen Stiefelschäfte sehen. Perrin reichte ihm kaum bis an die Brust.

Loials Gesicht hatte schon mehr als einen erschrocken zusammenfahren lassen. Seine Nase war so breit, daß man sie schon einen Rüssel nennen konnte, und der Mund war ebenfalls von enormer Breite. Die Augen hatten die Größe von Untertassen, und die Enden seiner dichten Augenbrauen hingen ihm wie Schnurrbärte fast bis auf die Wangen hinunter. Seine Ohren ragten mit ihren behaarten Spitzen aus dem langen Haar. Einige Leute, die noch nie einen Ogier gesehen hatten, hielten ihn für einen Trolloc, obwohl auch Trollocs für die meisten Menschen wie die Ogier eine Legende darstellten.

Loials breites Lächeln wich Unsicherheit, und er blinzelte nervös, als ihm klar wurde, daß er sie unterbrochen hatte. Perrin fragte sich, ob irgend jemand sich wirklich längere Zeit vor dem Ogier fürchten konnte. *Und doch werden sie in einigen Legenden als wild und als unerbittliche Feinde bezeichnet.* Das wollte er nicht glauben. Ogier waren niemandes Feinde.

Min erzählte Loial von Leyas Ankunft, aber nicht von dem, was sie gesehen hatte. Sie war immer ausgesprochen einsilbig, was ihre Visionen betraf, besonders, wenn es schlimme waren. Statt dessen fügte sie hinzu: »Du solltest ja wissen, wie ich mich fühle, Loial, so plötzlich eingefangen von den Aes Sedai und auch noch von diesen Leutchen von den Zwei Flüssen.«

Loial gab einen nichtssagenden Laut von sich, doch Min faßte es wohl als Zustimmung auf.

»Ja«, unterstrich sie ihre Worte mit Nachdruck. »Ich lebte ein friedliches Leben in Baerlon. Plötzlich packt man mich am Kragen und schleift mich Licht weiß wohin. Na ja, geschieht mir wohl recht. Ich kann nicht mehr über mein eigenes Leben bestimmen, seit ich Moiraine traf. Und natürlich diese Bauernlümmel von den Zwei Flüssen.« Sie rollte ihre Augen in Richtung Perrin und zeigte dabei ein spitzbübisches Lächeln. »Ich wollte nur so leben, wie es mir gefiel, und mich in einen Mann verlieben, der mir gefiel …« Ihre Wangen liefen plötzlich rot an, und sie räusperte sich. »Was ich sagen wollte: Was ist eigentlich schlimm daran, sein eigenes Leben ohne all diesen Aufruhr leben zu wollen?«

»Ta'veren«, fing Loial an. Perrin bedeutete ihm, damit aufzuhören, aber man konnte den Ogier nur selten bremsen oder gar von etwas abbringen, wenn er sich dafür begeisterte. Unter den Ogiern galt er als äußerst ungestüm. Loial schob sein Buch in eine Manteltasche und fuhr fort, wobei er mit seiner Pfeife gestikulierte. »Alle von uns, all unsere Leben, beeinflussen die Leben anderer, Min. So, wie das Rad der Zeit uns in das Muster verwebt, so zieht der Lebensfaden eines jeden von uns an den Lebensfäden der Menschen um uns. Bei *Ta'veren* ist es dasselbe, nur eben viel, viel stärker. Sie beeinflussen das ganze Muster, zumindest zeitweilig, und zwingen es, sich ihnen anzupassen. Je näher du ihnen stehst, desto stärker wirst du persönlich davon erfaßt. Man sagt, wenn du dich im gleichen Raum befändest wie Artur Falkenflügel, dann könntest du richtig fühlen, wie sich das Muster um euch neu formiert. Ich weiß nicht, inwieweit das der Wahrheit entspricht, aber ich habe es gelesen. Doch auch das ist noch nicht alles. Die *Ta'veren* selbst hängen an einem viel stärkeren Faden als wir und haben viel weniger Bewegungsfreiheit.«

Perrin verzog das Gesicht. *Verdammt wenig, vor allem in wichtigen Fragen.* Min schüttelte trotzig den Kopf. »Ich wünschte nur, sie wären nicht die ganze Zeit über so … so verdammt *ta'veren!* Auf der einen Seite ziehen die *Ta'veren* an einem, und auf der anderen Seite mischen sich die Aes Sedai ständig ein. Was bleibt da noch für eine Frau übrig?«

Loial zuckte die Achseln. »Sehr wenig, schätze ich, solange sie sich bei einem *Ta'veren* aufhält.«

»Als hätte ich eine andere Wahl«, grollte Min.

»Es war dein Glück, oder dein Unglück, falls du es so sehen willst, dich nicht nur einem, sondern gleich drei *Ta'veren* anzuschließen: Rand, Mat und Perrin. Ich selbst betrachte es als mein Glück und würde das sogar genauso sehen, wenn sie nicht meine Freunde wären. Ich glaube, ich würde sogar …« Der Ogier sah sie mit einemmal schüchtern an. Sein Ohren zuckten. »Versprecht ihr mir, daß ihr mich nicht auslacht? Ich glaube, ich könnte sogar ein Buch darüber schreiben. Ich habe mir jedenfalls Notizen gemacht.«

Min lächelte. Es war ein freundliches Lächeln, und Loials Ohren richteten sich wieder auf. »Das ist doch wunderbar«, sagte sie zu ihm. »Aber einige von uns fühlen sich wie Marionetten an den Fäden der *Ta'veren.*«

»Ich habe mich nicht aufgedrängt«, platzte Perrin heraus. »Ich habe wirklich nicht darum gebeten, so etwas sein zu wollen.«

Sie beachtete ihn nicht. »Ist es dir so ergangen, Loial? Begleitest du deshalb Moiraine? Ich weiß, daß ihr Ogier fast nie eure *Stedding* verlaßt. Hat einer dieser *Ta'veren* dich mitgerissen?«

Loial widmete sich eingehend dem Studium seiner Pfeife. »Ich wollte nur die Haine sehen, die einst von Ogiern angelegt worden sind«, murmelte er. »Nur die Haine wollte ich sehen.« Er sah Perrin hilfesuchend an, doch der grinste nur.

Mal sehen, wie dir dieser Schuh paßt. Er wußte nicht genau Bescheid, war aber sicher, daß Loial von zu Hause weggelaufen war. Er war neunzig Jahre alt, aber das war bei den Ogiern noch zu jung, um das *Stedding* ohne Erlaubnis der Ältesten zu verlassen – nach draußen zu gehen, wie sie es nannten. Ogier lebten nach menschlichem Ermessen sehr lang. Loial meinte, die Ältesten wären nicht gerade erfreut, wenn sie ihn wieder in die Finger bekämen. Er schien diesen Augenblick so lange wie möglich hinausschieben zu wollen.

Die Shienarer rührten sich und standen auf. Rand kam aus Moiraines Hütte.

Selbst auf die Entfernung konnte Perrin ihn genau sehen: einen jungen Mann mit rötlichem Haar und grauen Augen. Er war gleich alt wie Perrin und etwa einen halben Kopf größer, wenn sie Seite an Seite standen. Aber Rand war schlanker und trotzdem auch noch breitschultrig. Aufgestickte goldene Dornen bedeckten den Ärmel seines roten Mantels, und auf der Brust seines dunklen Umhangs sah man das gleiche Wesen wie auf der Flagge: die vierbeinige Schlange mit der goldenen Mähne. Rand und er waren als Freunde miteinander aufgewachsen. *Sind wir immer noch Freunde? Können wir das überhaupt sein? Jetzt noch?*

Die Shienarer verbeugten sich gemeinsam. Sie hielten die Köpfe hoch, doch die Hände lagen auf den Knien. »Lord Drache«, rief Uno, »wir sind bereit. Es ist uns eine Ehre, Euch zu dienen.«

Uno, der sonst kaum einen Satz sprechen konnte, ohne dabei zu fluchen, sprach jetzt mit einem Ausdruck tiefsten Respekts. Die anderen taten es ihm gleich. »Es ist uns eine Ehre, Euch zu dienen.« Masema, der alte Schwarzseher, in dessen Augen niemals wirkliche Hingabe zu erkennen war; Ragan; alle standen sie da und erwarteten Befehle, als habe Rand nichts anderes im Sinn.

Von oben blickte Rand einen Augenblick lang auf sie herab, drehte sich dann um und verschwand im Wald. »Er hat sich wieder mit Moiraine gestritten«, sagte Min ruhig. »Den ganzen Tag schon.«

Perrin überraschte das nicht, aber trotzdem überlief ihn immer noch ein leichtes Erschrecken. Sich mit einer Aes Sedai zu streiten! Er erinnerte sich an all die Geschichten aus seiner Kindheit. Aes Sedai, die Throne und Länder an ihren verborgenen Fäden tanzen ließen. Aes Sedai, deren Geschenke immer einen Haken hatten, deren Preis immer geringer war, als man glauben konnte, aber letztlich viel höher, als man sich vorgestellt hatte. Aes Sedai, deren Zorn die Erde aufreißen und Blitze herabzucken lassen konnte. Er wußte inzwischen, daß einige dieser Geschichten erlogen waren. Und doch enthielten sie noch nicht einmal die halbe Wahrheit.

»Ich sollte besser zu ihm gehen«, sagte er. »Nach solchen Streitigkeiten braucht er immer jemanden, mit dem er sprechen kann.« Und von Moiraine und Lan abgesehen waren es eben nur sie drei – Min, Loial und er –, die Rand nicht so ansahen, als stünde er über allen Königen der Welt. Und von ihnen wiederum war Perrin der einzige, der ihn schon von Kindheit an kannte.

Er ging nach oben und blieb nur einen Moment stehen, um die geschlossene Tür von Moiraines Hütte versonnen anzublicken. Leya war jetzt dort drinnen, und natürlich auch Lan. Der Behüter war nur selten anderswo anzutreffen als an der Seite der Aes Sedai.

Rands viel kleinere Hütte befand sich ein Stück unterhalb davon, gut zwischen den Bäumen versteckt und von den anderen abgesetzt. Er hatte zuerst versucht, bei den anderen Männern zu wohnen, aber ihre ständigen Ehrfurchtsbezeugungen trieben ihn davon. Mittlerweile blieb er meist für sich. Er zog sich für Perrins Geschmack zu sehr zurück. Aber er wußte, daß Rand im Augenblick bestimmt nicht zu seiner Hütte ging.

Perrin eilte weiter zu der Seite der schüsselförmigen Mulde, an der sie durch eine fast senkrechte Felswand abgeschlossen wurde. Fünfzig Schritt hoch war sie und ganz glatt, bis auf ein paar Büsche, die sich hier und da an sie klammerten. Er wußte genau, wo sich in der grauen Felswand ein Riß befand, eine Öffnung, die kaum breiter war als seine Schultern. Von dort aus konnte er nur einen schmalen Streifen Spätnachmittagshimmel sehen. Es war, als betrete er einen Tunnel.

Der Riß war eine halbe Meile lang und öffnete sich dann plötzlich zu einem kleinen Tal, weniger als eine Meile lang, die Talsohle mit Steinen und Felsblöcken bedeckt. Selbst die steilen Abhänge waren noch dicht bewaldet. Hohe Lederblattbäume, Kiefern und Tannen wuchsen dort. Die Sonne hinter den Bergspitzen warf lange Schatten. Die Wände dieses Tals zeigten keine Lücke bis auf diesen Spalt, und der Einschnitt wirkte, als sei er von der Axt eines Riesen ins Gebirge gehauen worden. Man konnte sich hier mit nur wenigen Männern noch leichter verteidigen als in der Mulde, aber es gab keine Quelle, keinen Bach. Niemand ging sonst hierher. Außer eben Rand, wenn er

sich mit Moiraine gestritten hatte.

Rand stand unweit des Eingangs an den rauhen Stamm eines Lederblatts gelehnt und starrte seine Handflächen an. Perrin wußte, daß sich auf jeder ein ins Fleisch eingebrannter Reiher befand. Rand rührte sich nicht, als Perrins Stiefel über den steinigen Boden scharrten.

Plötzlich begann Rand, leise etwas zu zitieren, ohne dabei von seinen Händen aufzublicken.

»Zwei und zweimal wird er gezeichnet,
zweimal zum Leben und zweimal zum Tod.
Einmal der Reiher, seinen Weg zu bestimmen,
wieder der Reiher, ihn beim wahren Namen zu nennen.
Einmal der Drache, der verlorenen Erinnerung wegen.
Zum zweiten der Drache für den Preis, den er zahlen muß.«

Mit einem Schaudern steckte er die Hände unter die Arme. »Aber noch keine Drachen.« Er lachte rauh. »Noch nicht.«

Einen Augenblick lang sah ihn Perrin einfach nur an. Ein Mann, der die Eine Macht lenken konnte. Ein Mann, der dazu verdammt war, durch das befleckte *Saidin* zum Wahnsinn getrieben zu werden. *Saidin* – die männliche Hälfte der Wahren Quelle. Und in seinem Wahn würde er alles um sich herum zerstören. Ein Mann – ein Ding! –, von dem jedes Kind lernte, daß man ihn verachten und fürchten müsse. Nur … es war schwer, in ihm nicht mehr den Jungen zu sehen, mit dem er aufgewachsen war. *Kann man mit einemmal aufhören, Freunde zu sein?* Perrin wählte einen kleinen Felsbrocken mit flacher Oberfläche aus und setzte sich wartend darauf.

Nach einer Weile drehte sich Rand zu ihm um und sah ihn an. »Glaubst du, daß es Mat gutgeht? Er wirkte so todkrank, als ich ihn das letzte Mal sah.«

»Es dürfte ihm jetzt gutgehen.« *Mittlerweile sollte er in Tar Valon sein. Dort werden sie ihn heilen. Und Nynaeve und Egwene werden dafür sorgen, daß er sich nicht wieder in Schwierigkeiten bringt.* Egwene und Nynaeve, Rand und Mat und Perrin – alle fünf aus Emondsfelde im Gebiet der Zwei Flüsse. Nur wenige Menschen von außerhalb waren je zu den Zwei Flüssen gereist, nur gelegentlich Händler und einmal im Jahr die reichen Kaufleute, die Wolle und Tabak erwarben. Fast nie hatte jemand die Zwei Flüsse verlassen und war in die Welt hinausgezogen. Bis das Rad seine *Ta'veren* erwählt hatte. Dann konnten fünf junge Leute vom Land nicht mehr dort bleiben, wo sie hingehörten, und nicht mehr sein, was sie eigentlich waren.

Rand nickte und schwieg.

»In letzter Zeit«, stellte Perrin fest, »wünsche ich mir immer mehr, einfach wieder ein Schmied sein zu dürfen. Wie ist es bei dir … Würdest du gern wieder Schafe hüten?«

»Pflichten«, murmelte Rand. »Der Tod ist leichter als eine Feder, die Pflicht schwerer als ein Berg. Das sagen sie in Shienar. Der Dunkle König rührt sich. Die Letzte Schlacht kommt bald. Und der Wiedergeborene Drache muß in der Letzten Schlacht dem Dunklen König gegenübertreten, sonst wird der Schatten alles bedecken. Das Rad der Zeit würde sonst zerbrochen. Jedes Zeitalter würde der Dunkle König nach seinem Bilde neu erschaffen. Und ich bin allein.« Er lachte freudlos. Seine Schultern bebten dabei. »Auf mir ruht die Pflicht, denn es gibt sonst keinen, der das alles vollbringen kann, oder?«

Perrin schauderte. Dieses Lachen verursachte bei ihm eine Gänsehaut. »Ich hörte, daß du dich wieder mit Moiraine gestritten hast. Das gleiche Thema?«

Rand atmete tief und rauh ein. »Streiten wir uns nicht immer über das gleiche? Sie sind drunten auf der Ebene von Almoth, und das Licht allein weiß, wo noch. Hunderte. Tausende. Sie haben sich für den Wiedergeborenen Drachen entschieden, weil ich diese Flagge hißte. Weil ich es zuließ, daß man mich Drache nannte. Weil ich keine andere Wahl habe. Und sie sterben. Kämpfen, suchen und beten für den Mann, der sie eigentlich anführen sollte. Und ich sitze den ganzen Winter über in Sicherheit hier oben in den Bergen. Ich … ich schulde ihnen … etwas.«

»Glaubst du, mir paßt das?« Perrin schüttelte verärgert den Kopf.

»Du schluckst, was sie dir auch sagt«, schimpfte Rand. »Du stellst dich ihr nie entgegen.«

»Und dir hat die Streiterei ja auch so viel eingebracht. Du hast dich den ganzen Winter mit ihr herumgeärgert und doch bloß hier herumgehockt.«

»Weil sie recht hat.« Rand lachte wieder so eigenartig humorlos. »Licht, seng mich, aber sie hat ja recht. Sie sind alle in kleine Gruppen aufgesplittert und über die ganze Ebene verteilt, von Tarabon bis Arad Doman. Wenn ich zu einer dieser Gruppen stoße, dann hat sie im Nu die Weißmäntel und das Heer der Domani und die Taraboner auf dem Hals wie ein Hund die Flöhe.«

Perrin hätte vor Verwirrung beinahe selbst losgelacht. »Wenn du ihr zustimmst, warum zum Licht noch mal

streitest du dich dann ständig mit ihr?«

»Weil ich irgend etwas tun muß. Oder ich … ich … platze wie eine überreife Melone!«

»Was denn tun? Wenn du auf sie hörst …«

Rand gab ihm nicht die Möglichkeit zu sagen, daß sie dann für immer hier Wurzeln schlagen würden. »Moiraine sagt dies, Moiraine sagt das!« Er richtete sich ruckartig auf und barg den Kopf in seinen Händen. »Moiraine hat zu allem etwas zu sagen. Moiraine sagt, ich dürfe nicht zu den Männern gehen, die in meinem Namen sterben. Moiraine sagt, ich würde schon wissen, was als nächstes zu tun ist, weil mich das Muster entsprechend beeinflussen werde. Moiraine sagt … Aber sie sagt mir nicht, wie ich es wissen kann! O nein! Das weiß sie nicht.« Er ließ die Hände wieder sinken und wandte sich mit geneigtem Kopf und zusammengekniffenen Augen Perrin zu. »Manchmal fühle ich mich, als ob Moiraine mich drillt wie einen Hengst aus Tear, der seine Lektionen übt. Hast du auch dieses Gefühl?«

Perrin schob die Finger durch sein zerzaustes Haar. »Ich … was auch immer uns hin- und herschiebt, ich weiß, wer der Feind ist, Rand.«

»Ba'alzamon«, sagte Rand leise. Ein uralter Name für den Dunklen König. In der Trolloc-Sprache hieß das: Herz der Dunkelheit. »Und ich muß mich ihm entgegenstellen, Perrin.« Er schloß die Augen und verzog das Gesicht zu einem schmerzerfüllten Lächeln. »Licht, hilf mir! Die halbe Zeit über wünsche ich mir, daß es jetzt geschieht und ich es hinter mich bringen kann, und dann wieder … Wie oft kann ich noch … Licht, es zerreißt mich. Was ist, wenn ich es nicht schaffe … wenn ich …« Der Boden bebte.

»Rand?« sagte Perrin besorgt.

Rand schauderte. Trotz der Kühle stand Schweiß auf seinem Gesicht. Seine Augen waren noch dicht geschlossen. »O Licht, es zieht mich mit solcher Macht an.«

Plötzlich bäumte sich der Boden unter Perrin auf, und durch das Tal erklang das Echo eines erdrückenden Grollens. Es war, als würde ihm der Boden unter den Füßen weggezogen. Er stürzte – oder war es die Erde, die ihm entgegenkam? Das Tal bebte, als hätte sich aus dem Himmel eine riesige Hand nach unten gestreckt, um es aus dem Land zu reißen. Er klammerte sich am Boden fest, während der wiederum versuchte, ihn wie einen Ball tanzen zu lassen. Vor seinen Augen hüpften Kiesel auf und ab, und Wellen von Staub erhoben sich.

»Rand!« Sein Aufschrei verlor sich in dem Grollen.

Rand stand mit zurückgelegtem Kopf und immer noch geschlossenen Augen da. Er schien das wilde Aufbäumen des Bodens gar nicht zu spüren. Er stand nach einer Richtung geneigt da, dann nach der anderen, hielt aber immer sein Gleichgewicht, auch wenn er noch so hin- und hergeschleudert wurde. Perrin war sich nicht ganz sicher, da er selbst heftig durchgeschüttelt wurde, aber er glaubte, auf Rands Gesicht ein trauriges Lächeln zu entdecken. Die Bäume schwankten herum, der Lederblattbaum zerbrach plötzlich in zwei Teile, und der größere davon krachte keine drei Schritt von Rand entfernt zu Boden. Er bemerkte es genausowenig wie alles andere.

Perrin rang nach Luft. »Rand! Um der Liebe des Lichts willen, Rand! Hör auf!«

So plötzlich, wie es begonnen hatte, war es zu Ende. Mit einem lauten Krachen brach ein angeknackster Ast von einer verkrüppelten Eiche ab. Perrin stand langsam und hustend auf. Staub hing in der Luft. In den Strahlen der untergehenden Sonne tanzten glitzernde Staubkörner.

Rand blickte nun ins Nichts, doch sein Brustkorb hob und senkte sich, als sei er zehn Meilen weit gerannt. Das war ihm noch nie passiert – noch nicht einmal etwas entfernt Ähnliches.

»Rand«, sagte Perrin vorsichtig, »was …?«

Rand schien immer noch in eine unbestimmte Ferne zu blicken. »Es ist immer da. Ruft mich. Zieht mich. *Saidin.* Die männliche Hälfte der Wahren Quelle. Manchmal kann ich mich nicht zurückhalten und muß danach greifen.« Er machte eine Bewegung, als pflücke er etwas aus der Luft, und dann betrachtete er seine geballte Faust. »Ich kann das Verderben fühlen, bevor ich es noch berühre. Das Verderben des Dunklen Königs. Es ist wie eine dünne Schicht von Bösartigkeit, die versucht, das Licht darunter zu verbergen. Es dreht mir den Magen um, aber ich habe kein Mittel dagegen. Es gibt keinen Widerstand. Doch manchmal fühle ich danach und greife nur Luft.« Er öffnete seine leere Hand und lachte bitter auf. »Was geschieht, wenn das gerade während der Letzten Schlacht passiert? Wenn ich danach greife und nichts finde?«

»Na ja, diesmal jedenfalls hast du etwas eingefangen«, sagte Perrin heiser. »Was hast du denn gemacht?«

Rand blickte auf, als sehe er alles zum erstenmal: das umgestürzte Lederblatt und die abgebrochenen Äste. Es hatte, wie Perrin überrascht feststellte, wenig Schaden gegeben. Er hatte klaffende Risse in der Erde erwartet. Die Wand der Bäume wirkte beinahe unberührt.

»Ich wollte das nicht tun. Es war, als wolle ich einen Hahn öffnen, und statt dessen zog ich den ganzen Hahn aus dem Faß. Es … erfüllte mich. Ich mußte es irgendwohin ableiten, um nicht zu verbrennen, aber ich … wollte das

nicht tun.«

Perrin schüttelte den Kopf. *Was nützt es, wenn ich ihm sage, er solle so was nicht wieder tun? Er weiß ja kaum mehr über all das als ich.* Er beließ es dabei zu sagen: »Es gibt schon genug, die dir und uns allen den Tod an den Hals wünschen – denen mußt du die Arbeit nicht noch abnehmen!« Rand schien ihm gar nicht zuzuhören. »Wir sollten besser zum Lager zurückkehren. Es wird bald dunkel, und ich weiß wohl nicht, wie es mit dir steht, aber ich habe Hunger.«

»Was? Ach, geh nur schon vor, Perrin. Ich komme nach. Ich möchte noch ein wenig allein sein.«

Perrin zögerte und wandte sich dann unwillig dem Riß in der Felswand zu. Er blieb stehen, als Rand wieder etwas sagte: »Hast du auch Träume, wenn du schläfst? Gute Träume?«

»Manchmal«, meinte Perrin mißtrauisch. »Ich erinnere mich selten an meine Träume.« Er hatte gelernt, den Inhalt seiner Träume zu hüten.

»Sie sind immer da, diese Träume«, sagte Rand so leise, daß ihn Perrin kaum hörte. »Vielleicht sagen sie uns etwas? Wahrheiten.« Er schwieg wieder und grübelte.

»Das Abendessen wartet«, sagte Perrin, aber Rand war ganz in Gedanken versunken. Schließlich wandte sich Perrin ab und ließ ihn dort allein.

Neues von der Ebene

Ein Teil des Risses war in Dunkelheit gehüllt, denn an einer Stelle hatten die Erschütterungen hoch oben einen Teil der Felswand gelöst, und er hatte sich zwischen den beiden Steilwänden verklemmt. Er blickte mißtrauisch nach oben in die Schwärze hinein, doch die Steinplatte schien ganz festgeklemmt zu sein. Das Jucken in seinem Hinterkopf war wieder da, aber stärker als zuvor. *Nein, seng mich! Nein!* Es verging wieder.

Als er über dem Lager heraustrat, war die Mulde von eigenartigen Schattengebilden bedeckt, die von der untergehenden Sonne geworfen wurden. Moiraine stand vor ihrer Hütte und blickte zu dem Riß hinauf. Er blieb abrupt stehen. Sie war eine schlanke, dunkelhaarige Frau, die ihm kaum bis zur Schulter reichte, und sie war hübsch auf diese alterslose Weise aller Aes Sedai, die lange Zeit über mit der Macht gearbeitet hatten. Er hätte nicht sagen können, wie alt sie sei, denn ihre Gesichtshaut war zu straff, um sehr alt zu sein, und ihre dunklen Augen blickten zu weise drein für eine junge Frau. Ihr tief dunkelblaues Seidenkleid war verrutscht und staubbedeckt, und aus ihrem normalerweise wohlgeordneten Haar standen einzelne Strähnen hervor. Auf ihrem Gesicht bemerkte er einen Hauch von Staub.

Er senkte den Blick. Sie wußte alles über ihn – von allen im Lager wußten nur sie und Lan Bescheid –, und ihm gefiel das Wissen in ihrem Blick nicht, wenn sie ihm in die Augen sah. In seine gelben Augen. Eines Tages würde er es vielleicht fertigbringen, sie zu fragen, was sie alles wußte. Die Aes Sedai wußte sicher einiges mehr als er selbst. Aber dies war nicht der richtige Zeitpunkt. Irgendwie schien nie Zeit dafür zu sein. »Er … er wollte es nicht. Es war ein … Unfall.«

»Ein Unfall, so«, sagte sie mit ausdrucksloser Stimme. Dann schüttelte sie den Kopf und verschwand wieder in der Hütte. Die Tür schlug ein wenig lauter als üblich zu.

Perrin atmete tief durch und ging weiter hinunter zu den Lagerfeuern. Am Morgen, wenn nicht schon während der Nacht, würde es wieder Streit zwischen Rand und der Aes Sedai geben. An den Hängen der Mulde lagen ein halbes Dutzend umgestürzte Bäume, deren Wurzeln mitsamt der an ihnen festhängenden Erde aus dem Boden gerissen worden waren. Eine Schleifspur führte hinunter zum Bach und einem Felsblock, der sich vorher nicht dort befunden hatte. Eine der Hütten am gegenüberliegenden Hang war im Beben eingestürzt, und dort befanden sich die meisten der Shienarer. Sie bauten sie wieder auf. Der Ogier war in der Lage, einen Baumstamm aufzuheben, den vier Männer kaum tragen konnten. Gelegentlich hörte man von oben einen Fluch Unos.

Min stand an einem der Feuer und rührte mit aufgebrachter Miene in einem Topf herum. Auf ihrer Wange war ein kleiner Kratzer zu sehen, und in der Luft hing der schwache Geruch nach angebranntem Eintopf. »Ich hasse Kochen«, verkündete sie und spähte mit zweifelndem Blick in den Topf. »Wenn etwas damit nicht stimmt, dann ist es nicht meine Schuld. Rand hat die Hälfte davon über das Feuer gekippt mit seinem … Mit welchem Recht wirft er uns wie die Getreidesäcke durch die Gegend?« Sie rieb sich über die Sitzfläche und verzog das Gesicht vor Schmerz. »Wenn ich ihn in die Finger kriege, dann brate ich ihm eins über, daß ihm Hören und Sehen vergeht.« Sie schwenkte den Holzlöffel in Perrins Richtung, als wolle sie gleich mit ihm beginnen.

»Wurde jemand verletzt?«

»Nur, wenn du Schrammen als Verletzungen betrachtest«, sagte Min zornig. »Natürlich waren alle zuerst ganz schön aufgeregt. Dann sahen sie, wie Moiraine hoch zu Rands Unterschlupf ging, und da waren sie sicher, daß er es angerichtet hatte. Wenn der *Drache* den Berg über unseren Köpfen zusammenbrechen lassen will, dann muß der *Drache* einen guten Grund dafür haben. Falls er sich entschließt, ihnen die Haut abzuziehen, und sie dann tanzen läßt, würden sie es auch in Ordnung finden.« Sie schnaubte und klopfte mit dem Löffel an den Rand des Topfes.

Er sah hoch zu Moiraines Hütte. Falls Leya verletzt oder gar getötet worden wäre, wäre die Aes Sedai nicht einfach wieder hineingegangen. Das Gefühl, abwarten zu müssen, war immer noch da. *Was es auch sei, es ist jedenfalls noch nicht geschehen.* »Min, vielleicht solltest du weggehen. Gleich morgen früh. Ich habe ein wenig Silber, das ich dir geben kann, und ich bin sicher, Moiraine würde dir genug geben, daß du die Fahrt auf einem Händlerwagen aus Ghealdan heraus bezahlen kannst. Du könntest im Nu wieder in Baerlon sein.«

Sie sah ihn so lange an, bis er sich schon fragte, ob er etwas Falsches gesagt habe. Schließlich antwortete sie: »Das ist sehr nett von dir, Perrin. Aber – nein, danke.«

»Ich dachte, du wolltest weg. Du beklagst dich doch immer so darüber, daß wir hier herumhocken.«

»Ich kannte einst eine alte Frau aus Illian«, sagte sie bedächtig. »Als sie jung war, arrangierte ihre Mutter für sie eine Heirat mit einem Mann, den sie noch nie gesehen hatte. Das machen sie unten in Illian manchmal. Sie sagte, sie

habe die ersten fünf Jahre damit verbracht, sich gegen ihn aufzulehnen, und die nächsten fünf damit, zu planen, wie sie ihm das Leben schwer machen könne. Erst Jahre später, als er starb, wurde ihr bewußt, daß er in Wirklichkeit die große Liebe ihres Lebens gewesen war.«

»Ich weiß nicht, was das mit dem allen hier zu tun haben soll.«

Ihr Blick besagte, daß er sie offensichtlich nicht verstehen wolle, und ihre Stimme klang nun aufreizend geduldig. »Nur weil das Schicksal etwas für dich bestimmt hat und nicht du selbst, muß es nicht schlecht sein. Auch wenn es etwas ist, das du niemals von selbst angestrebt hättest. ›Besser zehn Tage Liebe als Jahre voller Reue‹«, zitierte sie.

»Das verstehe ich noch weniger«, sagte er. »Du mußt doch nicht bleiben, wenn du nicht willst.«

Sie hängte den Löffel an eine Astgabel, die in den Boden gesteckt worden war, und überraschte ihn damit, daß sie sich neben ihm auf die Zehenspitzen stellte und ihm einen Kuß auf die Wange gab. »Du bist ein sehr netter Mann, Perrin Aybara. Auch wenn du überhaupt nichts verstehst.«

Perrin blinzelte sie unsicher an. Er wünschte sich einen Rand bei vollem Verstand oder wenigstens Mat herbei. Er kannte sich bei Mädchen einfach nicht aus, aber Rand schien sich da sehr sicher zu sein. Genau wie Mat. Die meisten Mädchen zu Hause in Emondsfelde hatten gejammert, Mat werde nie erwachsen, aber er schien sich ganz gut mit ihnen zu vertragen.

»Wie steht es mit dir, Perrin? Möchtest du nicht nach Hause kommen?«

»Die ganze Zeit über will ich das«, sagte er leidenschaftlich. »Aber … ich glaube nicht, daß ich kann. Noch nicht.« Er blickte hinauf zu Rands Tal. *Es scheint, wir sind aneinander gebunden, nicht wahr, Rand?* »Vielleicht nie.« Er glaubte, das zu leise für ihre Ohren gesagt zu haben, aber ihr Blick war voller Mitgefühl. Und Zustimmung.

Er hörte hinter sich leise Schritte und blickte noch einmal hoch zu Moiraines Hütte. Zwei Gestalten schritten durch die sich vertiefende Dämmerung. Eine war eine schlanke Frau, die selbst beim Marsch über diesen geneigten, unebenen Boden noch graziös wirkte. Der Mann, der seine Begleiterin an Größe weit überragte, bog ab und ging hinüber zu den arbeitenden Shienarern. Selbst für Perrins scharfe Augen war er nur undeutlich zu sehen. Manchmal schien er ganz zu verschwinden und dann mit einemmal wieder aufzutauchen, dann verschwammen Teile seiner Gestalt mit der Nacht dahinter und traten wiederum klarer hervor, wenn der Wind auffrischte. Das konnte nur der Umhang eines Behüters fertigbringen. Also mußte die größere Gestalt Lan sein, und die kleinere war ganz sicher Moiraine.

Ein ganzes Stück hinter ihnen schlüpfte eine noch verschwommenere Gestalt zwischen die Bäume. *Rand,* dachte Perrin. *Er geht zu seiner Hütte zurück. Wieder ein Abend, an dem er nichts ißt, weil er es nicht ertragen kann, wie ihn alle ansehen.* »Du mußt hinten auch Augen haben«, sagte Min und runzelte die Stirn mit einer Kopfbewegung in Richtung der sich nähernden Frau. »Oder das beste Gehör, das ich jemals erlebt habe. Ist das Moiraine?«

Unvorsichtig. Er hatte sich so daran gewöhnt, daß die Shienarer wußten, wie gut er zumindest bei Tageslicht sehen konnte – sie wußten nicht, daß er auch bei Nacht gut sah –, daß er in bezug auf andere Dinge unvorsichtig geworden war. *Diese Unvorsichtigkeit kann mich noch ins Grab bringen.*

»Geht es der Tuatha'an-Frau gut?« fragte Min, als Moiraine zum Feuer kam.

»Sie ruht sich aus.« Die leise Stimme der Aes Sedai klang melodiös wie immer, als sei das Sprechen eine Vorstufe des Singens, und ihr Haar und die Kleider hatte sie wieder in Ordnung gebracht. Sie rieb sich die Hände über dem Feuer. An ihrer linken Hand glänzte ein goldener Ring in Form einer Schlange, die sich in den eigenen Schwanz biß. Die Große Schlange, ein noch älteres Symbol der Ewigkeit als selbst das Rad der Zeit. Jede in Tar Valon ausgebildete Frau trug einen solchen Ring.

Einen Augenblick lang ruhte Moiraines Blick auf Perrin und schien ihm etwas zu durchdringend. »Sie stürzte und hat sich die Kopfhaut aufgerissen, als Rand …« Ihre Mundpartie straffte sich, doch im nächsten Moment waren ihre Züge wieder ganz ruhig. »Ich habe sie Geheilt, und nun schläft sie. Bei einer Kopfwunde fließt immer eine Menge Blut, aber es war nichts Ernstes. Habt Ihr bei ihr irgend etwas gesehen, Min?«

Min blickte unsicher drein. »Ich sah … ich sah etwas, das ich für ihren Tod hielt. Ihr Gesicht war blutüberströmt. Ich war sicher, was es bedeuten mußte, aber wenn sie sich die Kopfhaut aufgerissen hat … Seid Ihr wirklich sicher, daß es ihr gutgeht?« Es war ein Zeichen für ihre Unsicherheit, daß sie nachfragte. Eine Aes Sedai Heilte nicht jemand und ließ dann etwas ungeheilt zurück, was sie mit ihren Kräften behandeln konnte. Und auf diesem Gebiet besaß Moiraine besonders großes Talent.

Min klang so besorgt, daß Perrin einen Augenblick lang wirklich überrascht war. Dann nickte er in sich hinein. Es gefiel ihr selbst nicht, was sie tat, doch es war ein Teil von ihr, und sie glaubte zu wissen, wie es funktionierte,

zumindest teilweise. Wenn sie sich irrte, war das beinahe so, als fände sie heraus, daß sie ihre eigenen Hände nicht mehr benutzen konnte.

Moiraine überlegte kurz. Sie wirkte dabei würdevoll und leidenschaftslos. »Ihr habt Euch noch niemals geirrt, wenn Ihr mir etwas voraussagtet, jedenfalls nach meinem besten Wissen. Vielleicht ist dies das erste Mal.«

»Wenn ich etwas weiß, weiß ich es«, flüsterte Min starrköpfig. »Licht, hilf mir, aber es ist wirklich so.«

»Oder vielleicht kommt es noch? Sie hat noch eine lange Reise vor sich, bis sie zu ihren Wagen zurückkehrt, und sie muß durch unbesiedeltes Land reiten.«

Die Stimme der Aes Sedai klang unbeteiligt, wie ein kühles Lied. Perrin gab unfreiwillig ein Grunzen von sich. *Licht, hat es bei mir auch so geklungen? Ich will nicht, daß ein Tod für mich eine solch geringe Rolle spielt.* Als habe er das laut ausgesprochen, sah ihn Moiraine prompt an. »Das Rad webt, wie es will, Perrin. Ich habe Euch vor langer Zeit gesagt, daß wir uns in einem Krieg befinden. Wir können nicht aufgeben, nur weil einige von uns möglicherweise sterben werden. Jeden von uns könnte der Tod ereilen, bevor es vollbracht ist. Leyas Waffen sind vielleicht nicht Eure, aber das war ihr klar, als sie den Kampf aufnahm.«

Perrin senkte den Blick. *Das ist alles schön und gut, Aes Sedai, aber ich werde es niemals so ruhig hinnehmen wie du.* Lan kam mit Uno und Loial herüber und setzte sich ihnen gegenüber ans Feuer. Die Flammen warfen flackernde Schatten auf das Gesicht des Behüters. So schien es noch mehr als sonst aus Stein gehauen, kantig und eckig. Auch im Feuerschein fiel es nicht leicht, seinen Umhang anzusehen. Manchmal schien es einfach ein dunkelgrauer oder schwarzer und ganz gewöhnlicher Umhang zu sein, sah man aber genauer hin, dann begann das Grau und Schwarz zu verschwimmen und sich zu verändern. Schatten glitten darüber und drangen hinein. Und dann manchmal wieder wirkte es, als sei Lan ein Loch in der Nacht und ziehe die Dunkelheit um seine Schultern zusammen. Es war also wirklich nicht leicht, das zu beobachten, und der Mann, der den Umhang trug, machte es niemandem leichter.

Lan war hochgewachsen, breitschultrig und wirkte hart. Er hatte Augen, so blau wie ein zugefrorener Bergsee. Er bewegte sich mit einer tödlichen Eleganz, die das Schwert an seiner Seite wie einen Teil seines Körpers wirken ließ. Nicht nur, daß er fähig schien, Gewalt und Tod zu verursachen: dieser Mann hatte Tod und Gewalt gezähmt und in seine Tasche gesteckt, bereit, jeden Moment losgelassen zu werden, wenn Moiraine dies wünschte. Neben Lan wirkte sogar Uno weniger gefährlich. Im langen Haar des Behüters war etwas Grau zu sehen. Das Haar wurde von einer Lederkordel aus der Stirn gehalten. Jüngere Männer mieden jeden Streit mit Lan – wenn sie klug waren.

»Frau Leya brachte die üblichen Neuigkeiten von der Ebene von Almoth«, sagte Moiraine. »Jeder kämpft gegen jeden. Dörfer werden niedergebrannt. Menschen fliehen in alle Richtungen. Und Jäger sind auf der Ebene erschienen. Sie suchen das Horn von Valere.« Perrin runzelte die Stirn. Das Horn befand sich dort, wo kein Jäger auf der Ebene von Almoth es finden konnte. Er hoffte, daß überhaupt kein Jäger es je finden würde. Moiraine warf ihm einen kühlen Blick zu, bevor sie fortfuhr. Sie wollte nicht, daß einer von ihnen das Horn erwähnte. Außer natürlich, sie hielt es gerade für richtig.

»Sie hat auch noch andere Neuigkeiten gebracht. Die Weißmäntel haben nun mindestens fünftausend Mann auf der Ebene von Almoth.«

Uno grunzte. »Das ist verdammt … oh, Entschuldigung, Aes Sedai. Das muß fast die Hälfte ihrer Streitmacht sein. Sie haben noch nie so viele an einen einzigen Ort geschickt.«

»Dann schätze ich, daß all jene, die sich für Rand erklärt haben, entweder tot oder überallhin versprengt sind«, murmelte Perrin. »Oder es bald sein werden. Ihr hattet recht, Moiraine.« Ihm gefiel der Gedanke an Weißmäntel überhaupt nicht. Er mochte aus gutem Grund die Kinder des Lichts nicht.

»Das ist auch eigenartig«, sagte Moiraine. »Oder zumindest der zweite Teil der Geschichte. Die Kinder haben verkündet, sie befänden sich dort, um den Frieden zu bringen, und das ist bei ihnen nichts Ungewöhnliches. Was aber ungewöhnlich *ist,* das ist die Tatsache, daß sie wohl die Taraboner und die Domani über ihre jeweiligen Grenzen zurückzudrängen versuchen, aber gleichzeitig nicht mit Gewalt gegen die Anhänger des Drachen vorgehen.«

Min horchte auf. »Ist sie da sicher? Das klingt nicht nach dem, was ich bisher von den Weißmänteln gehört habe.«

»Es können sich nicht mehr viele verd … oh … viele Kesselflicker auf der Ebene befinden«, sagte Uno. Seine Stimme krächzte ein wenig, da er sich so vor der Aes Sedai zusammennehmen mußte, um nicht ständig zu fluchen. Sein echtes Auge blickte genauso finster drein wie das aufgemalte auf der anderen Seite. »Sie halten sich nicht gern auf, wo es irgendwelche Auseinandersetzungen gibt, besonders gewaltsame. Es können nicht genug sein, um alles herauszufinden.«

»Für meine Zwecke sind es genug«, sagte Moiraine bestimmt. »Die meisten sind fort, aber einige blieben, weil

ich sie darum bat. Und Leya ist sich ganz sicher. O ja, die Kinder haben einige der Drachenanhänger geschnappt, wo es eben nur eine Handvoll davon gab. Aber obwohl sie erklären, daß sie diesen *falschen* Drachen stürzen werden, obwohl sie angeblich tausend Mann auf ihn angesetzt haben, vermeiden sie jeden Kontakt mit seinen Anhängern, sobald mehr als fünfzig davon auf einem Haufen zu finden sind. Nicht offen, versteht sich, aber es gibt immer irgendeine Verzögerung, die den Gejagten die Flucht gestattet.«

»Dann kann sich Rand doch zu ihnen begeben, wie er das möchte.« Loial blinzelte die Aes Sedai unsicher an. Das ganze Lager wußte von ihren Auseinandersetzungen mit Rand. »Das Rad webt einen Weg für ihn.«

Uno und Lan öffneten gleichzeitig den Mund, doch der Shienarer gab Lan durch eine leichte Verbeugung das Zeichen, das Wort zu ergreifen. »Wahrscheinlicher«, sagte der Behüter, »ist eine List der Weißmäntel, obwohl ich mir, Licht noch mal, nicht vorstellen kann, worum es geht. Aber wenn mir die Weißmäntel ein Geschenk geben, suche ich zuerst nach einer darin verborgenen Giftnadel.« Uno nickte grimmig. »Außerdem«, fügte Lan hinzu, »geben die Domani und die Taraboner immer noch ihr Bestes, die Anhänger des Drachen genauso umzubringen wie sich gegenseitig.«

»Und da ist noch etwas«, sagte Moiraine. »Drei junge Männer sind in Dörfern gestorben, als Frau Leyas Wagen dort vorbeikam.« Perrin bemerkte, daß Lans Augenlid zuckte. Bei dem Behüter war dies ein ebenso großes Zeichen der Überraschung wie ein Aufschrei bei einem anderen Mann. Lan hatte nicht erwartet, daß sie das erzählen würde. Moiraine fuhr fort: »Der eine starb durch Gift, die beiden anderen durch das Messer. Jeder starb unter Umständen, als sich niemand in der Nähe zu befinden schien. So war es tatsächlich.« Sie blickte in die Flammen. »Alle drei jungen Männer waren größer als üblich und hatten helle Augen. Helle Augenfarben sind auf der Ebene von Almoth etwas Ungewöhnliches. Ich glaube, es bringt im Moment Unglück, als junger Mann mit heller Augenfarbe dort zu leben.«

»Wie?« fragte Perrin. »Wie konnte man sie töten, wenn niemand in der Nähe war?«

»Der Dunkle König hat Attentäter, die du nicht bemerkst, bis es zu spät ist«, sagte Lan ruhig.

Uno schauderte. »Die Seelenlosen. Ich habe aber noch nie davon gehört, daß einer südlich der Grenzlande auftauchte.«

»Genug solcher Reden«, sagte Moiraine streng.

Perrin hatte Fragen auf der Zunge – *Was zum Licht sind die Seelenlosen? Sind sie etwas wie ein Trolloc oder ein Blasser? Was?* –, aber er schluckte sie herunter. Wenn Moiraine entschied, daß man genug über ein Thema geredet hatte, dann sprach sie auch nicht mehr davon. Und wenn sie den Mund hielt, konnte man auch Lans Mund nicht mit der Brechstange öffnen. Auch die Shienarer folgten ihrem Beispiel. Keiner wollte sich mit einer Aes Sedai anlegen.

»Beim Licht!« knurrte Min. Sie spähte unruhig in die sie umgebende Dunkelheit. »Man *bemerkt* sie nicht? Beim Licht!«

»Also hat sich nichts geändert«, sagte Perrin trübsinnig. »Nichts Wesentliches. Wir können nicht hinunter auf die Ebene, und der Dunkle König will uns töten.«

»Alles verändert sich«, sagte Moiraine gelassen, »und wird in das Muster eingewebt. Wir müssen auf dem Muster reiten und nicht auf den Veränderungen des Augenblicks.« Sie sah einen nach dem anderen an und sagte dann: »Uno, seid Ihr sicher, daß Eure Kundschafter nichts Verdächtiges übersehen haben? Nicht einmal etwas sehr Kleines?«

»Die Wiedergeburt des Drachenlords hat die Bande der Sicherheit gelöst, Moiraine Sedai, und es gibt nirgends eine Zuflucht, wenn Ihr gegen Myrddraal kämpft. Aber ich gebe Euch mein Ehrenwort, daß die Kundschafter genauso gute Arbeit leisten wie ein Behüter.« Das war eine der längsten Reden Unos gewesen, in denen Perrin keinen Fluch gehört hatte. Auf der Stirn des Mannes stand denn auch Schweiß von dieser Anstrengung.

»Das müssen wir alle«, sagte Moiraine. »Was Rand angerichtet hat, könnte für jeden Myrddraal auf zehn Meilen Entfernung wie ein Leuchtfeuer auf dem Berggipfel gewirkt haben.«

»Vielleicht …«, begann Min zögernd. »Vielleicht solltet Ihr Machtgewebe erschaffen, die sie von uns abhalten.« Lan sah sie abweisend an. Er stellte gelegentlich Moiraines Entscheidungen in Frage, wenn auch selten in Hörweite Dritter, doch es paßte ihm nicht, wenn andere dasselbe taten. Min erwiderte seinen finsteren Blick. »Also, Myrddraal und Trollocs sind schlimm genug, aber wenigstens kann ich sie sehen. Ich hasse den Gedanken daran, daß einer dieser … dieser Seelenlosen sich hier einschleichen und mir die Kehle durchschneiden könnte, bevor ich ihn überhaupt bemerke.«

»Die Wächter, die ich draußen aufgestellt habe, schützen uns vor den Seelenlosen genau wie vor anderen Wesen des Schattens«, sagte Moiraine. »Wenn man – so wie wir – schwach ist, dann ist es oftmals am besten, sich zu

verstecken. Wenn einer der Halbmenschen nahe genug ist, um … Also, Talismane anzubringen, die sie töten, wenn sie ins Lager eindringen wollen, übersteigt meine Fähigkeiten, und selbst wenn ich das könnte, würde uns das lediglich hier wie in einen Pferch einsperren. Da es unmöglich ist, zwei verschiedene Arten von Wächtern gleichzeitig aufzustellen, überlasse ich es den Kundschaftern und den Wachen und natürlich Lan, uns zu verteidigen, und benütze die eine Art von Abschirmung, die uns ein wenig helfen kann.«

»Ich könnte eine Runde um das Lager drehen«, meinte Lan. »Falls da draußen etwas ist, was die Kundschafter übersehen haben, werde ich es finden.« Das war keine Drohung, sondern einfach eine Tatsache. Selbst Uno nickte zustimmend.

Moiraine schüttelte den Kopf. »Wenn du heute abend gebraucht wirst, mein Gaidin, dann hier.« Ihr Blick wanderte hoch zu den düsteren Bergen, die sie umgaben. »Es liegt etwas in der Luft.«

»Warten.« Perrin rutschte das Wort heraus, bevor er sich zurückhalten konnte. Als Moiraine ihn daraufhin ansah – in ihn hineinsah –, wünschte er, sich beherrscht zu haben.

»Ja«, sagte sie. »Warten. Überzeugt Euch davon, daß Eure Wachen heute nacht besonders aufmerksam sind, Uno.« Es war nicht nötig vorzuschlagen, daß die Männer ihre Waffen auch im Schlaf griffbereit haben sollten, denn die Shienarer taten das sowieso immer. »Schlaft gut«, fügte sie zu allen gewandt hinzu, als sei das noch möglich, und dann ging sie zurück zu ihrer Hütte. Lan blieb noch lang genug, um drei Löffel Eintopf zu schlürfen, und dann eilte er ihr hinterher. Die Nacht verschluckte ihn schnell.

Perrins Augen leuchteten golden, als sie dem Behüter auf seinem Weg durch die Dunkelheit folgten. »Schlaft gut«, murmelte er. Der Geruch gekochten Fleisches machte ihn plötzlich nervös. »Ich habe doch die dritte Wache, Uno?« Der Shienarer nickte. »Dann will ich versuchen, ihrem Ratschlag zu folgen.« Andere kamen an die Feuer, und Fetzen ihrer Unterhaltung folgten ihm den Hang hinauf.

Er hatte eine Hütte für sich, ein kleines Blockhaus, das kaum groß genug war, um aufrecht drin zu stehen. Die Ritzen waren mit getrocknetem Lehm verschmiert. Ein roh gezimmertes Bett mit Kiefernnadeln als Polster unter einer Decke nahm mehr als die Hälfte des Raums ein. Wer immer sein Pferd abgesattelt hatte, hatte auch seinen Bogen gleich innen neben die Tür gestellt. Er hängte seinen Gürtel mit Axt und Köcher an einen Haken und zog sich vor Kälte zitternd bis auf die Unterwäsche aus. Die Nächte waren noch kalt, doch die Kälte hielt ihn davon ab, zu tief zu schlafen. Im Tiefschlaf träumte er Dinge, die er dann nicht mehr einfach abschütteln konnte.

Eine Weile lang lag er zitternd und nur von einer dünnen Decke bedeckt da und starrte die Deckenbalken an. Dann kam der Schlaf, und mit ihm kamen Träume.

Schlafende Schatten

Der Schankraum des Wirtshauses war kalt, obwohl in dem großen gemauerten Kamin ein Feuer prasselte. Perrin rieb sich die Hände vor den Flammen, aber davon wurden sie auch nicht wärmer. Trotzdem wirkte die Kälte auf ihn eigenartigerweise beruhigend, als sei sie ein Schutzschild. Er wußte allerdings nicht, wogegen sie ihn schützen solle. Etwas murmelte leise in seinem Hinterkopf. Es war nur ein ganz verschwommener Laut, als poche einer an der Tür, weil er hereinkommen wollte.

»Also gebt Ihr auf. Das ist auch das beste für Euch. Kommt. Setzt Euch, und wir reden miteinander.«

Perrin drehte sich um und musterte den Sprecher. Die im Raum verteilten runden Tische waren leer bis auf einen in einer Ecke, an dem der Mann in Schatten gehüllt saß. Der übrige Raum lag wie in feinem Dunst, wirkte mehr wie eine Ahnung denn ein wirklicher Ort. Alles, was er nicht direkt ansah, verschwamm ins Unwirkliche. Er blickte zurück zum Feuer. Jetzt brannte es auf einem Unterbau aus Backstein. Aber irgendwie störte ihn das alles nicht. *Es sollte eigentlich.* Aber er wußte nicht, warum.

Der Mann winkte ihn heran, und Perrin ging hinüber zu ihm. Er saß an einem viereckigen Tisch. Alle Tische waren viereckig. Mit gerunzelter Stirn streckte er einen Finger aus, um die Tischplatte zu berühren, zog aber dann doch die Hand zurück. In dieser Ecke des Raums gab es keine Lampen, und trotz der übrigen Beleuchtung waren der Mann und sein Tisch beinahe völlig verborgen, verschwammen mit der Dämmerung.

Perrin hatte das Gefühl, er kenne den Mann, aber das war genauso vage wie alles, was er aus den Augenwinkeln sah. Der Bursche war von mittleren Jahren, sah gut aus und war für einen Landgasthof zu gut gekleidet. Er trug dunkle, beinahe schwarze Samtkleidung und am Kragen sowie an den Manschetten weiße Spitzen. Er saß steif da und preßte manchmal die Hand auf seine Brust, als schmerze ihn jede Bewegung. Seine dunklen Augen waren starr auf Perrin gerichtet. Sie erschienen ihm wie glitzernde Punkte im Schatten.

»Was aufgeben?« fragte Perrin.

»Das natürlich.« Der Mann nickte in Richtung von Perrins Hüfte. Er hörte sich überrascht an, als hätten sie schon vorher über dieses Thema diskutiert, als sei das ein alter Streitpunkt zwischen ihnen.

Perrin war gar nicht bewußt gewesen, daß seine Axt am Gürtel hing. Er hatte ihr Gewicht nicht gespürt. Er fuhr mit der Hand über die halbmondförmige Schneide und den dicken Schaft. Der Stahl fühlte sich … real an. Realer als alles um ihn herum. Vielleicht sogar realer als er selbst. Er behielt die Hand dort, um sich daran zu klammern.

»Ich habe daran gedacht«, sagte er, »aber ich glaube nicht, daß ich es kann. Noch nicht.« *Noch nicht?* Die Schenke schien zu flimmern, und wieder war da dieses Rumoren in seinem Kopf. *Nein!* Es verschwand wieder.

»Nein?« Der Mann lächelte. Es war ein kaltes Lächeln. »Ihr seid doch Schmied, Junge. Und danach zu schließen, was ich hörte, seid Ihr ein guter Schmied. Eure Hände wurden für den Hammer geschaffen und nicht für die Axt. Geschaffen, Dinge herzustellen, und nicht, um damit zu töten. Kehrt um, bevor es zu spät ist.«

Perrin wurde bewußt, daß er nickte. »Ja. Aber ich bin *ta'veren.*« Er hatte das noch nie laut ausgesprochen. *Aber er weiß es doch schon.* Da war er sicher, auch wenn er nicht sagen konnte, warum.

Einen Moment lang verzog sich das Lächeln des Mannes zur Grimasse, doch dann war es wieder da und noch breiter als vorher. Eine kalte Kraft schien von ihm auszugehen. »Es gibt Möglichkeiten, so etwas zu ändern, Junge. Wege, um sogar das Schicksal zu überlisten. Setzt Euch, und wir reden darüber.« Die Schatten schienen sich zu verschieben und zu verdichten. Sie griffen nach ihm.

Perrin trat einen Schritt zurück ins hellere Licht hinein. »Lieber nicht.«

»Dann trinkt wenigstens mit mir. Auf die vergangenen Jahre und auf die kommenden. Hier, danach werdet Ihr die Dinge klarer sehen.« Der Becher, den der Mann über den Tisch schob, war einen Moment vorher noch nicht dagewesen. Er glänzte hellsilbern und war bis zum Rand mit dunklem, blutrotem Wein gefüllt.

Perrin musterte das Gesicht des Mannes. Selbst seinen scharfen Augen fiel das schwer, denn die Schatten verbargen seine Züge ähnlich wie der Umhang eines Behüters. Die Dunkelheit umspielte den Mann zärtlich. Da war etwas in den Augen des Mannes … Wenn er sich nur bemühte, würde er sich bestimmt daran erinnern. Das Rumoren kehrte wieder.

»Nein«, sagte er. Er sprach das leise Rumoren in seinem Kopf an, doch als sich der Mund des Mannes zornig verzog, da er sich angesprochen fühlte – wobei er diesen kurzen Wutausbruch sofort wieder unterdrückte –, entschied Perrin, daß seine Ablehnung auch dem Wein gelten werde. »Ich habe keinen Durst.«

Er drehte sich um und ging Richtung Tür. Der Kamin bestand aus abgerundeten Flußsteinen. Im Raum standen ein

paar lange Tische mit Bänken daran. Plötzlich wollte er nur nach draußen und weg von dem Fremden.

»Ihr werdet nicht viele Chancen bekommen«, sagte der Mann hinter ihm mit harter Stimme. »Drei miteinander verwobene Fäden teilen sich das gleiche Verhängnis. Wenn einer durchschnitten wird, dann zerreißen alle. Das Schicksal kann Euch töten oder noch Schlimmeres mit Euch machen.«

Perrin fühlte plötzlich Hitze in seinem Rücken. Sie wurde intensiver und verklang dann aber auch schnell, als hätten sich die Türen eines riesigen Schmelzofens geöffnet und wieder geschlossen. Überrascht wandte er sich um. Der Raum war leer.

Nur ein Traum, sagte er sich vor Kälte zitternd, und damit verschob sich alles.

Er blickte in den Spiegel. Ein Teil seiner selbst verstand nicht, was er da sah, während ein anderer Teil es hinnahm. Er trug wie selbstverständlich einen vergoldeten Helm in Form eines Löwenkopfes. Auf seinem gehämmerten Brustpanzer waren goldene Blätter zu sehen, und auch die Kettenärmel und Beinschützer waren mit Gold verziert. Nur die Axt an seiner Seite war die gleiche. Eine Stimme – seine eigene – flüsterte ihm im Geist zu, daß er diese Waffe lieber als jede andere trüge, daß er sie tausendmal getragen hatte in hundert Schlachten. *Nein!* Er wollte sie aus der Schlaufe ziehen und wegwerfen. *Ich kann nicht!* In seinem Kopf erklang eine Stimme, lauter als das übliche Gemurmel, beinahe so, daß er sie verstehen konnte.

»Ein Mann, der zum Ruhm geboren wurde.«

Er wirbelte herum und sah sich der schönsten Frau gegenüber, die er je gesehen hatte. Er sah überhaupt nichts, was den Raum betraf, in dem er sich befand. Er starrte sie gebannt an. Ihre Augen waren Mitternachtsseen, ihre Haut blaß und sicherlich zarter noch als ihr Kleid aus weißer Seide. Als sie auf ihn zukam, trocknete sein Mund aus. Ihm wurde klar, daß jede andere Frau, die er jemals gesehen hatte, dagegen plump wirken mußte. Er schauderte und fragte sich, woher die Kälte kam.

»Ein Mann sollte sein Schicksal in beide Hände nehmen«, sagte sie lächelnd. Dieses Lächeln reichte beinahe aus, um ihm warm werden zu lassen. Sie war hochgewachsen, und nur eine Handbreit fehlte, um ihm direkt in die Augen blicken zu können. Silberne Kämme steckten in rabenschwarzem Haar. Ein breiter Gürtel aus silbernen Einzelgliedern umspannte eine Taille, die er mit seinen Händen hätte umfassen können.

»Ja«, flüsterte er. In seinem Innern stritt Überraschung gegen Zustimmung. Er brauchte keinen Ruhm. Aber wenn sie es sagte, gab es nichts Erstrebenswerteres. »Ich meine …« Das Gemurmel bohrte in seinem Kopf. »Nein!« Es war weg, und genauso war für den Moment jedenfalls alle Zustimmung verflogen. Beinahe. Er hob eine Hand und berührte den Helm. Er nahm ihn ab. »Ich … glaube nicht, daß ich das brauche. Es gehört mir nicht.«

»Ihr wollt es nicht?« Sie lachte. »Welcher Mann, in dessen Adern Blut strömt, wollte keinen Ruhm? Genausoviel Ruhm, als hättet Ihr das Horn von Valere geblasen.«

»Ich nicht«, sagte er, und ein Teil von ihm schrie auf und bezichtigte ihn der Lüge. Das Horn von Valere. *Das Horn erklang, und der wilde Angriff begann. Der Tod ritt neben ihm, und trotzdem wartete auch sie dort auf ihn. Seine Geliebte. Sein Verhängnis.* »Nein! Ich bin ein Schmied.«

Ihr Lächeln war mitleidig. »Was für ein bescheidener Wunsch. Ihr müßt denen nicht gehorchen, die Euch von Eurem Schicksal abbringen wollen. Sie würden Euch erniedrigen, demütigen, Euch zerstören. Sich dem Schicksal entgegenzustemmen bringt nur Schmerz. Warum den Schmerz suchen, wenn Ihr den Ruhm haben könnt? Wenn Euer Name neben denen aller Helden der Legende erklingen kann?«

»Ich bin kein Held.«

»Ihr wißt nicht einmal die Hälfte darüber, was Ihr seid. Oder was Ihr sein könntet. Kommt, trinkt einen Becher mit mir auf das Schicksal und den Ruhm.« In der Hand hielt sie einen glänzenden Silberbecher, der mit blutrotem Wein gefüllt war. »Trinkt!«

Er sah den Becher mit gerunzelter Stirn an. Es war etwas … Vertrautes daran. Ein Knurren nagte an seinem Gehirn. »Nein!« Er kämpfte sich davon frei, wollte nicht hinhören. »Nein!«

Sie hielt ihm den goldenen Becher hin. »Trinkt!«

Golden? Ich dachte, der Becher sei … Er war … Der Rest des Gedankens entglitt ihm. Doch in seine Verwirrung hinein erklang der Laut in seinem Kopf erneut, nagend, auffordernd. »Nein«, sagte er. »Nein!« Er sah den goldenen Helm in seinen Händen an und warf ihn weg. »Ich bin Schmied. Ich bin …« Der Laut in seinem Kopf kämpfte gegen ihn an, näherte sich der Stärke, mit der er hörbar wurde. Er schlang die Arme um den Kopf, um ihn auszusperren, und sperrte ihn damit nur ein. »Ich bin ein Mensch!« schrie er.

Dunkelheit umgab ihn, doch ihre Stimme folgte ihm und flüsterte: »Die Nacht ist immer da, und alle Menschen träumen. Besonders Ihr, mein Wilder. Und ich werde immer in Euren Träumen sein.«

Stille.

Er ließ die Arme sinken. Er war wieder in seinen eigenen Mantel und seine Hosen gekleidet, fest und von gutem Stoff, wenn auch einfach. Passende Kleidung für einen Schmied oder jeden Landmann. Doch er bemerkte sie kaum.

Er stand auf einer Steinbrücke mit niedrigem Geländer, die sich von einem oben abgeflachten Pfeiler zu einem anderen schwang. Die Pfeiler erhoben sich aus einem Abgrund, dessen Boden er nicht erkennen konnte. Der Lichtschein wäre für andere Augen sowieso schon zu trüb gewesen, und selbst er konnte nicht erkennen, woher er kam. Er war einfach da. Wohin er auch blickte, nach links oder rechts, nach oben oder unten, überall sah er weitere Brücken, weitere Pfeiler und Rampen ganz ohne Geländer. Es schien kein Ende zu geben und kein feststellbares Muster. Noch schlimmer: Einige der Rampen schwangen sich hoch zu den Spitzen von Pfeilern, die sich genau über denen befinden mußten, von denen die Rampen ausgingen. Tropfendes Wasser warf Echos in diesen riesigen Raum. Der Laut schien von überall her gleichzeitig zu kommen. Er zitterte vor Kälte.

Plötzlich nahm er aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahr, und automatisch duckte er sich hinter das Steingeländer. Es lag eine Gefahr darin, gesehen zu werden. Er wußte nicht, warum, nur, daß es stimmte. Er wußte es eben.

Vorsichtig spähte er über das Geländer und suchte nach dem Ursprung der Bewegung. Auf einer fernen Rampe blitzte es weiß auf. Eine Frau, da war er sicher, aber er konnte sie nicht recht erkennen. Eine Frau in einem weißen Kleid, die irgendwohin eilte.

Plötzlich erschien auf einer Brücke gleich unter ihm und damit viel näher, als sich die Frau befunden hatte, ein Mann, groß und dunkel und schlank. Das Silber in seinem schwarzen Haar ließ ihn würdevoll wirken. Sein dunkelgrüner Mantel war über und über mit goldenen Blättern bestickt. Goldzierat bedeckte seinen Gürtel und die Börse, und auf der Scheide seines Dolches schimmerten Edelsteine. Seine Stiefelschäfte hatten einen goldenen Rand. Wo war er hergekommen?

Ein weiterer Mann betrat von der anderen Seite her die Brücke, genauso überraschend wie der erste. Schwarze Streifen zogen sich durch die bauschigen Ärmel seines roten Mantels, und an Kragen und Manschetten hingen dichte, blasse Spitzen herunter. Seine Stiefel waren so mit Silber verziert, daß man kaum noch Leder sah. Er war kleiner als der Mann, dem er entgegenging, breitschultriger, und sein kurzgeschnittenes Haar war so weiß wie die Spitzen, die er trug. Das Alter machte ihn aber keineswegs gebrechlich. Er schritt mit dem gleichen Ausdruck arroganter Kraft dahin wie der andere Mann. Die beiden näherten sich einander sehr vorsichtig. *Wie zwei Pferdehändler, die wissen, daß einer dem anderen eine lahme Stute andrehen will,* dachte Perrin.

Die Männer begannen, miteinander zu sprechen. Perrin spitzte die Ohren, aber über all das Klatschen der Wassertropfen hinweg konnte er nur ein Gemurmel hören. Düstere und gar zornige Blicke und heftige Bewegungen, als wollten sie zuschlagen. Sie trauten einander nicht. Er glaubte sogar, daß sie einander haßten.

Er blickte hoch und suchte nach der Frau, doch sie war verschwunden. Als er wieder hinuntersah, hatte sich ein weiterer Mann zu den beiden anderen gesellt. Und irgendwie, irgendwoher, kannte ihn Perrin. Es war wie eine Erinnerung an etwas lange Vergangenes. Ein gutaussehender Mann von mittleren Jahren, in beinahe schwarzen Samt mit weißen Spitzen gekleidet. *Eine Schenke,* dachte Perrin. *Und noch etwas davor. Etwas ...* Vor langer, langer Zeit schien das alles gewesen zu sein. Aber die Erinnerung stellte sich nicht ein.

Die beiden ersten Männer standen nun Seite an Seite, als habe die Gegenwart des Neuankömmlings sie zu unfreiwillig Verbündeten gemacht. Er schrie sie an und drohte mit der Faust, während sie nervös von einem Fuß auf den anderen traten und seinen Blick mieden. Wenn die beiden sich auch haßten, so fürchteten sie ihn noch mehr.

Seine Augen, dachte Perrin. *Was ist so seltsam an seinen Augen?*

Der große, dunkelhaarige Mann begann zu widersprechen; zuerst zögernd und dann immer nachdrücklicher. Der Weißhaarige schloß sich ihm an, und plötzlich zerbrach ihr zeitweiliges Bündnis. Alle drei schrien sich gleichzeitig an – jeder die beiden anderen. Mit einemmal breitete der Mann in dunklem Samt die Arme aus, als wolle er den Streit abbrechen. Und ein sich ausdehnender Feuerball hüllte sie ein, verbarg sie, wuchs und wuchs.

Perrin schlang die Arme schützend um seinen Kopf und ließ sich hinter das Steingeländer fallen. Dort kauerte er, während der Wind ihn zauste und an seiner Kleidung riß. Der Wind war heiß wie Feuer. Der Wind war Feuer. Selbst mit geschlossenen Augen konnte er es sehen. Flammen umschlossen alles, drangen durch alles hindurch. Der Feuersturm durchraste auch ihn. Er konnte ihn fühlen, wie er brannte und zog und versuchte, ihn zu verschlingen und die Asche zu verstreuen. Er schrie, klammerte sich an sein Leben und wußte doch, daß es nicht reichte.

Und von einem Herzschlag zum nächsten war der Sturm vorbei. Er verging nicht langsam, nein, im einen Moment noch peitschte ihn der Sturm und im nächsten herrschte absolute Stille. Der einzige Laut war das Echo klatschender Wassertropfen.

Langsam setzte sich Perrin auf und schaute an sich herab. Seine Kleidung war nicht einmal versengt, und seine

Haut wies keine Brandwunde auf. Nur die Erinnerung an die Hitze ließ ihn glauben, daß es wirklich geschehen war. Die Erinnerung lag nur in seinem Geist allein; der Körper erinnerte sich an nichts.

Vorsichtig blickte er über das Geländer. Von der Brücke, auf der die Männer gestanden hatten, war auf jeder Seite nur ein kurzes Stück abgeschmolzenen Steins zu sehen. Die Männer waren verschwunden.

Seine Nackenhaare prickelten und richteten sich auf. Er blickte hoch. Auf einer Rampe über ihm und etwas rechts abgesetzt stand ein zerzauster grauer Wolf und sah ihn an.

»Nein!« Er sprang auf und rannte los. »Das ist ein Traum! Ein Alptraum! Ich will aufwachen!« Er rannte, und alles in seiner Sicht verschwamm. Die Schlieren verschoben sich. Ein Summen erfüllte sein Gehör und verklang wieder. Dann verfestigte sich das Bild vor seinen Augen.

Er zitterte vor Kälte und wußte vom ersten Augenblick an ganz sicher, daß dies ein Traum war. Er war sich vage schattenhafter früherer Träume bewußt, aber diesen kannte er. Er hatte sich in anderen Nächten bereits an diesem Ort befunden, und auch wenn er ihn nicht begriff, wußte er sich doch in einem Traum. Aber das Wissen änderte diesmal nichts.

Riesige rote Sandsteinsäulen umgaben die offene Fläche, auf der er stand. Fünfzig Schritt oder höher über seinem Kopf befand sich eine Kuppeldecke. Er und ein weiterer genauso großer Mann hätten eine dieser Säulen nicht mit ihren Armen umschließen können. Der Boden war mit großen, grauen Granitplatten ausgelegt, und doch von unzähligen Generationen von Füßen ausgetreten.

Und in der Mitte unter der Kuppel befand sich der Grund dafür, daß all diese Füße hierhergekommen waren: ein Schwert, das mit dem Griff nach unten in der Luft hing, offensichtlich durch nichts gehalten, wo anscheinend jedermann danach greifen und es nehmen konnte. Es drehte sich langsam, wie durch einen schwachen Lufthauch bewegt. Und doch war es eigentlich gar kein Schwert. Es schien aus Glas zu bestehen, oder vielleicht aus Kristall, sowohl die Klinge wie auch der Griff und der Querbügel. Es fing das wenige Licht ein und zersplitterte es in tausend Blitze.

Er ging darauf zu und streckte die Hand aus, so wie jedesmal zuvor. Er erinnerte sich deutlich daran, daß er das getan hatte. Der Griff hing vor seinem Gesicht, leicht zu erreichen. Doch einen Fuß vor dem funkelnden Schwert traf seine Hand in der leeren Luft auf einen Widerstand. Als habe er Stein berührt. Wie er es ja auch gewußt hatte. Er drückte stärker dagegen, aber er hätte genausogut gegen eine Wand drücken können. Das Schwert drehte sich und glitzerte, einen Fuß entfernt und doch so weit außerhalb seiner Reichweite, als befände es sich auf der anderen Seite des Meeres.

Callandor. Er war nicht sicher, ob die flüsternde Stimme sich in seinem Kopf befand oder außerhalb; sie schien um die Säulen herumzuklingen, überall gleichzeitig, eindringlich und doch sanft wie eine Frühlingsbrise. *Callandor. Wer mich führt, der hält das Schicksal in Händen. Nimm mich und trete die letzte Reise an.* In plötzlich aufkeimender Angst machte er einen Schritt zurück. Dieses Flüstern war noch nie zuvor erklungen. Viermal schon hatte er diesen Traum geträumt. Daran erinnerte er sich genau: vier Nächte lang, eine nach der anderen. Und dies nun war das erste Mal, daß sich etwas verändert hatte. *Die Entstellten kommen.* Das war ein anderes Flüstern aus einer Quelle, die ihm bekannt war, und er fuhr zusammen, als hätte ihn ein Myrddraal berührt. Ein Wolf stand dort zwischen den Säulen, ein Bergwolf, beinahe hüfthoch, zerzaust, weiß und grau. Er blickte ihn eindringlich mit Augen an, die so gelb waren wie seine eigenen.

Die Entstellten kommen. »Nein!« keuchte Perrin. »Nein! Ich lasse dich nicht ein! Ich will nicht!«

Er schlug um sich und erwachte, setzte sich in der engen Hütte auf und zitterte vor Kälte und Wut. »Das lasse ich nicht zu«, flüsterte er heiser.

Die Entstellten kommen. Der Gedanke war klar und deutlich, doch es war nicht sein eigener.

Die Entstellten kommen, Bruder.

Wandelnde Alpträume

Perrin sprang aus seinem Bett, schnappte sich die Axt und rannte barfuß und in Unterwäsche hinaus. Die Kälte ignorierte er. Der Mond tauchte die Wolken in geisterhaftes Weiß. Mehr als genug Licht für seine Augen, mehr als genug auch, um von allen Seiten her dunkle Gestalten zwischen den Bäumen hindurchschlüpfen zu sehen, Wesen, die fast genauso groß waren wie Loial, deren Gesichter aber durch Schnauzen und Schnäbel entstellt waren – halbmenschliche Köpfe mit Hörnern und gefiederten Kämmen; kräftige Gestalten, die sowohl auf menschlichen Füßen wie auch auf Hufen oder Tatzen einherliefen.

Er öffnete den Mund, um eine Warnung in die Nacht hinauszuschreien, da flog auch schon die Tür zu Moiraines Hütte auf, und Lan rannte mit dem Schwert in der Hand heraus. Er rief: »Trollocs! Erwacht, um eures Lebens willen! Trollocs!« Schreie antworteten ihm, als die Männer aus ihren Hütten taumelten, meist nur in Leibwäsche gekleidet, aber mit den Schwertern in der Hand.

Mit tierischem Gebrüll sprangen die Trollocs vor und wurden mit Stahl und Schreien wie »Shienar!« und »Der Wiedergeborene Drache!« empfangen.

Lan war vollständig angekleidet. Perrin hätte wetten können, daß der Behüter nicht geschlafen hatte. Er warf sich zwischen die Trollocs, als sei seine Wollkleidung eine Rüstung. Er schien von einem zum anderen zu tanzen. Mann und Schwert flossen einher wie Wasser oder Wind, und wo der Behüter tanzte, da schrien und starben die Trollocs.

Auch Moiraine befand sich draußen in der Nacht und tanzte ihren eigenen Tanz zwischen den Trollocs. Ihre einzige Waffe schien eine Rute zu sein, aber wo sie damit einen Trolloc traf, wuchs aus seinem Fleisch eine Flammenspur empor. Mit ihrer freien Hand pflückte sie Feuerkugeln aus der Luft und warf sie. Die Trollocs heulten auf, während sie von den Flammen verschlungen wurden, und wälzten sich auf dem Boden.

Ein ganzer Baum flammte plötzlich von den Wurzeln bis zur Krone auf und dann ein zweiter und noch weitere. Die Trollocs kreischten ob des brennend hellen Lichtscheins, doch sie hörten nicht auf, ihre Dornenäxte und Sichelschwerter zu schwingen.

Mit einemmal sah Perrin, wie Leya zögernd aus Moiraines Hütte trat. Sie befand sich auf der anderen Seite der Mulde von ihm, aber er konnte an nichts anderes mehr denken. Die Tuatha'an-Frau drückte sich an die Holzwand und hielt sich mit einer Hand die Kehle. Das Licht der brennenden Bäume zeigte ihm all den Schmerz und das Entsetzen und die Abscheu auf ihrem Gesicht, während sie dem Gemetzel zusah.

»Versteckt Euch!« schrie Perrin ihr zu. »Geht hinein und verbergt Euch!« Das Toben des Kampfes, die Schmerzens- und Todesschreie verschluckten seine Worte. Er rannte in ihre Richtung. »Versteckt Euch, Leya! Um des Lichts willen, versteckt Euch!«

Ein Trolloc ragte über ihm auf. Wo sich Mund und Nase befinden sollten, trug er einen grausam gekrümmten Schnabel. Schwarze Metallschuppen und Dornen schützten seinen Körper von den Schultern bis an die Knie. Er bewegte sich auf Adlerkrallen und schwang eines dieser eigenartig gekrümmten Schwerter. Er roch nach Schweiß und Schmutz und Blut.

Perrin duckte sich unter dem Schlag weg und schrie, als er seinerseits mit der Axt zuschlug. Er wußte, eigentlich sollte er Angst empfinden, doch die Bedrängnis unterdrückte alle Furcht. Nur eines spielte noch eine Rolle: Er mußte Leya erreichen und in Sicherheit bringen, und der Trolloc war ihm im Weg.

Brüllend und zuckend fiel dieser zu Boden. Perrin wußte nicht einmal, wo er ihn getroffen hatte und ob er starb oder lediglich verletzt war. Er sprang über ihn hinweg und rannte gebückt den Hang hinauf.

Brennende Bäume warfen fahle Schatten auf die kleine Talmulde. Ein flackernder Schatten neben Moiraines Hütte entpuppte sich plötzlich als Trolloc. Er war gehörnt und hatte die Schnauze eines Ziegenbocks. Mit beiden Händen hielt er eine zusätzlich mit Dornen bewehrte Axt. Er schien sich zuerst in das Getümmel stürzen zu wollen, doch dann fiel sein Blick auf Leya.

»Nein!« schrie Perrin. »Licht, nein!« Steine spritzten unter seinen bloßen Füßen weg. Er fühlte die Schrammen nicht einmal. Die Axt des Trollocs hob sich. »Leyaaaaaa!«

Im letzten Moment wirbelte der Trolloc herum, und seine Axt blitzte auf Perrin zu. Er warf sich zu Boden und schrie auf, als Stahl über seinen Rücken schrammte. Verzweifelt streckte er eine Hand aus, packte einen Bocksfuß und zog mit aller Kraft daran. Er schaffte es, dem Trolloc das Bein wegzuziehen, und er stürzte und krachte schwer auf den Boden. Doch als er weiter hangabwärts rutschte, packte er Perrin mit Händen, die doppelt so groß waren

wie die des Schmieds. Er zog ihn mit, und sie überschlugen sich im Hinunterrollen. Der Gestank des Trollocs erstickte ihn fast: eine Mischung von Ziegenbock und saurem menschlichen Schweiß. Mächtige Arme umfaßten seinen Brustkorb und preßten ihm die Luft aus der Lunge. Seine Rippen waren nahe daran zu brechen. Die Axt war dem Trolloc entfallen, aber stumpfe Bockszähne bohrten sich in Perrins Schulter. Mächtige Kiefer drückten zu. Er stöhnte, als der Schmerz seinen linken Arm durchraste. Er rang nach Luft, und seine Augen begannen zu versagen. Aber dann wurde er sich verschwommen bewußt, daß sein anderer Arm frei war und immer noch irgendwie den Schaft der Axt umklammerte. Er umfaßte ihn ganz kurz über der Schneide wie einen Hammer, und der Dorn stand gerade nach vorn ab. Mit einem Aufbrüllen, das ihm die letzte Luft raubte, rammte er dem Trolloc den Dorn in die Schläfe. Lautlos verkrampfte sich dieser, sein Griff löste sich, und er schleuderte Perrin zur Seite. Instinktiv packte er die Axt fester und riß sie heraus, als der Trolloc zuckend weiter hangabwärts rutschte.

Einen Augenblick lang lag Perrin nur da und rang nach Luft. Der Schnitt auf seinem Rücken brannte, und er fühlte die Nässe von Blut. Ein stechender Schmerz durchfuhr seine Schulter, als er sich aufrichtete. »Leya?«

Sie war immer noch da, kauerte vor der Hütte, nicht mehr als zehn Schritt weiter oben. Und sie betrachtete ihn mit einem solchen Gesichtsausdruck, daß er ihr kaum in die Augen sehen konnte. »Bemitleidet mich nicht!« grollte er. »Habt Ihr …!«

Der Sprung des Myrddraals vom Dach der Hütte herunter schien viel zu lang zu dauern, und sein stumpfschwarzer Umhang hing während des Falls um ihn, als stünde der Halbmensch bereits auf dem Boden. Sein augenloser Blick war auf Perrin gerichtet. Er roch nach Tod.

Kälte sickerte in Perrins Arme und Beine, als ihn der Myrddraal ansah. Sein Brustkorb war wie ein Eisklumpen. »Leya«, flüsterte er. Er konnte sich nur mit Mühe beherrschen, nicht davonzurennen. »Leya, bitte versteckt Euch. Bitte.«

Der Halbmensch ging langsam und selbstbewußt auf ihn zu, sicher, daß er vor Furcht gelähmt sei. Er bewegte sich schlangengleich und zog dabei ein Schwert, so schwarz, daß es nur durch die brennenden Bäume sichtbar wurde. »Trennt ein Bein eines dreibeinigen Hockers ab«, sagte er leise, »und alle fallen herunter.« Die Stimme klang wie zerfallendes, verrottetes Leder.

Plötzlich bewegte sich Leya. Sie warf sich nach vorn und versuchte, die Beine des Myrddraals mit ihren Armen zu umschlingen. Er schwang beinahe gleichgültig das dunkle Schwert rückwärts, ohne sich dabei auch nur umzublicken, und sie brach zusammen.

Tränen traten Perrin in die Augen. *Ich hätte ihr helfen müssen … sie retten. Ich hätte … etwas … tun müssen!* Aber solange ihn der Myrddraal mit seinem augenlosen Blick fixierte, war es schwer, auch nur zu denken.

Wir kommen, Bruder. Wir kommen, Junger Bulle.

Die Worte in seinem Kopf ließen diesen wie eine Glocke klingen. Die Schwingungen durchzitterten ihn. Mit den Worten kamen die Wölfe, ganze Rudel, und sie überfluteten seinen Geist, wie sie in die Talmulde strömten. Bergwölfe, so groß, daß sie einem Mann bis an die Hüfte reichten, alle weiß und grau, so hetzten sie aus der Nacht heraus, um die Überraschung der Zweibeiner wohl wissend, als sie sich auf die Entstellten stürzten. Die Wölfe erfüllten ihn, bis er sich kaum noch daran erinnern konnte, ein Mensch zu sein. In seinen Augen sammelte sich das Licht, und sie leuchteten golden. Und der Halbmensch blieb mit einemmal unsicher stehen.

»Blasser«, sagte Perrin grob, aber dann kam ihm ein anderer Name in den Sinn, der von den Wölfen stammte. Trollocs, die Entstellten, die während des Schattenkriegs aus einer Kreuzung von Mensch und Tier erschaffen worden waren, waren schlimm genug, doch die Myrddraals … »Ungeborener!« Der Junge Bulle spuckte aus. Mit gefletschten Zähnen stürzte er sich knurrend auf den Myrddraal.

Der bewegte sich elegant und tödlich wie eine Viper. Das schwarze Schwert war schnell wie der Blitz. Aber er war der Junge Bulle. So nannten ihn die Wölfe. Der Junge Bulle mit Hörnern aus Stahl, die er mit seinen Händen führte. Er war eins mit den Wölfen. Er war ein Wolf, und jeder Wolf würde mit Freuden sterben, wenn er einen der Ungeborenen dadurch zu Fall bringen konnte. Der Blasse wich vor ihm zurück. Seine pfeilschnellen Schläge wurden nun zur Abwehr vor Perrins Axthieben.

Kniesehne und Kehle, das waren die Angriffsziele der Wölfe. Der Junge Bulle warf sich plötzlich zur Seite und fiel auf ein Knie nieder. Seine Axt schnitt quer über die Kniekehle des Halbmenschen. Der schrie – ein bis ins Mark durchdringender Schrei, der ihm zu jeder anderen Zeit die Haare hätte zu Berge stehen lassen –, stürzte und fing sich mit einer Hand ab. Der Halbmensch – der Ungeborene – hielt sein Schwert noch fest in der Hand, aber bevor er sich aufrappeln konnte, schlug die Axt des Jungen Bullen erneut zu. Halb abgehackt fiel der Kopf des Myrddraals nach hinten und hing ihm den Rücken hinab. Doch immer noch stützte sich der Ungeborene auf eine Hand, und sein Schwert durchschnitt wild die Luft. Die Ungeborenen brauchten lange, um zu sterben.

Durch die Augen der Wölfe und zugleich durch seine eigenen sah der Junge Bulle Bilder von Trollocs, die sich kreischend auf dem Boden wälzten, ohne von Mensch oder Wolf berührt worden zu sein. Die waren offensichtlich mit diesem Myrddraal verbunden und würden sterben, wenn er starb, falls niemand anders sie vorher tötete. Der Drang, den Hang hinunterzurennen und sich seinen Brüdern anzuschließen, mit ihnen zusammen die Entstellten und die verbliebenen Ungeborenen zu töten, war stark, aber das tief vergrabene Stück Mensch in seinem Innern erinnerte sich. *Leya.*

Er ließ seine Axt fallen und drehte sie sanft herum. Blut strömte über ihr Gesicht, und ihre Augen starrten ihn glasig und tot an. Es schien ihm ein anklagender Blick. »Ich habe es versucht«, sagte er ihr. »Ich habe versucht, Euch zu retten.« Ihr Blick veränderte sich nicht. »Was hätte ich sonst tun können? Er hätte Euch getötet, hätte ich ihn nicht vorher umgebracht!«

Komm, Junger Bulle. Komm, töten wir die Entstellten!

Der Wolf überrollte ihn, hüllte ihn vollständig ein. Perrin ließ Leya zu Boden sinken und nahm seine Axt. Die Schneide glänzte feucht. Seine Augen leuchteten, als er den steinigen Abhang hinunterstürmte. Er war der Junge Bulle.

Die um die Talmulde herum verstreuten Bäume brannten wie Fackeln. Gerade, als der Junge Bulle ins Getümmel eintauchte, brach eine hohe Kiefer in Flammen aus. Die Nachtluft flimmerte in fahlem Blau wie unter Nordlichtern, als Lan auf einen weiteren Myrddraal traf. Die uralte, von Aes Sedai hergestellte Klinge prallte auf den schwarzen Stahl, der in Thakan'dar, im Schatten des Shayol Ghul, hergestellt wird. Loial benützte einen Kampfstock von der Größe eines Zaunpfahls. Der herumwirbelnde Balken schuf einen Freiraum um ihn, den kein Trolloc betreten konnte, ohne getroffen niederzustürzen. In den tanzenden Schatten fochten Männer einen verzweifelten Kampf, aber der Junge Bulle – Perrin – nahm verschwommen wahr, daß bereits zu viele der shienarischen Zweibeiner auf dem Boden lagen.

Die Brüder und Schwestern kämpften in kleinen Rudeln zu dritt oder zu viert, duckten sich unter Sichelschwertern und Dornenäxten hinweg, zerfetzten mit ihren mächtigen Kiefern Kniekehlen und sprangen hoch, wenn ihre Beute stürzte, um ihnen die Kehlen durchzubeißen. Es lag keine Ehre in dieser Art zu kämpfen, kein Ruhm, keine Gnade. Sie waren nicht zum Kämpfen gekommen, sondern um zu töten. Der Junge Bulle schloß sich einem der kleineren Rudel an, und die Schneide seiner Axt ersetzte ihm die Zähne.

Er hatte nicht mehr den gesamten Kampf im Auge. Es gab nur den Trolloc, ihn und die Wölfe – die Brüder –, und der Trolloc wurde von seinen Genossen abgeschnitten und zur Strecke gebracht. Dann gab es einen neuen und wieder einen und noch einen, bis keine mehr übrig waren. Keiner in ihrer Nähe; überhaupt keiner mehr zu sehen. Er fühlte in sich den Drang, seine Axt wegzuschleudern, die Zähne zu benützen und auf allen vieren zu rennen wie seine Brüder. Über die hohen Pässe in den verschneiten Bergen rennen. Bis zum Bauch im pulvrigen Schnee rennen und einen Hirsch verfolgen. Mit dem kalten Wind rennen, der einem das Fell zerzauste. Er knurrte wie seine Brüder, und die Trollocs heulten vor Furcht, wenn der Blick aus seinen gelben Augen sie traf. Sie fürchteten ihn mehr als die anderen Wölfe.

Mit einemmal wurde ihm bewußt, daß sich in der gesamten Mulde keine Trollocs mehr befanden, obwohl er fühlen konnte, daß seine Brüder noch einige auf der Flucht verfolgten. Ein Rudel von sieben hatte eine andere Beute im Auge, irgendwo dort draußen in der Dunkelheit. Einer der Ungeborenen rannte zu seinem hartfüßigen Vierbein – etwas in seinem Innern gab ihm den Namen Pferd –, und seine Brüder folgten ihm, seine Witterung in der Nase: den Geruch des Todes. Im Geist war er bei ihnen und sah durch ihre Augen. Als sie ihn einkreisten, wandte sich der Ungeborene ihnen fluchend zu. Die schwarze Klinge und der schwarzgekleidete Ungeborene waren wie ein Teil der Nacht. Aber seine Brüder und Schwestern waren die Jäger der Nacht.

Der Junge Bulle knurrte, als der erste Bruder starb. Sein Todesschmerz durchfuhr auch ihn. Aber die anderen zogen den Kreis enger. Mehr und mehr Brüder und Schwestern starben, doch ihre zuschnappenden Kiefer zerrten den Ungeborenen zu Boden. Er biß jetzt selbst zurück, zerriß Wolfskehlen, kratzte mit Fingernägeln, die durch Haut und Fleisch fetzten wie die harten Klauen, die die Zweibeiner trugen, doch die Brüder zerrissen ihn selbst im Todeskampf. Schließlich erhob sich eine einsame Schwester aus dem zuckenden Haufen und taumelte zur Seite. Morgennebel nannte man sie, doch wie bei all ihren Namen schloß das noch weitere Bedeutungen mit ein: ein eisiger Morgen, der den kommenden Schnee bereits fühlen ließ, Nebel, der das Tal in dichten Schwaden verhüllte, und eine scharfe Brise, die gute Jagd versprach. Morgennebel hob den Kopf und heulte den von Wolken verdeckten Mond an, heulte ihm ihre Totenklage entgegen.

Der Junge Bulle legte den Kopf in den Nacken und heulte mit ihr, trauerte mit ihr.

Als er den Kopf wieder senkte, starrte ihn Min mit großen Augen an. »Geht es dir gut, Perrin?« fragte sie

zögernd. Sie hatte eine Schramme auf der Wange, und ein Ärmel ihres Mantels hing halb ausgerissen herunter. In einer Hand trug sie einen Knüppel und in der anderen einen Dolch. Auf beiden bemerkte er Blut und Haare.

Er sah, daß sie ihn alle anblickten, jedenfalls alle, die noch auf den Beinen waren. Loial stützte sich erschöpft auf seinen langen Stock. Shienarer hatten kurz ihre Arbeit unterbrochen, die Gefallenen hinunter zu Moiraine zu tragen, die mit Lan an ihrer Seite über einen von ihnen gebeugt dastand. Selbst die Aes Sedai blickte zu ihm herüber. Die brennenden Bäume warfen wie riesige Fackeln ein unruhig flackerndes Licht über die Szenerie. Überall lagen tote Trollocs. Mehr Shienarer lagen auf dem Boden, als noch auf den Beinen waren, und zwischen ihnen verstreut lagen die Körper seiner Brüder. So viele …

Perrin fühlte erneut den Drang zu heulen. Verzweifelt schottete er sich von den Wölfen ab. Bilder sickerten trotzdem noch durch, Gefühle, die er von sich fernzuhalten versuchte. Schließlich aber konnte er sie nicht mehr spüren, keinen Schmerz mehr, keinen Zorn, keinen Drang, die Entstellten weiter zu jagen oder einfach zu rennen … Er schüttelte sich. Die Wunde an seinem Rücken brannte wie Feuer, und seine verletzte Schulter fühlte sich an, als sei sie mit einem Hammer auf dem Amboß weichgeklopft worden. Seine bloßen Füße, verkratzt und verschrammt, pulsierten vor Schmerz. Überall lag der Geruch nach Blut in der Luft, nach Trollocs und Tod.

»Es … es geht schon wieder, Min.«

»Du hast gut gekämpft, Schmied«, sagte Lan. Der Behüter hob sein bluttriefendes Schwert und rief: *»Tai'shar Manetheren! Tai'shar Andor!«* Das wahre Blut von Manetheren. Das wahre Blut von Andor.

Die Shienarer, die noch auf den Beinen waren – so wenige –, hoben ihre Schwerter und schlossen sich ihm an: *»Tai'shar Manetheren! Tai'shar Andor!«* Loial nickte. *»Ta'veren«,* fügte er hinzu.

Perrin schlug verlegen die Augen nieder. Lan hatte ihn vor den Fragen bewahrt, die er nicht beantworten wollte, aber dafür hatte er ihm eine unverdiente Ehre zuteil werden lassen. Die anderen verstanden das nicht. Er fragte sich, was sie wohl sagen würden, wenn sie die Wahrheit wüßten. Min schob sich näher heran, und er murmelte: »Leya ist tot. Ich konnte nicht … ich hätte sie beinahe noch rechtzeitig erreicht.«

»Es hätte keinen Unterschied gemacht«, sagte sie leise. »Das weißt du doch.« Sie beugte sich vor und betrachtete seinen Rücken. Selbst sie zuckte dabei zusammen. »Moiraine wird sich darum kümmern. Sie Heilt alle, denen sie noch helfen kann.«

Perrin nickte. Sein Rücken starrte bis zur Taille hinunter vor angetrocknetem Blut, doch trotz der Schmerzen bemerkte er das alles kaum. *Licht, diesmal wäre ich beinahe nicht mehr zurückgekommen. Das darf nicht mehr passieren. Nie mehr!* Aber wenn er im Geist bei den Wölfen war, war alles so anders. Er mußte sich keine Gedanken mehr über Fremde machen, die vor ihm Angst hatten, weil er so groß und kräftig war. Man glaubte nicht, er sei dumm, weil er sich Zeit zum Überlegen nahm. Die Wölfe kannten einander, auch wenn sie sich noch nie zuvor gesehen hatten, und für sie war er lediglich ein anderer Wolf.

Nein! Seine Hände verkrampften sich um den Schaft der Axt. *Nein!* Er fuhr zusammen, als Masema plötzlich etwas sagte: »Es war ein Zeichen«, stellte der Shienarer fest. Er drehte sich im Kreis herum, weil er alle ansprechen wollte. Auf seinen Armen und seiner Brust klebte ebenfalls Blut – er hatte nur Hosen angehabt –, und er hinkte, doch seine Augen leuchteten so leidenschaftlich wie immer. Noch leidenschaftlicher. »Ein Zeichen, um uns in unserem Glauben zu stärken. Selbst die Wölfe kamen, um für den Wiedergeborenen Drachen zu kämpfen. In der Letzten Schlacht wird der Drache sogar die Tiere des Waldes herbeirufen, um an unserer Seite zu streiten. Es ist ein Zeichen für uns, auszureiten. Nur Schattenfreunde werden sich uns nicht anschließen.« Zwei der Shienarer nickten.

»Halt dein blutiges Maul, Masema!« schimpfte Uno. Er schien unverletzt, aber Uno hatte schließlich auch schon gegen Trollocs gekämpft, bevor Perrin geboren wurde. Doch man sah, daß er vor Erschöpfung wankte. Nur das aufgemalte Auge auf seiner Augenklappe schien frisch. »Wir werden verdammt noch mal ausreiten, wenn der Drache uns das verflucht noch mal sagt, und nicht eher! Ihr schafsköpfigen Bauern werdet euch, Licht noch mal, daran erinnern!« Der Einäugige blickte die wachsende Reihe von Männern an, die sich von Moiraine behandeln lassen wollten. Nur wenige konnten sich überhaupt aufsetzen, selbst nach ihrer Behandlung. Er schüttelte den Kopf. »Wenigstens haben wir verdammt genug Wolfspelze, um die Verwundeten warm zu halten.«

»Nein!« Die Shienarer schienen überrascht, mit welcher Vehemenz Perrin das herausschrie. »Sie haben für uns gekämpft, und wir begraben sie zusammen mit unseren Toten.«

Uno runzelte die Stirn und öffnete den Mund, als wolle er etwas entgegnen, aber Perrin sah ihn durchdringend mit seinen gelben Augen an. Der Shienarer senkte den Blick zuerst und nickte.

Perrin räusperte sich verlegen, als Uno den Shienarern, die noch auf den Beinen waren, die Anweisung gab, die toten Wölfe zu vergraben. Min kniff die Augen zusammen und sah ihn an, als sehe sie Dinge um ihn herum, die er nicht wahrnehmen konnte. »Wo ist Rand?« fragte er sie.

»Draußen im Dunklen«, sagte sie und nickte in Richtung nach oben, ohne von ihm wegzublicken. »Er will mit niemandem sprechen. Er sitzt nur herum und faucht jeden an, der sich ihm nähert.«

»Mit mir wird er sprechen«, sagte Perrin. Sie folgte ihm und drang auf ihn ein, er müsse erst seine Wunden von Moiraine behandeln lassen. *Licht, was sieht sie, wenn sie mich so anblickt? Ich will es lieber nicht wissen.*

Rand saß auf dem Boden gerade außerhalb des Lichtscheins der brennenden Bäume und lehnte sich mit dem Rücken an den Stamm einer abgebrochenen Eiche. Er blickte ins Leere und hatte die Arme um seinen Oberkörper geschlungen und die Hände unter den roten Mantel gesteckt, als fühle er den Biß der Kälte. Er schien ihr Näherkommen nicht zu bemerken. Min setzte sich neben ihn, aber er rührte sich nicht, selbst als sie ihm eine Hand auf den Arm legte. Selbst hier roch Perrin Blut und nicht nur sein eigenes.

»Rand«, fing Perrin an, aber Rand ließ ihn nicht zu Wort kommen.

»Weißt du, was ich während des Kampfes gemacht habe?« Rand blickte immer noch ins Leere und richtete seine Worte an die Nacht. »Nichts! Nichts Nützliches! Zuerst habe ich die Wahre Quelle zu berühren versucht und konnte sie nicht fassen. Sie ist mir immer wieder entglitten. Dann, als ich sie schließlich im Griff hatte, wollte ich sie alle verbrennen, die Trollocs und die Blassen. Aber alles, was ich fertigbrachte, war, ein paar Bäume in Brand zu setzen.« Er schüttelte sich in lautlosem Lachen und beruhigte sich dann wieder mit schmerzvoll verzogenem Gesicht. »*Saidin* erfüllte mich, bis ich glaubte, wie ein Feuerwerkskörper explodieren zu müssen. Ich mußte es irgendwohin ableiten, es loswerden, bevor es mich verbrannte, und ich ertappte mich dabei, daß ich überlegte, den Berg herabstürzen zu lassen, um die Trollocs darunter zu begraben. Beinahe hätte ich es versucht. Das war mein ganzer Kampf. Nicht gegen die Trollocs. Gegen mich selbst. Um mich davon abzuhalten, uns alle unter einem Berg zu begraben.«

Min warf Perrin einen verzweifelten Blick zu.

»Wir … sind mit ihnen fertiggeworden, Rand«, sagte Perrin. Er schauderte, als er an all die Verwundeten unten dachte. Und die Toten. *Besser das, als den ganzen Berg über uns einstürzen zu lassen.* »Wir haben dich nicht dazu gebraucht.«

Rand ließ den Kopf gegen den Baumstamm sinken und schloß die Augen. »Ich habe sie kommen gespürt«, sagte er, und er flüsterte die Worte beinahe. »Aber ich wußte nicht, was es war. Sie fühlten sich an wie das Verderben auf *Saidin*. Und *Saidin* ist immerzu da, ruft mich, singt zu mir. Als mir schließlich der Unterschied klar wurde, hat Lan bereits Alarm gegeben. Wenn ich es nur kontrollieren könnte! Ich hätte das Lager warnen können, bevor sie auch nur in der Nähe waren. Aber einen großen Teil der Zeit über, wenn ich *Saidin* berühre, weiß ich überhaupt nicht, was ich tue. Der Strom schwemmt mich einfach mit fort. Aber ich hätte euch warnen können.«

Perrin scharrte nervös mit den Füßen. »Wir sind zur Genüge gewarnt worden.« Er wußte, es klang, als wolle er sich das einreden. *Ich hätte sie auch warnen können, wenn ich mit den Wölfen gesprochen hätte. Sie wußten, daß sich Trollocs und Blasse in den Bergen befanden. Sie versuchten, es mir mitzuteilen.* Aber er fragte sich auch: Wenn er die Wölfe nicht aus seinem Geist ferngehalten hätte, würde er dann nicht jetzt bereits mit dem Rudel rennen? Da war ein Mann gewesen, Elyas Machera, der ebenfalls mit den Wölfen sprechen konnte. Elyas hielt sich die ganze Zeit bei ihnen auf, schien sich aber gut daran zu erinnern, daß er ein Mensch war. Er hatte Perrin nie gesagt, wie er das machte, und Perrin hatte ihn schon lange nicht mehr getroffen.

Das Knirschen von Stiefeln auf dem steinigen Boden verriet die Ankunft zweier weiterer Leute. Ein Luftzug brachte ihre Witterung bis zu Perrin. Er hütete sich jedoch, ihre Namen auszusprechen, bis Moiraine und Lan nahe genug waren, um auch von einem gewöhnlichen Auge ausgemacht zu werden.

Der Behüter hatte eine Hand unter Moiraines Arm, als bemühe er sich, sie zu stützen, ohne es sie wissen zu lassen. Moiraines Augen wirkten vollkommen erschöpft, und in der Hand trug sie eine kleine, uralte Elfenbeinfigur, die eine Frau darstellte. Perrin wußte, daß es ein *Angreal* war, ein Überbleibsel aus dem Zeitalter der Legenden, das einer Aes Sedai half, ohne Risiko mehr Macht, als es ihr allein möglich gewesen wäre, zu lenken. Es war ein deutliches Zeichen ihrer Erschöpfung, daß sie ihn zum Heilen benützte.

Min stand auf, um Moiraine zu helfen, doch die Aes Sedai winkte ab. »Ich habe mich um alle anderen gekümmert«, sagte sie zu Min. »Wenn ich hier fertig bin, kann ich mich ausruhen.« Sie schüttelte auch Lans Hand ab, und auf ihrem Gesicht lag wieder höchste Konzentration, als sie mit einer kühlen Hand über Perrins blutende Schulter und die Wunde auf dem Rücken strich. Bei ihrer Berührung bekam er eine Gänsehaut. »Das ist nicht schlimm«, meinte sie. »Die Quetschung an Eurer Schulter ist tief, doch die Schnitte sind nur oberflächlich. Beißt die Zähne zusammen. Es wird nicht weh tun, aber …«

Ihm war es immer schon unangenehm gewesen, jemandem nahe zu sein, der die Eine Macht lenkte, und noch mehr, wenn es ihn selbst betraf. Es war aber ein- oder zweimal notwendig gewesen, und so glaubte er zu wissen,

was das bedeutete. Allerdings waren das ganz geringe Verwundungen gewesen, und Moiraine hatte ihm mehr oder weniger nur die Erschöpfung nehmen wollen, wenn er unbedingt ausgeruht sein mußte. Es war ganz anders gewesen als jetzt.

Plötzlich schienen die Augen der Aes Sedai in sein Inneres und durch ihn hindurch blicken zu können. Er keuchte und ließ beinahe die Axt fallen. Die Haut an seinem Rücken kribbelte, und seine Muskulatur verhärtete und entspannte sich dann endlich. Seine Schulter bebte heftig, und alles verschwamm ihm vor den Augen. Kälte schnitt bis auf die Knochen und noch tiefer. Er hatte den Eindruck von Bewegung, Fallen, Fliegen; er wußte nicht, was, doch es war ein Gefühl, als rase er irgendwie irgendwohin, und zwar mit wahnwitziger Geschwindigkeit und endlos lange. Nach einer Ewigkeit klärte sich die Welt um ihn herum wieder auf. Moiraine trat zurück. Sie taumelte, bis Lan sie am Arm nahm.

Staunend betrachtete Perrin seine Schulter. Die Risse und Quetschungen waren verschwunden, und nicht einmal ein leichtes Zwicken war mehr zu spüren. Er drehte seinen Oberkörper vorsichtig, aber der Schmerz in seinem Rücken war auch verschwunden. Und seine Füße taten nicht mehr weh. Er mußte nicht erst hinuntersehen, um zu wissen, daß die Kratzer und Abschürfungen ebenfalls weg waren. Sein Magen knurrte laut.

»Ihr solltet so bald wie möglich etwas essen«, sagte Moiraine zu ihm. »Ein großer Teil der Kraft, die zur Heilung benötigt wurde, kam aus Euch selbst. Ihr müßt sie ersetzen.«

Hunger und die verlockenden Bilder von Speisen gingen Perrin im Kopf herum. Blutiges, halbgares Rindfleisch, Hirschkeule und Lamm und … Mit Mühe brachte er sich dazu, nicht mehr an Fleisch zu denken. Er würde sich ein paar dieser Wurzeln suchen, die nach Zwiebeln rochen, wenn man sie röstete. Sein Magen knurrte protestierend.

»Es ist kaum eine Narbe zurückgeblieben, Schmied«, sagte Lan hinter ihm.

»Die meisten verwundeten Wölfe sind von selbst zum Wald zurückgekehrt«, sagte Moiraine. Sie massierte sich den Rücken ein wenig und reckte sich. »Aber ich habe jene Geheilt, die ich finden konnte.« Perrin sah sie scharf an, doch sie schien sich einfach nur unterhalten zu wollen. »Vielleicht hatten sie ihre eigenen Gründe zu kommen, aber ohne sie wären wir wahrscheinlich alle tot.« Perrin schlug die Augen nieder.

Die Aes Sedai faßte nach der Schramme auf Mins Wange, aber Min trat zurück und sagte: »Ich bin nicht wirklich verwundet, und Ihr seid müde. Ich bin schon schlimmer gefallen, wenn ich über die eigenen Füße stolperte.«

Moiraine lächelte und ließ die Hand sinken. Lan nahm sie am Arm. Sie wankte in seinem Griff. »Also gut. Und wie steht es mit Euch, Rand? Seid Ihr verletzt? Selbst ein Kratzer von der Klinge eines Myrddraals kann tödlich sein, und die Schwerter einiger Trollocs sind fast genauso schlimm.«

In diesem Augenblick bemerkte Perrin etwas: »Rand, dein Mantel ist naß.«

Rand zog die rechte Hand aus dem Mantel heraus, und die Hand war mit Blut bedeckt. »Nicht von einem Myrddraal«, sagte er abwesend und sah seine Hand an. »Nicht mal von einem Trolloc. Die Wunde, die ich in Falme erhielt, ist wieder aufgebrochen.«

Moiraine zischte und riß sich von Lan los. Sie fiel beinahe neben Rand auf die Knie. Dann zog sie den Mantel ein Stück beiseite und betrachtete seine Wunde. Perrin konnte sie nicht sehen, da ihr Kopf dazwischen war, aber der Blutgeruch war nun stärker geworden. Moiraines Hände bewegten sich, und Rand verzog das Gesicht vor Schmerzen. »›Das Blut des Wiedergeborenen Drachen auf den Felsen des Shayol Ghul wird die Menschheit vom Schatten befreien.‹ Steht das nicht in den Prophezeiungen des Drachen?«

»Wer hat Euch das gesagt?« fragte Moiraine scharf.

»Wenn Ihr mich jetzt zum Shayol Ghul bringt«, sagte Rand schläfrig, »durch ein Tor zu den Kurzen Wegen oder einen Portalstein, dann könnte alles damit zu Ende sein. Kein Sterben mehr. Keine Träume mehr. Nichts mehr.«

»Wenn das so einfach wäre«, sagte Moiraine ernst, »würde ich das auf die eine oder andere Art bestimmt tun. Aber man kann nicht alles wörtlich nehmen, was im *Karaethon-Zyklus* steht. Für jede einfache Aussage gibt es dort zehn, die hundert verschiedene Bedeutungen haben können. Glaubt nicht, daß Ihr etwas von dem wißt, was unbedingt geschehen *muß*, auch wenn Euch jemand die ganzen Prophezeiungen berichtet hat.« Sie schwieg einen Moment, als wolle sie Kraft schöpfen. Dann umfaßte sie das *Angreal* fester, und ihre freie Hand glitt an Rands Seite entlang, als sei sie nicht mit Blut bedeckt. »Seht Euch vor.«

Plötzlich riß Rand die Augen auf, und er richtete sich kerzengerade auf, keuchte, stierte vor sich hin und zitterte. Perrin war es, als sie ihn heilte, wie eine Ewigkeit vorgekommen, aber nach nur wenigen Augenblicken half sie Rand dabei, sich wieder entspannt an die Eiche zu lehnen.

»Ich habe … getan … was ich konnte«, sagte sie mit schwacher Stimme. »Soviel ich kann. Ihr müßt vorsichtig sein. Die Wunde könnte wieder aufbrechen, wenn …« Ihre Stimme wurde immer leiser, und dann fiel sie.

Rand fing sie auf, und einen Augenblick später nahm Lan sie auf die Arme. Als der Behüter sie hochhob, war auf seinem Gesicht für Momente ein Ausdruck zu sehen, der dem von Zärtlichkeit näherkam, als Perrin das von Lan jemals erwartet hatte. »Sie hat sich um jeden anderen gekümmert, aber keiner kann ihr die Erschöpfung abnehmen. Ich bringe sie zu Bett.«

»Rand könnte doch …«, meinte Min bedächtig, aber der Behüter schüttelte den Kopf.

»Es ist ja nicht so, daß ich nicht glaubte, du würdest dir alle Mühe geben, Schafhirte«, sagte er, »aber du weißt so wenig darüber, daß du sie genausogut töten könntest, anstatt ihr zu helfen.«

»Das stimmt«, sagte Rand bitter. »Man kann mir nicht trauen. Lews Therin Brudermörder hat alle getötet, die ihm nahestanden. Vielleicht mache ich das auch, bevor ich ende.«

»Reiß dich zusammen, Schafhirte«, sagte Lan grob. »Die ganze Welt ruht auf deinen Schultern. Denk daran, daß du ein Mann bist, und dann tue, was getan werden muß.«

Rand blickte zu dem Behüter hoch, und überraschenderweise schien all seine Bitterkeit verflogen. »Ich werde mein Bestes geben«, sagte er. »Weil niemand anders da ist und ich in der Pflicht stehe. Ich werde kämpfen, aber deshalb muß mir noch lange nicht gefallen, was aus mir geworden ist.« Er schloß die Augen, als wolle er einschlafen. »Ich werde kämpfen. Träume …«

Lan sah einen Augenblick lang auf ihn hinunter und nickte dann. Er hob den Kopf und blickte über Moiraine hinweg Perrin und Min an. »Bringt ihn ins Bett und schlaft dann selbst. Wir müssen Pläne schmieden, und das Licht allein weiß, was als nächstes geschehen wird.«

Die Jagd beginnt

Perrin erwartete nicht, schlafen zu können, aber ein Magen voll mit kaltem Eintopf – sein Entschluß bezüglich der Wurzeln hatte nur vorgehalten, bis ihm der Duft des übriggebliebenen Essens in die Nase gestiegen war – und seine völlige Erschöpfung ließen ihn dann doch ins Bett fallen. Falls er träumte, erinnerte er sich später nicht daran. Er wachte auf, als Lan ihn an der Schulter rüttelte. Die Morgendämmerung, die durch die offene Tür zu sehen war, verwandelte den Behüter in einen lichtumkränzten Schatten.

»Rand ist weg«, war alles, was Lan sagte, bevor er wegrannte, aber das war mehr als genug.

Perrin rappelte sich gähnend hoch und zog sich in der morgendlichen Kälte schnell an. Draußen sah er nur eine Handvoll Shienarer, die mit ihren Pferden die Leichen von Trollocs in den Wald schleiften. Die meisten von ihnen bewegten sich, als gehörten sie ins Krankenbett. Ein Körper brauchte Zeit, bis er die Kräfte wieder aufgebaut hatte, die Moiraines Heilung ihm abverlangt hatte.

Perrins Magen knurrte, und er streckte die Nase in den Wind, in der Hoffnung, daß jemand begonnen hatte, das Frühstück zu bereiten. Er würde auch diese zwiebelähnlichen Wurzeln essen und sogar roh, wenn nötig, solchen Hunger hatte er. Doch er roch nur den Gestank der toten Myrddraals und Trollocs, dazu Menschen – lebendige und tote, Pferde und Bäume. Und tote Wölfe.

Moiraines Hütte hoch droben auf der anderen Seite der Mulde schien im Mittelpunkt aller Geschäftigkeit zu stehen. Min eilte hinein, und Augenblicke später kam Masema heraus und nach ihm Uno. Der Einäugige verschwand im Laufschritt zwischen den Bäumen in Richtung der Felswand hinter der Hütte, während der andere Shienarer den Hang abwärts humpelte.

Perrin ging auch hinüber. Als er durch den seichten Bach watete, traf er Masema. Das Gesicht des Shienarers war ausgezehrt, die Narbe auf seiner Wange stand hervor, und sein Blick war noch stechender als sonst. Mitten im Bach hob er plötzlich den Kopf und packte Perrin am Ärmel seines Mantels.

»Ihr seid doch aus seinem Dorf«, sagte Masema heiser. »Ihr müßt es wissen. Warum hat uns der Wiedergeborene Drache verlassen? Welche Sünde haben wir begangen?«

»Sünde? Wovon sprecht Ihr? Warum Rand auch gegangen sein mag, es hat jedenfalls nichts damit zu tun, was Ihr getan oder nicht getan habt.« Masema schien mit der Antwort nicht zufrieden. Er ließ Perrins Ärmel nicht los und betrachtete statt dessen sein Gesicht, als fände er dort eine Antwort. Eiskaltes Wasser begann in Perrins linken Stiefel zu sickern. »Masema«, sagte er geduldig, »was der Drache auch tat, es gehörte zu seinem Plan. Der Drache würde uns nie im Stich lassen.« *Oder doch? Wenn ich an seiner Stelle wäre, was würde ich tun?*

Masema nickte bedächtig. »Ja. Ja, das sehe ich ein. Er ist allein fortgegangen, um die Kunde von seiner Ankunft zu verbreiten. Auch wir müssen diese Kunde verbreiten. Ja.« Er humpelte, vor sich hin murmelnd, weiter durch den Bach.

Perrins Stiefel gab bei jedem Schritt ein deutliches Quatschen von sich, als er zu Moiraines Hütte hochschritt und anklopfte. Er erhielt keine Antwort. So zögerte er einen Moment und trat dann ein.

Der äußere Raum, in dem Lan schlief, war ebenso kahl und einfach wie Perrins Hütte. An eine Wand war ein rohes Bett angebaut, dazu gab es einige Haken, um Habseligkeiten aufzuhängen, und ein Regalbrett. Durch die offene Tür drang wenig Licht. Die einzige Beleuchtung kam von plumpen Lampen auf dem Brett her. Lan hatte ölige Fettholzstückchen in die Risse einiger Steinbrocken gesteckt. Dünne Rauchfäden stiegen von ihnen auf, so daß unter dem Dach eine Qualmschicht schwebte. Perrin zog ob dieses Geruchs die Nase kraus.

Das niedrige Dach befand sich nur ein kleines Stück über seinem Kopf. Loial stieß natürlich daran, obwohl er an einem Ende von Lans Bett saß und die Knie hochgezogen hatte, um sich klein zu machen. Die behaarten Ohren des Ogiers zuckten unruhig. Min saß im Schneidersitz auf dem Fußboden neben der Tür zu Moiraines Zimmer, während die Aes Sedai gedankenverloren hin und her marschierte. Es mußten düstere Gedanken sein, die sie bewegten. Drei Schritte nach jeder Richtung hatte sie, aber sie nützte diesen Freiraum weidlich aus. Ihre schnellen Schritte straften den ruhigen Ausdruck ihres Gesichts Lügen.

»Ich glaube, Masema schnappt allmählich über«, sagte Perrin.

Min schniefte. »Wie kann man das bei ihm unterscheiden?«

Moiraine baute sich direkt vor ihm auf. Härte lag um ihren Mund, aber ihre Stimme klang sanft. Verdächtig sanft. »Ist Masema heute morgen für Euch das Wichtigste auf der Welt, Perrin Aybara?«

»Nein. Ich möchte gern wissen, wann Rand wegging und warum. Hat ihn jemand gesehen? Weiß jemand, wohin

er ging?« Er brachte es fertig, ihr fest in die Augen zu sehen. Das war nicht leicht. Er überragte sie wohl, aber sie war eine Aes Sedai. »Ist das Euretwegen geschehen, Moiraine? Habt Ihr ihm solch enge Fesseln angelegt, daß er schließlich aus Ungeduld irgendwohin gehen wollte, egal wohin, und alles tun, nur um nicht mehr stillsitzen zu müssen?« Loials Ohren wurden steif, und er streckte Perrin beruhigend eine Hand mit seinen wurstdicken Fingern entgegen.

Moiraine musterte Perrin mit geneigtem Kopf, und er mußte sich gewaltig anstrengen, den Blick nicht zu senken. »Es hat nichts mit mir zu tun«, sagte sie. »Er ist irgendwann in der Nacht verschwunden. Wann und wie und warum – das hoffe ich auch noch herauszufinden.«

Loials Schultern hoben sich, als er vor Erleichterung leise seufzte. Leise für einen Ogier, doch es hörte sich an wie ein Dampfstrahl aus einem heißen Eisenrohr. »Ärgere nie eine Aes Sedai«, flüsterte er, und es war offensichtlich nur für die eigenen Ohren bestimmt, doch jeder konnte es hören. »Besser die Sonne umarmen, als eine Aes Sedai ärgern.«

Min reichte Perrin ein zusammengefaltetes Stück Papier. »Loial ging ihn besuchen, nachdem wir ihn gestern abend zu Bett brachten, und Rand bat ihn um Papier, eine Feder und Tinte.«

Die Ohren des Ogiers zuckten, und er verzog besorgt das Gesicht, bis ihm die Augenbrauen auf die Wangen hinunterhingen. »Ich wußte nicht, was er vorhatte. Wirklich nicht.«

»Das wissen wir«, sagte Min. »Keiner beschuldigt dich, Loial.«

Moiraine zog die Augenbrauen hoch, aber sie versuchte nicht, Perrin vom Lesen abzuhalten. Es war Rands Handschrift.

Was ich tue, geschieht, weil es keine andere Möglichkeit gibt. Er jagt mich wieder, und ich glaube, diesmal muß einer von uns sterben. Es ist aber nicht nötig, daß noch andere aus meiner Umgebung sterben. Zu viele sind bereits für mich gestorben. Ich will nicht auch sterben, und ich werde auch nicht, falls ich es schaffen kann. In Träumen und im Tod findet man Lügen, aber auch Wahrheiten.

Das war alles. Keine Unterschrift. Perrin mußte sich nicht erst fragen, wen Rand mit ›er‹ meinte. Das konnte bei Rand und ihnen allen nur einer sein: Ba'alzamon.

»Er hat das unter die Tür gesteckt«, sagte Min mit harter Stimme. »Er nahm ein paar alte Kleidungsstücke, die von den Shienarern zum Trocknen aufgehängt worden waren, und seine Flöte und sein Pferd. Sonst nichts, bis auf ein wenig Proviant, soweit wir das feststellen konnten. Keine der Wachen hat ihn gehen sehen, und letzte Nacht hätten sie selbst eine Maus bemerkt.«

»Und hätte es etwas gebracht, wenn sie ihn bemerkt hätten?« fragte Moiraine ruhig. »Hätte einer von ihnen ihren *Lord Drachen* aufgehalten oder überhaupt angesprochen? Einige von ihnen, wie zum Beispiel Masema, würden sich die Kehle durchschneiden, wenn der *Lord Drache* es wünscht.«

Nun war es an Perrin, sie zu mustern. »Habt Ihr etwas anderes erwartet? Sie schworen, ihm zu folgen. Beim Licht, Moiraine, er hätte sich niemals zum Wiedergeborenen Drachen erklärt, wenn Ihr nicht gewesen wärt. Was erwartet Ihr denn von ihnen?« Sie sagte nichts, und er fuhr etwas ruhiger fort: »Glaubt Ihr es, Moiraine? Daß er wirklich der Wiedergeborene Drache ist? Oder wollt Ihr ihn nur benützen, bis die Eine Macht ihn umbringt oder in den Wahnsinn treibt?«

»Ruhig, Perrin«, sagte Loial. »Nicht so heftig.«

»Ich beruhige mich, wenn sie meine Frage beantwortet. Also, Moiraine?«

»Er ist, was er ist«, antwortete sie in scharfem Tonfall.

»Ihr sagtet, das Muster werde ihn schließlich auf den rechten Weg führen. Geht es darum, oder versucht er lediglich, vor Euch zu fliehen?« Einen Augenblick lang glaubte er, zu weit gegangen zu sein, denn ihre dunklen Augen funkelten vor Wut, doch er dachte nicht daran, einen Rückzieher zu machen. »Also?«

Moiraine holte tief Luft. »Das könnte sehr gut der Weg sein, den das Muster für ihn erwählt hat, aber ich wollte nicht, daß er allein geht. Trotz all seiner Macht ist er in mancher Hinsicht hilflos wie ein Kind und kennt die Welt nicht. Er lenkt die Macht, hat aber keinen Einfluß darauf, ob die Eine Macht tatsächlich kommt, wenn er nach ihr greift, und wenn sie da ist, hat er genauso wenig Kontrolle darüber, was er mit ihr tut. Die Macht selbst wird ihn umbringen, bevor er überhaupt eine Möglichkeit hat, verrückt zu werden, wenn er sie nicht in den Griff bekommt. Er muß noch so viel lernen. Er will rennen, bevor er überhaupt das Laufen gelernt hat.«

»Ihr betreibt Haarspaltereien und lenkt vom Wesentlichen ab, Moiraine«, schnaubte Perrin. »Wenn er das ist, was Ihr behauptet, ist Euch da nicht auch schon der Gedanke gekommen, daß er vielleicht besser als Ihr weiß, was er zu tun hat?«

»Er ist, was er ist«, entgegnete sie mit fester Stimme, »aber ich muß ihn am Leben halten, wenn er überhaupt

etwas erreichen soll. Tot kann er keine Prophezeiungen erfüllen, und selbst wenn er den Schattenfreunden und den Schattenwesen entkommt, gibt es tausend andere Hände, die bereit sind, ihn zu töten. Alles, was dazu nötig ist, wäre ein Hinweis auf nur ein Hundertstel dessen, was er ist. Und doch – wäre das alles, was ihn bedroht, hätte ich nur halb soviel Angst um ihn wie Ihr. Man muß auch die Verlorenen in die Rechnung einbeziehen.«

Perrin fuhr hoch, und Loial stöhnte in seiner Ecke: »Der Dunkle König und alle Verlorenen sind im Shayol Ghul gefangen.« Perrin wollte ganz mechanisch antworten, doch sie ließ ihm gar keine Zeit dazu.

»Die Siegel werden brüchig, Perrin. Einige sind bereits zerbrochen, auch wenn die Welt nichts davon ahnt. Auch nichts davon ahnen darf. Der Vater der Lügen ist deshalb nicht frei. Noch nicht. Aber wenn die Siegel immer schwächer werden, wer weiß dann, welche der Verlorenen bereits in Freiheit sind? Lanfear? Sammael? Asmodean oder Be'lal oder Ravhin? Ishamael selbst, der Verräter aller Hoffnung? Sie waren insgesamt dreizehn, Perrin, und durch die Siegel gebunden, aber nicht im gleichen Gefängnis mit dem Dunklen König. Dreizehn der mächtigsten Aes Sedai aus dem Zeitalter der Legenden. Der Schwächste von ihnen ist noch stärker als die zehn stärksten Aes Sedai von heute zusammengenommen. Selbst der Dümmste von ihnen besitzt all das Wissen des Zeitalters der Legenden. Und jeder Mann, jede Frau unter ihnen gab das Licht auf und verschrieb seine Seele dem Schatten. Was, wenn sie frei sind und draußen auf ihn warten? Denen werde ich ihn gewiß nicht überlassen!«

Perrin schauderte, teils wegen der Eiseskälte in ihren letzten Worten, teils bei dem Gedanken an die Verlorenen. Er wollte sich nicht vorstellen, was geschähe, wenn auch nur einer davon wieder in Freiheit wäre. Seine Mutter hatte ihm mit ihren Namen Angst eingejagt, als er klein war. *Ishamael holt sich die Jungen, die ihrer Mutter nicht die Wahrheit sagen. Lanfear wartet nachts auf Jungen, die nicht zur rechten Zeit ins Bett gehen.* Daß er jetzt älter war, half nicht viel, besonders weil er nun wußte, daß sie Wirklichkeit waren. Und es half auch nicht, daß Moiraine behauptete, sie könnten bereits frei sein.

»Im Shayol Ghul gefangen«, flüsterte er und wünschte sich, immer noch daran glauben zu können. Besorgt las er Rands Brief noch einmal. »Träume. Gestern hat er auch von Träumen gesprochen.«

Moiraine trat näher an ihn heran und sah ihm in die Augen. »Träume?« Lan und Uno kamen herein, doch sie bedeutete ihnen zu schweigen. Der kleine Raum war jetzt brechend voll. Neben dem Ogier befanden sich fünf Menschen darin. »Welche Träume habt *Ihr* in den letzten Nächten gehabt, Perrin?« Sie überhörte seinen Einwand, es sei nichts Außergewöhnliches daran gewesen. »Sagt es mir«, bohrte sie. »Welcher von Euren Träumen war außergewöhnlich? Berichtet!« Ihr Blick hielt ihn fest wie die Feuerzange eines Schmieds und zwang ihn zum Sprechen.

Er sah sich zu den anderen um. Sie starrten ihn alle unverwandt an – sogar Min. Dann erzählte er zögernd von dem Traum, der ihm ungewöhnlich vorkam und der jede Nacht wiederkehrte. Der Traum von dem Schwert, das er nicht berühren konnte. Er erwähnte den Wolf nicht, der letztes Mal darin erschienen war.

»Callandor«, hauchte Lan, als er fertig war. Steinernes Gesicht hin oder her – er wirkte erschlagen.

»Ja«, sagte Moiraine, »aber wir müssen ganz sichergehen. Sprich mit den anderen.« Als Lan hinauseilte, wandte sie sich Uno zu: »Und wie steht es mit Euren Träumen? Habt Ihr auch von einem Schwert geträumt?«

Der Shienarer blickte unruhig auf seine Füße. Dann schließlich sah das aufgemalte Auge auf seiner Augenklappe Moiraine in die Augen, doch sein echtes Auge blinzelte, und sein Blick war unstet. »Ich träume die ganze Zeit von flam … oh, von Schwertern, Moiraine Sedai«, sagte er steif. »Ich schätze, ich habe auch in den letzten Nächten von einem Schwert geträumt. Ich erinnere mich nicht so an meine Träume wie Lord Perrin hier.«

Moiraine sagte: »Loial?«

»Ich träume immer das gleiche, Moiraine Sedai. Die Haine und die Großen Bäume und das *Stedding.* Wir Ogier träumen immer von unserem *Stedding,* wenn wir weg sind.«

Die Aes Sedai wandte sich wieder Perrin zu.

»Es war nur ein Traum«, wehrte er ab. »Nichts als ein Traum.«

»Das bezweifle ich«, sagte sie. »Ihr beschreibt den Saal, den man das Herz des Steins nennt in der Festung ›Stein von Tear‹, als hättet Ihr darin gestanden. Und das leuchtende Schwert ist *Callandor,* ›das Schwert, das kein Schwert ist‹, ›das Schwert, das nicht berührt werden kann‹.«

Loial fuhr hoch, und prompt stieß er mit dem Kopf gegen das Dach. Er schien es gar nicht zu bemerken. »In den Prophezeiungen des Drachen steht, daß der Stein von Tear niemals fallen wird, bis der Drache *Callandor* in der Hand hält. Der Fall des Steins von Tear wird eines der bedeutendsten Anzeichen für die Wiedergeburt des Drachen sein. Wenn Rand *Callandor* hält, muß ihn die ganze Welt als den Drachen anerkennen.«

»Vielleicht.« Das Wort trieb aus dem Mund der Aes Sedai wie eine Eisscholle auf ruhigem Wasser.

»Vielleicht?« fragte Perrin. »Vielleicht? Ich glaubte, dies sei das endgültige Zeichen, was die Prophezeiungen

als erfüllt erkennen läßt?«

»Es ist weder das erste, noch das letzte«, sagte Moiraine. »*Callandor* ist nur ein Teil der Vorzeichen, von denen im *Karaethon-Zyklus* die Rede ist. Die Geburt am Hang des Drachenbergs war das erste. Er hat aber noch nicht den Widerstand der Staaten gebrochen oder die Welt zerstört. Selbst Gelehrte, die ihr ganzes Leben damit verbrachten, die Prophezeiungen zu studieren, wissen keineswegs alle Einzelheiten zu deuten. Was heißt zum Beispiel: Er wird sein Volk mit dem Schwert des Friedens töten und sie mit dem Blatt vernichten? Was bedeutet: Er wird die Neun Monde fesseln, so daß sie ihm dienen? Und doch haben diese Prophezeiungen im *Zyklus* das gleiche Gewicht wie *Callandor*. Es gibt noch mehr. Welche ›Wunden des Wahnsinns und Enttäuschungen aller Hoffnung‹ hat er geheilt? Welche Ketten hat er zerbrochen, und wen hat er in Ketten gelegt? Und manches ist so verworren, daß er es durchaus bereits erfüllt haben kann, auch wenn ich das nicht weiß. Aber nein. *Callandor* ist ganz und gar nicht das Ende.«

Perrin zuckte nervös die Achseln. Er kannte nur kleinere Bruchstücke der Prophezeiungen. Er hatte sie noch weniger hören wollen, nachdem Moiraine Rand dieses Banner in die Hand gedrückt hatte. Nein, sogar schon zuvor. Seit eine Reise mit Hilfe des Portalsteins ihn davon überzeugt hatte, daß sein Leben an das Rands gebunden sei.

Moiraine fuhr fort: »Wenn Ihr glaubt, Loial, Sohn des Arent, Sohn des Halan, daß er nur einfach die Hand danach ausstrecken muß, dann seid Ihr ein ebenso großer Narr wie er, falls er das glaubt. Auch wenn er die Reise nach Tear überlebt, kann es sein, daß er den Stein niemals gewinnt. – Die Tairener lieben die Eine Macht nicht gerade und noch weniger jeden Mann, der behauptet, der Drache zu sein. Das Benützen der Macht ist bei Strafe verboten, und Aes Sedai werden allerhöchstens geduldet, solange sie die Macht nicht gebrauchen. Die Prophezeiungen des Drachen nachzuerzählen oder sogar ein Exemplar davon zu besitzen genügt in Tear, um ins Gefängnis zu kommen. Und niemand betritt den Stein von Tear ohne Erlaubnis der Hochlords. Keiner außer den Hochlords wiederum betritt das Herz des Steins. Darauf ist er noch nicht vorbereitet. Noch nicht.«

Perrin knurrte leise. Der Stein würde nicht fallen, bis der Wiedergeborene Drache *Callandor* in Händen hielt. *Wie beim Licht kann er es erreichen – mitten in einer blutigen Festung? Und bevor die Festung gefallen ist? Das ist doch verrückt!*

»Warum sitzen wir hier nur herum?« platzte Min heraus. »Wenn Rand nach Tear geht, warum folgen wir ihm dann nicht? Er könnte getötet werden, oder … oder … Warum sitzen wir hier herum?«

Moiraine legte eine Hand auf Mins Kopf. »Weil ich sichergehen muß«, sagte sie sanft. »Es ist nichts Einfaches, vom Rad dazu ausgewählt zu werden, ein großer oder nahezu großer Mensch zu sein. Die Auserwählten des Rads können nur auf sich nehmen, was auf sie zukommt.«

»Ich habe es satt, auf mich zu nehmen, was auf mich zukommt.« Min rieb sich die Augen. Perrin glaubte, darin Tränen zu erkennen. »Rand könnte sterben, während wir warten.« Moiraine streichelte Min über das Haar. Auf dem Gesicht der Aes Sedai war beinahe so etwas wie Mitgefühl zu erkennen.

Perrin setzte sich ans Ende von Lans Bett Loial gegenüber. Im Raum lag ein starker Geruch nach Menschen – Menschen und Sorgen und Angst. Loial roch nach Büchern und Bäumen und Kummer. Es war wie eine Falle: Wände um sie herum und alle so nahe. Die brennenden Holzspäne stanken. »Wie kann mein Traum uns sagen, wohin Rand geht?« fragte er. »Es war doch mein Traum.«

»Diejenigen, die mit der Einen Macht umgehen«, sagte Moiraine leise, »und die besonders stark sind, können manchmal ihre Träume anderen aufzwingen.« Sie hörte nicht auf, Min zu streicheln. »Besonders denjenigen, die … empfänglich dafür sind. Ich glaube nicht, daß Rand dies mit Absicht getan hat, aber die Träume der Menschen, die die Wahre Quelle berühren, können mächtig sein. Einer von seiner Stärke könnte möglicherweise ein ganzes Dorf beeinflussen oder sogar eine Stadt. Er weiß wenig von dem, was er tut, und noch weniger darüber, wie er es beherrschen kann.«

»Warum habt Ihr den Traum dann nicht auch gehabt?« fragte er. »Oder Lan?« Uno blickte stur geradeaus, als wolle er lieber woanders sein, und Loials Ohren welkten. Perrin war zu müde und zu hungrig, um darauf zu achten, ob er einer Aes Sedai den nötigen Respekt entgegenbrachte. Und auch zu zornig; das wurde ihm klar. »Warum?«

Moiraine antwortete gelassen: »Aes Sedai lernen, ihre Träume abzuschirmen. Ich mache das längst unbewußt, wenn ich schlafe. Den Behütern gibt man etwas ganz Ähnliches mit, wenn sie den Bund eingehen. Die Gaidin könnten nicht tun, was sie müssen, wenn sich der Schatten in ihre Träume einschleichen würde. Wir sind alle verwundbar im Schlaf, und der Schatten ist in der Nacht besonders stark.«

»Von Euch erfahren wir immer etwas Neues«, grollte Perrin. »Könnt Ihr uns nicht gelegentlich einmal sagen, was uns erwartet, statt es erst hinterher zu erklären?« Uno wirkte, als suche er nach einer Ausrede, um gehen zu können.

Moiraine warf Perrin einen ausdruckslosen Blick zu. »Wollt Ihr, daß ich Euch das Wissen eines ganzen Lebens an einem einzigen Nachmittag weitergebe? Oder auch nur in einem einzigen Jahr? Ich sage Euch soviel: Nehmt Euch vor Euren Träumen in acht, Perrin Aybara. Nehmt Euch sehr in acht vor ihnen.«

Er riß seinen Blick von ihr los. »Mache ich«, murmelte er. »Mache ich.«

Danach herrschte Schweigen, und keiner schien es brechen zu wollen. Min saß da und blickte ihre übergeschlagenen Beine an, hatte sich aber durch Moiraine offensichtlich beruhigen lassen. Uno stand an der Wand und sah niemanden direkt an. Loial brachte es fertig, ein Buch aus der Tasche zu ziehen und zu versuchen, in diesem dürftigen Licht zu lesen. Es war ein langes Warten, und das fiel Perrin äußerst schwer. *Ich habe keine Angst vor dem Schatten in meinen Träumen. Es sind die Wölfe. Ich lasse sie nicht ein. Ich will nicht!*

Lan kam zurück, und Moiraine richtete sich gespannt auf. Der Behüter beantwortete die stumme Frage ihrer Augen: »Die Hälfte von ihnen erinnert sich daran, die letzten vier Nächte von Schwertern geträumt zu haben. Ein paar erinnern sich auch noch an einen Ort mit großen Säulen, und fünf behaupten, das Schwert sei aus Kristall gewesen oder aus Glas. Masema sagt, letzte Nacht habe er gesehen, wie Rand es in der Hand hielt.«

»Der würde alles sagen«, meinte Moiraine. Sie rieb sich lebhaft die Hände und schien mit einemmal energiegeladen. »Jetzt *bin* ich sicher. Obwohl ich immer noch wissen möchte, warum er uns heimlich verließ. Falls er irgendein Talent aus dem Zeitalter der Legenden wiederentdeckt hat …«

Lan sah Uno an, und der Einäugige zuckte zerknirscht die Achseln. »Ich habe das zum Teufel vergessen über all diesem lichtverdammten Geschwätz …« Er räusperte sich nach einem hastigen Blick zu Moiraine hinüber. Sie sah ihn erwartungsvoll an und er fuhr fort: »Ich meine … äh … also, ich bin den Spuren des Lord Drachen gefolgt. Es gibt jetzt einen anderen, neuen Weg in diese kleine Schlucht. In dem … dem Beben stürzte die hintere Felswand ein. Es ist ver … ziemlich steil, aber man kommt mit dem Pferd hinauf. Oben habe ich ver … äh … weitere Spuren gefunden, und von dort führt ein bequemer Weg um den Berg herum.« Er atmete erleichtert auf, als er fertig war.

»Gut«, sagte Moiraine. »Wenigstens hat er nicht wiederentdeckt, wie man fliegt oder sich unsichtbar macht oder irgendeine andere der legendären Fähigkeiten. Wir müssen ihm nun ohne weiteres Zögern folgen. Uno, ich werde Euch genug Gold mitgeben, damit Ihr bis Jehanna kommt, und einen Namen dort. Der wird dafür sorgen, daß Ihr noch mehr bekommt. Die Leute aus Ghealdan mißtrauen Fremden, aber wenn Ihr für Euch bleibt, werden sie Euch nicht behelligen. Wartet dort, bis ich Euch eine Nachricht zukommen lasse.«

»Aber wir kommen doch mit Euch«, protestierte er. »Wir haben geschworen, dem Wiedergeborenen Drachen zu folgen. Ich weiß wohl nicht, wie wir paar Leute eine Festung einnehmen sollen, die noch nie erobert wurde, aber mit Hilfe des Lord Drachen werden wir tun, was getan werden muß.«

»Also sind wir jetzt das ›Volk des Drachen‹.« Perrin lachte, doch es klang nicht belustigt. »Der Stein von Tear wird nicht fallen, bis das Volk des Drachen kommt. Habt Ihr uns einen neuen Namen verliehen, Moiraine?«

»Hüte deine Zunge, Schmied«, grollte Lan, der nun ganz aus Eis und Stein zu bestehen schien.

Moiraine sah beide scharf an, und sie gaben Ruhe. »Vergebt mir, Uno«, sagte sie, »aber wir müssen schnell vorwärtskommen, wenn wir ihn einholen wollen. Ihr seid der einzige Shienarer, der noch gesund und kräftig genug ist für einen wirklich harten Ritt, und wir können uns keinen Aufschub leisten, bis die anderen wieder kräftig genug sind. Ich schicke nach Euch, sobald es mir möglich ist.«

Uno verzog das Gesicht, verbeugte sich aber dann. Sie entließ ihn mit einer Geste, und er atmete tief durch und ging, um es den anderen mitzuteilen.

»Also, ich komme mit, was Ihr auch sagen mögt«, stellte Min entschlossen fest.

»Ihr geht nach Tar Valon«, sagte Moiraine.

»Ich denke nicht daran!«

Die Aes Sedai fuhr fort, als habe die andere Frau überhaupt nichts gesagt. »Die Amyrlin muß erfahren, was geschehen ist, und ich kann mich nicht darauf verlassen, jemanden zu finden, der Brieftauben aus Tar Valon hat. Und auch nicht darauf, daß die Amyrlin eine Botschaft per Taube überhaupt in die Finger bekommt. Es ist eine lange und schwere Reise. Ich würde Euch nicht allein losschicken, wenn ich jemanden hätte, den ich Euch mitgeben könnte, aber ich sorge dafür, daß Ihr Geld bekommt und Briefe an solche, die Euch weiterhelfen können. Ihr müßt aber schnell losreiten. Wenn Euer Pferd müde ist, kauft Euch ein anderes oder stehlt es, wenn es sein muß, nur reitet schnell!«

»Laßt Eure Botschaft von Uno überbringen. Er ist gesund und kräftig genug, das habt Ihr selbst gesagt. Ich reite Rand hinterher.«

»Uno hat seine Pflichten, Min. Und glaubt Ihr, ein Mann könnte so einfach zum Tor der Weißen Burg hinaufgehen und eine Audienz beim Amyrlin-Sitz verlangen? Selbst ein König müßte tagelang warten, wenn er unangemeldet

käme, und ich fürchte, jeder der Shienarer müßte wochenlang Däumchen drehen, wenn er denn überhaupt vorgelassen würde. Ganz abgesehen davon, daß etwas so Ungewöhnliches noch vor dem ersten Sonnenuntergang in ganz Tar Valon herum wäre. Nur wenige Frauen bemühen sich um eine Audienz mit der Amyrlin selbst, aber es kommt gelegentlich vor und ist nicht unbedingt außergewöhnlich. Niemand darf auch nur soviel erfahren, daß die Amyrlin eine Botschaft von mir erhalten hat. Ihr Leben – und unseres – könnte davon abhängen. Ihr seid diejenige, die gehen muß.«

Min saß da, öffnete und schloß ihren Mund wieder und suchte offenbar nach Einwänden, doch Moiraine ging bereits darüber hinweg, als sei alles erledigt. »Lan, ich fürchte, wir werden mehr Spuren von ihm finden, als mir lieb ist, aber ich verlasse mich auf deinen Instinkt.« Der Behüter nickte. »Perrin? Loial? Kommt Ihr mit mir, Rand zu suchen?« Von ihrem Platz an der Wand her stöhnte Min trotzig auf, aber die Aes Sedai ignorierte sie.

»Ich komme mit«, sagte Loial schnell. »Rand ist mein Freund. Und ich gebe zu: Ich will nichts verpassen. Wegen meines Buchs natürlich.«

Perrin überdachte seine Antwort erst einmal. Rand war sein Freund, was auch immer mit ihm bisher geschehen sein mochte. Und es war beinahe sicher, daß ihre Schicksale miteinander verknüpft waren, obwohl er das am liebsten vermieden hätte. »Es muß unternommen werden, nicht wahr?« fragte er schließlich. »Also komme ich mit.«

»Gut.« Moiraine rieb sich die Hände. Sie wirkte wie ein Handwerker, der seine Arbeit beginnen wollte. »Ihr müßt Euch alle sofort vorbereiten. Rand hat Stunden Vorsprung. Ich will bis zum Mittag noch ein ganzes Stück vorwärts kommen.«

So zierlich sie auch war: ihre energische Persönlichkeit trieb sie an, und alle außer Lan gingen zur Tür. Loial mußte gebückt laufen, bis er aus der Tür war. Perrin dachte bei Moiraine unwillkürlich an eine Frau, die Gänse hütet und vor sich her treibt.

Als die anderen draußen waren, zögerte Min noch ein wenig und sprach Lan mit etwas zu süßem Lächeln an: »Wollt Ihr auch noch eine Botschaft überbringen lassen? Vielleicht an Nynaeve?«

Der Behüter wirkte so überrascht wie ein Pferd, das auf drei Beinen stehenbleibt. »Weiß denn etwa jeder …?« Dann hatte er sein Gleichgewicht wiedergefunden. »Wenn es etwas gibt, was sie von mir erfahren muß, werde ich es ihr selbst sagen.« Er schloß die Tür vor ihrer Nase.

»Männer!« knurrte Min in Richtung Tür. »Zu blind, um zu sehen, was offenkundig ist, und zu stur, als daß man ihnen erlauben könnte, selbst zu denken.«

Perrin atmete tief ein. In der Luft der Talmulde hing immer noch ein schwacher Geruch nach Tod, aber es war besser, als drinnen eingesperrt zu sein. Um vieles besser.

»Saubere Luft«, seufzte Loial. »Der Rauch hat mich allmählich ein wenig gestört.«

Sie gingen nebeneinander den Hang hinunter. Unten am Bach standen alle Shienarer, die im Moment überhaupt stehen konnten, und lauschten Uno. Seinen ausladenden Gesten nach zu schließen, holte der Einäugige bestimmt in bezug auf seine vorher unterdrückten Flüche wieder auf. »Wie kommt es, daß ihr zwei so vorgezogen werdet?« fragte Min plötzlich. »Sie *bat* euch darum. Mir hat sie diese Höflichkeit nicht erwiesen.«

Loial schüttelte den Kopf. »Ich glaube, sie hat nur gefragt, weil sie sowieso wußte, was wir antworten würden, Min. Moiraine scheint Perrin und mich völlig zu durchschauen; sie weiß, was wir vorhaben. Aber du bist für sie ein Buch mit sieben Siegeln.«

Min schien nur wenig versöhnt. Sie blickte zu ihnen auf. Perrin auf der einen Seite war mehr als einen Kopf größer als sie, und Loial überragte Perrin um noch vieles mehr. »Das bringt mir auch nicht viel ein. Ich gehe trotzdem, wie ein Lamm zur Schlachtbank, hin, wo sie mich haben will. Du hast dich eine Weile lang gut gehalten, Perrin. Du hast dich behauptet, als habe sie dir einen Mantel verkauft, der schon aus allen Nähten platzt.«

»Ich habe mich nicht unterkriegen lassen, wie?« sagte Perrin erstaunt. Es war ihm eigentlich erst jetzt klar geworden. »Es war nicht so schlimm, wie ich befürchtet hatte.«

»Du hast Glück gehabt«, brummelte Loial. »Eine Aes Sedai zu ärgern ist genauso, als stecke man seinen Kopf in ein Hornissennest.«

»Loial«, sagte Min, »ich möchte mit Perrin sprechen. Allein. Hättest du etwas dagegen?«

»Oh, natürlich nicht.« Er schritt schneller voran, so, wie er als Ogier normalerweise lief, und ließ sie rasch hinter sich. Dann zog er Pfeife und Tabaksbeutel aus einer Manteltasche.

Perrin sah sie mißtrauisch an. Sie biß sich auf die Unterlippe, als überlege sie, wie sie ihm etwas beibringen könne. »Siehst du jemals bei ihm etwas voraus?« fragte er und nickte in Richtung des Ogiers.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich glaube, das geht nur bei Menschen. Aber ich habe bei dir Dinge gesehen, die du wissen solltest.«

»Ich habe dir gesagt …«

»Sei kein größerer Dickschädel als notwendig, Perrin. Dort drinnen, gleich nachdem du gesagt hattest, daß du mitkommst. Die Bilder waren vorher nicht da. Sie müssen etwas mit dieser Reise zu tun haben. Oder zumindest mit deiner Entscheidung mitzukommen.«

Nach einem Augenblick sagte er zögernd: »Was hast du gesehen?«

»Einen Aiel in einem Käfig«, sagte sie prompt. »Einen Tuatha'an mit einem Schwert. Einen Falken und einen Habicht, die auf deinen Schultern saßen. Beides Weibchen, glaube ich. Und den ganzen Rest natürlich. Was immer zu sehen ist. Dunkelheit um dich herum und …«

»Nichts mehr!« sagte er schnell. Als er sicher war, daß sie aufgehört hatte, kratzte er sich nachdenklich am Kopf. Nichts von alledem ergab einen Sinn. »Hast du eine Ahnung, was das bedeuten soll? Diese neuen Sachen, meine ich?«

»Nein, aber sie sind wichtig. Die Sachen, die ich sehe, sind immer wichtig. Wendepunkte im Leben eines Menschen. Ihr Schicksal. Es ist immer wichtig.« Sie zögerte einen Moment und sah ihn an. »Noch etwas«, sagte sie bedächtig. »Wenn du eine Frau triffst – die schönste Frau, die du jemals gesehen hast –, dann renn weg!«

Perrin riß die Augen auf. »Du hast eine schöne Frau gesehen? Warum sollte ich vor einer schönen Frau weglaufen?«

»Kannst du nicht einfach mal einen Ratschlag annehmen?« fragte sie gereizt. Sie trat gegen einen Stein und beobachtete, wie er den Hang hinunterrollte.

Perrin urteilte niemals vorschnell. Deshalb hielten ihn manche Leute auch für einfältig. Aber er zählte nun einige Dinge zusammen, die Min in den letzten Tagen gesagt hatte, und kam zu einer überraschenden Schlußfolgerung. Er blieb plötzlich stehen und suchte nach Worten. »Äh … Min, du weißt, daß ich dich mag. Ich mag dich, aber … äh … ich hatte nie eine Schwester, aber wenn ich eine hätte, dann … Ich meine, du …« Sein Redefluß wurde abrupt unterbrochen, als sie den Kopf hob und ihn mit hochgezogenen Augenbrauen anblickte. Sie lächelte ein wenig.

»Aber Perrin, du mußt doch wissen, daß ich dich liebhabe.« Sie stand da, sah, wie sein Kinn heruntersackte, und dann sagte sie langsam und rücksichtsvoll: »Wie einen Bruder, du großer, holzköpfiger Trottel! Die Arroganz der Männer erstaunt mich immer wieder. Jeder glaubt, daß sich alles auf ihn bezieht, und jede Frau muß ihn natürlich begehren.«

Perrin fühlte, wie sein Gesicht vor Verlegenheit brannte. »Ich habe nicht ge … ich …« Er räusperte sich. »Was hast du da mit einer Frau gesehen?«

»Beherzige nur meinen Rat«, sagte sie und ging wieder, diesmal schneller, in Richtung des Baches weiter. »Und wenn du alles andere vergißt«, rief sie ihm zurückgewandt zu, »beachte wenigstens das!«

Er runzelte die Stirn, diesmal aber schaltete er schneller. Mit zwei langen Schritten hatte er sie eingeholt. »Es ist Rand, nicht wahr?«

Sie sah ihn von der Seite her an, allerdings verlangsamte sie ihren Schritt nicht. »Manchmal bist du gar nicht so schwer von Begriff«, murmelte sie. Einen Moment später fügte sie – mehr zu sich selbst gewandt – hinzu: »Ich bin an ihn gebunden wie eine Daube ans Faß. Aber ich kann nicht vorhersehen, ob er jemals meine Liebe erwidern wird. Und ich bin auch nicht einmal die einzige.«

»Weiß Egwene davon?« fragte er. Rand und Egwene waren seit ihrer Kindheit praktisch miteinander verlobt gewesen. Es hatte eigentlich nur der förmliche Eid vor dem Frauenkreis des Dorfs gefehlt. Er war nicht sicher, wie weit sie sich inzwischen voneinander entfernt hatten, falls überhaupt.

»Sie weiß Bescheid«, sagte Min knapp. »Und beide haben wir nichts davon.«

»Wie steht es mit Rand? Weiß er es?«

»Oh, natürlich«, sagte sie bitter. »Ich habe es ihm doch bestimmt gesagt, oder? ›Rand, ich habe deine Aura gelesen, und es scheint, ich werde mich in dich verlieben. Ich muß dich außerdem teilen, und das gefällt mir wohl nicht, aber es ist halt so.‹ Du bist wirklich ein Holzkopf, Perrin Aybara.« Sie wischte sich ärgerlich mit einer Hand über die Augen. »Wenn ich bei ihm sein könnte, dann könnte ich ihm auch helfen. Irgendwie. Licht, ich weiß nicht, ob ich es überstehe, wenn er stirbt.«

Perrin zuckte nervös die Achseln. »Hör mal, Min. Ich tue, was ich kann, um ihm zu helfen.« *Wieviel das auch sein mochte.* »Das verspreche ich. Es ist wirklich das beste für dich, wenn du nach Tar Valon gehst. Dort bist du in Sicherheit.«

»Sicherheit?« Sie prüfte das Wort mit der Zunge auf seinen Geschmack hin. »Glaubst du, in Tar Valon sei man sicher?«

»Wenn man in Tar Valon keine Sicherheit findet, dann nirgends.«

Sie schniefte vernehmlich, und dann machten sie sich schweigend zu denen auf, die ihren Aufbruch vorbereiteten.

Der Weg aus den Bergen

Es war ein schwieriger Weg aus den Bergen hinunter, doch je tiefer sie kamen, desto weniger brauchte Perrin seinen pelzbesetzten Umhang. Stunde um Stunde entfernten sie sich von den letzten Ausläufern des Winters und ritten in den Frühling hinein. Die letzten Schneereste verschwanden. Gras und Blumen – weiße Jungfernhoffnung und rosa Springblumen – begannen die Bergwiesen zu überziehen, die sie überquerten. Laubbäume wurden häufiger, und in den Ästen sangen Lerchen und Rotkehlchen. Und es gab Wölfe. Sie hielten sich nie in ihrer Sichtweite auf. Nicht einmal Lan erwähnte, einen gesehen zu haben. Aber Perrin wußte Bescheid. Er schloß seinen Verstand fest gegen sie ab, doch hier und da erinnerte ein federleichtes Kitzeln in seinem Kopf ihn an ihre Anwesenheit.

Lan verbrachte die meiste Zeit damit, auf seinem schwarzen Streitroß Mandarb ihren Pfad zu erkunden. Er folgte Rands Spuren, und die anderen folgten den Zeichen, die der Behüter wiederum ihnen zurückließ – einen aus Steinchen zusammengesetzten Pfeil am Boden oder einen ganz leicht eingeritzten Pfeil in einer Felswand, wo sich der Weg gabelte. Biegt hier ab. Überquert diese Paßhöhe. Nehmt diesen Hirschpfad, reitet ein Stück zurück, hier durch die Bäume und dann den kleinen Bach entlang, auch wenn es keine Anzeichen dafür gibt, daß jemals ein anderer Mensch diesen Weg genommen hat. Nichts als die von Lan hinterlassenen Zeichen. Ein Gras- oder Kräuterbüschel, zusammengebunden und an eine Seite gelegt, um zu sagen: Haltet euch links. Ein weiteres, damit sie sich rechts hielten. Ein abgeknickter Ast. Ein Häufchen Kieselsteine, das auf einen schweren Anstieg hindeutete, und zwei Blätter, die er auf einen Dorn gesteckt hatte, um sie auf einen steilen Abstieg vorzubereiten. Der Behüter hatte hundert verschiedene Zeichen, so schien es Perrin, und Moiraine kannte alle. Lan gesellte sich nur selten zu ihnen, außer, wenn sie ihr Lager aufschlugen. Dann beriet er sich leise und ein Stück vom Feuer entfernt mit Moiraine. Wenn die Sonne aufging, war er meist schon ein paar Stunden unterwegs.

Moiraine war immer die erste nach ihm, die sich in den Sattel schwang, wenn sich der Himmel im Osten gerade rosa färbte. Die Aes Sedai wäre auch nicht bei Anbruch der Dunkelheit von ihrer weißen Stute Aldieb gestiegen, wenn Lan sich nicht geweigert hätte, in der Dämmerung noch weiter nach Spuren zu suchen.

»Wir müssen noch viel langsamer reiten, falls eins unserer Pferde sich ein Bein bricht«, sagte der Behüter zu Moiraine, als sie sich darüber beschwerte.

Ihre Antwort fiel immer mehr oder weniger gleich aus: »Wenn du nicht schneller vorwärtskommst als in diesem Schneckentempo, sollte ich dich besser Myrelle abtreten, bevor du zu alt bist. Nun ja, vielleicht kann das noch warten, aber du mußt uns schneller voranbringen.«

Es klang, als sei ihre Drohung halb Scherz und halb ernsthaft. Es lag jedenfalls etwas wie eine Drohung darin oder vielleicht auch eine Warnung, da war Perrin sicher, denn Lans Mund verzog sich ärgerlich. Allerdings lächelte sie danach und klopfte ihm beruhigend auf die Schulter.

»Wer ist Myrelle?« fragte Perrin beim erstenmal mißtrauisch. Loial schüttelte den Kopf und murmelte etwas von unangenehmen Dingen, die Leuten zustießen, wenn sie ihre Nase in die Angelegenheiten von Aes Sedai steckten. Das zottige Pferd des Ogiers war so grobknochig und schwer wie ein Dhurran-Hengst, aber wenn Loials lange Beine auf beiden Seiten fast bis auf den Boden herabhingen, wirkte es wie ein Pony.

Moiraine lächelte amüsiert und geheimnisvoll. »Nur eine Grüne Schwester. Jemand, der Lan vielleicht eines Tages ein Päckchen überbringen muß, damit sie es sicher aufbewahrt.«

»Keines nahen Tages«, sagte Lan, und überraschenderweise lag offener Zorn in seiner Stimme. »Niemals, wenn es nach mir geht. Ihr werdet mich lange überleben, Moiraine Aes Sedai!«

Sie hat zu viele Geheimnisse, dachte Perrin, aber er berührte dieses Thema nicht mehr. Es war zu heiß, wenn die eiserne Beherrschung des Behüters damit zu durchbrechen war.

Die Aes Sedai hatte hinter ihren Sattel ein in Decken gewickeltes Bündel geschnallt: das Drachenbanner. Perrin fühlte sich nicht wohl bei dem Gedanken, es dabeizuhaben, aber Moiraine hatte ihn nicht nach seiner Meinung gefragt und hörte auch nicht hin, als er sie trotzdem sagte. Nicht, daß irgend jemand die Flagge erkennen könnte, so wie sie eingewickelt dort lag. Er hoffte aber, daß sie Geheimnisse vor anderen Leuten genauso gut hüten könne wie vor ihm.

Zu Anfang war es ein langweiliger Ritt. Ein wolkengekrönter Berg sah aus wie der andere, und ein Paß unterschied sich kaum vom nächsten. Zum Abendessen gab es gewöhnlich Kaninchen. Perrin jagte sie mit seiner Steinschleuder. Er hatte nicht genug Pfeile, um zu riskieren, in diesem steinigen Gebiet damit auf die Kaninchen zu schießen. Zum Frühstück gab es dann, jedenfalls meistens, kaltes Kaninchenfleisch, und das Mittagessen, das sie im

Sattel verzehrten, war das gleiche.

Manchmal, wenn sie in der Nähe eines Bachs lagerten und es noch hell genug war, fingen Loial und er Bergforellen. Sie legten sich auf den Bauch, streckten die Arme bis zu den Ellbogen ins kalte Wasser und kitzelten die grün getarnten Fische aus ihren Verstecken unter Steinen heraus. Loials Finger waren wohl dick, konnten aber auch noch schneller zupacken als Perrins Hände.

Einmal, als sie drei Tage lang unterwegs gewesen waren, schloß sich Moiraine ihnen an. Sie streckte sich am Ufer aus und öffnete erst einmal die Verschlüsse von ein paar Perlenketten, damit sie anschließend die Ärmel hochkrempeln konnte. Sie fragte, wie die beiden das machten. Perrin und Loial sahen sich überrascht an. Der Ogier zuckte die Achseln.

»Es ist wirklich nicht schwer«, sagte Perrin zu ihr. »Ihr müßt die Hand von hinten und unter ihrem Bauch hochziehen, als wolltet Ihr sie kitzeln. Dann zieht Ihr sie heraus. Man braucht aber schon Übung dazu. Die ersten paarmal fangt Ihr sie vielleicht noch nicht.«

»Ich habe es tagelang versucht, bevor ich endlich eine fing«, fügte Loial hinzu. Er senkte bereits wieder seine riesigen Hände ins Wasser und achtete sorgfältig darauf, daß sein Schatten die Fische nicht vertrieb.

»Tatsächlich so schwierig?« murmelte Moiraine. Ihre Hände glitten ins Wasser, und einen Augenblick später zog sie sie wieder heraus. Es klatschte und spritzte, denn sie hielt eine fette Forelle darin. Sie lachte erfreut, als sie den Fisch ans Ufer warf.

Perrin blickte verdattert drein, als der große Fisch im Schein der untergehenden Sonne zappelte. Er mußte wenigstens fünf Pfund wiegen. »Da habt Ihr aber Glück gehabt«, sagte er. »Forellen von solcher Größe verstecken sich selten unter so kleinen Steinvorsprüngen. Wir müssen ein bißchen weiter hoch gehen, gegen die Strömung, denn es wird dunkel sein, bevor sich an diesem Fleck wieder ein Fisch verbirgt.«

»Tatsächlich?« fragte Moiraine. »Dann geht ihr zwei schon mal los. Ich probiere es doch noch mal hier.«

Perrin zögerte einen Moment und ging dann ein Stück am Ufer entlang bachaufwärts zu einem anderen Überhang. Sie hatte etwas vor, aber er konnte sich nicht vorstellen, was es war. Das beunruhigte ihn. Er legte sich auf den Bauch, achtete sorgfältig darauf, daß sein Schatten nicht auf das Wasser fiel, und spähte über den Uferrand hinunter. Ein halbes Dutzend eleganter Fischkörper schwebte im Wasser, und sie bewegten kaum eine Flosse, um an ihrem Platz zu bleiben. Alle zusammen wogen bestimmt nicht soviel wie Moiraines Fisch, stellte er seufzend fest. Falls sie Glück hatten, konnten Loial und er vielleicht jeder zwei davon fangen, aber der Schatten der Bäume am gegenüberliegenden Ufer erstreckte sich bereits über das Wasser. Was sie jetzt auch fingen, würde für heute ihr letzter Fang sein, und Loials Appetit reichte schon aus, diese vier allein aufzuessen und noch einen Teil des größeren Fisches dazu. Loials Hände bewegten sich schon langsam von hinten auf eine der größeren Forellen zu.

Bevor Perrin auch nur die Hand ins Wasser stecken konnte, rief Moiraine ihnen zu: »Drei sollten reichen, glaube ich. Die letzten beiden sind größer als der erste.«

Perrin sah Loial überrascht an. »Das kann doch nicht wahr sein!«

Der Ogier richtete sich auf. Die kleinen Forellen schossen davon. »Sie ist eben eine Aes Sedai«, sagte er schlicht.

Und tatsächlich lagen, als sie zu Moiraine zurückkehrten, drei große Forellen am Ufer. Sie knöpfte sich bereits die Ärmel wieder zu.

Perrin hätte sie am liebsten an die alte Regel erinnert, daß derjenige, der einen Fisch fing, ihn auch putzen und ausnehmen mußte, aber gerade in diesem Moment sah sie ihm direkt in die Augen. Ihr ebenmäßiges Gesicht zeigte keinen besonderen Ausdruck. Der Blick aus ihren dunklen Augen war fest und schien ihm zu sagen, sie wisse, was er vorhabe, und sie lehne das ab. Als sie sich dann abwandte, schien es irgendwie zu spät, um noch etwas zu sagen.

Knurrend zog Perrin sein Messer und machte sich daran, die Fische zu putzen und auszunehmen. »Plötzlich denkt sie nicht mehr daran, ihren Teil der Arbeit zu tun, wie es scheint. Ich schätze, sie läßt uns auch noch kochen und hinterher spülen.«

»Zweifellos«, sagte Loial, ohne seine Arbeit zu unterbrechen. »Sie ist eben eine Aes Sedai.«

»Das habe ich doch irgendwann schon mal gehört.« Die Schuppen spritzten von Perrins Messer. »Den Shienarern hat es vielleicht nichts ausgemacht, die Laufburschen zu spielen, aber jetzt sind wir nur noch zu viert. Wir sollten alle an die Reihe kommen. Das wäre nur fair.«

Loial schnaubte und lachte in einem. »Ich bezweifle, daß sie gleicher Meinung ist. Zuerst streitet sich Rand die ganze Zeit mit ihr, und nun bist anscheinend du dabei, seinen Platz einzunehmen. In der Regel läßt keine Aes Sedai überhaupt mit sich streiten. Ich schätze, sie will uns wieder brav in der Reihe haben, wenn wir das erste Dorf erreichen.«

»Eine gute Angewohnheit«, sagte Lan und öffnete seinen Umhang. Im Dämmerlicht war er wie aus dem Nichts aufgetaucht.

Perrin wäre vor Überraschung beinahe umgekippt, und Loials Ohren wurden vor Schreck steif. Keiner von beiden hatte den Behüter gehört.

»Ihr hättet diese Angewohnheit gar nicht erst aufgeben sollen«, fügte Lan hinzu. Dann schritt er in Richtung auf Moiraine und die Pferde weiter. Man hörte selbst auf diesem steinigen Boden kaum etwas von seinen Stiefeln, und sobald er ein paar Schritt entfernt war, verlieh ihm der über seinen Rücken gehängte Umhang das Aussehen eines vom Bach heraufschwebenden Gespensts, von dem man nur Kopf und Arme sehen konnte.

»Wir brauchen sie, um Rand zu finden«, sagte Perrin leise, »aber ich lasse mir von ihr nicht mehr vorschreiben, wie mein Leben auszusehen hat.« Er schabte noch wilder an dem Fisch herum.

Dieses Versprechen gedachte er einzuhalten – wirklich und wahrhaftig –, doch während der nächsten Tage geschah es irgendwie, ohne daß er sagen konnte, warum, daß Loial und er kochten, spülten und alle anderen Arbeiten verrichteten, die Moiraine einfielen. Er bemerkte sogar zu seiner eigenen Überraschung, daß er, ohne weiter nachzudenken, die Aufgabe übernommen hatte, Aldieb jeden Abend zu versorgen, die Stute abzusatteln und abzureiben, während Moiraine sich – offensichtlich gedankenverloren – hinsetzte.

Loial sah es als unvermeidlich an und fügte sich in sein Schicksal. Perrin nicht. Er bemühte sich zu widerstehen, aber es war so schwer, einen vernünftigen Vorschlag von ihr abzulehnen, und noch dazu so etwas Geringfügiges. Ihre beherrschende Persönlichkeit, ihr strenger Blick machten es schwer zu protestieren. Der Blick aus ihren dunklen Augen traf ihn, sobald er nur den Mund aufmachte. Eine leicht angehobene Augenbraue deutete ihm an, er sei unhöflich. Wenn sie die Augen aufriß, zeigte sie ihm, wie überrascht sie sei, daß er eine so geringfügige Bitte abschlug. Ansonsten enthielt ihr fester Blick alles, was eine Aes Sedai ausmachte, und so zögerte er immer wieder. Sobald er aber zögerte, konnte er nicht mehr zurück. Er beschuldigte sie, sie gebrauche die Macht gegen ihn, obwohl er das selbst nicht glaubte, und sie sagte ihm, er solle sich nicht lächerlich machen. Er fühlte sich wie ein Stück Eisen, das versucht, den Schmied davon abzuhalten, es zu einer Sichel zu hämmern.

Die Verschleierten Berge machten schlagartig den Hügeln von Ghealdan Platz. Es ging ständig auf und ab, doch niemals sehr hoch. Hirsche, die sie in den Bergen oftmals mißtrauisch beobachtet hatten, als seien sie nicht sicher, was ein Mensch war, rannten hier vor ihnen mit weiß auf und nieder hüpfender Blume davon, sobald sie nur der Pferde gewahr wurden. Selbst Perrin konnte hier nur manchmal einen Blick auf eine der grau gestreiften Bergkatzen erhaschen, die sich wie Rauch vor den Felsen aufzulösen schienen. Sie betraten die Welt der Menschen.

Lan trug seinen farbverändernden Umhang nicht mehr und ritt öfter zu den anderen zurück als zuvor, um ihnen zu berichten, was vor ihnen lag. An vielen Stellen hatte man die Bäume gefällt. Bald gewöhnten sie sich wieder an den Anblick der von grob aufgeschichteten Steinwällen umrahmten Felder und der an den sanfteren Hügelabhängen pflügenden Bauern. Sie sahen nun auch gelegentlich Leute, die sich in einer Reihe über die Felder bewegten und die Saat aus umgehängten Säcken verstreuten. Auf den Hügelspitzen und -kämmen wurden vereinzelt Bauernhäuser und aus grauem Stein erbaute Scheunen sichtbar.

An sich sollte es hier keine Wölfe geben. Wölfe mieden gewöhnlich die Umgebung des Menschen, doch Perrin fühlte sie immer noch in der Nähe. Sie schirmten ungesehen die kleine berittene Gruppe ab und begleiteten sie. Ihn erfüllte deshalb Ungeduld; er wollte endlich ein Dorf oder eine Stadt erreichen, wo es genug Menschen gab, so daß die Wölfe sie verlassen würden.

Einen Tag nachdem sie das erste Feld gesehen hatten, gerade als die Sonne den Horizont hinter ihnen berührte, erreichten sie das Dorf Jarra, das ein wenig nördlich von der Grenze nach Amadicia lag.

Jarra

Graue Steingebäude mit Schieferdächern säumten die wenigen, engen Straßen von Jarra, das an den Abhang eines Hügels geklebt schien. Unterhalb floß ein kleines Flüßchen, über das sich eine niedrige Holzbrücke schwang. Die schlammigen Straßen waren leer, genau wie der am Abhang gelegene Dorfanger. Nur ein Mann war zu sehen, der die Treppe vor der einzigen Schenke des Dorfs fegte. Daneben stand das aus Stein gemauerte Stallgebäude. Es sah aber so aus, als hätten sich noch kurz zuvor viele Menschen auf dem Anger getummelt. Ein halbes Dutzend aus grünen Zweigen zusammengebundener und mit Frühlingsblumen bekränzter Torbögen stand im Kreis in der Mitte. Das Gras sah niedergetrampelt aus, und es gab noch weitere Anzeichen für ein Fest: einen roten Frauenschal, der an einem der Bögen hängengeblieben war, die Wollmütze eines Kindes, einen umgekippten Krug und ein paar Speisereste.

Über dem Anger lag noch der Duft nach neuem Wein und Gewürzkuchen, der sich mit dem Rauch aus Dutzenden von Schornsteinen und dem Geruch nach Abendessen vermischt hatte. Einen Moment lang witterte Perrin einen anderen Geruch, den er nicht identifizieren konnte – eine schwache Witterung nur, die so ekelhaft war, daß ihm die Haare zu Berge standen. Dann war sie weg. Doch er war sicher, daß hier etwas durchgekommen war, etwas – Gemeines. Er rieb sich die Nase, als wolle er die Erinnerung daran wegreiben. *Das kann nicht Rand sein. Licht, selbst wenn er wahnsinnig geworden ist, kann er das nicht gewesen sein, oder?*

Über dem Eingang der Schenke hing ein gemaltes Schild, auf dem ein Mann zu sehen war, der auf einem Bein stand und die Arme nach vorn geworfen hatte: *Harilins Sprung* nannte sich das Ganze. Als sie ihre Pferde vor dem quadratischen Steingebäude anhielten, richtete sich der kehrende Mann gähnend auf. Er zuckte beim Anblick von Perrins Augen zusammen, aber als er dann noch Loial erblickte, fielen ihm die Augen fast aus dem Kopf. Bei seinem breiten Mund und fliehenden Kinn wirkte er ein wenig wie ein Frosch. Er roch nach saurem Wein, den er vor einiger Zeit getrunken haben mußte, fand jedenfalls Perrin. Der Bursche hatte garantiert kräftig mitgefeiert.

Der Mann riß sich zusammen und verbeugte sich. Dabei hielt er eine Hand auf der Doppelreihe von Knöpfen an der Vorderseite seines Mantels. Sein Blick wanderte von einem zum anderen, und jedesmal, wenn er auf Loial traf, wurden die Augen noch größer. »Willkommen, gute Frau, und das Licht leuchte Euch auf allen Wegen. Willkommen, werte Herren. Ihr braucht vielleicht etwas zu essen, Zimmer, ein Bad? Hier im *Sprung* könnt Ihr alles haben. Meister Harod, der Wirt, führt ein gutes Haus. Ich heiße Simion. Wenn Ihr etwas braucht, dann fragt nur Simion, und er besorgt es für Euch.« Er gähnte wieder, hielt sich die Hand vor den Mund und verbeugte sich verlegen. »Entschuldigung, gute Frau. Ihr seid von weit her? Habt Ihr Neuigkeiten von der Großen Jagd? Der Jagd nach dem Horn von Valere? Oder von dem falschen Drachen? Man sagt, in Tarabon sei ein falscher Drache. Oder vielleicht in Arad Doman.«

»Von so weit her kommen wir nicht«, sagte Lan, und er schwang sich aus dem Sattel. »Zweifellos wißt Ihr mehr als ich.« Alle stiegen nun ab.

»Habt ihr hier eine Hochzeit gefeiert?« fragte Moiraine.

»*Eine* Hochzeit, gute Frau? Wir hatten eine wahre Hochzeitenschwemme! Alles in den letzten zwei Tagen. Es gibt keine Frau, die alt genug ist, um den Eheschwur abzulegen, im ganzen Dorf und auf eine Meile Umkreis, die nicht verheiratet wäre! Also, sogar die Wittfrau Jorath hat den alten Banas durch die Bögen gezerrt, und dabei hatten beide geschworen, nie wieder zu heiraten. Es war wie ein Wirbelsturm, der alle mitriß. Rilith, die Tochter des Webers, begann damit, als sie den Schmied Jon fragte, ob er sie heiraten wolle, obwohl er alt genug ist, um ihr Vater zu sein. Der alte Narr nahm einfach die Schürze ab und sagte ja, und sie verlangte, daß man die Bögen sofort aufstellt! Wollte nichts von der üblichen Wartezeit hören, und die anderen Frauen gaben ihr alle auch noch recht. Seitdem hatten wir Tag und Nacht Hochzeiten. Hier hat wohl kaum einer Zeit zum Schlafen gehabt.«

»Das ist ja sehr interessant«, sagte Perrin, als Simion einen Moment lang schwieg und wieder gähnte, »aber habt Ihr auch einen jungen …«

»Es ist wirklich sehr interessant«, sagte Moiraine und schnitt ihm rechtzeitig das Wort ab, »und ich würde gern später mehr davon hören. Aber jetzt brauchen wir Zimmer und eine Mahlzeit.« Lan bewegte die Hand nach unten und gab damit Perrin ein Zeichen, als wolle er ihm sagen, er solle den Mund halten.

»Selbstverständlich, gute Frau. Eine Mahlzeit. Zimmer.« Simion zögerte und musterte Loial. »Wir werden zwei Betten zusammenrücken müssen für …« Er beugte sich zu Moiraine vor und senkte die Stimme. »Verzeiht, gute Frau, aber … äh … was genau … ist er eigentlich? Bei allem Respekt«, fügte er hastig hinzu.

Er hatte nicht leise genug gesprochen, denn Loials Ohren zuckten verärgert. »Ich bin ein Ogier! Was dachtet Ihr denn? Ein Trolloc?«

Simion trat einen Schritt zurück, als die dröhnende Stimme erklang. »Trolloc, guter … äh … Herr? Ich bin doch ein erwachsener Mann. Ich glaube nicht an Kindergeschichten. Äh, habt Ihr Ogier gesagt? Aber Ogier sind doch auch Kind … ich meine … das heißt …« Verzweifelt wandte er sich um und brüllte in Richtung des Stalls, der neben der Schenke stand: »Nico! Patrim! Gäste! Kommt her und kümmert euch um ihre Pferde!« Einen Augenblick später torkelten zwei Jungen mit Heu im Haar aus dem Stall, gähnten und rieben sich die Augen. Simion deutete auf die Treppe und verbeugte sich, als die Jungen die Zügel ergriffen.

Perrin hängte sich die Satteltaschen und die Deckenrolle über die Schulter und trug seinen Bogen in der Hand. So folgte er Moiraine und Lan hinein. Simion verbeugte sich immer wieder und hüpfte ihnen voraus. Loial mußte sich tief ducken, und die Decke im Flur befand sich auch nur einen Fuß hoch über seinem Kopf. Er grollte in sich hinein, daß er nicht verstehen könne, warum sich so wenige Menschen an die Ogier erinnerten. Seine Stimme klang wie ferner Donner. Selbst Perrin, der direkt vor ihm hineingegangen war, konnte nicht die Hälfte davon verstehen.

In der Schenke roch es nach Bier und Wein, Käse und Erschöpfung. Der Duft von brutzelndem Lammbraten drang von irgendwoher weiter hinten herein. Die wenigen Männer im Schankraum hingen über ihren Krügen, als würden sie sich am liebsten auf die Bänke legen und schlafen. Eine mollige Dienerin schenkte gerade einen Krug Bier an einem der Fässer ganz hinten im Raum ein. Der Wirt selbst, in einer langen, weißen Schürze, saß auf einem hohen Hocker in einer Ecke und lehnte sich an die Wand. Als die Neuankömmlinge eintraten, hob er den Kopf. Seine Augen waren verschwollen. Beim Anblick von Loial fiel ihm die Kinnlade herunter.

»Gäste, Meister Harod«, verkündete Simion. »Sie möchten Zimmer. Meister Harod? Er ist ein Ogier, Meister Harod.« Die Dienerin drehte sich um und sah Loial. Sie ließ den Krug zu Boden fallen, wo er klirrend zerbrach. Keiner der trägen Männer an den Tischen blickte auf. Einer hatte mittlerweile den Kopf auf die verschränkten Arme gelegt und schnarchte.

Loials Ohren zuckten gewaltig.

Meister Harod stand langsam auf, den Blick auf Loial gerichtet, und glättete seine Schürze. »Wenigstens ist er kein Weißmantel«, sagte er schließlich, und dann fuhr er zusammen, als habe er sich gerade dabei ertappt, seine Gedanken laut ausgesprochen zu haben. »Also dann, willkommen, gute Frau, werte Herren. Vergebt mir meine schlechten Manieren. Ich kann mich nur auf meine Müdigkeit berufen, gute Frau.« Er warf Loial einen weiteren Blick zu und formte mit den Lippen das Wort ›Ogier‹. Er wirkte ungläubig.

Loial öffnete den Mund, doch Moiraine kam ihm zuvor: »Wie Euer Mann schon sagte, guter Wirt, brauche ich Zimmer für meine Gesellschaft diese Nacht und eine Mahlzeit.«

»Oh! Natürlich, gute Frau. Natürlich. Simion, bringe unsre Gäste auf meine besten Zimmer, damit sie ihr Gepäck abstellen können. Ich werde ein gutes Mahl für Euch richten, bis Ihr zurückkehrt, gute Frau. Ein feines Mahl.«

»Wenn Ihr mir bitte folgen würdet, gute Frau«, sagte Simion. »Werte Herren.« Er verbeugte sich in Richtung der Treppe auf einer Seite des Schankraums. Hinter ihnen rief einer der Männer an den Tischen plötzlich: »Was im Namen des Lichts ist das?« Meister Harod begann, die Anwesenheit des Ogiers zu erklären. Es klang, als ob das für ihn völlig selbstverständlich sei. Das meiste von dem, was Perrin noch verstand, bis sie draußen waren, war unrichtig. Loials Ohren zuckten ohne Unterlaß.

Im zweiten Stock streifte der Kopf des Ogiers wirklich fast die Decke. In dem engen Flur war es dunkel. Die einzige Beleuchtung kam vom letzten Abendsonnenschein durch ein Fenster neben der Tür am Ende des Ganges. »In den Zimmern haben wir Kerzen, gute Frau«, sagte Simion. »Ich hätte eine Lampe mitnehmen sollen, aber mir dreht sich immer noch alles im Kopf von den vielen Hochzeiten. Ich schicke jemanden herauf zum Feuermachen, wenn Ihr wünscht. Und dann braucht Ihr natürlich Waschwasser.« Er öffnete eine Tür. »Unser bestes Zimmer, gute Frau. Wir haben nicht viele – es kommen ja nur selten Fremde her –, aber dies ist das beste.«

»Ich nehme das daneben«, sagte Lan. Er trug Moiraines Satteltaschen und Deckenrolle neben den eigenen auf der Schulter, und dazu noch das Bündel mit dem Drachenbanner.

»Oh, werter Herr, das ist aber kein schönes Zimmer. Ein enges Bett. Eng. Für einen Diener gedacht, schätze ich, als ob wir irgendwann jemanden mit Diener hier hätten! Entschuldigung, gute Frau.«

»Ich nehme es trotzdem«, sagte Lan energisch.

»Simion«, sagte Moiraine, »kann Meister Harod die Kinder des Lichts nicht leiden?«

»Allerdings, gute Frau. Früher war das nicht so, aber jetzt schon. Es ist nicht vorteilhaft, wenn man die Kinder des Lichts haßt, besonders so nahe an der Grenze, wie wir uns hier befinden. Sie kommen die ganze Zeit über durch Jarra, als gäbe es überhaupt keine Grenze. Aber gestern gab es Ungemach. Und das, obwohl die Hochzeiten

stattfanden.«

»Was ist geschehen, Simion?«

Der Mann blickte sie forschend an, bevor er antwortete. Perrin glaubte nicht, daß die anderen diesen Blick bemerkt hatten, weil es im Flur zu düster war. »Es waren ungefähr zwanzig von ihnen. Sie waren vorgestern angekommen. Da war alles in Ordnung. Aber gestern … Also, drei von ihnen kamen und sagten, sie seien keine Kinder des Lichts mehr. Sie warfen ihre Umhänge fort und ritten weg.«

Lan knurrte: »Weißmäntel legen einen Eid fürs ganze Leben ab. Was hat ihr Kommandant getan?«

»Also, er hätte bestimmt etwas unternommen, da könnt Ihr sicher sein, werter Herr, aber dann kam ein anderer von ihnen und sagte, er werde jetzt wegreiten und das Horn von Valere suchen. Noch ein anderer meinte, sie sollten den Drachen jagen. Derjenige sagte auch, er werde zur Ebene von Almoth reiten. Dann haben ein paar von ihnen angefangen, Frauen auf der Straße zu belästigen. Die Frauen kreischten, und die Kinder schrien die an, die ihre Mütter belästigten. Ich habe noch nie solch ein Durcheinander erlebt.«

»Hat keiner von euch versucht, sie zurückzuhalten?« fragte Perrin.

»Werter Herr, Ihr tragt diese Axt, als könntet Ihr damit umgehen, aber es ist nicht so leicht, sich Männern mit Schwertern und Rüstungen entgegenzustellen, wenn alles, womit man selbst umgehen kann, der Besen oder die Harke sind. Der Rest der Weißmäntel, die nicht weggeritten waren, hat dem Ganzen ein Ende bereitet. Beinahe hätten sie die Schwerter gezogen. Und das war nicht das Schlimmste. Zwei weitere haben einfach durchgedreht, als wären die anderen nicht schon verrückt genug gewesen. Die zwei haben angefangen, über Jarra herzuziehen, daß es hier vor Schattenfreunden wimmle. Sie versuchten, das Dorf niederzubrennen – sie haben gesagt, daß sie das wollten – und mit dem *Sprung* anzufangen. Ihr könnt die Brandspuren an der Rückseite sehen, wo sie begonnen haben. Haben sich gegen die anderen Weißmäntel gewehrt, die sie aufhalten wollten. Die übrigen Weißmäntel haben uns beim Löschen geholfen, die zwei gefesselt und sind dann weggeritten, zurück nach Amadicia. Ein Glück, würde ich sagen, und wenn sie niemals zurückkommen, ist das immer noch zu früh!«

»Schlimmes Benehmen«, sagte Lan, »selbst für Weißmäntel.«

Simion nickte heftig. »Wie Ihr sagt, werter Herr. Sie haben sich noch nie so benommen. Angeben, ja, schon. Einen anschauen, als ob man ein Stück Dreck sei, und ihre Nasen in alles hineinstecken, was sie nichts angeht. Aber sie haben noch nie zuvor solche Unannehmlichkeiten verursacht. Jedenfalls nicht auf diese Art.«

»Jetzt sind sie aber weg«, meinte Moiraine, »und damit auch die Zwistigkeiten. Ich bin sicher, wir werden eine ruhige Nacht haben.«

Perrin hielt den Mund, aber innerlich war er alles andere als ruhig. *All diese Hochzeiten und die Weißmäntel sind ja schön und gut, aber ich will lieber wissen, ob Rand hier haltmachte und in welcher Richtung er weiterritt. Dieser Geruch kann nicht von ihm stammen*. Er ließ sich von Simion den Flur hinunter zu einem anderen Zimmer führen, das zwei Betten und einen Waschtisch, ein paar Hocker und sonst praktisch nichts enthielt. Loial bückte sich und steckte den Kopf durch die Tür. Durch die engen Fenster drang nur wenig Licht. Die Betten waren groß genug, aber die Matratzen sahen klumpig aus. Decken und Überbett lagen zusammengefaltet am Fuß. Simion fummelte auf dem Sims über dem Kamin herum, bis er eine Kerze fand und die Zunderbüchse, um sie zu entzünden.

»Ich werde dafür sorgen, daß man für Euch ein paar Betten zusammenrückt, guter … äh … Ogier. Ja, nur einen Moment noch.« Er schien sich aber nicht weiter zu beeilen und rückte die Kerze hin und her, als wolle er den perfekten Standort dafür finden. Perrin hielt ihn für äußerst nervös.

Na ja, ich wäre auch verdammt nervös, wenn sich in Emondsfelde Weißmäntel so benommen hätten. »Simion, ist hier in den letzten ein oder zwei Tagen ein anderer Fremder durchgekommen? Ein junger Mann, groß, mit grauen Augen und rötlichem Haar? Er hat vielleicht Flöte gespielt, um sich ein Nachtlager und ein Essen zu verdienen.«

»Ich erinnere mich an ihn, werter Herr«, sagte Simion. Er rückte immer noch an der Kerze herum. »Kam früh am gestrigen Morgen an. Sah hungrig aus, ziemlich sogar. Er hat gestern bei den Hochzeiten Flöte gespielt. Gut aussehender junger Bursche. Zuerst haben ein paar der Frauen ein Auge auf ihn geworfen, aber …« Er schwieg und sah Perrin von der Seite her an. »Ist er ein Freund von Euch, werter Herr?«

»Ich kenne ihn«, antwortete Perrin. »Warum?«

Simion zögerte. »Kein besonderer Grund, werter Herr. Er war ein eigenartiger Bursche, das ist alles. Manchmal führte er Selbstgespräche, und mitunter lachte er sogar, obwohl überhaupt niemand etwas gesagt hatte. Hat letzte Nacht in diesem Zimmer geschlafen – oder jedenfalls einen Teil der Nacht über. Hat uns mitten in der Nacht mit seinem Schreien aufgeweckt. Es war nur ein Alptraum, aber er wollte nicht länger dableiben. Meister Harod hat nach all dieser Aufregung auch nicht weiter versucht, ihn zum Bleiben zu überreden.« Simion unterbrach sich wieder. »Er sagte etwas Seltsames, als er fortritt.«

»Was denn?« wollte Perrin wissen.

»Er sagte, es sei jemand hinter ihm her. Er sagte …« Der fast kinnlose Mann schluckte und fuhr dann bedächtiger fort: »Sagte, sie würden ihn töten, wenn er nicht weiterritte. ›Einer von uns muß sterben, und ich will, daß er es ist.‹ Das waren seine Worte.«

»Uns hat er nicht gemeint«, grollte Loial. »Wir sind seine Freunde.«

»Natürlich, guter … äh … Ogier. Natürlich, er hat Euch nicht gemeint. Ich … äh … ich will ja nichts von einem Eurer Freunde behaupten, aber ich … äh … ich glaube, es stimmt bei ihm nicht – er ist krank – im Kopf, meine ich.«

»Wir werden uns um ihn kümmern«, sagte Perrin. »Deswegen folgen wir ihm ja. Wohin ist er geritten?«

»Ich habe es geahnt«, sagte Simion. Er hüpfte fast auf den Zehenspitzen. »Ich wußte, daß sie helfen kann, sobald ich Euch gesehen hatte. Wohin? Nach Osten, werter Herr. Nach Osten, als sei der Dunkle König selbst ihm auf den Fersen. Glaubt Ihr, sie hilft mir? Vielmehr meinem Bruder? Noam ist schwerkrank, und Mutter Roon sagt, sie könne nichts tun.«

Perrin machte ein ausdrucksloses Gesicht und versuchte, Zeit zu gewinnen, indem er erst einmal seinen Bogen in eine Ecke stellte und seine Deckenrolle und die Satteltaschen auf ein Bett legte. Das Problem war nur: Zeit gewinnen und Nachdenken halfen nichts. Er sah Loial an und fand auch bei ihm keine Hilfe. Die Ohren des Ogiers hingen konsterniert herunter, und die langen Augenbrauen lagen auf seinen Wangen. »Warum glaubt Ihr, sie könne Eurem Bruder helfen?« *Dumme Frage. Die richtige Frage wäre: Was wird er deswegen unternehmen?*

»Aber … ich bin einmal nach Jehannah gereist, werter Herr. Dort sah ich zwei … zwei Frauen wie sie. Deshalb konnte ich mich in ihr nicht täuschen.« Er senkte seine Stimme, bis er nur noch flüsterte. »Man sagt, *sie* könnten Tote zum Leben erwecken, werter Herr.«

»Wer weiß noch davon?« fragte Perrin in scharfem Ton, und beinahe gleichzeitig sagte Loial: »Wenn Euer Bruder tot ist, kann niemand mehr etwas für ihn tun.«

Der Mann mit dem Froschgesicht blickte ängstlich von einem zum anderen, und seine Worte überstürzten sich: »Keiner außer mir, werter Herr. Noam ist nicht tot, guter Ogier, nur krank. Ich schwöre, daß sonst niemand sie erkennen würde. Selbst Meister Harod ist in seinem ganzen Leben niemals weiter als zwanzig Meilen von hier fortgewesen. Er ist so krank. Ich würde sie selbst fragen, nur daß dann meine Knie so zittern und ich nicht richtig sprechen könnte. Was ist, wenn sie sich ärgert und einen Blitz auf mich schleudert? Und was, wenn ich mich irre? Es ist nicht gerade etwas, dessen man eine Frau beschuldigt, ohne … ich meine … äh …« Er hob bittend und abwehrend zugleich die Hände.

»Ich will nichts versprechen«, sagte Perrin, »aber ich rede mit ihr. Loial, warum bleibst du nicht bei Simion, bis ich mit Moiraine gesprochen habe?«

»Natürlich«, dröhnte die Stimme des Ogiers. Simion fuhr zusammen, als Loials riesige Hand seine Schulter verschlang. »Er zeigt mir mein Zimmer, und wir unterhalten uns. Simion, was wißt Ihr über Bäume?«

»B-B-Bäume, g-g-guter Ogier?«

Perrin wartete nicht mehr. Er eilte durch den dunklen Flur zurück und klopfte an Moiraines Tür. Er wartete kaum auf ihr »Herein«, da war er auch schon eingetreten.

Ein halbes Dutzend Kerzen zeigte ihm, daß auch das beste Zimmer im *Sprung* nicht gerade vornehm war, auch wenn das einzige Bett einen auf vier Pfosten befestigten Himmel aufwies und die Matratze nicht so schlecht aussah wie die in seinem Zimmer. Auf dem Boden lag ein Fetzen, der nach Teppich aussah, und statt der Hocker standen hier zwei Polsterstühle. Ansonsten sah es nicht anders aus als sein Zimmer. Moiraine und Lan standen vor dem kalten Kamin, als hätten sie ein Gespräch geführt, und die Aes Sedai wirkte nicht sehr glücklich über die Unterbrechung. Das Gesicht des Behüters war vollkommen unbewegt.

»Rand war tatsächlich hier«, begann Perrin. »Dieser Bursche Simion erinnert sich an ihn.« Moiraine zischte durch die Zähne.

»Man hat dir doch gesagt, du solltest den Mund halten«, grollte Lan.

Perrin versteifte sich und sah den Behüter an. Das war einfacher, als Moiraines wütenden Blick zu ertragen. »Wie konnten wir herausfinden, ob er hier war, ohne Fragen zu stellen? Vielleicht verratet Ihr mir das einmal. Falls es Euch interessiert: Er ritt letzte Nacht hier los und zwar nach Osten. Und er faselte etwas von jemandem, der ihn verfolgt und versucht, ihn umzubringen.«

»Nach Osten.« Moiraine nickte. Die vollkommene Ruhe in ihrer Stimme widersprach dem Tadel in ihrem Blick. »Es ist gut, das zu wissen, obwohl es ja naheliegend ist, wenn er nach Tear will. Aber ich war ziemlich sicher, daß er hier war, bevor ich noch von den Weißmänteln hörte. Danach war es sowieso klar. Rand hat auf jeden Fall recht im Hinblick auf eine Sache, Perrin. Ich kann nicht glauben, daß wir die einzigen sind, die ihn verfolgen. Und falls

sie etwas von uns ahnen sollten, werden sie vielleicht versuchen, uns aufzuhalten. Wir haben schon genug damit zu tun, Rand aufzuspüren. Ihr müßt lernen, Eure Zunge zu hüten, bis ich Euch sage, daß Ihr sprechen dürft.«

»Die Weißmäntel?« fragte Perrin ungläubig. *Meine Zunge hüten? Seng mich, wenn ich das tue!* »Wie konnten sie Euch das …? Rands Wahnsinn. Ist das ansteckend?«

»Nicht sein Wahnsinn«, sagte Moiraine, »falls er schon so weit ist, daß man ihn überhaupt verrückt nennen kann. Perrin, er ist ein stärkerer *Ta'veren* als jeder seit dem Zeitalter der Legenden! Gestern hat sich in diesem Dorf das Muster … bewegt, sich ihm angepaßt wie Ton, den man in eine Form preßt. Die Hochzeiten, die Weißmäntel, das war genug, um mir zu sagen: Rand war hier. Jeder hätte das gewußt, der zuhören kann.«

Perrin atmete tief ein. »Und so etwas werden wir überall vorfinden, wo er sich aufgehalten hat? Licht, wenn ihm Geschöpfe des Schattens auf den Fersen sind, können sie ihn dadurch genauso leicht aufspüren wie wir.«

»Vielleicht«, sagte Moiraine. »Vielleicht aber auch nicht. Niemand weiß etwas über *Ta'veren* von Rands Ausmaßen.« Einen kurzen Moment lang schien sie sich darüber zu ärgern, daß sie etwas nicht einschätzen konnte. »Artur Falkenflügel war der stärkste *Ta'veren*, über den es Aufzeichnungen gibt. Und Falkenflügel war keineswegs so stark wie Rand.«

»Man sagt«, warf Lan ein, »daß Menschen, die sich im gleichen Raum wie Falkenflügel befanden, die Wahrheit sagten, obwohl sie lügen wollten, und daß sie Entschlüsse faßten, von denen sie noch nicht einmal selbst wußten, daß sie so etwas vorhatten. Und jeder Würfel, jede Spielkarte entschied zu seinen Gunsten. Aber nur manchmal natürlich.«

»Das heißt, Ihr wißt es nicht«, sagte Perrin. »Er könnte eine ganze Spur von Hochzeiten und verrückt gewordenen Weißmänteln von hier bis Tear hinterlassen.«

»Ich meine, ich weiß soviel, wie man überhaupt wissen kann«, sagte Moiraine in scharfem Ton. Der Blick aus ihren dunklen Augen traf Perrin wie eine Peitsche. »Das Muster formt sich um einen *Ta'veren*, und andere können der Gestalt dieser Fäden folgen, wenn sie wissen, wonach sie suchen müssen. Nehmt Euch in acht, daß Eure Zunge nicht mehr zerstört, als Ihr wissen könnt.«

Unwillkürlich zog Perrin den Kopf ein, als beziehe er von ihr wirkliche Prügel. »Na ja, diesmal solltet Ihr froh sein, daß ich den Mund rechtzeitig aufgemacht habe. Simion weiß, daß Ihr eine Aes Sedai seid. Er möchte, daß Ihr seinen Bruder Noam von irgendeiner Krankheit heilt. Wenn ich nicht mit ihm gesprochen hätte, hätte er nie den Mut aufgebracht, mich darum zu bitten, sondern hätte vielleicht statt dessen herumgeklatscht.«

Lan lenkte Moiraines Aufmerksamkeit auf sich, und sie sahen sich einen Moment lang in die Augen. Der Behüter hatte etwas an sich, wie ein Wolf vor dem Sprung. Schließlich schüttelte Moiraine den Kopf. »Nein«, sagte sie.

»Wie Ihr wünscht. Es ist Eure Entscheidung.« Lans Stimme klang, als habe sie eine falsche Entscheidung getroffen, aber die Anspannung verschwand aus seiner Gestalt.

Perrin sah beide mit großen Augen an. »Ihr wolltet doch nicht etwa … Simion könnte niemandem etwas sagen, wenn er tot wäre, nicht wahr?«

»Er wird nicht durch mich sterben«, erwiderte Moiraine. »Aber ich kann und will nicht versprechen, daß es immer so ausgeht. Wir müssen Rand finden, und ich werde dabei nicht versagen. Habt Ihr mich verstanden?« In ihrem Blick gefangen, konnte Perrin nicht antworten. Sie nickte, als sei sein Schweigen Antwort genug. »Bringt mich jetzt zu Simion.«

Die Tür zu Loials Zimmer stand offen, und Kerzenschein fiel in den Flur. Man hatte die beiden Betten zusammengeschoben, und Loial und Simion saßen auf der Kante des einen. Der kinnlose Mann sah mit offenem Mund und erstauntem Gesicht zu Loial auf.

»O ja, die *Stedding* sind wunderbar«, sagte Loial gerade. »Es herrscht dort ein solcher Friede, unter den Großen Bäumen. Ihr Menschen habt Eure Kriege und Eure Rivalität, aber in einem *Stedding* herrscht immer Friede. Wir pflegen die Bäume und leben in Harmonie …« Er brach ab, als er Moiraine mit Lan und Perrin im Schlepptau sah.

Simion stand schnell auf, verbeugte sich und zog sich dabei zurück, bis er an die Wand stieß. »Äh … gute Frau … äh … äh …« Selbst dabei hüpfte er noch auf und ab wie eine Marionette.

»Führt mich zu Eurem Bruder«, befahl Moiraine, »und ich werde tun, was in meiner Macht steht. Perrin, Ihr kommt auch mit, da dieser Mann zuerst mit Euch gesprochen hat.« Lan hob eine Augenbraue, und sie schüttelte den Kopf. »Wenn wir alle hingehen, erregen wir Aufmerksamkeit. Perrin kann mich beschützen, soweit das notwendig ist.«

Lan nickte zögernd und warf Perrin einen harten Blick zu. »Sieh zu, daß du sie beschützt, Schmied. Wenn ihr irgend etwas zustößt …« Seine kalten blauen Augen vollendeten die Drohung.

Simion nahm eine der Kerzen und huschte in den Flur hinaus. Dabei verbeugte er sich immer noch, so daß der

Kerzenschein die Schatten an den Wänden tanzen ließ. »Hier entlang … äh … gute Frau. Hier entlang.«

Hinter der Tür am Ende des Flurs führte eine Außentreppe hinunter in eine enge Gasse zwischen Schenke und Stall. Die Nacht ließ die Kerze zu einem flackernden Lichtpunkt schrumpfen. Der Halbmond stand am sternübersäten Himmel und gab für Perrins Augen mehr als genug Licht. Er fragte sich, wann Moiraine Simion endlich sagen werde, er könne mit dem Verbeugen aufhören, doch sie sagte nichts. Die Aes Sedai glitt hinter Simion entlang, hob dabei den Rock an, damit er nicht im Schlamm schleifte, und sie wirkte, als sei sie eine Königin und schreite statt durch die Gasse durch einen Palast. Es wurde bereits merklich kühler. In den Nächten schwang immer noch ein wenig Winter nach.

»Hier herüber.« Simion führte sie nach hinten zu einem kleinen Schuppen hinter dem Stall und schob hastig den Riegel weg. »Hier herein.« Simion deutete in den Schuppen. »Hier, gute Frau. Hier. Mein Bruder. Noam.«

Der hintere Teil des Schuppens war – offensichtlich überstürzt – mit Brettern abgeteilt worden. Es wirkte roh und improvisiert. Ein festes Eisenschloß hing von einem Riegel an der Brettertür. Durch die Spalten sah man einen Mann, der auf dem Bauch auf dem strohbedeckten Boden lag. Er war barfuß. Hemd und Hose waren zerfetzt, als habe er daran gerissen, weil er nicht wußte, wie man sie auszieht. Es roch nach ungewaschener Haut, so daß Perrin glaubte, selbst Simion und Moiraine müßten den Geruch wahrnehmen.

Noam hob den Kopf und sah sie schweigend und ausdruckslos an. Es war nichts an ihm, was auf die Verwandtschaft mit Simion schließen ließ – er hatte zum einen ein richtiges Kinn und er war ein großer Mann mit breiten Schultern –, aber etwas anderes warf Perrin fast um: Noam blickte sie mit glänzend-goldenen Augen an.

»Er hat schon fast ein Jahr lang so verrückte Sachen gequatscht, gute Frau, und gesagt, daß er … mit Wölfen sprechen kann. Und seine Augen …« Simion warf Perrin einen schnellen Blick zu. »Also, er hat schwadroniert, wenn er zuviel getrunken hatte. Jeder hat ihn ausgelacht. Dann, vielleicht vor einem Monat etwa, kam er nicht ins Dorf zurück. Ich bin hinausgegangen, um zu sehen, was mit ihm los war, und habe ihn so vorgefunden.«

Vorsichtig und unwillig sandte Perrin seine Gedanken zu Noam aus, wie er es bei einem Wolf gemacht hätte. *Durch den Wald rennen, den kalten Wind in der Nase … Schnell aus der Deckung heraus … Die Kiefer schnappen nach den Kniesehnen. Den Geschmack von Blut auf der Zunge. Töten.* Perrin zuckte wie vor einem Feuer zurück und schloß seinen Geist ab. Das waren überhaupt keine richtigen Gedanken gewesen, nur ein chaotisches Durcheinander von Wünschen und Bildern, zum Teil aus der Erinnerung, zum Teil reine Sehnsucht. Aber es war mehr Wolf als Mensch an diesem Mann. Er stützte sich mit der Hand an der Wand ab; seine Knie gaben beinahe nach. *Licht, hilf mir!*

Moiraine streckte ihre Hand nach dem Schloß aus.

»Meister Harod hat den Schlüssel, gute Frau. Ich weiß nicht, ob er …«

Sie zog daran, und das Schloß sprang auf. Simion starrte sie mit offenem Mund an. Sie hob das Schloß aus der Haspe, und der kinnlose Mann wandte sich an Perrin.

»Ist das sicher, werter Herr? Er ist mein Bruder, aber er hat Mutter Roon gebissen, als sie zu helfen versuchte, und er … er hat eine Kuh getötet. Mit den Zähnen«, fügte er verlegen hinzu.

»Moiraine«, sagte Perrin, »der Mann ist gefährlich.«

»Alle Männer sind gefährlich«, antwortete sie mit kühler Stimme. »Jetzt seid ruhig.« Sie öffnete die Tür und ging hinein. Perrin hielt die Luft an.

Bei ihrem ersten Schritt zog Noam die Lippen hoch und begann zu knurren. Es vertiefte sich zu einem Grollen, bis sein ganzer Körper bebte. Moiraine ignorierte es. Immer noch knurrend, wand sich Noam auf dem Stroh nach hinten, als sie sich ihm näherte. Schließlich lag er in einer Ecke und konnte nicht weiter. Vielleicht hatte sie es auch gerade darauf angelegt.

Langsam und gelassen kniete sich die Aes Sedai nieder und nahm seinen Kopf in die Hände. Noams Grollen wurde zu einem wütenden Fauchen und verflog dann zu einem Winseln, bevor Perrin ihr zu Hilfe kommen konnte. Moiraine hielt seinen Kopf eine Weile lang und legte ihn dann ebenso gelassen wieder auf das Stroh zurück. Sie erhob sich. Perrins Kehle zog sich zusammen, als sie Noam den Rücken zuwandte und aus dem Käfig schritt, doch der Mann sah ihr nur einfach nach. Sie schob die Brettertür zu, hängte das Schloß wieder ein, ohne es einschnappen zu lassen – und Noam warf sich knurrend gegen die Holzbretter. Er biß hinein und drückte mit seinen Schultern dagegen, versuchte, seinen Kopf dazwischen durchzustecken, und die ganze Zeit über knurrte und schnappte er.

Moiraine wischte sich mit ruhiger Hand und vollkommen ausdruckslosem Gesicht Stroh vom Rock.

»Ihr geht schöne Risiken ein«, hauchte Perrin. Sie sah ihn mit klarem, wissendem Blick an, und er senkte die Augen. Seine gelben Augen.

Simion blickte seinen Bruder an. »Könnt Ihr ihm helfen, gute Frau?« fragte er heiser.

»Es tut mir leid, Simion«, antwortete sie.

»Könnt Ihr denn gar nichts tun, gute Frau? Irgend etwas? Eines von diesen« – seine Stimme senkte sich zu einem Flüstern – »Aes Sedai-Dingen?«

»Heilen ist keine einfache Sache, Simion, und es kommt genauso aus dem Innern des Kranken wie aus dem Heilenden. Es gibt hier nichts, was sich daran erinnert, Noam zu sein, nichts, was sich noch an eine menschliche Existenz erinnern kann. Es gibt keine Landkarten, die ihm den Weg zurück zeigen können, und es ist nichts übrig, was diesen Weg antreten könnte. Noam ist nicht mehr, Simion.«

»Er … er hat immer so seltsame Sachen gesagt, gute Frau, wenn er zuviel getrunken hatte. Er war nur …« Simion wischte mit der Hand über seine Augen und blinzelte Tränen weg. »Ich danke Euch, gute Frau. Ich weiß, Ihr hättet etwas getan, wenn es Euch möglich gewesen wäre.« Sie legte ihm eine Hand auf die Schulter, murmelte ein paar beruhigende Worte, und dann war sie auch schon aus dem Schuppen verschwunden.

Perrin wußte, daß er ihr folgen sollte, aber der Mann – was von einem Mann übriggeblieben war –, der nach den Brettern schnappte, ließ ihn verweilen. Er trat schnell vor und überraschte sich selbst damit, daß er das herunterhängende Schloß aus der Haspe zog. Es war ein gutes Schloß; das Werk eines echten Meisterschmieds.

»Werter Herr?«

Perrin sah das Schloß in seiner Hand an und dann den Mann im Käfig. Noam hatte aufgehört, in die Bretter beißen zu wollen. Er sah Perrin mißtrauisch und schwer atmend an. Ein paar seiner Zähne waren abgebrochen.

»Ihr könnt ihn ewig hier drinnen halten«, sagte Perrin, »aber ich … ich glaube nicht, daß damit etwas besser wird.«

»Wenn er herauskommt, werter Herr, dann wird er sterben!«

»Er wird hier drinnen genauso sterben wie draußen, Simion. Draußen ist er wenigstens frei und so glücklich, wie es eben geht. Er ist nicht mehr Euer Bruder, aber es ist an Euch zu entscheiden. Ihr könnt ihn hier drinnen halten, damit ihn die Leute anstarren und er die Bretter seines Käfigs anstarrt, bis er dahinsiecht. Ihr könnt einen Wolf nicht einsperren, Simion, und erwarten, daß er dabei glücklich ist. Oder lange lebt.«

»Ja«, sagte Simion. »Ja, das sehe ich ein.« Er zögerte und nickte in Richtung der Tür.

Das war die Antwort, auf die Perrin gewartet hatte. Er öffnete die Brettertür und trat zur Seite.

Einen Augenblick lang starrte Noam die Öffnung an. Dann schoß er mit einemmal heraus, auf allen vieren rennend, aber überraschend beweglich dabei. Aus dem Käfig, aus dem Schuppen und in die Nacht hinein. *Licht, hilf uns beiden,* dachte Perrin.

»Ich denke, es ist besser für ihn, wenn er frei ist.«

Simion schüttelte sich. »Aber ich weiß nicht, was Meister Harod sagen wird, wenn er die Tür offen vorfindet und Noam verschwunden ist.«

Perrin schloß die Tür zum Käfig. Das große Schloß klickte scharf, als er es wieder befestigte. »Laßt ihn daran herumrätseln.«

Simion lachte kurz auf und brach aber sofort wieder ab. »Er wird irgend etwas daraus machen. Das werden sie alle. Einige behaupten ja schon, Noam hätte sich in einen Wolf verwandelt – komplett mit Fell! –, als er Mutter Roon biß. Es stimmt zwar nicht, aber sie behaupten es.«

Schaudernd lehnte sich Perrin an die Käfigtür. *Er hat vielleicht kein Fell, aber er ist ein Wolf. Er ist ein Wolf und kein Mensch. Licht, hilf mir.*

»Wir haben ihn nicht die ganze Zeit über hier gehalten«, sagte Simion plötzlich. »Er war in Mutter Roons Haus, aber wir brachten Meister Harod dazu, ihn hierher zu bringen, nachdem die Weißmäntel kamen. Sie haben immer eine Liste von Namen dabei, Schattenfreunde, die sie suchen. Es waren Noams Augen, wißt Ihr. Einer der Namen, den die Weißmäntel nannten, war der eines Burschen namens Perrin Aybara, eines Schmieds. Sie sagten, er habe gelbe Augen und renne mit den Wölfen herum. Dann wißt Ihr, warum ich nicht wollte, daß sie etwas von Noam erfahren.«

Perrin drehte den Kopf weit genug herum, daß er über die Schulter hinweg Simion ansehen konnte. »Glaubt Ihr, dieser Perrin Aybara ist ein Schattenfreund?«

»Einem Schattenfreund wäre es gleich, ob mein Bruder in einem Käfig stirbt. Ich schätze, sie fand Euch bald, nachdem es passiert war. Rechtzeitig genug, um zu helfen. Ich wünschte, sie wäre vor ein paar Monaten nach Jarra gekommen.«

Perrin schämte sich, daß er je diesen Mann mit einem Frosch verglichen hatte. »Und ich wünschte, sie hätte etwas für ihn tun können.« *Verflucht, ich wünschte das wirklich.* Plötzlich wurde ihm bewußt, daß das ganze Dorf über Noam Bescheid wissen mußte. Über seine Augen. »Simion, würdet Ihr mir etwas zu essen aufs Zimmer

bringen?« Meister Harod und die anderen waren bisher vielleicht zu sehr mit Loial beschäftigt gewesen, um seine Augen zu bemerken, doch das würden sie bestimmt, wenn er im Schankraum aß.

»Natürlich. Und auch morgen früh. Ihr müßt nicht herunterkommen, bis Ihr bereit seid, auf Euer Pferd zu steigen.«

»Ihr seid ein guter Mann, Simion. Ein guter Mann.« Simion blickte so glücklich drein, daß sich Perrin schon wieder schämte.

Wolfsträume

Perrin ging durch den Hintereingang zu seinem Zimmer zurück, und eine Weile später kam Simion mit einem zugedeckten Tablett. Das Tuch hielt allerdings die Düfte von Lammbraten, süßen Bohnen, Zwiebeln und frisch gebackenem Brot nicht zurück. Doch Perrin lag auf seinem Bett und starrte an die weiß getünchte Decke, bis alles kalt war. Immer wieder ging ihm das Bild Noams im Kopf herum. Noam, wie er an den Brettern nagte. Noam, wie er in die Dunkelheit hineinrannte. Er bemühte sich, statt dessen an das Schmieden von Schlössern zu denken und wie sorgfältig der Stahl bearbeitet werden mußte, aber es half nicht.

So ignorierte er das Tablett und ging durch den Flur hinüber zu Moiraines Zimmer. Sie beantwortete sein Anklopfen mit einem: »Kommt herein, Perrin.«

Einen Augenblick lang mußte er wieder an all die alten Geschichten über Aes Sedai denken, aber er schob diese Gedanken entschlossen zur Seite und öffnete die Tür.

Moiraine war allein. Dafür war er dankbar. Sie saß mit einem Tintenfaß auf dem Knie da und schrieb etwas in ein kleines, ledergebundenes Buch. Nun steckte sie den Korken in das Tintenfaß und wischte die Stahlfeder an einem kleinen Fetzen Papier ab, ohne Perrin anzusehen. Im Kamin brannte ein Feuer.

»Ich habe Euch schon vor einer Weile erwartet«, sagte sie. »Ich habe zuvor nicht mit Euch über dieses Thema gesprochen, weil es klar war, daß Ihr das nicht wolltet. Nach dem heutigen Abend jedoch … Was wollt Ihr wissen?«

»Ist es das, was auch mich erwartet?« fragte er. »So zu enden wie er?«

»Vielleicht.«

Er wartete darauf, daß sie mehr sagte, doch sie legte lediglich Feder und Tinte zurück in den kleinen, glänzenden Rosenholzkasten und pustete auf das Geschriebene, damit es trocknete. »Ist das alles? Moiraine, gebt mir keine aalglatten Aes Sedai-Antworten. Wenn Ihr etwas wißt, dann sagt es mir. Bitte.«

»Ich weiß sehr wenig, Perrin. Als ich unter den Büchern und Manuskripten zweier Freundinnen nach etwas anderem forschte, stieß ich auf ein abgeschriebenes Fragment aus einem Buch, das aus dem Zeitalter der Legenden stammte. Es handelte von … Situationen wie der Euren. Das war vielleicht das einzige Exemplar auf der Welt, aber es sagte mir auch nicht sehr viel.«

»Was *stand* denn da drin? Selbst wenig ist noch mehr, als ich jetzt weiß. Seng mich, ich habe mir Sorgen gemacht, ob Rand langsam dem Wahnsinn verfällt, aber ich hätte nie gedacht, daß ich selbst in dieser Lage sein könnte!«

»Perrin, selbst im Zeitalter der Legenden war über solche Sachen nicht viel bekannt. Wer auch immer das Buch geschrieben hatte, war sich nicht sicher, ob es um Wirklichkeit oder Legende ging. Und denkt daran: Ich habe nur ein Bruchstück gefunden. Die Verfasserin behauptete, einige, die mit den Wölfen sprechen, verlören sich, gäben ihre Menschlichkeit auf, denn alles Menschliche in dieser Person würde von dem Wolf verschlungen. Einige. Ob sie nun meinte, es sei einer von zehn, oder fünf, oder neun, das weiß ich nicht.«

»Ich kann sie aussperren. Ich weiß nicht, wie, aber ich kann mich weigern, mit ihnen zu sprechen. Ich kann mich auch weigern, ihnen zuzuhören. Hilft das?«

»Das könnte sein.« Sie sah ihn an und schien ihre Worte sorgfältig abzuwägen. »Vor allem schrieb sie etwas über Träume. Träume können Euch gefährlich werden, Perrin.«

»Das habt Ihr schon einmal gesagt. Was meint Ihr damit?«

»Nach dem zu schließen, was sie schrieb, leben Wölfe teils in dieser Welt und teils in einer Welt der Träume.«

»Eine Welt der Träume?« fragte er ungläubig.

Moiraine sah ihn scharf an. »Wie ich gesagt habe, und so hat sie es aufgeschrieben. Die Art, wie sich die Wölfe untereinander und auch mit Euch verständigen, hat irgendwie mit dieser Welt der Träume zu tun. Ich gebe nicht vor zu verstehen, wie das angehen kann.« Sie schwieg einen Moment lang und runzelte die Stirn. »Ich habe einiges über Aes Sedai gelesen, die das Talent hatten, auf besondere Art zu träumen. Die Träumer berichteten, daß sie gelegentlich im Traum Wölfen begegneten, sogar solchen, die ihnen dort als Führer dienten. Ich fürchte, Ihr müßt Euch angewöhnen, im Schlaf genauso vorsichtig zu sein wie im Wachen, wenn Ihr die Wölfe meiden wollt. Falls Eure Entscheidung so ausfällt.«

»Falls meine Entscheidung so ausfällt? Moiraine, ich will nicht wie Noam enden! Bestimmt nicht!«

Sie musterte ihn fragend und schüttelte dann bedächtig den Kopf. »Ihr sprecht, als ob Ihr in allem selbst die

Wahl hättet, Perrin. Denkt daran, Ihr seid *ta'veren*.«

Er wandte ihr den Rücken zu und starrte das nachtdunkle Fenster an, doch sie fuhr fort: »Vielleicht habe ich in dem Bewußtsein, was Rand ist, in welchem Maße er *ta'veren* ist, den Fehler begangen, den anderen beiden *Ta'veren*, die ich bei ihm vorgefunden habe, nicht genug Aufmerksamkeit zu widmen. Drei *Ta'veren* im gleichen Dorf, alle innerhalb nur weniger Wochen geboren? So etwas hat man noch nie gehört. Vielleicht werdet Ihr und Mat eine größere Rolle im Muster spielen, als Ihr und ich glaubten.«

»Ich will überhaupt keine Rolle im Muster spielen«, murmelte Perrin. »Und sicher werde ich keine spielen, wenn ich vergesse, daß ich ein Mensch bin. Helft Ihr mir, Moiraine?« Es fiel ihm schwer, das auszusprechen. *Was, wenn sie dazu die Macht benutzen muß? Würde ich lieber vergessen, daß ich ein Mensch bin?* »Helft Ihr mir, mich nicht darin zu verlieren?«

»Wenn ich Euch dabei helfen kann, werde ich es auch tun. Das verspreche ich Euch, Perrin. Aber ich werde deswegen nicht den Kampf gegen den Schatten in Frage stellen. Auch das müßt Ihr wissen.«

Als er sich ihr wieder zuwandte, musterte sie ihn, ohne mit der Wimper zu zucken. *Und wenn Euer Kampf verlangt, daß Ihr mich morgen ins Grab bringt, macht Ihr das dann auch?* Er hatte das eisige Gefühl, sie werde durchaus folgerichtig handeln. »Und was habt Ihr mir nicht gesagt?«

»Geht nicht zu weit, Perrin«, sagte sie kalt. »Überschreitet die Grenzen des Anstands nicht.«

Er zögerte, bevor er ihr die nächste Frage stellte: »Könnt Ihr für mich dasselbe tun wie für Lan? Könnt Ihr meine Träume abschirmen?«

»Ich habe schon einen Behüter, Perrin.« Ihre Lippen verzogen sich beinahe zu einem Lächeln. »Und ich will auch nur einen haben. Ich bin eine Blaue Ajah und keine Grüne.«

»Ihr wißt, was ich meine. Ich will deswegen kein Behüter werden.« *Licht, für den Rest meines Lebens an eine Aes Sedai gebunden sein? Das ist genauso schlimm wie die Wölfe.*

»Das würde Euch nicht helfen, Perrin. Die Abschirmung gilt Träumen, die von außen her kommen. Die Gefahr für Euch liegt aber in Euch selbst.« Sie öffnete ihr kleines Buch wieder. »Ihr solltet jetzt schlafen«, sagte sie abschließend. »Hütet Euch vor Euren Träumen, aber schlafen müßt Ihr irgendwann schon.« Sie blätterte um, und er ging.

Im eigenen Zimmer angelangt, ließ er in seiner eisernen Beherrschung ein wenig nach. Ein ganz klein wenig ließ er seine Sinne ausschweifen. Die Wölfe befanden sich immer noch dort draußen, jenseits des Ortsrands von Jarra, und bildeten einen Ring um das Dorf. Beinahe im gleichen Moment, als er das gespürt hatte, schloß er sich wieder völlig ab. »Ich brauche eben eine Stadt um mich herum«, knurrte er. Das würde sie auf Abstand halten. *Wenn ich Rand gefunden habe. Wenn ich das beende, was mit ihm gemeinsam zu tun ist.* Er war sich seiner eigenen Gefühle nicht sicher, wenn es darum ging, daß Moiraine ihn nicht abschirmen konnte oder wollte. Die Eine Macht oder die Wölfe: das war eine unmenschliche Wahl.

Er entzündete kein Feuer in dem vorbereiteten Kamin und öffnete sogar noch beide Fensterflügel. Kalte Nachtluft strömte herein. Dann warf er die Decken und das Oberbett auf den Boden und legte sich angezogen auf das unbequeme Bett. Er versuchte noch nicht einmal, eine bequemere Lage zu finden. Sein letzter Gedanke vor dem Einschlafen galt der Matratze, die ihn vielleicht vom tiefen Schlaf und von gefährlichen Träumen abhalten würde.

Er befand sich in einem langen Korridor. Das hohe Deckengewölbe und die Wände glänzten feucht, und eigenartige Schatten verbargen einen Teil. Diese Schatten bildeten verzerrte Streifen und endeten so abrupt, wie sie auf der anderen Seite begonnen hatten. Dahinter war es zu dunkel, als daß das Licht noch zum Tragen gekommen wäre. Er hatte keine Ahnung, woher das Licht kam.

»Nein«, sagte er, und dann lauter: »Nein! Das ist ein Traum. Ich muß aufwachen. Aufwachen!«

Der Korridor veränderte sich nicht. *Gefahr.* Das war der Gedanke eines Wolfs, schwach und fern.

»Ich werde aufwachen. Ganz schnell!« Er schlug mit der Faust gegen eine Wand. Es schmerzte, aber er wachte nicht auf. Er glaubte, bemerkt zu haben, wie einer der schlangenartigen Schatten vor seinem Schlag ausgewichen war.

Renn, Bruder. Renn!

»Springer?« fragte er erstaunt. Er war sicher, den Wolf zu kennen, dessen Gedanken er vernommen hatte. Springer, der die Adler beneidet hatte. »Springer ist tot!«

Renn! Perrin rannte schwerfällig los. Mit einer Hand hielt er seine Axt fest, damit ihm der Schaft nicht gegen die Beine schlug. Er wußte nicht, wohin er rannte oder warum, doch er konnte die Dringlichkeit in Springers Gedanken nicht verleugnen. *Springer ist tot,* dachte er. *Er ist tot!* Aber Perrin rannte.

Er kam an Kreuzungen mit anderen Korridoren vorbei. Sie kamen aus den eigenartigsten Richtungen und führten

manchmal hinunter und manchmal hinauf. Aber keiner wirkte anders als derjenige, in dem er sich befand. Feuchte Steinwände, keine Türen und Streifen von Dunkelheit dazwischen.

Als er eine dieser Kreuzungen erreichte, kam er schlitternd zum Stehen. Ein Mann stand dort und blinzelte ihn unsicher an. Er trug einen eigenartig geschnittenen Mantel über den Hosen. Der Mantel war an den Hüften ausgestellt und stand so über die Hosen hinaus wie diese wiederum über die Stiefel. Beides war leuchtend gelb und die Stiefel nur ein wenig blasser.

»Das ist mehr, als ich ertragen kann«, sagte der Mann zu sich selbst und nicht zu Perrin. Er sprach mit seltsamem Akzent, schnell und abgehackt. »Nicht nur, daß ich von Bauern träume, nein, es sind den Kleidern nach zu schließen auch noch ausländische Bauern. Verzieht Euch aus meinen Träumen, Bursche!«

»Wer seid Ihr?« fragte Perrin. Die Augenbrauen des Mannes hoben sich, als sei er beleidigt.

Die Schattenstreifen in ihrer Nähe wanden sich. Einer löste sich mit einem Ende von der Decke und schwebte herunter, wo er den Kopf des Mannes berührte. Er verwickelte sich in seinem Haar. Der Mann riß die Augen auf, und dann schien alles gleichzeitig zu geschehen. Der Schatten zuckte an die Decke zurück, zehn Fuß hoch droben, und riß etwas Blasses mit. Tropfen klatschten auf Perrins Gesicht. Ein markerschütternder Schrei zerriß die Luft.

Erstarrt blickte Perrin auf die blutige Gestalt hinunter, die die Kleider des Mannes trug und sich schreiend und um sich schlagend auf dem Boden wand. Unwillkürlich hob er den Blick und sah zu dem blassen Ding auf, das wie ein leerer Sack von der Decke baumelte. Ein Teil davon war bereits von dem schwarzen Streifen aufgesogen worden, aber er konnte dennoch unschwer eine menschliche Haut erkennen, die offensichtlich in einem Stück unbeschädigt dort hing. Die Schatten in seiner Nähe tanzten erregt, und Perrin rannte weiter, von den Todesschreien des Mannes gehetzt. Wellen durchliefen die Schattenstreifen und hielten Schritt mit ihm.

»Vergeh, sollst du zu Asche verbrennen!« schrie er. »Ich weiß, daß du ein Traum bist. Das Licht verbrenne dich, vergeh!«

Farbige Wandteppiche hingen zwischen hohen, goldenen Kandelabern, auf denen Dutzende von Kerzen standen und die weißen Fußbodenkacheln sowie eine mit flauschigen Wolken und bunten Vögeln bemalte Decke beleuchteten. Nur die flackernden Kerzenflammen bewegten sich in dem ganzen Saal, der sich so weit erstreckte, wie er sehen konnte. Die Wände wurden gelegentlich von spitzen Steinbögen unterbrochen.

Gefahr. Der Gedanke kam noch schwächer als zuvor. Und noch dringender, falls das überhaupt möglich war.

Mit der Axt in der Hand schritt Perrin vorsichtig weiter durch den Saal und murmelte in sich hinein: »Wach auf. Aufwachen, Perrin. Wenn du schon weißt, daß es ein Traum ist, dann verändert er sich entweder gleich oder du wachst auf. Wach auf, verflucht!« Der Saal blieb so real wie jeder, den er jemals durchwandert hatte.

Er erreichte den ersten weißen Spitzbogen. Er führte in ein riesiges Zimmer, offensichtlich ganz ohne Fenster, das so prachtvoll wie ein Palast eingerichtet war. Die Möbel waren alle kunstvoll geschnitzt und vergoldet und mit Elfenbein eingelegt. Eine Frau stand in der Mitte des Zimmers und betrachtete mit ernster Miene ein zerfleddertes Manuskript, das auf einem Tisch lag. Eine schwarzhaarige, dunkeläugige, wunderschöne Frau, die in Weiß und Silber gekleidet war.

In dem Moment, als er sie erkannte, hob sie den Kopf und sah ihn an. Ihre Augen weiteten sich erschreckt und zornig. »Ihr! Was tut Ihr hier? Wie konntet Ihr …? Ihr werdet alles verderben – Dinge, die Ihr Euch noch nicht einmal vorstellen könnt!«

Plötzlich erschien ihm der Raum flach, als betrachte er nur noch das Abbild eines Raums. Das flache Abbild drehte sich seitwärts und wurde zu einer hellen, senkrechten Kante in der Mitte der Dunkelheit. Die Kante blitzte weiß auf und war verschwunden. Zurück blieb nur die Dunkelheit, schwärzer als schwarz.

Direkt vor Perrins Stiefeln endeten die Fußbodenkacheln. Beim Zusehen löste sich die weiße Kante im Schwarz auf wie Sand, der vom Wasser weggewaschen wird. Er trat erschrocken zurück.

Renn!

Perrin wandte sich um, und da stand Springer, ein großer, grauer Wolf, an der Schnauze weiß vom Alter und von Narben übersät. »Du bist tot. Ich habe dich sterben sehen. Ich habe gefühlt, wie du starbst!« Wolfsgedanken fluteten durch Perrins Verstand.

Renn jetzt! Du darfst nicht mehr hier bleiben. Gefahr. Große Gefahr. Schlimmer als alle Ungeborenen. Du mußt weg! Geh jetzt! Jetzt!

»Wie denn?« schrie Perrin. »Ich will ja weg, aber wie?«

Geh! Mit gefletschten Zähnen sprang Springer Perrin an die Kehle.

Mit einem unterdrückten Schrei fuhr Perrin von seinem Lager hoch. Seine Hände umklammerten den Hals, um das Blut am Herausquellen zu hindern. Sie trafen auf unverletzte Haut. Er schluckte schwer vor Erleichterung, doch

im nächsten Augenblick berührten seine Finger eine feuchte Stelle.

Er krabbelte aus dem Bett, stürzte noch beinahe vor Eile, stolperte hinüber zum Waschtisch und griff nach der Kanne. Als er die Schüssel füllte, verspritzte er eine Menge Wasser. Das Wasser, mit dem er sein Gesicht abwusch, färbte sich rosa. Rosa vom Blut des seltsam gekleideten Mannes.

Auf seinem Mantel und den Hosen waren weitere dunkle Flecken zu sehen. Er riß sich beides herunter und warf sie in die hinterste Ecke. Dort wollte er sie liegenlassen. Simion konnte sie verbrennen.

Ein Windstoß drang durch das offene Fenster. Er zitterte in seiner Unterwäsche vor Kälte, setzte sich auf den Fußboden und lehnte sich an das Bett. *Das sollte unbequem genug sein.* Seine Gedanken waren ätzend, voll Sorge und Angst. Und Entschlossenheit. *Ich werde nicht nachgeben. Auf keinen Fall!*

Er zitterte immer noch, als ihn endlich der Schlaf übermannte. Es war aber nur eine Art von Halbschlaf, in dem er sich noch irgendwie des Zimmers, in dem er lag, und der ihn umgebenden Kälte bewußt war. Aber die Alpträume, die er nun erlebte, waren besser als gewisse andere Träume.

Rand saß in dieser Nacht zusammengekauert unter den Bäumen und beobachtete den großen, breitschultrigen schwarzen Hund, der sich seinem Versteck näherte. Seine Seite schmerzte. Die Wunde, die auch Moiraine nicht heilen konnte … Er ignorierte den Schmerz. Der Mond warf gerade genug Licht über das Land, um den Hund zu erkennen. Er mußte ihm mit seinem massiven Schädel bis an die Hüfte reichen, und seine Zähne schimmerten wie feuchtes Silber in der Dunkelheit. Er witterte und kam langsam auf ihn zu.

Näher, dachte er. *Komm näher. Diesmal wird dein Herr nicht vorgewarnt. Näher. Gut so.* Der Hund war nur noch zehn Schritt entfernt. Ein tiefes Grollen drang aus seiner Kehle, als er plötzlich vorwärtssprang. Genau auf Rand zu.

Die Macht erfüllte ihn. Etwas entrang sich seinen ausgestreckten Händen. Er wußte nicht genau, was es war. Ein weißer Lichtbalken, so fest wie Stahl. Flüssiges Feuer. Einen Augenblick lang hing der Hund in der Mitte dieses Etwas, wurde durchsichtig und war verschwunden. Das weiße Licht verlosch, abgesehen von den tanzenden Lichtflecken vor Rands gequälten Augen. Er sackte gegen den nächsten Baumstamm. Die Rinde kratzte rauh über sein Gesicht. Erleichterung und lautloses Lachen erschütterten ihn. *Es hat funktioniert. Licht, rette mich, aber diesmal hat es geklappt.* Das war nicht immer so gewesen. Da waren diese Nacht bereits andere Hunde gewesen …

Die Eine Macht pulsierte in ihm, und ihm war schlecht vom Verderben des Dunklen Königs, das sich um *Saidin* geschlungen hatte. Er wollte sich übergeben. Schweißtropfen rannen ihm trotz des kalten Nachtwinds über das Gesicht. Säure brannte scharf in seinem Mund. Er hätte sich am liebsten hingelegt und wäre gestorben. Er wünschte sich, Nynaeve würde ihm eines ihrer Heilmittel geben oder Moiraine würde ihn Heilen oder … Etwas, irgend etwas, um diese Übelkeit zu besiegen, die ihn erstickte.

Aber *Saidin* überschwemmte ihn auch mit Leben, Leben und Energie und Bewußtsein, die durch die Übelkeit hindurchdrangen. Leben ohne *Saidin* war nur ein schwacher Abklatsch des wirklichen Lebens. *Aber sie können mich finden, wenn ich so weitermache, meine Spuren suchen und mich finden. Ich muß Tear erreichen. Dort werde ich es herausfinden. Wenn ich der Drache bin, werde ich dem ein Ende machen. Und wenn nicht … Wenn alles nur eine Lüge ist, dann wird es ebenfalls ein Ende finden. Ein Ende.*

Zögernd und unendlich langsam brach er den Kontakt zu *Saidin* ab, gab diese sanfte Umarmung auf, als höre er mit Atmen auf. Die Nacht erschien ihm armselig. Die Schatten verloren ihre scharf umrissenen Abstufungen und verschwammen ineinander.

In der Ferne, im Westen, heulte ein Hund. Das schaurige Heulen zerriß die Nacht.

Rand fuhr hoch. Er spähte in diese Richtung, als könne er den Hund sehen, wenn er sich nur anstrengte.

Ein zweiter Hund antwortete dem ersten, dann noch einer, zwei weitere zusammen, und alles dort draußen irgendwo westlich von ihm.

»Jagt mich«, fauchte Rand. »Jagt mich, wenn ihr wollt. Ich bin keine leichte Beute. Nicht mehr!«

Er stieß sich von dem Baum ab, watete durch einen seichten, eiskalten Bach und schritt dann gleichmäßig aus, nach Osten zu. Kaltes Wasser füllte seine Stiefel, und seine Seite schmerzte, doch er ignorierte beides. Die Nacht hinter ihm war wieder ruhig, aber auch das ignorierte er. *Jagt mich doch. Ich kann auch jagen. Ich bin keine leichte Beute.*

Geheimnisse

Einen Augenblick lang vergaß Egwene al'Vere ihre Begleitung und stellte sich in den Steigbügeln auf, um einen Blick auf das ferne Tar Valon zu erhaschen. Doch alles, was sie sehen konnte, war ein verschwommener Fleck, der weiß im Sonnenschein schimmerte. Es mußte aber schon die Stadt auf der Insel sein. Der einsame Berg mit dem zerrissenen Gipfel, den man den Drachenberg nannte, war am Spätnachmittag des Vortags zuerst sichtbar geworden. Da hatten sie sich bereits auf dieser Seite des Erinin befunden. Dieser Berg, der sich wie ein abgebrochener Zahn aus der hügeligen Ebene erhob, war unverkennbar. Man sah ihn auf viele Meilen im Umkreis, und die Menschen mieden ihn; selbst diejenigen, die nach Tar Valon unterwegs waren.

Am Drachenberg war Lews Therin Telamon gestorben, sagte man. Noch weiteres war über diesen Berg geweissagt worden: Prophezeiung und Warnung zugleich. Genug Gründe, um sich von seinen schwarzen Abhängen fernzuhalten.

Sie allerdings hatte Gründe, ihm nicht fernzubleiben; und mehr als nur einen. Nur in Tar Valon konnte sie die Ausbildung erhalten, die sie benötigte, die sie erhalten mußte. *Ich lasse mir nie wieder ein Halsband anlegen!* Sie verdrängte den Gedanken, aber er kehrte in genau umgekehrter Bedeutung zurück. *Ich werde nie wieder meine Freiheit aufs Spiel setzen!* In Tar Valon würde Anaiya wieder damit beginnen, ihre Träume zu erforschen. Das mußte die Aes Sedai tun, obwohl sich bisher kein Beweis dafür gefunden hatte, daß Egwene zu den seltenen Träumern gehörte, wie Anaiya vermutete. Egwenes Träume waren beunruhigend gewesen, seit sie die Ebene von Almoth verlassen hatte. Ganz davon abgesehen, daß sie immer noch von den Seanchanern träumte und dann schweißgebadet aufwachte, träumte sie nun mehr und mehr von Rand. Rand, der weglief. Der auf irgend etwas zurannte und gleichzeitig auch vor irgend jemandem wegrannte.

Sie spähte angestrengt hinüber nach Tar Valon. Dort war Anaiya. *Und vielleicht auch Galad.* Unwillkürlich errötete sie und verdrängte ihn dann ganz und gar aus ihren Gedanken. *Denk an das Wetter. Denk an irgend etwas. Licht, aber das ist ein warmes Gefühl.* Zu dieser frühen Jahreszeit, wo der Winter noch gestern geherrscht hatte, war der Drachenberg mit einer weißen Kappe überzogen, doch hier unten war aller Schnee längst geschmolzen. Die ersten grünen Sprossen schoben sich durch das Braun des verfilzten Grases aus dem letzten Jahr, und wo hier und da ein Hügel von einem Baum gekrönt wurde, sah man bereits das Rot neuer Schößlinge. Es tat gut, diese Anzeichen des Vorfrühlings zu sehen. Den Winter hatten sie mehr oder weniger auf den Pferden verbracht, waren manchmal im Lager oder in einem Dorf durch Schneestürme tagelang eingeschlossen gewesen. Dann wieder waren sie kaum vorwärtsgekommen, weil die Pferde sich bis zum Bauch durch Schneewehen kämpfen mußten. Bei gutem Wetter wären sie zu Fuß an einem halben Tag weiter gekommen als unter diesen Umständen an einem ganzen.

Egwene schob ihren dicken Wollumhang beiseite und ließ sich wieder in den hochgezogenen Sattel zurückfallen. Ungeduldig strich sie ihren Rock glatt. Ihre dunklen Augen blickten angeekelt drein. Sie hatte dieses Kleid schon viel zu lange getragen. Es war geschlitzt – sie hatte es selbst abgenäht –, damit sie besser reiten konnte. Das einzige andere Kleid in ihrem Besitz war allerdings noch abgetragener. Und dann auch noch die gleiche Farbe, das gleiche Dunkelgrau, wie die seanchanischen *Damane*, die Angeleinten, es trugen. Doch sie hatte vor Wochen, bei ihrem Aufbruch nach Tar Valon, keine andere Wahl gehabt als eben dieses Dunkelgrau.

»Ich schwöre, ich werde niemals mehr Grau tragen, Bela«, erklärte sie ihrer zerzausten Stute, wobei sie deren Hals tätschelte. *Nicht, daß ich eine Wahl hätte, sobald ich einmal in der Weißen Burg bin,* dachte sie. In der Burg trugen alle Novizinnen Weiß.

»Führst du wieder Selbstgespräche?« fragte Nynaeve. Ihr brauner Wallach schob sich näher heran. Die beiden Frauen waren gleich groß und gleich angezogen, doch die unterschiedlichen Pferde ließen die frühere Dorfheilerin von Emondsfelde einen Kopf größer erscheinen. Nynaeve zog nun die Augenbrauen hoch und zupfte an dem dicken Zopf dunklen Haares, der ihr über die Schulter hing. So blickte sie immer drein, wenn sie besorgt war, oder manchmal, wenn sie selbst für ihre Verhältnisse besonders stur sein wollte. Ein Schlangenring am Finger zeigte, daß sie zu den Auserwählten zählte. Sie war Egwene einen langen Schritt voraus, aber trotzdem noch keine volle Aes Sedai. »Du solltest besser aufpassen.«

Egwene hielt den Mund, obwohl sie eigentlich erwidern wollte, daß sie nach Tar Valon Ausschau gehalten habe. *Hat sie geglaubt, ich stehe in den Steigbügeln, weil mir mein Sattel nicht gefällt?* Nynaeve schien viel zu oft zu vergessen, daß sie nicht mehr die Dorfheilerin von Emondsfelde war und Egwene kein Kind mehr. *Aber sie trägt den Ring und ich – noch! – keinen. Für sie bedeutet das: Es hat sich gar nichts geändert!*

»Fragst du dich auch, wie Moiraine wohl Lan behandeln mag?« fragte sie in süßem Tonfall und erlebte einen vergnüglichen Moment, als Nynaeve hart an ihrem Zopf riß. Das Vergnügen verging ihr aber schnell. Solche Spitzen lagen ihr nicht, und sie wußte, daß Nynaeves Gefühle dem Behüter gegenüber so wirr waren wie ein Wollknäuel, nachdem ein Kätzchen in den Wollkorb gefallen war. Doch Lan war kein Kätzchen, und Nynaeve würde sich etwas einfallen lassen müssen, bevor seine Sturheit und unerschütterliche Würde sie einmal so wild machten, daß sie ihn umbrachte.

Sie waren zu sechst, alle einfach angezogen, so daß sie in den Dörfern und kleinen Städten an ihrem Weg nicht auffielen. Und doch stellten sie vielleicht die eigenartigste Gesellschaft dar, die in jüngerer Zeit die Caralain-Steppe durchquert haben mochte. Vier von ihnen waren Frauen, und einer der Männer lag auf einer zwischen zwei Pferden aufgehängten Trage. Die Packpferde trugen außerdem noch leichte Lasten mit Vorräten für die langen Strecken zwischen den Dörfern, die sie zurücklegen mußten. *Sechs Menschen,* dachte Egwene, *und wie viele Geheimnisse?* Sie alle hatten einige davon, die sie wohl auch in der Weißen Burg würden wahren müssen. *Das Leben zu Hause war einfacher.*

»Nynaeve, glaubst du, daß es Rand gutgeht? Und Perrin?« fügte sie hastig hinzu. Sie konnte es sich nicht mehr leisten, immer noch vorzugeben, daß sie eines Tages Rand heiraten würde; es wäre nur noch eine Selbsttäuschung. Es gefiel ihr nicht – sie hatte sich noch nicht damit abgefunden –, aber es war ihr klar.

»Deine Träume? Haben sie dich wieder geplagt?« Nynaeves Stimme klang besorgt, aber Egwene war nicht in der Stimmung, sich bemitleiden zu lassen.

Sie bemühte sich, ihre Stimme so unbeteiligt wie möglich klingen zu lassen: »Den Gerüchten nach, die wir gehört haben, kann ich nicht sagen, was wirklich vorgeht. Alles, was ich weiß, ist so verdreht, so falsch.«

»Alles ist schiefgegangen, seit Moiraine in unser Leben kam«, sagte Nynaeve grob. »Perrin und Rand …« Sie zögerte und verzog das Gesicht. Egwene dachte sich, daß Nynaeve bestimmt glaube, alles, was aus Rand geworden war, sei Moiraines Werk. »Sie müssen eben jetzt auf sich selbst aufpassen. Ich fürchte, wir haben unsere eigenen Sorgen. Irgend etwas stimmt nicht. Ich kann es … fühlen.«

»Weißt du, was?« fragte Egwene.

»Es ist beinahe wie ein Sturm.« Nynaeves dunkle Augen betrachteten den Morgenhimmel, der sich klar und blau über ihnen spannte. Nur ein paar vereinzelte Wolken waren zu sehen. Sie schüttelte abermals den Kopf. »Als ob sich ein Sturm nähert.« Nynaeve hatte schon immer das Wetter vorhersagen können. ›Dem Wind lauschen‹ nannte man das, und man erwartete von der Heilerin eines Dorfes, daß sie diese Fähigkeit besaß, obwohl viele das nicht konnten. Doch seit sie Emondsfelde verließen, waren Nynaeves Fähigkeiten gewachsen oder hatten sich geändert. Die Stürme, die sie nun manchmal kommen fühlte, hatten eher mit Menschen zu tun als mit dem Wetter.

Egwene biß sich nachdenklich auf die Unterlippe. Sie konnten es sich nicht leisten, sich nun, so kurz vor Tar Valon, aufhalten zu lassen. Um Mats willen und aus Gründen, von denen sie wußte, daß sie wichtiger waren als das Leben eines Dorflümmels, eines Jugendfreundes. Doch diese Gründe zählten nicht für ihr Herz. Sie sah die anderen an und fragte sich, ob sie etwas bemerkt hatten.

Verin Sedai, klein und mollig und ganz in Brauntöne gekleidet, ritt gedankenverloren voran. Sie hatte die Kapuze ihres Umhanges nach vorn gezogen, so daß sie ihr Gesicht fast ganz verdeckte. Ihr Pferd bestimmte das Tempo, nicht sie. Sie gehörte zu den Braunen Ajah, und den Braunen Schwestern lag gewöhnlich mehr an der Suche nach Wissen als an den Dingen der Welt um sie herum. Egwene war sich allerdings bei Verin nicht so sicher. Verin hatte sich als ihre Begleiterin beherzt in die Angelegenheiten der Welt eingemischt.

Elayne war gleich alt wie Egwene und auch Novizin, doch sie hatte goldenes Haar und, im Gegensatz zu Egwenes dunklen, blaue Augen. Sie ritt hinten neben der Trage, auf der Mat bewußtlos lag. Sie war in das gleiche Grau gekleidet wie Egwene und Nynaeve und betrachtete Mat mit der gleichen besorgten Miene wie sie alle. Mat war nun schon drei Tage lang nicht aufgewacht. Der hagere, langhaarige Mann, der an der anderen Seite der Trage ritt, schien überallhin gleichzeitig blicken zu wollen, aber ohne daß es jemand bemerkte. Die Falten in seinem Gesicht traten stärker hervor, wenn er sich konzentrierte.

»Hurin«, sagte Egwene, und Nynaeve nickte. Sie ließen ihre Pferde langsamer voranschreiten, und die Trage holte auf. Verin zockelte vornweg.

»Fühlt Ihr etwas, Hurin?« fragte Nynaeve. Elayne hob den mit einemmal eindringlichen Blick von Mats Bahre.

Als alle drei ihn anblickten, rutschte der hagere Mann im Sattel hin und her und rieb sich einen Flügel seiner langen Nase. »Schwierigkeiten«, sagte er lakonisch und gleichzeitig zögernd. »Ich glaube, wir … bekommen Schwierigkeiten.«

Er hatte für den König von Shienar Diebe aufspüren müssen und trug nicht den üblichen Haarknoten der

shienarischen Krieger, doch das kurze Schwert und der Schwertbrecher an seinem Gürtel waren alt und abgenützt. Jahre der Erfahrung schienen ihm das Talent verliehen zu haben, Übeltäter aufzuspüren, besonders solche, die Gewalt angewandt hatten.

Zweimal hatte er sie auf ihrer Reise angewiesen, ein Dorf wieder zu verlassen, obwohl sie sich erst weniger als eine Stunde lang dort aufhielten. Beim erstenmal hatten sich alle geweigert, weil sie zu müde waren, doch bevor die Nacht vorüber war, hatten der Wirt und zwei andere Männer aus dem Dorf versucht, sie in ihren Betten zu ermorden. Das waren nur einfache Diebe und keine Schattenfreunde gewesen. Sie wollten lediglich ihre Pferde und all das stehlen, was sie in den Satteltaschen und Bündeln hatten. Aber der Rest des Dorfes wußte Bescheid und betrachtete offensichtlich Fremde als angemessene Beute. Sie waren gezwungen gewesen, vor einem mit Axtstielen und Mistgabeln bewaffneten Mob zu fliehen. Beim zweitenmal gab Verin sofort den Befehl weiterzureiten, als Hurin seinen Rat ausgesprochen hatte.

Doch der Spürhund des shienarischen Königs war immer vorsichtig in seinen Äußerungen seinen Begleiterinnen gegenüber. Nur bei Mat nicht, damals, als Mat noch sprechen konnte. Da hatten die beiden miteinander gescherzt und Würfel gespielt, wenn die Frauen nicht in der Nähe waren. Egwene glaubte, er fühle sich so allein einfach nicht wohl bei einer Aes Sedai und drei Frauen, die sich auf diese Rolle vorbereiteten. Manchen Männern fiel es leichter, in einen Kampf zu gehen, als einer Aes Sedai gegenüberzustehen.

»Welche Art von Schwierigkeiten?« fragte Elayne.

Sie sprach leichthin, doch ihre Stimme klang so zwingend, verlangte so eindeutig nach einer schnellen und klaren Antwort, daß Hurin den Mund öffnete: »Ich rieche …« Er brach ab und blinzelte überrascht. Sein Blick wanderte unstet von einer Frau zur anderen. »Nur ein Gefühl«, sagte er schließlich. »Eine … Vorahnung. Ich habe gestern und heute Spuren gesehen. Eine Menge Pferde. Zwanzig oder dreißig in der einen Richtung und zwanzig oder dreißig, die in die entgegengesetzte Richtung ritten. Das macht mich stutzig. Das ist alles. Nur ein Gefühl. Aber ich sehe Schwierigkeiten kommen.«

Spuren? Egwene hatte sie nicht bemerkt. Nynaeve sagte in schneidendem Ton: »Ich habe daran nichts Beunruhigendes entdecken können.« Nynaeve war stolz darauf, eine ebenso gute Kundschafterin zu sein wie die besten unter den Männern. »Sie waren bereits mehrere Tage alt. Wieso glaubt Ihr, daß es Schwierigkeiten geben könnte?«

»Ich glaube es einfach«, sagte Hurin bedächtig, als wolle er eigentlich mehr sagen. Er senkte den Blick, rieb sich die Nase und atmete tief ein. »Es ist lange her, daß wir durch ein Dorf kamen«, brummte er. »Wer weiß, welche Nachrichten aus Falme uns bereits vorauseilen? Wir erhalten vielleicht kein so herzliches Willkommen, wie wir es erwarten. Ich glaube, diese Männer könnten Räuber und Mörder sein. Wir müssen aufpassen, denke ich. Wenn Mat auf den Beinen wäre, würde ich den Weg voraus erkunden, aber vielleicht ist es das beste, wenn ich Euch nicht allein lasse.«

Nynaeve zog die Augenbrauen hoch. »Glaubt Ihr, wir können nicht auf uns selbst aufpassen?«

»Die Eine Macht bringt Euch nichts, wenn jemand Euch tötet, bevor Ihr sie anwenden könnt«, sagte Hurin in Richtung seines hochgezogenen Sattelhorns. »Verzeiht mir, aber ich glaube, ich … werde eine Weile bei Verin Sedai mitreiten.« Er ließ sein Pferd die Fersen spüren und galoppierte nach vorn, bevor eine von ihnen etwas sagen konnte.

»Das ist ja eine Überraschung«, sagte Elayne, als Hurin sein Pferd dicht bei der Braunen Schwester verhielt. Verin schien ihn genausowenig zu bemerken wie alles um sie herum, und er schien es zufrieden. »Er hat sich immer so weit wie möglich von Verin ferngehalten, seit wir die Toman-Halbinsel verließen. Er sieht sie immer an, als fürchte er, was sie sagen könnte.«

»Die Aes Sedai zu respektieren heißt noch lange nicht, daß er keine Angst vor ihnen hat«, sagte Nynaeve und fügte dann zögernd hinzu: »Vor uns.«

»Wenn er glaubt, daß es Schwierigkeiten geben könnte, sollten wir ihn als Kundschafter losschicken.« Egwene atmete tief durch und sah die beiden anderen Frauen so gelassen wie möglich an. »Wenn es zu einer Auseinandersetzung kommt, können wir uns selbst besser verteidigen als er, und wenn er hundert Soldaten dabeihätte.«

»Das weiß er aber nicht«, sagte Nynaeve unnachgiebig, »und ich werde es ihm auch nicht auf die Nase binden. Auch sonst niemandem.«

»Ich kann mir vorstellen, was Verin davon hielte.« Elayne hörte sich ängstlich an. »Ich wünschte, ich hätte eine Ahnung, wieviel sie tatsächlich weiß. Egwene, ich weiß nicht, ob meine Mutter mir helfen könnte, wenn die Amyrlin alles herausfände, und euch beiden noch weniger. Oder ob sie es überhaupt versuchen würde.« Elaynes

Mutter war die Königin von Andor. »Sie selbst konnte nur ein klein wenig von der Anwendung der Macht lernen, bevor sie die Weiße Burg verließ, auch wenn sie danach so lebte, als sei sie eine der Schwestern.«

»Wir können nicht auf Morgase hoffen«, sagte Nynaeve. »Sie ist in Caemlyn, und wir werden bald in Tar Valon sein. Nein, wir dürften schon genug Schwierigkeiten bekommen, weil wir uns unerlaubt davonschlichen, gleich, was wir mit zurückbringen. Es ist das beste, wenn wir uns unauffällig verhalten und demütig tun. Wir dürfen nicht noch mehr Aufmerksamkeit erregen.«

Ein andermal hätte Egwene über die Vorstellung gelacht, Nynaeve könne Demut vorgeben. Selbst Elayne brachte das noch besser fertig. Doch zur Zeit war ihr nicht nach Lachen zumute. »Und wenn Hurin recht hat? Wenn wir angegriffen werden? Er kann uns nicht gegen zwanzig oder dreißig Mann beschützen, und wenn wir darauf warten, daß Verin etwas unternimmt, sind wir wohl tot. Du hast gesagt, du fühltest einen Sturm kommen, Nynaeve.«

»Tatsächlich?« sagte Elayne. Rotgoldene Locken flogen, als sie den Kopf schüttelte. »Es wird Verin nicht gefallen, wenn wir …« Sie ließ die Worte verklingen. »Ob es Verin gefällt oder nicht – wir müssen es vielleicht tun.«

»Ich werde alles Notwendige tun«, sagte Nynaeve in scharfem Tonfall, »falls etwas zu tun ist. Und ihr beiden werdet wegrennen, wenn es notwendig wird. Die Weiße Burg mag ja von euren Fähigkeiten begeistert sein, aber glaubt ja nicht, daß sie euch keiner Dämpfung unterziehen werden, wenn die Amyrlin oder der Rat es für notwendig halten.«

Elayne hatte daran schwer zu schlucken. »Wenn sie uns deswegen einer Dämpfung unterziehen«, sagte sie mit schwacher Stimme, »dann bist du auch dran. Wir sollten gemeinsam wegrennen oder gemeinsam handeln. Hurin hat auch zuvor schon recht behalten. Wenn wir überleben wollen, damit wir in der Burg in Schwierigkeiten kommen können, müssen wir wohl … das Notwendige tun.«

Egwene schauderte. Von *Saidar* abgeschnitten zu werden, der weiblichen Hälfte der Wahren Quelle. Wenigen Aes Sedai nur war diese Strafe zuteil geworden, und doch gab es Vergehen, die in der Burg durch die Dämpfung bestraft wurden. Von den Novizinnen verlangte man, daß sie die Namen aller Aes Sedai auswendig lernten und auch ihre Verbrechen natürlich, die so geahndet worden waren.

Sie spürte ständig die Quelle, gerade jenseits ihrer bewußten Wahrnehmungen, so wie sie die Sonne fühlte, die zu Mittag auf ihre Schultern brannte. Obwohl sie oftmals ins Leere griff, wenn sie *Saidar* berühren wollte, hatte sie immer den Wunsch, die Quelle zu erreichen. Je mehr sie *Saidar* berührte, desto stärker wurde auch der Wunsch danach, die ganze Zeit über, ganz gleich, was Sheriam Sedai, die Aufseherin über die Novizinnen, von den Gefahren erzählte, wenn man sich zu sehr nach dem Gefühl der Einen Macht sehnte. Davon abgeschnitten zu werden, immer noch fähig, *Saidar* zu spüren, es aber nie mehr berühren zu können …

Die anderen schienen bei dem Gedanken auch nicht gesprächiger zu werden.

Um ihr Zittern zu verbergen, beugte sie sich hinunter zu der sanft schaukelnden Trage. Mats Decken waren verrutscht und hatten den Blick auf einen gekrümmten Dolch in einer goldenen Scheide freigegeben, den er in einer Hand hielt. Der Griff war mit einem Rubin von der Größe eines Taubeneis verziert. Sie hütete sich, den Dolch zu berühren, und zog die Decken wieder zurück über seine Hand. Er war nur wenige Jahre älter als sie, aber seine eingefallenen Wangen und die fahle Haut ließen ihn viel älter erscheinen. Seine Brust hob sich kaum bei seinen rauhen Atemzügen. Zu seinen Füßen lag ein voller Ledersack. Sie zog auch darüber die Decke. *Wir müssen Mat in die Burg bringen,* dachte sie. *Und den Sack.* Auch Nynaeve beugte sich hinunter und fühlte nach Mats Stirn. »Sein Fieber wird schlimmer.« Sie klang besorgt. »Wenn ich nur ein wenig Sorgenfreiwurzel dabeihätte oder Fieberbann.«

»Und wenn Verin wieder versuchte, ihn mit Hilfe der Macht zu Heilen?« warf Elayne ein.

Nynaeve schüttelte den Kopf. Sie strich über Mats Haar und seufzte. Dann richtete sie sich wieder auf. »Sie sagt, sie könne nicht mehr tun, als ihn gerade noch am Leben halten, und das glaube ich ihr. Ich … ich habe gestern abend auch versucht, ihn mit Hilfe der Macht zu Heilen, aber es ist nichts dabei herausgekommen.«

Elayne schnappte nach Luft. »Sheriam Sedai sagt, wir dürfen keine Heilung versuchen, bis wir jeden einzelnen Schritt hundertmal geübt haben!«

»Du hättest ihn umbringen können!« sagte Egwene schroff.

Nynaeve schniefte laut. »Ich habe schon Heilungen vollbracht, bevor ich je daran dachte, nach Tar Valon zu gehen. Ich wußte nicht einmal, was ich tat. Aber es scheint, daß ich meine Heilmittel dazu brauche, wenn es wirken soll. Wenn ich nur etwas Fieberbann hätte. Ich glaube nicht, daß noch viel Zeit übrigbleibt. Vielleicht nur noch Stunden.«

Egwene glaubte herauszuhören, daß sie wohl genauso unglücklich darüber sei, woher sie das wußte und auf

welche Art sie es festgestellt hatte, wie über Mats Zustand selbst. Sie fragte sich erneut, warum Nynaeve eigentlich beschlossen hatte, zur Ausbildung nach Tar Valon zu gehen. Sie hatte ganz unbewußt gelernt, die Macht zu lenken, auch wenn sie nicht immer alles unter Kontrolle halten konnte, und sie hatte die Krise überstanden, die drei von vier Frauen umbrachte, wenn sie ohne die Anleitung der Aes Sedai sich der Macht zu bedienen lernten. Nynaeve behauptete, sie wolle eben mehr lernen, aber sie zögerte oftmals derart und wirkte dann eher wie betäubt …

»Wir sind bald in der Weißen Burg«, sagte Egwene. »Dort können sie ihn heilen. Die Amyrlin wird sich um ihn kümmern. Sie wird sich überhaupt um alles kümmern.« Sie schaute nicht zu dem Fleck hinüber, wo Mats Decken den Sack bedeckten. Die beiden anderen Frauen mieden ebenfalls bewußt jeden Blick in diese Richtung. Es gab Geheimnisse, die sie alle nur zu gern loswerden wollten.

»Reiter«, sagte Nynaeve unvermittelt, aber Egwene hatte sie auch bereits gesehen. Zwei Dutzend Männer erschienen auf einer kleinen Erhebung vor ihnen. Weiße Umhänge flatterten, als sie in einem Bogen auf sie zu galoppierten.

»Kinder des Lichts«, sagte Elayne, und sie sprach es wie einen Fluch aus. »Ich denke, hier haben wir deinen Sturm und Hurins Schwierigkeiten.«

Verin hatte ihr Pferd angehalten und eine Hand auf Hurins Arm gelegt, damit er sein Schwert nicht ziehen konnte. Egwene berührte das vordere der beiden Pferde, zwischen denen die Trage hing, damit es gleich hinter der rundlichen Aes Sedai stehenblieb.

»Laßt nur mich sprechen, Kinder«, sagte die Aes Sedai gelassen. Sie schob ihre Kapuze zurück und enthüllte das Grau ihrer Haare. Egwene war nicht sicher, wie alt Verin wirklich war. Alt genug auf jeden Fall für eine Großmutter, doch die grauen Strähnen waren das einzige Anzeichen von Alter, das die Aes Sedai zeigte. »Und was ihr auch tut, gestattet ihnen nicht, euch zu provozieren.«

Verins Gesicht blieb genauso ruhig wie ihre Stimme, aber Egwene glaubte gesehen zu haben, wie sie nach Tar Valon hinüberblickte, um die Entfernung abzuschätzen. Die Turmspitzen waren jetzt sichtbar und eine hohe Brücke, die sich über den Fluß zur Insel spannte, hoch genug, damit die Handelsschiffe unter vollen Segeln darunter hindurchfahren konnten.

Nahe genug, um es sehen zu können, dachte Egwene, *doch zu fern, um uns zu helfen.*

Einen Augenblick lang wußte sie nicht, ob die herankommenden Weißmäntel nicht wirklich angreifen wollten, doch dann hob ihr Anführer eine Hand, und sie hielten alle auf einmal kaum vierzig Schritt entfernt von ihnen an. Staub und Schmutz spritzte beim Anhalten vor den Hufen ihrer Pferde auf.

Nynaeve knurrte wütend etwas, und Elayne setzte sich kerzengerade im Sattel auf. Sie schien im nächsten Augenblick die Weißmäntel ihrer schlechten Manieren wegen beschimpfen zu wollen. Hurin hielt noch immer seinen Schwertgriff gepackt. Er schien bereit, sich zwischen die Frauen und die Weißmäntel zu werfen, gleich, was Verin gesagt hatte. Verin fächelte sich derweil milde lächelnd den Staub vor dem Gesicht weg. Die Reiter in den weißen Umhängen bildeten einen Bogen um sie und versperrten ihnen den Weg.

Ihre Brustpanzer und die kegelförmigen Helme schimmerten, so gut waren sie geputzt, und selbst die Metallschuppen an ihren Armen glänzten noch. Jeder Mann hatte auf der Brust eine strahlende goldene Sonnenscheibe. Einige legten Pfeile auf. Sie hoben wohl die Bögen nicht, hielten sie aber kampfbereit. Ihr Anführer war ein junger Mann, und doch trug er schon die beiden goldenen Knoten, die seinen hohen Rang auswiesen, unter der Sonne auf seinem Umhang.

»Zwei Hexen aus Tar Valon, wenn mich meine Augen nicht täuschen, oder?« sagte er mit einem angespannten Lächeln, das sein schmales Gesicht kaum berührte. Sein Blick war von Arroganz überschattet, als wisse er etwas, was die anderen zu sehen zu dumm waren. »Und zwei Hühnchen und ein Paar Wachhunde, einer krank und der andere alt.« Hurin schäumte, doch Verins Hand hielt ihn zurück. »Wo kommt ihr her?« wollte der Weißmantel wissen.

»Wir kommen aus dem Westen«, sagte Verin gelassen. »Geht uns aus dem Weg und laßt uns weiterreiten. Die Kinder des Lichts haben hier keine Befehlsgewalt.«

»Die Kinder haben überall Befehlsgewalt, wo das Licht ist, und wo kein Licht ist, bringen wir es hin. Beantwortet meine Fragen! Oder muß ich Euch in mein Lager und zu den Zweiflern bringen lassen, damit sie Euch befragen?«

Sie konnten sich Mats wegen keine weitere Verzögerung leisten. Ihm mußte in der Weißen Burg geholfen werden. Und was noch wichtiger war, obwohl Egwene bei dem Gedanken innerlich zusammenzuckte, daß es wichtiger sei als Mat: Sie konnten den Inhalt des Sacks nicht in die Hände der Weißmäntel fallen lassen.

»Ich habe Euch geantwortet«, sagte Verin immer noch in ruhigem Tonfall, »und höflicher, als Ihr verdient.

Glaubt Ihr wirklich, Ihr könntet uns aufhalten?« Einige der Weißmäntel hoben erzürnt ihre Bögen, als habe sie eine Drohung geäußert, doch sie fuhr mit gleichmäßiger Stimme fort: »In einigen Ländern gibt man vielleicht Eurer Drohungen wegen nach, aber nicht hier in Sichtweite von Tar Valon. Glaubt Ihr im Ernst, daß man Euch an diesem Ort gestatten wird, Aes Sedai zu entführen?«

Der Offizier rutschte unsicher im Sattel umher, als hege er plötzlich Zweifel daran, seine eigenen Forderungen durchsetzen zu können. Dann blickte er zu seinen Männern zurück – entweder um bei ihnen Rückhalt zu gewinnen, oder weil er sich daran erinnerte, daß sie ihn beobachteten – und faßte sich wieder. »Ich fürchte Eure Schattenfreund-Methoden nicht, Hexe. Antwortet mir, oder Ihr antwortet den Zweiflern.« Es klang aber nicht so entschlossen wie vorher.

Verin öffnete den Mund, als wolle sie ein wenig plaudern, doch bevor sie etwas sagen konnte, warf Elayne mit einer wahren Kommandostimme ein: »Ich bin Elayne, die Tochter-Erbin von Andor. Wenn Ihr nicht sofort Platz macht, werdet Ihr es mit Königin Morgase zu tun bekommen, Weißmantel!« Verin zischte verärgert durch die Zähne.

Der Weißmantel blickte einen Moment lang verblüfft drein, aber dann lachte er. »Das glaubt Ihr vielleicht, ja? Möglicherweise werdet Ihr feststellen, daß Morgase die Hexen gar nicht mehr so sehr liebt, Mädchen. Wenn ich Euch denen wegnehme und zu ihr zurückbringe, wird sie mir dafür dankbar sein. Der Lordhauptmann Eamon Valda würde gern mit Euch sprechen, Tochter-Erbin von Andor.« Er hob eine Hand. Egwene wußte nicht, ob er es nur als Geste verstanden haben wollte oder seinen Männern ein Zeichen gab. Einige der Weißmäntel strafften ihre Zügel.

Wir können nicht mehr warten, dachte Egwene. *Ich lasse mich nicht noch einmal in Ketten legen!* Sie öffnete sich dem Fluß der Einen Macht. Es war einfach für sie, und nachdem sie ja nun einige Übung hatte, ging es auch viel schneller als beim erstenmal. Ein Herzschlag, und ihr Geist war von allem geleert außer einer einzelnen Rosenknospe, die in der Leere schwebte. Sie war die Rosenknospe und öffnete sich dem Licht, öffnete sich *Saidar,* der weiblichen Hälfte der Wahren Quelle. Die Macht durchströmte sie und drohte, sie wegzuschwemmen. Es war, als sei sie mit Licht gefüllt, eins mit dem Licht in strahlender, überwältigender Ekstase. Sie kämpfte dagegen an, überwältigt zu werden, und konzentrierte sich auf den Boden vor dem Pferd des Weißmantel-Offiziers. Ein kleiner Fleck Bodens nur, denn sie wollte niemanden töten. *Mich bekommt Ihr nicht!* Die Hand des Mannes bewegte sich noch immer aufwärts. Aufbrüllend explodierte der Boden vor ihm, und eine Fontäne von Erdbrocken und Steinen erhob sich bis über seinen Kopf. Wiehernd bäumte sich sein Pferd auf, und er fiel wie ein Sack aus dem Sattel.

Bevor er noch am Boden lag, lenkte Egwene ihre Aufmerksamkeit auf die anderen Weißmäntel, und eine weitere kleine Explosion zerfetzte den Boden vor ihnen. Bela tänzelte zur Seite, aber sie lenkte die Stute völlig unbewußt durch Zügel und Schenkeldruck. Obwohl sie in die Leere gehüllt war, war sie überrascht über eine dritte Explosion, die nicht ihr Werk war, und eine vierte. Ganz entfernt war sie sich Nynaeves und Elaynes bewußt, die beide in das Glühen gehüllt waren, das ihr sagte, auch sie hatten *Saidar* erfaßt, seien von *Saidar* erfaßt worden. Diese Aura konnte nur eine Frau bemerken, die selbst die Macht lenken konnte, aber die Auswirkungen waren für jeden sichtbar. Explosionen scheuchten die Weißmäntel nach allen Seiten weg und überschütteten sie mit Erdbrocken. Der Lärm schüttelte sie durch und ließ ihre Pferde durchgehen.

Hurin sah sich mit offenem Mund um. Er war offensichtlich nicht weniger verängstigt als die Weißmäntel. Doch er hielt die Packpferde und sein eigenes Reittier davon ab, ebenfalls durchzugehen. Verin riß die Augen auf vor Erstaunen und Zorn. Ihr Mund bewegte sich lebhaft, doch ihre Worte gingen in dem Aufdonnern unter.

Und dann rannten die Weißmäntel davon. Einige ließen in panischer Angst die Bögen fallen und galoppierten los, als sei ihnen der Dunkle König selbst auf den Fersen. Alle, bis auf den jungen Offizier, der sich mühsam vom Boden erhob. Mit gesenkten Schultern starrte er Verin an. Das Weiße seiner Augen zeigte sich deutlich. Sein weißer Umhang und das Gesicht waren verdreckt, doch das schien er nicht zu bemerken. »Dann tötet mich doch, Hexe!« sagte er mit zitternder Stimme. »Los doch. Tötet mich, so wie Ihr meinen Vater umgebracht habt!«

Die Aes Sedai ignorierte ihn. Ihre Aufmerksamkeit galt allein ihrer Begleitung. Als hätten auch sie ihren Offizier vergessen, verschwanden die fliehenden Weißmäntel über die gleiche Anhöhe, auf der sie zuerst erschienen waren – alle zugleich, und sie blickten nicht zurück. Das Pferd des Offiziers galoppierte mit ihnen davon.

Unter Verins wütendem Blick ließ Egwene *Saidar* fahren, wenn auch nur langsam und unwillig. Das war immer sehr schwierig. Das Glühen um Nynaeve löste sich noch langsamer. Nynaeve blickte den Weißmantel vor ihnen finster an, als sei er noch zu irgendeinem hinterhältigen Manöver fähig. Elayne dagegen wirkte erschrocken über das, was sie getan hatte.

»Was ihr getan habt«, begann Verin, und dann unterbrach sie sich und holte erst mal tief Luft. Ihr Blick erfaßte alle drei jungen Frauen. »Was ihr getan habt, ist eine Freveltat! Ein Frevel! Eine Aes Sedai benützt die Macht nicht als Waffe, außer gegen Abkömmlinge des Schattens und in der letzten Not, um nicht getötet zu werden. Die Drei

Eide …«

»Sie waren dabei, uns umzubringen«, fiel ihr Nynaeve hitzig ins Wort. »Uns umzubringen oder zu verschleppen und zu foltern. Er gab das Signal dazu!«

»Wir … wir haben die Macht nicht als Waffe verwandt, Verin Sedai.« Elayne hielt den Kopf hoch erhoben, aber ihre Stimme zitterte. »Wir haben niemanden verletzt und es auch gar nicht versucht. Sicher …«

»Versucht keine Haarspaltereien mit mir!« fauchte Verin. »Wenn ihr Aes Sedai werdet – falls das jemals geschehen sollte –, werdet ihr die Drei Eide befolgen müssen, aber man erwartet auch von Novizinnen, daß sie sich bemühen, sich so zu verhalten, als hätten sie bereits die Eide abgelegt!«

»Was wird mit ihm?« Nynaeve deutete auf den Weißmantel-Offizier, der immer noch wie betäubt auf dem gleichen Fleck stand. Ihre Gesichtshaut war wie ein Trommelfell gespannt. Sie schien beinahe genauso zornig zu sein wie die Aes Sedai. »Er wollte uns gefangennehmen. Mat wird sterben, wenn er nicht bald in die Burg kommt, und … und …«

Egwene wußte, was Nynaeve nicht sagen wollte. *Und wir können diesen Sack nicht in andere Hände fallen lassen als die der Amyrlin.* Verin musterte den Weißmantel mißtrauisch. »Er wollte uns nur Angst einjagen, Kind. Er wußte ganz genau, daß er uns nicht zwingen konnte, irgendwohin zu gehen, wo wir nicht hin wollten. Das hätte ihm mehr Schwierigkeiten bereitet, als er in Kauf nehmen wollte. Nicht hier, in Sichtweite von Tar Valon. Ich hätte uns allein mit Worten an ihm vorbeigebracht. Es hätte nur ein bißchen Zeit und Geduld gekostet. O ja, er hätte vielleicht versucht, uns zu töten, wenn er das aus einem Versteck heraus bewerkstelligen könnte, aber kein Weißmantel mit dem Gehirn eines Ziegenbocks wird riskieren, einer Aes Sedai etwas anzutun, die weiß, daß er da ist. Seht nur, was ihr da angestellt habt! Was werden diese Männer weitererzählen? Welchen Schaden wird das wiederum anrichten?«

Das Gesicht des Offiziers lief rot an, als sie das Versteck erwähnte. »Es ist keine Feigheit, wenn man die Macht nicht angreift, die die Welt zerstört hat«, brach es aus ihm heraus. »Ihr Hexen wollt die Welt noch einmal zerstören – im Dienst des Dunklen Königs!« Verin schüttelte ungläubig den Kopf.

Egwene wünschte sich, sie könne etwas von dem Schaden wiedergutmachen, den sie angerichtet hatte. »Es tut mir leid, was ich getan habe«, sagte sie zu dem Offizier. Sie war froh, daß sie noch nicht durch Eid daran gebunden war, kein unwahres Wort zu sagen, so wie die Aes Sedai, denn was sie sagte, war höchstens eine Halbwahrheit. »Ich hätte es nicht tun sollen und entschuldige mich deshalb. Ich bin sicher, daß Verin Sedai Eure Schrammen Heilen wird.« Er trat zurück, als habe sie ihm angeboten, sich die Haut bei lebendigem Leib abziehen zu lassen, und Verin schniefte vernehmlich. »Wir haben eine lange Reise hinter uns«, fuhr Egwene fort, »den ganzen Weg von der Toman-Halbinsel her, und wenn ich nicht so übermüdet wäre, hätte ich nie …«

»Seid still, Mädchen!« rief Verin zur gleichen Zeit, als der Weißmantel knurrte: »Die Toman-Halbinsel? Falme! Ihr wart in Falme!« Er stolperte noch einen Schritt rückwärts und zog sein Schwert halb aus der Scheide. Seinem Blick nach konnte Egwene nicht entscheiden, ob der Mann angreifen oder sich verteidigen wollte. Hurin trieb sein Pferd näher an den Weißmantel heran und hatte eine Hand an seinem Schwertbrecher. Doch der schmalgesichtige Mann fuhr in ohnmächtigem Zorn fort, wobei ihm Speichel aus dem Mund spritzte: »Mein Vater ist bei Falme gestorben! Byar hat es mir erzählt! Ihr Hexen habt ihn für Euren falschen Drachen getötet! Ich werde dafür sorgen, daß Ihr sterbt! Ich werde Euch verbrennen lassen!«

»Unfolgsame Kinder«, seufzte Verin. »Fast genauso schlimm wie Jungens – könnt eure Zungen nicht im Zaum halten. Wandle im Licht, mein Sohn«, sagte sie zu dem Weißmantel.

Ohne ein weiteres Wort führte sie die anderen um den Mann herum, doch seine Schreie folgten ihnen: »Ich heiße Dain Bornhald! Vergeßt den Namen nicht, Schattenfreunde! Ich werde Euch diesen Namen fürchten lehren! Vergeßt meinen Namen nicht!«

Als Bornhalds Schreie hinter ihnen verklangen, ritten sie eine Weile lang schweigend weiter. Schließlich sagte Egwene in das Schweigen hinein: »Ich habe es nur gut gemeint.«

»Gut!« murmelte Verin. »Ihr müßt lernen, daß es eine Zeit gibt, die Wahrheit zu sagen, und eine, wo man seine Zunge hüten sollte. Das ist die geringste aller Lehren, die Ihr beherzigen müßt, wenn Ihr lang genug leben wollt, um die Stola einer Schwester zu tragen. Habt Ihr jemals daran gedacht, daß uns die Nachrichten aus Falme vorausgeeilt sein könnten?«

»Warum hätte sie daran denken sollen?« fragte Nynaeve. »Keiner von denen, die wir getroffen haben, hatte mehr als bloße Gerüchte gehört, und im letzten Monat haben wir auch die Gerüchte hinter uns gelassen.«

»Und alle Nachrichten kommen auf dem Weg, den wir gewählt haben?« antwortete Verin. »Wir sind langsam vorangekommen. Gerüchte fliegen über hundert verschiedene Pfade. Plant immer für den schlimmsten Fall, Kind,

dann werdet Ihr nur angenehm überrascht.«

»Was hat er gemeint in bezug auf meine Mutter?« sagte Elayne plötzlich. »Er muß gelogen haben. Sie würde sich nie gegen Tar Valon stellen.«

»Die Königinnen von Andor waren schon immer mit Tar Valon befreundet, aber alle Dinge können sich ändern.« Verins Gesicht wirkte wieder ruhig, aber in ihrer Stimme lag eine gewisse Anspannung. Sie drehte sich im Sattel um, damit sie alle überblicken konnte: die drei jungen Frauen, Hurin und Mat auf der Trage. »Die Welt ist seltsam, und alles ändert sich.« Sie überquerten einen Hügelkamm. Vor ihnen war nun ein Dorf in Sicht gekommen. Gelbe Ziegeldächer drängten sich um das Ende der großen Brücke, die nach Tar Valon führte. »Jetzt müßt Ihr Euch wirklich hüten«, sagte Verin. »Jetzt beginnt die eigentliche Gefahr.«

Tar Valon

Das kleine Dorf Darein hatte sich beinahe genauso lang am Ufer des Erinin befunden wie Tar Valon auf seiner Insel. Dareins kleine, rote und braune Backsteinhäuser und Geschäfte, die gepflasterten Straßen: alles vermittelte ein Gefühl von Beständigkeit. Doch während der Trolloc-Kriege war das Dorf niedergebrannt worden; man hatte es dem Erdboden gleichgemacht, als das Heer Artur Falkenflügels Tar Valon belagerte; mehr als einmal während des Hundertjährigen Kriegs war es geplündert worden, und vor nicht einmal zwanzig Jahren hatte man es im Aiel-Krieg erneut niedergebrannt. Eine unruhige Geschichte für ein kleines Dorf, aber da Dairein günstig am Fuß einer der großen Brücken nach Tar Valon lag, wurde es immer wieder aufgebaut, gleich, wie oft man es zerstörte. Jedenfalls, solange Tar Valon stand.

Zuerst schien es Egwene, als erwarte man in Dairein wieder einen Krieg. Eine Einheit Pikeure marschierte durch die Straßen. Ihre Reihen wirkten wie eine Drahthaarbürste, so gespickt mit ihren langen Piken … Ihnen folgten Bogenschützen mit flachen, breitrandigen Helmen, an den Hüften prall gefüllte Köcher und die Bögen vor der Brust. Eine Schwadron gerüsteter Reiter mit geschlossenen Visieren machte Verin und ihrer Begleitung Platz, als ein Offizier sie mit einer im schweren Kampfhandschuh steckenden Hand beiseite winkte. Alle trugen die Weiße Flamme von Tar Valon wie eine Schneeträne auf der Brust.

Doch die Einwohner des Dorfs gingen offensichtlich unbeeindruckt ihren Geschäften nach. Die Menge auf dem Markt teilte sich so selbstverständlich vor den Soldaten, als seien die Marschierenden längst gewohnte Hindernisse. Ein paar Männer und Frauen mit obstbeladenen Verkaufsbrettern hielten mit den Soldaten Schritt und versuchten, deren Interesse an verschrumpelten Äpfeln und Pflaumen zu wecken, die über den Winter eingekellert gewesen waren, doch von ihnen abgesehen beachteten die Hausierer und Ladenbesitzer die Soldaten gar nicht. Auch Verin schien sie zu ignorieren, während sie Egwene und die anderen durch das Dorf zu der großen Brücke hin führte, die sich wie eine aus Stein geklöppelte Spitzenborte über eine halbe Meile Wasser spannte.

Am Fuß der Brücke standen weitere Soldaten Wache: ein Dutzend Pikeure und halb soviele Bogenschützen, die jeden überprüften, der die Brücke überqueren wollte. Der Offizier, ein Mann mit lichtem Haar, der den Helm über den Griff seines Schwerts gehängt hatte, schien verärgert angesichts der langen Schlange wartender Fußgänger und Reiter, Pferdewagen, Ochsengespanne und Karren, die von ihren Eigentümern selbst gezogen wurden. Die Schlange war nur etwa hundert Schritt lang, doch jedes Mal, wenn jemand auf die Brücke gelassen wurde, kam hinten jemand Neues dazu. Trotzdem nahm sich der alternde Offizier stets die Zeit, um sich zu vergewissern, daß jeder auch das Recht hatte, Tar Valon zu betreten. Erst dann ließ er den Wartenden passieren.

Tar Valon

Nordhafen

Erinin

nach Chachin und Shol Arbela

nach Maradon

Jualdhe

Luagde
nach Shol Arbela
und Jal Moran

Oscandelle

Daghain

Darein

Alindrelle

Hain der Ogier

Oscnrein

zum Drachenberg

Cachilyn

Alindaer

nach Cairhien

Südhafen

0 1 2 Meilen

Er öffnete den Mund und wollte schon wütend werden, als Verin ihre Begleiter gleich ganz nach vorn führte, doch dann sah er ihr Gesicht und setzte sich eilig den Helm wieder auf. Keiner, der sie wirklich kannte, mußte erst den Schlangenring sehen, um eine Aes Sedai zu erkennen. »Guten Morgen, Aes Sedai«, sagte er mit einer Verbeugung, wobei er eine Hand auf sein Herz legte. »Guten Morgen. Reitet nur hinüber, wie es Euch gefällt.«

Verin hielt ihr Pferd neben ihm an. In der wartenden Schlange wurde Murren laut, doch keiner wagte, sich zu beschweren. »Probleme mit den Weißmänteln, Wächter?«

Warum halten wir an? fragte sich Egwene voller Unruhe. *Hat sie Mat vergessen?*

»Eigentlich nicht, Aes Sedai«, sagte der Offizier. »Keine Kampfhandlungen. Sie versuchten, nach Markt Eldone vorzudringen, auf der anderen Seite des Flusses, aber wir haben es ihnen verdorben. Die Amyrlin will jedoch sichergehen, daß sie es nicht noch einmal versuchen.«

»Verin Sedai«, begann Egwene vorsichtig. »Mat …«

»Nur einen Moment noch, Kind«, sagte die Aes Sedai und klang nur halb geistesabwesend dabei. »Ich habe ihn nicht vergessen.« Dann wandte sie ihre Aufmerksamkeit wieder dem Offizier zu. »Und die Dörfer im weiteren Umkreis?«

Der Mann zuckte unangenehm berührt die Achseln. »Wir können die Weißmäntel nicht ganz davon abhalten, Aes Sedai. Sie ziehen sich zurück, wenn unsere Patrouillen kommen. Sie scheinen uns in die Irre führen zu wollen.« Verin nickte und wäre losgeritten, wenn der Offizier sie nicht noch einmal angesprochen hätte: »Verzeiht mir, Aes Sedai, aber Ihr kommt offensichtlich von weit her. Habt Ihr irgendwelche Neuigkeiten? Mit jedem Handelsschiff gelangen neue Gerüchte den Fluß herauf. Sie sagen, irgendwo im Westen gebe es einen neuen falschen Drachen. Also, sie behaupten sogar, daß Artur Falkenflügels Heer, das aus den Gräbern zurückgekehrt ist, ihm folgt und daß er eine Menge Weißmäntel getötet hat. Er soll auch eine Stadt zerstört haben – Falme wird sie wohl genannt –, behaupten manche. Das ist drunten in Tarabon.«

»Sie haben auch behauptet, daß Aes Sedai ihm halfen!« rief eine Männerstimme aus der wartenden Schlange. Hurin atmete tief durch und setzte sich zurecht, als erwarte er einen Gewaltausbruch. Egwene sah sich um, konnte aber nicht entdecken, wer das gerufen hatte. Alle schienen nur auf Warten eingestellt, geduldig oder ungeduldig, und wollten möglichst bald an der Reihe sein. Die Lage hatte sich geändert, und nicht zum Besten. Bevor sie Tar Valon verlassen hatten, hätte sich jeder glücklich geschätzt, der die Aes Sedai kritisierte, wenn er lediglich mit einer blutigen Nase davongekommen wäre. Mit hochrotem Gesicht blickte der Offizier die Wartenden an.

»Gerüchte entsprechen nur selten der Wahrheit«, sagte Verin zu ihm. »Ich kann Euch mitteilen, daß Falme immer noch steht. Und es liegt noch nicht einmal in Tarabon, Wächter. Hört weniger auf Gerüchte, sondern mehr auf den Amyrlin-Sitz. Das Licht leuchte Euch.« Sie hob die Zügel, und er verbeugte sich, als sie die anderen an ihm vorbeiführte.

Die Brücke versetzte Egwene in Erstaunen, wie das die Brücken von Tar Valon immer taten. Die durchbrochenen Seitenwände waren so kunstvoll gearbeitet, daß sie auch die beste Handarbeiterin an ihrem Stickrahmen beschämten. Es schien kaum möglich zu sein, Stein so fein zu bearbeiten. Und dann war es unwahrscheinlich, daß die Brücke ihrem eigenen Gewicht standhalten konnte. Der Fluß strömte kräftig und gleichmäßig fünfzig Schritt oder mehr unter ihr dahin. Es gab keinen einzigen Pfeiler auf der halben Meile zwischen Ufer und Insel.

Auf gewisse Weise noch erstaunlicher war die Tatsache, daß sie das Gefühl hatte, die Brücke führe nach Hause. Erstaunlicher und erschreckender. *Emondsfelde ist mein Zuhause.* Aber in Tar Valon würde sie alles lernen, was sie zum Überleben können mußte, und um ihre Freiheit zu behalten. In Tar Valon würde sie erfahren – mußte sie erfahren –, warum ihre Träume so beunruhigend waren und warum sie gelegentlich Bedeutungen enthielten, die sie nicht enträtseln konnte. Ihr Leben war nun mit Tar Valon verknüpft. Falls sie je nach Emondsfelde zurückkehrte – das ›falls‹ tat weh, doch sie war ehrlich genug sich selbst gegenüber –, würde es ein Besuch sein, um ihre Eltern wiederzusehen. Sie hatte sich bereits weit von der Tochter eines Wirts fortentwickelt. Dieses Band würde sie nicht mehr fesseln, nicht, weil sie es haßte, sondern weil sie dem Dorf entwachsen war.

Die Brücke war nur der Anfang. Sie erstreckte sich bis an die Mauer, die die Insel umspannte: eine hohe, weiß schimmernde Mauer aus silbrig geädertem Stein, deren Krone auf die Höhe der Brücke hinabblickte. In Abständen wurde die Mauer von Wachttürmen unterbrochen, die aus dem gleichen weißen Stein bestanden und an deren Fuß der Fluß schäumte. Doch die Mauer wurde noch überragt von den echten Türmen von Tar Valon, den Türmen der Legende, spitzen Säulen und Flöten und Spiralen. Einige davon waren durch luftige Brücken miteinander verbunden, gute hundert Schritt oder mehr über dem Boden. Und trotzdem war auch das nur der Anfang.

An dem bronzebeschlagenen Tor standen keine Wächter, und die Flügel standen weit offen, so daß zwanzig

Mann nebeneinander hätten hindurchreiten können. Dahinter erstreckte sich eine der breiten Alleen, die sich kreuz und quer über die Insel zogen. Der Frühling war wohl noch kaum voll ausgebrochen, doch in der Luft lag bereits ein Duft nach Blumen und Parfums und Gewürzen.

Die Stadt raubte Egwene den Atem, als habe sie sie noch nie zuvor gesehen. Jeder Platz und jede Straßenkreuzung wies einen Brunnen auf oder ein Denkmal oder ein Standbild. Einige davon standen auf turmhohen Sockeln. Doch es war die Stadt selbst, die aller Augen blendete. Was ganz einfach wirkte, konnte so viele Ornamente und Friese aufweisen, daß es selbst schon wie Zierat aussah, und was keine Verzierungen zeigte, wirkte durch seine Form grandios. Große und kleine Gebäude, aus Stein in allen nur denkbaren Farben erbaut … Manche sahen wie Muscheln aus oder wie Meereswogen, andere wieder wie vom Wind abgeschliffene Klippen, fließend und phantasievoll, aus der Natur entnommen oder aus dem Geist von Menschen entsprungen. Die Wohnhäuser, die Schenken, ja, sogar die Ställe – selbst das unbedeutendste Gebäude in Tar Valon war für das Auge erschaffen worden. Steinwerker der Ogier hatten den größten Teil der Stadt in den langen Jahren nach der Zerstörung der Welt erschaffen, und noch heute behaupteten sie, es sei ihre beste Arbeit überhaupt gewesen.

Männer und Frauen aus aller Herren Länder bevölkerten die Straßen. Man sah dunkelhäutige und blasse und alle Schattierungen dazwischen; leuchtend bunte Kleidung und Muster ebenso wie unauffällige; Kleidung mit Fransen und Troddeln und glänzenden Knöpfen, oder auch strenge und schmucklose; solche, die mehr Haut sehen ließ, als Egwene für schicklich hielt, und andere, aus der nicht mehr als die Augen und die Fingerspitzen hervorlugten. Geschlossene Sänften und offene Tragesitze suchten sich den Weg durch die Menge. Ihre Träger riefen: »Macht Platz!« Kutschen schoben sich langsam die Straßen entlang. Livrierte Kutscher schrien »Hüa!« und »Ho!«, als glaubten sie, dann ginge es schneller. Straßenmusikanten spielten Flöte oder Laute oder Dudelsack. Manchmal begleiteten sie einen Jongleur oder einen Akrobaten, aber immer lag eine Mütze für die Münzen vor ihnen. Straßenhändler priesen ihre Waren, und Ladenbesitzer, die vor ihren Geschäften standen, boten schreiend ihre Ware feil. Die ganze Stadt war von einem Summen erfüllt.

Verin hatte wieder ihre Kapuze hochgezogen, um ihr Gesicht zu verbergen. Doch in dieser Menge schien niemand ihnen Aufmerksamkeit zu schenken, wie Egwene glaubte. Nicht einmal Mat auf seiner Trage an der Seite des Packpferdes zog mehr als flüchtige Blicke an, obwohl einige Leute sich vor ihnen zurückzogen, als sie an ihnen vorbeiritten. Manchmal brachten die Menschen ihre Kranken zur Weißen Burg, um dort Heilung zu finden, und was es in seinem Fall auch sein mochte – es konnte ja ansteckend sein.

Egwene ritt zu Verin vor und beugte sich hinüber. »Habt Ihr wirklich gerade jetzt mit Schwierigkeiten gerechnet? Wir sind doch in der Stadt und schon beinahe angekommen.« Die Weiße Burg war bereits nahe vor ihnen. Das große Gebäude ragte breit und hoch über die Dächer hinweg.

»Ich rechne immer mit Schwierigkeiten«, antwortete Verin gelassen. »Das solltet Ihr auch. Vor allem in der Burg. Dort müßt Ihr alle mehr denn je achtgeben. Eure … Tricks« – ihr Mund verzog sich bei der Erwähnung einen Moment lang, bis die übliche Ruhe wieder zurückkehrte – »haben die Weißmäntel verscheucht, aber innerhalb der Burg könnten sie Euch sehr wohl den Tod oder die Dämpfung einbringen.«

»Das würde ich in der Burg niemals tun!« protestierte Egwene. »Keine von uns täte das.« Nynaeve und Elayne hatten zu ihnen aufgeschlossen und Hurin bei den Pferden zurückgelassen. Sie nickten – Elayne eifrig und Nynaeve, wie es Egwene schien, etwas zurückhaltender.

»Ihr solltet das überhaupt nicht mehr tun, Kind. Ihr dürft nicht! Nie mehr!« Verin sah sie unter ihrer Kapuze hervor von der Seite her an und schüttelte den Kopf. »Und ich hoffe wirklich, Ihr habt gelernt, Euren Mund zu halten, wenn es besser ist.« Elaynes Gesicht lief puterrot an, und Egwenes Wangen brannten. »Sobald wir die Burg betreten, hütet Eure Zungen und akzeptiert alles, was geschieht. Was es auch sein mag! Ihr wißt nicht, was uns in der Burg erwartet, und wenn doch, würdet Ihr auch nicht wissen, wie Ihr darauf reagieren sollt. Also seid still.«

»Ich werde tun, was Ihr sagt, Verin Sedai«, beteuerte Egwene, und Elayne sprach ihre Worte nach. Nynaeve schniefte. Die Aes Sedai starrte sie an, und so nickte sie schließlich zögernd.

Die Straße weitete sich zu einem riesigen Platz in der Stadtmitte, und mitten auf diesem Platz stand die Weiße Burg und strahlte in der Sonne. Sie war so hoch, daß sie den Himmel zu berühren schien. Kuppeln und zierliche Türmchen und wieder andere Bauformen waren da im Zentrum der riesenhaften Fläche zu sehen. Es befanden sich überraschend wenig Menschen auf dem Vorplatz. Keiner ging zur Burg, wenn er nicht dort zu tun hatte, dachte Egwene mit einem unangenehmen Gefühl im Magen.

Hurin führte das Pferd mit der Trage vorwärts, als sie den Vorplatz betraten. »Verin Sedai, ich muß Euch nun verlassen.« Er beäugte die Burg kurz und brachte es dann fertig, nicht mehr dorthin zu blicken, obwohl es schwerfiel, überhaupt woandershin zu schauen. Hurin kam aus einem Land, wo man die Aes Sedai respektierte, aber

es war eine Sache, sie zu respektieren, und eine ganz andere, sich plötzlich von ihnen umgeben zu finden.

»Ihr wart uns auf dieser Reise eine große Hilfe, Hurin«, sagte Verin zu ihm, »und es war eine lange Reise. Ihr werdet in der Burg einen Schlafplatz bekommen, bis Ihr weiterreist.«

Hurin schüttelte nachdrücklich den Kopf. »Ich werde keinen Tag verschwenden, Verin Sedai. Nicht einmal eine Stunde. Ich muß nach Shienar zurück und König Easar und Lord Agelmar berichten, was in Wirklichkeit in Falme geschah. Ich muß ihnen sagen, was …« Er brach ab und sah sich um. Es war niemand nahe genug, um lauschen zu können, doch er senkte die Stimme noch mehr und sagte nur: »Über Rand. Daß der Drache wiedergeboren wurde. Es muß doch Handelsschiffe geben, die flußaufwärts fahren, und ich will mit dem nächstmöglichen fahren.«

»Dann wandelt im Licht, Hurin aus Shienar«, sagte Verin.

»Das Licht leuchte Euch allen«, antwortete er und raffte seine Zügel. Doch dann zögerte er noch einen Augenblick und fügte hinzu: »Falls Ihr mich jemals braucht, schickt eine Botschaft nach Fal Dara, und ich werde eine Möglichkeit finden zu kommen.« Dann räusperte er sich verlegen, ließ sein Pferd wenden und trabte davon. Viel zu bald war er nicht mehr zu sehen.

Nynaeve schüttelte resignierend den Kopf. »Männer! Sie sagen immer, man solle nach ihnen schicken, wenn man sie braucht, aber wenn man wirklich einen braucht, dann doch gerade zu dem Zeitpunkt.«

»Wo wir jetzt hingehen, kann uns kein Mann helfen«, sagte Verin trocken. »Denkt daran. Schweigt still.«

Egwene empfand schon etwas wie Einsamkeit, als Hurin wegritt. Er sprach wohl kaum mit ihnen, außer mit Mat, und Verin hatte durchaus recht. Er war eben nur ein Mann und so hilflos wie ein Kind, wenn er das erlebte, was sie in der Burg erwartete. Doch sein Verlust bedeutete, daß sie einer weniger waren, und sie konnte sich nicht helfen: Sie hielt einen Mann mit einem Schwert in ihrer Nähe für nützlich. Und er hatte ein Bindeglied zu Rand und Perrin dargestellt. *Ich habe meine eigenen Sorgen.* Rand und Perrin würden sich wohl damit abfinden müssen, daß sich Moiraine um sie kümmerte. *Und Min wird sich ganz sicher um Rand kümmern,* dachte sie und bemühte sich dabei, ihre Eifersucht zu unterdrücken. Beinahe wäre ihr das auch gelungen.

Seufzend nahm sie die Zügel des Pferdes, das die Bahre trug. Mat lag bis zum Kinn eingehüllt da. Er atmete trocken und rauh. *Bald,* dachte sie. *Bald wirst du geheilt sein. Und wir werden herausfinden, was uns erwartet.* Sie wünschte, Verin würde ihnen keine Angst mehr einjagen. Sie wünschte sich auch, es gäbe keinen Grund dafür, daß Verin ihnen Angst einjagte.

Verin führte sie um den Vorplatz herum zu einem kleinen Seiteneingang mit zwei Wächtern, der offen stand. Die Aes Sedai hielt an und schob die Kapuze zurück. Sie beugte sich herunter und sprach leise mit einem der Männer. Er fuhr zusammen und warf Egwene und den anderen einen überraschten Blick zu. Mit einem schnellen »Wie Ihr wünscht, Aes Sedai« rannte er weg. Verin ritt in dem Moment bereits durch das Tor. Sie tat, als gebe es keinen Grund zur Eile.

Egwene folgte mit der Trage. Sie, Nynaeve und Elayne blickten sich erstaunt an. Sie fragten sich, was Verin dem Mann wohl gesagt habe.

Unweit des Tores stand ein graues, aus Stein gemauertes Wachhaus in der Form eines auf der Seite liegenden sechsstrahligen Sterns. Eine kleine Gruppe von Wachsoldaten stand an dessen Tür herum, aber als Verin vorbeiritt, hielten sie in ihrer Unterhaltung inne und verbeugten sich.

Dieser Teil des Burggeländes hätte gut der Park irgendeines Lords sein können. Da wuchsen gestutzte Hecken und Bäume, und die Wege waren mit Kieseln bestreut. Zwischen den Bäumen waren andere Gebäude zu sehen. Die Burg selbst überragte alles.

Der Weg führte sie zu einem von Bäumen eingerahmten Stallhof, wo Burschen in Lederwesten zu ihnen herrannten, um ihre Pferde zu versorgen. Auf Befehl der Aes Sedai nahmen ein paar der Stallburschen die Trage herunter und stellten sie vorsichtig ab. Während die Pferde zum Stall geführt wurden, nahm Verin den Ledersack von Mats Füßen und klemmte ihn sich achtlos unter den Arm.

Nynaeve blieb stehen, rieb sich den Rücken und sah die Aes Sedai mit gerunzelter Stirn an. »Ihr habt gesagt, er habe vielleicht nur noch Stunden zu leben. Wollt Ihr jetzt bloß …«

Verin hob eine Hand, aber Egwene wußte nicht, ob sie damit Nynaeve am Sprechen hindern oder sie auf das Knirschen von Schritten auf dem Kiesweg aufmerksam machen wollte.

Einen Augenblick später erschien Sheriam Sedai, gefolgt von drei Aufgenommenen, die am Saum ihrer weißen Kleider die Farben aller Ajahs trugen – von Blau bis Rot –, und zwei kräftigen Männern in grober Arbeitskleidung. Die Herrin über alle Novizinnen war eine etwas rundliche Frau mit den für Saldaea typischen hohen Wangenknochen. Flammend rotes Haar und klare, grüne Mandelaugen betonten ihre glatten Aes Sedai-Gesichtszüge. Sie musterte Egwene und die anderen gelassen, aber ihre Mundpartie war angespannt.

»Also habt Ihr unsere drei Ausreißerinnen zurückgebracht, Verin. Im Licht all der Geschehnisse wünschte ich beinahe, Ihr hättet sie nicht hergebracht.«

»Wir haben nicht …«, begann Egwene, doch Verin unterbrach sie mit einem scharfen: »SCHWEIG STILL!« Verin sah sie an – alle drei –, als könne ihr flammender Blick ihre Münder verschließen.

Auf Egwene verfehlte dieser Blick seine Wirkung nicht. Sie hatte Verin noch niemals wütend erlebt. Nynaeve verschränkte die Arme auf der Brust und knurrte etwas in sich hinein, sagte dann aber doch nichts. Natürlich schwiegen auch die drei Aufgenommenen hinter Sheriam, aber Egwene konnte beinahe ihre Ohren wachsen sehen, so angestrengt lauschten sie.

Als sie sicher war, daß Egwene und die anderen begriffen hatten, wandte sich Verin wieder Sheriam zu. »Der Junge muß irgendwohin gebracht und isoliert werden. Er ist krank, und die Krankheit ist äußerst gefährlich. Gefährlich für andere, genau wie für ihn selbst.«

»Man sagte mir, daß eine Trage fortgebracht werden müsse.« Sheriam winkte die beiden Männer heran, sagte leise etwas zu dem einen, und im Handumdrehen war Mat weggebracht.

Egwene öffnete den Mund, um zu sagen, daß er jetzt sofort Hilfe benötige, aber als Verin sie zornig anfunkelte, schloß sie ihn wieder. Nynaeve zog so an ihrem Zopf, als wolle sie ihn ausreißen.

»Ich schätze«, sagte Verin, »die ganze Burg weiß mittlerweile, daß wir zurückgekehrt sind?«

»Die es noch nicht wissen«, erwiderte Sheriam, »erfahren es in Kürze. Das Kommen und Gehen einiger ist zum Gesprächsthema Nummer eins geworden. Sogar schon vor Falme und lange vor dem Krieg in Cairhien. Wolltet Ihr es geheimhalten?«

Verin packte den Ledersack mit beiden Händen. »Ich muß die Amyrlin sehen. Sofort.«

»Und was ist mit diesen dreien?«

Verin betrachtete Egwene und deren Freundinnen mit gerunzelter Stirn. »Sie müssen streng isoliert werden, bis die Amyrlin sie zu sehen wünscht. Falls sie es wünscht. Strengstens isoliert, versteht Ihr? In ihren eigenen Zimmern meinetwegen. Zellen sind überflüssig. Kein Wort darüber zu irgend jemand.«

Verin sprach wohl immer noch Sheriam an, doch Egwene wußte, das letzte hatte auch ihr und den anderen gegolten. Nynaeve riß nun an ihrem Zopf, als müsse sie ihn für etwas bestrafen. Elaynes blaue Augen waren weit aufgerissen, und ihr Gesicht wirkte noch blasser als sonst. Egwene war sich ihrer eigenen Gefühle nicht ganz sicher: Zorn oder Angst oder Sorge … Es war wohl ein Gemisch von allen dreien.

Nach einem letzten forschenden Blick auf ihre drei Begleiterinnen eilte Verin fort. Sie preßte den Sack an ihre Brust. Ihr Umhang flatterte hinter ihr her. Sheriam stemmte die Fäuste in die Hüften und musterte Egwene und die anderen beiden. Einen Augenblick lang empfand Egwene so etwas wie ein Nachlassen der Anspannung. Die Herrin der Novizinnen hielt ihr Temperament stets im Zaum und bewahrte sich einen Sinn für Humor, selbst wenn sie jemandem Extraarbeiten aufbrummte, weil er irgendwelche Regeln übertreten hatte.

Aber Sheriams Stimme klang todernst, als sie die drei ansprach: »Kein Wort, hat Verin Sedai gesagt, und dabei wird es bleiben. Falls eine von Euch spricht – außer natürlich, um einer Aes Sedai zu antworten –, werde ich dafür sorgen, daß Ihr Euch wünscht, Ihr hättet nur die Rute und ein paar Stunden Fußbodenschrubben vor Euch. Versteht Ihr mich?«

»Ja, Aes Sedai«, sagte Egwene, und sie hörte, wie die anderen es ihr nachsagten. Bei Nynaeve allerdings klang es wie eine Herausforderung.

Sheriam gab einen angewiderten Laut von sich. »Heute kommen weniger Mädchen als früher zur Ausbildung in die Burg, aber es kommen immer noch welche. Die meisten gehen wieder, ohne gelernt zu haben, wie man die Wahre Quelle wahrnimmt, und schon gar nicht, wie man sie berührt. Ein paar davon lernen wenigstens genug, um sich nicht selbst in Gefahr zu bringen, bevor sie wieder gehen. Nur eine Handvoll kann es anstreben, zu Aufgenommenen erhoben zu werden, und noch weniger, die Stola zu tragen. Es ist ein schweres Leben, das viel Disziplin erfordert, und doch bemüht sich jede Novizin, daran festzuhalten, um Ring und Stola zu erreichen. Und wenn sie auch so verängstigt sind, daß sie sich jeden Abend in den Schlaf weinen, klammern sie sich daran. Und Ihr drei, die Ihr größere Fähigkeiten besitzt, als ich je in meinem Leben zu finden hoffte, verlaßt die Burg ohne Erlaubnis, rennt noch nicht einmal halb ausgebildet weg, wie verantwortungslose Kinder, und bleibt monatelang fort. Und nun reitet Ihr zurück, als ob nichts geschehen sei, als könntet Ihr morgen mit Eurer Ausbildung weitermachen wie zuvor.« Sie atmete so langgezogen aus, als müsse sie eine Explosion verhindern. »Faolain!«

Die drei Aufgenommenen zuckten zusammen, als habe man sie beim Lauschen ertappt, und eine von ihnen, mit einem dunklen Lockenkopf, trat vor. Sie waren alle noch junge Frauen, doch immerhin älter als Nynaeve. Daß Nynaeve so schnell zu den Aufgenommenen erhoben wurde, war schon erstaunlich gewesen. Normalerweise dauerte

es Jahre, bis eine Novizin den Ring der großen Schlange bekam, den die Aufgenommenen trugen, und dann dauerte es wiederum Jahre, bis sie überhaupt hoffen konnten, zur Aes Sedai gemacht zu werden.

»Bringt sie in ihre Zimmer«, befahl Sheriam, »und sorgt dafür, daß sie dort bleiben. Sie können Brot bekommen und kalte Suppe und Wasser, bis die Amyrlin anderes anordnet. Und wenn eine von ihnen auch nur ein Wort sagt, bringt Ihr sie in die Küche und laßt sie Töpfe schrubben.« Sie wirbelte herum und stolzierte fort. Selbst ihr steifer Rücken drückte noch Zorn aus.

Faolain betrachtete Egwene und die anderen beinahe hoffnungsvoll, besonders Nynaeve, der die Wut im Gesicht geschrieben stand. Faolains rundes Gesicht zeigte, daß sie keine Sympathie für diejenigen empfand, die alle Vorschriften mißachteten, und am allerwenigsten für eine wie Nynaeve, eine Wilde, die ihren Ring erhalten hatte, ohne jemals Novizin gewesen zu sein, und die die Macht gebraucht hatte, bevor sie Tar Valon betrat. Als es schließlich offensichtlich war, daß Nynaeve nicht daran dachte, ihrer Wut freien Lauf zu lassen, zuckte Faolain die Achseln. »Wenn die Amyrlin nach Euch schickt, werdet Ihr wahrscheinlich einer Dämpfung unterzogen.«

»Überlaßt sie mir, Faolain«, sagte eine andere der Aufgenommenen. Es war die älteste der drei. Sie hatte einen langen Hals und kupferfarbene Haut und bewegte sich auffallend graziös. »Ich bringe Euch hin«, sagte sie zu Nynaeve. »Ich heiße Theodrin und war auch eine Wilde. Ich werde mich an Sheriam Sedais Befehl halten, aber Euch nicht provozieren. Kommt.«

Nynaeve warf Egwene und Elayne einen besorgten Blick zu, seufzte dann und ließ sich von Theodrin wegführen.

»Wilde«, knurrte Faolain. Bei ihr klang das wie ein Fluch. Sie drehte sich um und starrte Egwene an.

Die dritte Aufgenommene, eine hübsche junge Frau mit roten Wangen, stellte sich neben Elayne. Ihre Mundwinkel waren leicht hochgezogen, als lächle sie gern, doch der strenge Blick, den sie Elayne zuwarf, verriet deutlich, daß sie keinen Unsinn zulassen werde.

Egwene erwiderte Faolains Blick so ruhig wie möglich und mit der gleichen überlegenen Verachtung, so hoffte sie jedenfalls, wie Elayne das so gut konnte. *Rote Ajah,* dachte sie. *Die wird sich garantiert den Roten anschließen.* Aber es gelang ihr nicht, sich lange von den eigenen Sorgen abzulenken. *Licht, was werden sie mit uns machen?* Sie meinte damit die Aes Sedai, die Burg, und nicht diese drei Frauen.

»Also dann kommt mit«, fauchte Faolain. »Es ist schon schlimm genug, daß ich an Eurer Tür Wache halten soll. Dann müssen wir nicht auch noch den ganzen Tag hier herumstehen. Los schon!«

Egwene atmete tief durch, ergriff Elaynes Hand und folgte. *Licht, laß sie nur Mat heilen!*

Beim Amyrlin-Sitz

Siuan Sanche ging in ihrem Arbeitszimmer auf und ab. Von Zeit zu Zeit blieb sie stehen und sah den geschnitzten Ebenholzkasten an, der auf einem langen Tisch in der Mitte des Zimmers stand. Dieser Blick hatte bereits Herrscher zum hilflosen Stammeln gebracht. Sie hoffte, sie werde keines der sorgfältig ausgearbeiteten Dokumente in diesem Kasten jemals benützen müssen. Sie hatte alles im Geheimen vorbereitet und versiegelt, um einem Dutzend verschiedener Möglichkeiten vorzubeugen. Dann hatte sie den Kasten noch einmal mit Hilfe der Macht versiegelt, so daß der Inhalt, sollte jemand anders als sie ihn öffnen, augenblicklich verbrennen würde. Wahrscheinlich würde der ganze Kasten in Flammen aufgehen.

»Und die diebische Elster versengen, wer sie auch sein mag, damit sie es niemals vergißt, hoffe ich«, knurrte sie. Zum hundertstenmal, seit man ihr mitgeteilt hatte, Verin sei zurückgekehrt, rückte sie die Stola auf ihren Schultern zurecht, ohne es überhaupt zu bemerken. Sie hing ihr bis unter die Hüften herunter, breit und in den Farben aller sieben Ajahs gestreift. Die Amyrlin gehörte allen Ajahs an und doch keiner, ganz gleich, aus welcher sie ursprünglich hervorgegangen war.

Das Zimmer war reich ausgeschmückt, denn Generationen von Frauen, die diese Stola getragen hatten, hatten es benützt. Der große Kamin und der breite, im Moment kalte Herd bestanden aus Goldmarmor, der aus Kandor gekommen war. Die Fußbodenplatten in Form eines Diamanten waren aus glänzendem Rotstein gefertigt, wie er nur in den Verschleierten Bergen gewonnen wurde. Die Wände waren mit einem blassen, gemaserten Holz getäfelt. Es war eisenhart, und man hatte daraus fantastische Tiere und Vögel mit einem unglaublichen Federkleid geschnitzt. Diese Täfelung kam aus Ländern jenseits der Aiel-Wüste und war von den Meerleuten als Geschenk gebracht worden, bevor noch Artur Falkenflügel geboren wurde. Hohe Bogenfenster, die nun offenstanden, um die frischen, grünen Düfte hereinzulassen, führten auf einen Balkon, von dem aus sie ihren kleinen Privatgarten überblicken konnte. Sie hatte nur selten Zeit, um darin zu wandeln.

All diese Pracht stand in hartem Kontrast zu den Möbeln, die Siuan Sanche in den Raum eingebracht hatte. Der eine Tisch und der massive Stuhl dahinter waren schmucklos, wenn auch glänzend vom Alter und vom Bienenwachs, genau wie der einzige weitere Stuhl im Raum. Der stand an einer Seite, gerade nahe genug, daß sie ihn heranziehen konnte, falls sie ihn einem Besucher anbieten wollte. Vor dem Tisch lag ein kleiner Läufer aus Tear, der in einfachen Mustern blau, braun und goldfarben gewebt war. Eine einzelne Originalzeichnung, die winzige Fischerboote im Schilf zeigte, hing über dem Kamin. Ein halbes Dutzend Regalbretter voller Bücher waren an den Wänden verteilt. Das war alles. Selbst die Lampen hätten auch in einem Bauernhaus stehen können.

Siuan Sanche stammte aus armen Verhältnissen. Sie war in Tear aufgewachsen und hatte auf dem Fischerboot ihres Vaters gearbeitet. Es hatte ausgesehen wie eines der Boote auf der Zeichnung. Das war in dem Flußdelta gewesen, das man ›Finger des Drachen‹ nannte, und damals hatte sie nicht davon geträumt, einmal nach Tar Valon zu kommen. Selbst in den fast zehn Jahren, die sie nun schon im Rang des Amyrlin-Sitzes sahen, hatte sie sich nicht an Luxus gewöhnen können. Ihr Schlafzimmer war noch einfacher eingerichtet.

Zehn Jahre lang die Stola getragen, dachte sie. *Beinahe zwanzig Jahre, seit ich mich entschloß, in diesen gefährlichen Wassern zu fischen. Und wenn ich jetzt das Falsche tue, werde ich mir wünschen, wieder die Netze auswerfen zu können.*

Sie fuhr herum, als ein Geräusch ertönte. Eine andere Aes Sedai war leise eingetreten, eine Frau mit kupferfarbenem Teint und kurzgeschnittenem, dunklem Haar. Sie fing sich gerade noch rechtzeitig, um mit fester Stimme zu sprechen und zu sagen, was man von ihr erwartete. »Ja, Leane?«

Die Bewahrerin der Chroniken verbeugte sich genauso tief, wie sie es in Gegenwart anderer getan hätte. Die hochgewachsene Aes Sedai, die so groß war wie die meisten Männer, stand im Rang gleich hinter der Amyrlin, hier in der Weißen Burg, und Siuan hatte sie gekannt, seit sie zusammen als Novizinnen studierten. Manchmal brachte allerdings Leanes Hang zu Förmlichkeiten Siuan beinahe zum Schreien.

»Verin ist hier, Mutter, und bittet um ein Gespräch. Ich sagte ihr, daß Ihr beschäftigt seid, aber sie will …«

»Nicht zu beschäftigt für sie«, erwiderte Siuan. Sie wußte, daß sie das zu eifrig gesagt hatte, aber es war ihr gleich. »Schickt sie herein. Es ist nicht nötig, daß Ihr anwesend seid, Leane. Ich werde allein mit ihr sprechen.«

Die Bewahrerin zeigte ihre Überraschung nur durch ein leichtes Zucken ihrer Augenbrauen. Die Amyrlin empfing selten irgend jemanden allein, ohne daß die Bewahrerin zugegen war. Das galt sogar für Königinnen. Aber die Amyrlin war eben die Amyrlin. Leane verbeugte sich beim Hinausgehen, und Augenblicke später nahm Verin

ihren Platz ein. Sie kniete nieder, um den Ring der Großen Schlange an Siuans Finger zu küssen. Die Braune Schwester trug einen recht großen Ledersack unter dem Arm.

»Ich danke Euch, daß Ihr mich empfangen habt, Mutter«, sagte Verin beim Aufrichten. »Ich habe dringende Neuigkeiten aus Falme. Und noch mehr. Ich weiß kaum, wo ich beginnen soll.«

»Beginnt, wo Ihr wollt«, sagte Siuan. »Diese Räume sind abgeschirmt, falls jemand Kindereien probiert, um zu lauschen.« Verin hob überrascht die Augenbrauen, und die Amyrlin fügte hinzu: »Es hat sich eine Menge geändert, seit Ihr abgereist seid. Sprecht nur.«

»Was am wichtigsten ist: Rand al'Thor hat sich zum Wiedergeborenen Drachen ausrufen lassen.«

Siuan spürte, wie sich die Verkrampfung in ihrer Brust löste. »Ich habe so darauf gehofft, daß er es war«, sagte sie leise. »Ich habe Berichte von Frauen empfangen, die nur sagen konnten, was sie selbst von anderen gehört hatten, und mit jedem Handelsschiff und jedem Wagenzug eines Händlers kommen haufenweise Gerüchte, aber ich konnte eben nicht sicher sein.« Sie atmete tief ein. »Und doch glaube ich zu wissen, an welchem Tag es geschah. Wußtet Ihr, daß die beiden falschen Drachen die Welt nicht mehr unsicher machen?«

»Das hatte ich nicht gehört, Mutter. Das sind gute Nachrichten.«

»Ja. Mazrim Taim ist in den Händen unserer Schwestern in Saldaea, und der arme Bursche in den Haddon-Sümpfen, Licht sei seiner Seele gnädig, wurde von den Tairenern gefaßt und auf der Stelle hingerichtet. Keiner scheint auch nur seinen Namen zu kennen. Beide wurden am gleichen Tag gefaßt und, soweit man den Gerüchten Glauben schenken kann, unter den gleichen Umständen. Sie befanden sich mitten im Kampf und waren dabei zu gewinnen, als plötzlich am Himmel ein helles Licht erschien und dann Augenblicke lang eine Vision auftauchte. Es gibt ein Dutzend Versionen, was da zu sehen war, aber in beiden Fällen war das Ergebnis das gleiche. Das Pferd des falschen Drachen bäumte sich auf und warf ihn ab. Er war bewußtlos, und seine Anhänger schrien, er sei tot. Dann flohen sie, und er wurde gefangen. Einige meiner Gewährsleute sprechen von Visionen am Himmel über Falme. Ich wette eine Goldmünze gegen einen vergammelten Flußbarsch aus dem Delta, daß sich in dem gleichen Moment Rand al'Thor zum Drachen proklamierte.«

»Der wahre Drache wurde wiedergeboren«, sagte Verin gedankenverloren, »und deshalb gibt es im Muster keinen Raum mehr für falsche Drachen. Wir haben den Wiedergeborenen Drachen auf die Welt losgelassen. Das Licht sei uns gnädig.«

Die Amyrlin schüttelte unbehaglich den Kopf. »Wir haben getan, was sein mußte.« *Und falls auch nur die letzte Novizin davon erfährt, werde ich vor dem nächsten Sonnenaufgang noch einer Dämpfung unterzogen, wenn man mich nicht vorher in Stücke reißt. Mich und Moiraine und Verin und wahrscheinlich jede, die man für unsere Vertraute hält.* Es war nicht leicht, eine Verschwörung von solch weitreichender Bedeutung aufrechtzuhalten, wenn nur drei Frauen davon wußten, wenn sogar eine Freundin sie verraten würde im Glauben, damit eine Pflicht zu erfüllen. *Licht, ich wünschte, ich könnte sicher sein, daß sie nicht vielleicht sogar recht haben.* »Wenigstens ist er in Moiraines Händen in Sicherheit. Sie wird ihn führen und alles tun, was getan werden muß. Was könnt Ihr mir sonst noch berichten, Tochter?«

Zur Antwort legte Verin den Ledersack auf den Tisch und entnahm daraus ein gekrümmtes, goldenes Horn mit silbern eingelegter Schrift um die Öffnung herum. Sie legte das Horn auf die Tischplatte und sah dann die Amyrlin ruhig und erwartungsvoll an.

Siuan mußte nicht näher herantreten, um die Schriftzeichen lesen zu können. *Tia mi aven Moridin isainde vadin.* ›Das Grab ist keine Grenze für meinen Ruf.‹ »Das Horn von Valere?« keuchte sie. »Ihr habt es Hunderte von Meilen weit hierhergebracht, obwohl die Jäger überall danach suchen? Beim Licht, Frau, es hätte bei Rand al'Thor verbleiben sollen.«

»Ich weiß, Mutter«, sagte Verin ruhig, »aber die Jäger erwarten alle, daß sie das Horn nach irgendeinem grandiosen Abenteuer finden und nicht in einem Sack bei vier Frauen, die einen kranken Jungen begleiten. Und es würde Rand auch nicht helfen.«

»Was meint Ihr damit? Er muß doch bei Tarmon Gai'don kämpfen. Das Horn soll tote Helden aus dem Grab herbeirufen, um in der Letzten Schlacht zu kämpfen. Hat Moiraine wieder einmal neue Pläne geschmiedet, ohne mich zu fragen?«

»Das hat nichts mit Moiraine zu tun, Mutter. Wir planen, doch das Muster handelt, wie es will. Rand war nicht der erste, der das Horn erklingen ließ. Matrim Cauthon hat das getan. Und nun liegt Mat unten und stirbt, weil er an diesen Dolch aus Shadar Logoth gebunden ist. Außer, er kann hier geheilt werden.«

Siuan schauderte. Shadar Logoth, diese tote Stadt, die so verderbt war, daß selbst die Trollocs sie kaum zu betreten wagten, und das aus gutem Grund. Durch einen Zufall war ein Dolch von diesem Ort dem jungen Mat in die

Hände gefallen, und nun verdarb er ihn durch das Böse, das vor langer Zeit die Stadt getötet hatte. Tötete ihn. *Zufall? Oder war das Muster am Werk? Er ist schließlich auch* ta'veren. *Aber …* Mat *hat das Horn erklingen lassen?* Dann …

»Solange Mat lebt«, fuhr Verin fort, »ist für alle anderen das Horn eben nur ein Horn und nicht mehr. Wenn er stirbt, kann natürlich ein anderer in das Horn stoßen und ein neues Band zwischen Mensch und Horn knüpfen.« Ihr Blick war fest und zeigte keine Besorgnis über das, was sie da angedeutet hatte.

»Viele werden sterben, bevor wir unser Ziel erreicht haben, Tochter.« *Und wen könnte ich sonst noch gebrauchen, um das Horn erneut zu betätigen? Ich werde doch jetzt nicht das Risiko eingehen, es wieder zu Moiraine zurückbringen zu lassen? Einer der Gaidin könnte es vielleicht schaffen. Vielleicht.* »Das Muster muß sein Schicksal erst noch deutlich machen.«

»Ja, Mutter. Und das Horn?«

»Für den Augenblick«, sagte die Amyrlin entschlossen, »werden wir ein Versteck dafür suchen, von dem nur wir zwei wissen. Danach überlege ich mir, was zu geschehen hat.«

Verin nickte. »Wir Ihr wollt, Mutter. Natürlich wird Euch in wenigen Stunden zumindest eine Entscheidung abgenommen werden.«

»Ist das alles gewesen, was Ihr für mich habt?« fauchte Siuan. »Falls ja, muß ich mich noch mit diesen drei Ausreißerinnen befassen.«

»Da ist auch noch die Sache mit diesen Seanchanern, Mutter.«

»Was ist damit? All meine Berichte sagen, daß sie übers Meer zurückgeflohen sind oder zumindest dorthin, von woher sie kamen.«

»Es scheint so, Mutter. Doch ich fürchte, wir werden es wieder mit ihnen zu tun bekommen.« Verin zog ein kleines, ledernes Notizbuch hinter ihrem Gürtel hervor und begann darin zu blättern. »Sie haben sich als Vorläufer bezeichnet, oder ›Jene, die vorher kommen‹, und von der Wiederkehr gesprochen und davon, dieses Land erneut in Besitz zu nehmen. Ich habe mir über alles Notizen gemacht, was ich von ihnen erfahren konnte. Nur von jenen natürlich, die ihnen auch wirklich begegnet waren oder sonst mit ihnen zu tun hatten.«

»Verin, Ihr sorgt Euch wegen eines Hais im Meer der Stürme, während uns hier die Hechte das Netz in Stücke reißen.«

Die Braune Schwester blätterte weiter. »Ein guter Vergleich, Mutter. So ein Hai ist mehr als nur gefährlich.« Sie tippte mit einem Finger auf eine Seite. »Ja. Das ist das Schlimmste daran. Mutter, die Seanchaner benutzen die Eine Macht im Kampf. Sie gebrauchen sie als Waffe.«

Siuan ballte krampfhaft die Hände. Die von den Tauben überbrachten Berichte hatten auch davon erzählt. Meist stammten die Berichte nur aus zweiter Hand, doch ein paar Frauen schrieben, sie hätten es selbst erlebt. Die Macht als Waffe mißbraucht. Selbst die getrocknete Tinte auf dem Papier schien Hysterie zu verbreiten. »Das macht uns bereits Kopfzerbrechen, Verin, und es wird noch schlimmer, wenn sich die Geschichte weiter herumspricht und dabei immer mehr aufgebauscht wird. Aber ich kann da nichts machen. Man sagte mir, daß diese Leute weg seien, Tochter. Habt Ihr irgendwelche Anzeichen dafür gesehen, daß dies nicht zutrifft?«

»Also, nein, Mutter, aber …«

»Bis dahin laßt uns lieber die Hechte aus den Netzen holen, bevor sie noch Löcher in unser Boot nagen.«

Zögernd schloß Verin das Notizbuch und steckte es hinter ihren Gürtel zurück. »Wie Ihr wünscht, Mutter. Falls ich fragen darf: Was wollt Ihr mit Nynaeve und den anderen beiden Mädchen anfangen?«

Die Amyrlin zögerte nun und überlegte. »Bevor ich mit ihnen fertig bin, werden sie sich wünschen, sie könnten hinunter zum Fluß gehen und sich als Köder für Fische verkaufen.« Das war die einfache Wahrheit, aber man konnte sie auf mehr als eine Art auslegen. »Jetzt setzt Euch und erzählt mir alles, was die drei in der Zeit bei Euch gesagt und getan haben. Alles!«

Bestrafung

Egwene lag auf dem Bett und starrte die flackernden Schatten an, die ihre einzige Lampe an der Decke tanzen ließ. Sie wünschte sich, irgendwie darauf schließen zu können oder wenigstens zu erraten, was weiter zu erwarten sei. Nichts ergab sich. Die Schatten zeigten noch ein vernünftigeres Muster als ihre Gedanken. Sie brachte sich kaum dazu, an Mat zu denken. Ihr Schamgefühl deswegen hielt sich aber in Grenzen. Die Wände erdrückten sie.

Es war ein kahles, fensterloses Zimmer wie alle Quartiere von Novizinnen, klein, quadratisch und weiß getüncht. An einer Wand waren Haken angebracht, um ihre Kleidung aufzuhängen. An einer zweiten Wand stand das Bett und an der dritten befand sich ein winziges Regal, wo sie früher ein paar Bücher abgestellt hatte, die aus der Burgbibliothek ausgeliehen waren. Ein Waschtisch und ein dreibeiniger Hocker vervollständigten das Mobiliar. Die Fußbodenbretter waren fast weiß vom vielen Schrubben. Das hatte sie jeden Tag im Knien erledigt, zusätzlich zu ihren anderen Aufgaben und Unterrichtsstunden. Novizinnen führten ein einfaches Leben, ob sie nun Tochter eines Wirts waren oder die Tochter-Erbin von Andor.

Sie trug auch wieder das weiße Kleid einer Novizin – selbst Gürtel und Gürteltasche waren weiß –, doch sie konnte sich kaum darüber freuen, das verhaßte Grau endlich los zu sein. Ihr Zimmer war zu sehr zu einer Gefängniszelle geworden. *Was, wenn sie mich hier weiterhin einsperren? In diesem Zimmer? Wie eine Zelle. Wie ein Halsband und …*

Sie sah die Tür an. Die dunkelhaarige Aufgenommene stand auf der anderen Seite nach wie vor Wache, das wußte sie. Dann rollte sie sich gegen die weißgetünchte Wand. Genau über der Matratze befand sich ein kleines Loch, fast unsichtbar, wenn man nicht wußte, wo man suchen mußte, das von irgendeiner Novizin vor langer Zeit zum nächsten Zimmer durchgebohrt worden war. Egwene zwang sich zum Flüstern.

»Elayne?« Keine Antwort. »Elayne? Schläfst du?«

»Wie könnte ich denn schlafen?« kam Elaynes Antwort als schwaches Flüstern durch das Loch. »Ich hatte mir gedacht, daß wir Schwierigkeiten bekommen, aber das habe ich denn doch nicht erwartet. Egwene, was werden sie mit uns machen?«

Egwene wußte darauf keine Antwort, und ihre Vermutungen wollte sie lieber nicht laut aussprechen. Sie wollte noch nicht einmal daran denken. »Ich hatte wirklich geglaubt, wir seien Heldinnen, Elayne. Wir brachten das Horn von Valere sicher zurück. Wir haben herausbekommen, daß Liandrin eine Schwarze Ajah ist.« Ihre Stimme versagte bei dem Gedanken daran. Die Aes Sedai hatten immer die Existenz der Schwarzen Ajah geleugnet, der Ajah, die dem Dunklen König diente, und man wußte, daß sie bei jeder bloßen Erwähnung hochgingen. *Aber wir wissen, daß es stimmt.* »Wir sollten wirklich Heldinnen sein, Elayne.«

»Mit ›sollte‹ und ›würde‹ baut man keine Brücke«, sagte Elayne. »Licht, wie habe ich es gehaßt, wenn Mutter das sagte, aber es stimmt. Verin sagte, daß wir nichts von dem Horn oder Liandrin sagen dürfen, jedenfalls niemandem außer ihr selbst und der Amyrlin. Ich glaube nicht, daß sich irgend etwas so entwickeln wird, wie wir dachten. Das ist nicht fair. Wir haben soviel durchgemacht – du hast soviel durchgemacht. Es ist einfach nicht fair.«

»Verin sagt. Moiraine sagt. Ich weiß, warum die Leute meinen, daß die Aes Sedai alle Marionettenspieler seien. Ich kann schon die Fäden an meinen Armen und Beinen fühlen. Was immer sie entscheiden, wird das Beste für die Weiße Burg sein und nicht das Beste für uns.«

»Aber du willst doch immer noch Aes Sedai werden, oder?«

Egwene zögerte, aber ihre Antwort war an sich von vornherein klar: »Ja«, sagte sie. »Das will ich immer noch. Nur so werden wir schließlich in Sicherheit sein. Aber eines sage ich dir: Ich werde nicht zulassen, daß man mich einer Dämpfung unterzieht.« Das war eine neue Idee, die ihr erst beim Sprechen gekommen war, doch sie war nicht gewillt, das zurückzunehmen. *Aufgeben, die Wahre Quelle zu berühren?* Sie konnte sie fühlen, auch jetzt. Sie glühte dicht über ihrer Schulter. Ihr Glanz befand sich gerade außerhalb ihrer Sicht. Sie widerstand dem Begehren, danach zu greifen. *Aufgeben, mich von der Einen Macht erfüllen zu lassen, mich lebendiger zu fühlen als je zuvor? Niemals!* »Nicht, ohne zu kämpfen.«

Auf der anderen Seite der Wand schwieg Elayne lange. »Wie kannst du das verhindern? Du bist nun vielleicht ebenso stark wie jede von ihnen, aber keine von uns weiß bisher genug darüber, wie man auch nur eine Aes Sedai daran hindert, uns von der Wahren Quelle abzuschirmen. Und hier sind ja nun Dutzende davon.«

Egwene überlegte. Schließlich sagte sie: »Ich könnte wegrennen. Diesmal wirklich wegrennen.«

»Sie würden uns verfolgen, Egwene. Ganz sicher. Wenn du einmal etwas Talent gezeigt hast, lassen sie dich

nicht mehr gehen, bis du genug gelernt hast, daß du dich nicht selber umbringst oder einfach daran stirbst.«

»Ich bin keine einfache Dorfpomeranze mehr. Ich habe etwas von der Welt gesehen. Ich kann mich von den Aes Sedai fernhalten, wenn ich will.« Sie bemühte sich, nicht nur Elayne, sondern auch sich selbst zu überzeugen. *Und was ist, wenn ich doch noch nicht genug weiß? Über die Welt und über die Macht? Was ist, wenn mich der Gebrauch der Macht trotzdem noch umbringen kann?* Sie weigerte sich, überhaupt daran zu denken. *Ich muß noch soviel lernen. Ich lasse mich nicht von ihnen aufhalten.*

»Vielleicht würde meine Mutter uns beschützen«, meinte Elayne, »falls es stimmt, was die Weißmäntel gesagt haben. Ich hätte nie gedacht, daß ich einmal hoffte, so etwas würde sich als die Wahrheit herausstellen. Aber falls es nicht stimmt, wird Mutter uns vielleicht in Ketten zurückschicken. Bringst du mir bei, wie man in einem Dorf lebt?«

Egwene blinzelte überrascht die Wand an. »Gehst du mit mir? Falls es dazu kommt, meine ich?«

Längeres Schweigen folgte und dann ein schwaches Flüstern: »Ich will nicht einer Dämpfung unterzogen werden, Egwene. Ich will nicht. Ich werde nicht!«

Die Tür öffnete sich und schlug mit einem Krachen gegen die Wand. Egwene fuhr vom Bett hoch. Sie hörte von der anderen Seite der Wand her ebenfalls die Tür aufschlagen. Faolain trat in Egwenes Zimmer und lächelte, als ihr Blick das kleine Loch fand. Ähnliche Löcher verbanden die meisten Zimmer der Novizinnen. Jede Frau, die selbst einmal Novizin gewesen war, wußte davon.

»Hast mit deiner Freundin geflüstert, was?« sagte die lockenköpfige Aufgenommene in überraschend warmem Tonfall. »Es wird halt schon einsam, wenn man allein warten muß. Habt ihr euch nett unterhalten?«

Egwene öffnete den Mund und schloß ihn dann wieder hastig. Sie konnte einer Aes Sedai antworten, hatte Sheriam gesagt. Niemandem sonst. Sie sah die Aufgenommene gelassen an und wartete.

Die falsche Zuneigung rann von Faolains Gesicht wie Wasser von einem Dach. »Auf die Beine. Die Amyrlin darf nicht auf eine wie dich warten. Du hattest Glück, daß ich nicht rechtzeitig kam, um dich zu erwischen. Beweg dich!«

Von Novizinnen erwartete man, daß sie den Aufgenommenen beinahe genauso prompt gehorchten wie einer Aes Sedai, aber Egwene stand aufreizend langsam auf und nahm sich Zeit, ihr Kleid glattzustreichen. Sie machte einen leichten Knicks vor Faolain und lächelte ein wenig. Als die Aufgenommene ein finsteres Gesicht machte, lächelte Egwene noch mehr, bevor sie sich zusammennahm. Es wäre nicht gut, Faolain zu sehr zu reizen. So stolzierte sie vor der Aufgenommenen aus dem Zimmer und verbarg, daß ihre Knie zitterten.

Elayne wartete bereits draußen neben der Aufgenommenen mit den Apfelbäckchen. Sie wirkte wild entschlossen. Irgendwie erweckte sie den Eindruck, die Aufgenommene sei ihre Zofe und habe ihre Handschuhe zu tragen. Egwene hoffte, daß sie wenigstens halb so souverän wirkte wie Elayne.

Über ihnen erhoben sich die Galerien der Novizinnen-Quartiere Stockwerk über Stockwerk. Unter ihnen dasselbe. Das Gebäude war wie eine hohle Säule, die über dem Hof der Novizinnen aufragte. Es waren keine anderen Frauen in Sicht. Aber selbst wenn jede Novizin in der Burg dagewesen wäre, hätten sie kaum ein Viertel aller Zimmer benötigt. Die vier gingen auf dem leeren Balkon ein Stück um den Bau herum und stiegen dann schweigend die Wendeltreppe hinunter. Keine von ihnen hätte es ertragen, wenn der Klang von Stimmen die Leere auch noch unterstrichen hätte.

Egwene war noch nie in dem Teil der Burg gewesen, in dem die Amyrlin ihre Gemächer hatte. Die Korridore waren so breit, daß ein ganzer Wagen hindurchgepaßt hätte, und sogar noch höher. Farbige Gobelins hingen an den Wänden, Gobelins in einem Dutzend Stilrichtungen, mit Blumenmustern, Jagdzenen, zeigten Heldentaten oder verschlungene Ornamente, und manche von ihnen waren so alt, daß man glauben mußte, sie würden zerbröckeln, falls man sie berührte. Ihre Schuhe klapperten laut auf den diamantförmigen Fußbodenplatten, die in den Farben der sieben Ajahs gehalten waren.

Nur wenige andere Frauen waren zu sehen. Hier und da schritt majestätisch eine Aes Sedai durch die Gänge und hatte keine Zeit, Aufgenommene oder Novizinnen überhaupt zu bemerken. Fünf oder sechs Aufgenommene gingen geflissentlich ihren Beschäftigungen oder Studien nach. Eine kleine Anzahl von Dienerinnen huschte mit Tabletts oder Besen oder mit ganzen Armladungen von Papieren oder Handtüchern vorbei. Ein paar Novizinnen eilten noch schneller als die Dienerinnen einher, um ihre Aufgaben zu erledigen.

Nynaeve und ihre Begleiterin mit dem schlanken, langen Hals – Theodrin – schlossen sich ihnen an. Keine sprach ein Wort. Nynaeve trug wieder das Kleid einer Aufgenommenen mit den sieben farbigen Bändern am Saum, aber Gürtel und Gürteltasche waren ihre eigenen. Sie lächelte Egwene und Elayne beruhigend zu und umarmte sie kurz. Egwene war so froh, ein anderes freundliches Gesicht zu sehen, daß sie die Umarmung erwiderte, ohne auf die

Idee zu kommen, daß Nynaeve sich verhielt, als müsse sie Kinder beruhigen. Doch beim Weitergehen zupfte Nynaeve von Zeit zu Zeit energisch an ihrem dicken Zopf.

In diesen Teil der Burg verirrten sich nur wenige Männer. Egwene sah lediglich zwei: Behüter, die ins Gespräch vertieft Seite an Seite den Gang hinunterschritten. Der eine trug sein Schwert an der Hüfte, der andere auf dem Rücken. Einer war klein und schlank, sogar beinahe zierlich, während der andere fast so breit wie groß war. Doch beide bewegten sich mit einer tödlichen Eleganz. Durch ihre farbverändernden Umhänge war es schwer, sie längere Zeit über zu beobachten. Teile ihrer Gestalten verschwammen gelegentlich mit den Wänden, vor denen sie entlangschritten. Sie sah, wie Nynaeve ihnen nachblickte, und schüttelte den Kopf. *Sie muß etwas in bezug auf Lan unternehmen. Falls eine von uns nach dem heutigen Tag in der Lage ist, irgend etwas in bezug auf irgend jemanden zu unternehmen.*

Das Foyer, durch das man zum Arbeitszimmer der Amyrlin gehen mußte, war prächtig genug für einen Palast, obwohl die im Raum verteilten Stühle für die Wartenden ganz einfach waren. Doch Egwene hatte nur Augen für Leane Sedai. Die Bewahrerin trug die schmale Stola, die ihrem Amt zustand – blau, weil sie der Blauen Ajah entstammte –, und ihr Gesicht schien wie aus glattem, braunem Stein gemeißelt. Sonst befand sich niemand in dem Raum.

»Haben sie irgendwelche Schwierigkeiten gemacht?« Aus dem abgehackten Tonfall der Bewahrerin konnte man weder Zorn noch Anteilnahme entnehmen.

»Nein, Aes Sedai«, sagten Theodrin und die Aufgenommene mit den Apfelbäckchen wie aus einem Munde.

»Die hier mußte ich beinahe an den Haaren herbeizerren, Aes Sedai«, sagte Faolain und deutete auf Egwene. Die Aufgenommene klang erzürnt. »Sie ziert sich, als habe sie alle Disziplin vergessen, die in der Weißen Burg gelehrt wird.«

»Menschen zu führen«, sagte Leane, »bedeutet, sie weder zu schubsen noch zu zerren. Geht zu Marris Sedai, Faolain, und bittet sie um Erlaubnis, darüber nachzudenken, während Ihr die Wege im Frühlingsgarten mit dem Rechen glättet.« Damit entließ sie Faolain und die beiden anderen Aufgenommenen, die vor ihr tief knicksten. Von unten her warf Faolain Egwene einen haßerfüllten Blick zu.

Die Bewahrerin der Chroniken achtete nicht mehr auf die drei Aufgenommenen. Statt dessen musterte sie die drei Frauen, die vor ihr standen, tippte sich mit dem Zeigefinger nachdenklich auf die Lippen, bis Egwene das Gefühl hatte, sie habe sie von innen nach außen gekehrt und auf Herz und Nieren überprüft. Nynaeves Augen glitzerten gefährlich, und sie hielt ihren Zopf mit einer Hand fest gepackt.

Schließlich deutete Leane mit einer Hand auf die Tür zum Arbeitszimmer der Amyrlin. Auf jedem Türflügel biß sich die Große Schlange, in dunkles Holz geschnitzt, in den eigenen Schwanz. Die Schnitzereien maßen fast einen Schritt im Durchmesser. »Tretet ein«, sagte sie.

Nynaeve trat sofort vor und öffnete die Tür. Das reichte, damit sich auch Egwene in Bewegung setzte. Elayne hielt Egwenes Hand ängstlich fest, und Egwene drückte genauso fest zurück. Leane folgte ihnen und stellte sich so hin, daß sie an der Seite, halbwegs zwischen den dreien und dem Tisch in der Mitte des Zimmers stand.

Die Amyrlin saß hinter dem Tisch und las in irgendwelchen Papieren. Sie blickte nicht auf. Einmal öffnete Nynaeve den Mund, schloß ihn aber auf einen scharfen Blick der Bewahrerin hin wieder. Die drei standen nebeneinander vor dem Schreibtisch der Amyrlin und warteten. Egwene bemühte sich, ruhig dazustehen. Minuten vergingen, die ihnen wie Stunden vorkamen, bevor die Amyrlin den Kopf hob, aber als diese blauen Augen eine nach der anderen musterten, hätte Egwene am liebsten noch länger gewartet. Die Augen der Amyrlin schienen sich wie zwei Eiszapfen in ihr Herz zu bohren. Im Zimmer war es kühl, doch ihr lief der Schweiß den Rücken hinunter.

»Aha!« sagte die Amyrlin schließlich. »Unsere Ausreißerinnen sind wieder da.«

»Wir sind nicht weggerannt, Mutter.« Nynaeve bemühte sich ganz offensichtlich, Ruhe zu bewahren, aber ihre Stimme war emotionsgeladen. Zorn, das wußte Egwene. Dieser ausgeprägte Wille machte sich nur zu oft Luft. »Liandrin sagte uns, wir sollten mitkommen und …« Das laute Klatschen, als die Amyrlin mit der Hand auf den Tisch schlug, ließ sie abbrechen.

»Nenne hier nicht Liandrins Namen, Kind!« fauchte die Amyrlin. Leane beobachtete alles ernst und würdevoll.

»Mutter, Liandrin gehört zur Schwarzen Ajah!« brach es aus Elayne heraus.

»Das ist bekannt, Kind. Zumindest haben wir es vermutet und waren so gut wie sicher. Liandrin hat schon vor Monaten die Burg verlassen, und mit ihr gingen zwölf andere … *Frauen.* Keine ist seither nochmals gesehen worden. Bevor sie gingen, versuchten sie, in den Lagerraum einzubrechen, in dem wir die *Angreale* und *Sa'angreale* aufbewahren, und sie schafften es auch tatsächlich, den Vorraum zu betreten, wo einige kleinere *Ter'angreale* gelagert waren. Sie haben eine Anzahl davon gestohlen, darunter einige, deren Verwendungszweck

wir nicht kannten.«

Nynaeve sah die Amyrlin entsetzt an, und Elayne rieb sich die Arme, als fröstele sie. Egwene schauderte ebenfalls. Sie hatte sich oft vorgestellt, wie sie zurückkehrten und Liandrin anklagten, wie sie dafür sorgten, daß die Schwarze Ajah bestraft würde, obwohl sie sich keine Strafe vorstellen konnte, die diesen Verbrechen angemessen schien. Sie hatte sich sogar vorgestellt, daß Liandrin bei ihrer Rückkehr bereits geflohen sei, natürlich aus Angst vor ihnen. Aber die Wirklichkeit war nun doch ganz anders als ihre Tagträume. Wenn Liandrin und die anderen – sie hatte bisher nicht glauben wollen, daß es noch andere gab – diese Überreste aus dem Zeitalter der Legenden gestohlen hatten, konnte man überhaupt nicht vorhersehen, was sie damit anfangen würden. *Dem Licht sei Dank, daß sie kein Sa'angreal in die Hände bekommen haben,* dachte sie. Es war so schon schlimm genug.

Die *Sa'angreale* waren so wie die *Angreale.* Sie gestatteten einer Aes Sedai, mehr Macht zu benützen, als sie ohne Hilfe bewältigen konnte. Aber sie waren eben viel mächtiger als die *Angreale* und äußerst selten obendrein. *Ter'angreale* waren etwas anderes. Es gab mehr davon als von den beiden anderen Arten, wenn auch immer noch nicht sehr viele, und sie benützten die Eine Macht, anstatt bei deren Verwendung zu helfen. Keiner verstand sie wirklich. Viele funktionierten nur bei jemandem, die mit der Macht sowieso umgehen konnte, denn sie brauchten diese Anwendung der Macht, um überhaupt zu funktionieren. Andere wieder waren für jedermann zu gebrauchen. Während alle *Angreale* und *Sa'angreale,* von denen Egwene je gehört hatte, klein waren, fand man *Ter'angreale* in jeder Größenordnung. Jeder war offensichtlich von diesen Aes Sedai vor dreitausend Jahren für einen ganz bestimmten Zweck geschaffen worden, und seither waren Aes Sedai dafür gestorben, diesen Zweck herauszufinden – gestorben, oder ihre Fähigkeit zum Gebrauch der Macht war ausgebrannt. Es gab unter den Braunen Ajah Schwestern, die ihr ganzes Leben dem Studium von *Ter'angrealen* widmeten.

Einige davon wurden benützt, wenn auch vielleicht nicht zu dem Zweck, für den sie geschaffen worden waren. Der dicke, weiße Stab, den jede Aufgenommene bei ihrem Eid halten mußte, bevor sie zur Aes Sedai erhoben wurde, war ein *Ter'angreal,* das sie so sicher an ihren Eid band, als sei er ihr schon bei der Geburt mit in die Wiege gelegt worden. Ein anderes *Ter'angreal* war es, durch das eine Novizin bei ihrer Prüfung schreiten mußte, damit sie hinterher zur Aufgenommenen gemacht werden konnte. Es gab noch andere, darunter viele, die überhaupt nicht funktionierten, und ebenso viele, die nichts Brauchbares zustande brachten.

Warum haben sie Sachen gestohlen, von denen niemand weiß, wie man sie benützt? fragte sich Egwene. *Oder vielleicht wissen es die Schwarzen Ajah?* Beim Gedanken an diese Möglichkeit drehte sich ihr der Magen um. Das wäre genauso schlimm wie ein *Sa'angreal* in der Hand von Schattenfreunden.

»Diebstahl«, fuhr die Amyrlin in einem Tonfall fort, der genauso kalt war wie ihre Augen, »war noch das Geringste von dem, was sie angerichtet haben. In jener Nacht sind drei Schwestern gestorben, dazu zwei Behüter, sieben Wachsoldaten und neun Dienerinnen. Mord, um damit den Diebstahl und ihre Flucht zu verschleiern. Das mag immer noch kein Beweis dafür sein, daß sie wirklich … *Schwarze Ajah* sind« – ihre Stimme brach fast bei der Erwähnung dieses Namens –, »aber nur wenige sind davon noch nicht überzeugt. Auch ich bin mir sicher, um die Wahrheit zu sagen. Wenn im Wasser Fischköpfe und Blut schwimmen, braucht man nicht erst den Hecht sehen, um zu wissen, daß er da ist.«

»Warum behandelt man uns dann wie Verbrecher?« wollte Nynaeve wissen. »Wir wurden von einem Mitglied der … der Schwarzen Ajah hintergangen. Das sollte doch wohl genügen, um uns freizusprechen von allem, was man uns vorwirft.«

Die Amyrlin lachte freudlos auf. »Glaubt Ihr das, Kind? Es ist möglicherweise Eure Rettung, daß außer Verin, Leane und mir niemand in der Burg vermutet, Ihr könntet etwas mit Liandrin zu tun gehabt haben. Falls das bekannt würde, genau wie die kleine Demonstration Eurer Fähigkeiten vor den Weißmänteln – schaut nicht so überrascht drein; Verin hat mir alles erzählt –, falls man wüßte, daß Ihr mit Liandrin weggegangen seid, würde der Saal vermutlich dafür stimmen, Euch drei einer Dämpfung zu unterziehen, bevor Ihr auch nur einmal durchatmen könnt.«

»Das ist nicht fair!« sagte Nynaeve. Leane rührte sich, doch Nynaeve fuhr fort: »Es ist nicht richtig! Es …«

Die Amyrlin stand auf. Das war alles, doch es genügte, um Nynaeve zum Schweigen zu bringen.

Egwene dachte bei sich, es sei besser, jetzt nichts zu sagen. Sie hatte schon immer Nynaeve für eine ausgesprochen willensstarke Frau gehalten. Bis sie nun auf die Frau mit der gestreiften Stola getroffen war. *Halt dich bitte zurück, Nynaeve. Wir sind hier fast so etwas wie Kinder, die vor ihrer Mutter stehen, und diese Mutter kann uns viel Schlimmeres antun, als uns nur den Hintern versohlen.* Es schien ihr, als habe ihnen die Amyrlin mit ihren Worten einen Ausweg angeboten, doch es war ihr nicht ganz klar, wie das angehen sollte. »Mutter, vergebt mir, wenn ich ungefragt spreche. Aber was habt Ihr mit uns vor?«

»Was ich mit Euch vorhabe, Kind? Ich muß Euch und Elayne dafür bestrafen, daß Ihr die Burg ohne Erlaubnis

verlassen habt, und Nynaeve dafür, daß sie sich ohne Genehmigung aus der Stadt entfernte. Zuerst wird jede von Euch in Sheriam Sedais Arbeitszimmer bestellt. Ich habe ihr gesagt, sie solle Euch mit der Rute bearbeiten, bis Ihr Euch wünscht, eine ganze Woche lang nur noch auf einem Kissen sitzen zu können. Ich habe das bereits den anderen Novizinnen und Aufgenommenen mitteilen lassen.«

Egwene riß überrascht die Augen auf. Elayne stöhnte hörbar, machte ein steifes Kreuz und knurrte etwas in sich hinein. Nynaeve war die einzige, die es scheinbar gelassen hinnahm. Eine Strafe, ob es sich nun um Sonderarbeiten oder etwas anderes handelte, war immer zu erwarten, wenn man zur Herrin der Novizinnen gerufen wurde. Manchmal allerdings waren es auch Aufgenommene, die irgendwelche Regeln übertreten hatten. *Sheriam behält das aber immer für sich,* dachte Egwene betrübt. *Sie kann es doch nicht allen erzählt haben. Aber es ist immer noch besser, als eingesperrt oder gar einer Dämpfung unterzogen zu werden.*

»Die Verkündigung ist natürlich auch ein Teil der Strafe«, fuhr die Amyrlin fort, als habe sie Egwenes Gedanken gelesen. »Ich habe auch verkünden lassen, daß Ihr drei zum Küchendienst eingeteilt seid, um bis auf weiteres mit den Mägden zusammenzuarbeiten. Und ich habe auch durchklingen lassen, ›bis auf weiteres‹ könne den Rest Eures Lebens bedeuten. Höre ich irgendwelche Einwände?«

»Nein, Mutter«, sagte Egwene schnell. Nynaeve würde die Topfschrubberei noch mehr hassen als die anderen. *Es hätte schlimmer kommen können, Nynaeve. Licht, es hätte viel schlimmer kommen können.* Nynaeves Nasenflügel blähten sich, doch sie schüttelte verkrampft den Kopf.

»Und Ihr, Elayne?« fragte die Amyrlin. »Die Tochter-Erbin von Andor ist an eine bessere Behandlung gewöhnt.«

»Ich will Aes Sedai werden, Mutter«, sagte Elayne mit fester Stimme.

Die Amyrlin nahm ein Blatt Papier vom Schreibtisch und schien es einen Augenblick lang zu betrachten. Als sie den Kopf wieder hob, wirkte ihr Lächeln nicht gerade angenehm. »Wäre eine von Euch dumm genug gewesen, etwas anderes zu antworten, hätte ich zu dieser Strafe noch etwas hinzugefügt, was Euch dazu gebracht hätte, den Moment zu verfluchen, in dem Euer Vater Eurer Mutter den ersten Kuß stahl. Ihr wärt wie gedankenlose Kinder aus der Burg geworfen worden. Doch selbst ein Kind wäre nicht in diese Falle getappt. Ich werde Euch jedenfalls beibringen zu denken, bevor Ihr handelt, sonst benütze ich Euch, um unter Wasser Risse in den Flußtoren zu stopfen!«

Egwene ertappte sich dabei, wie sie ihr insgeheim dankte. Sie bekam eine Gänsehaut, als die Amyrlin fortfuhr.

»Jetzt zu dem, was ich noch mit Euch vorhabe. Es scheint, Ihr alle habt Eure Fähigkeiten, mit der Macht umzugehen, während Eurer Abwesenheit ganz erstaunlich ausgebaut. Ihr habt viel gelernt. Darunter sind einige Dinge«, fügte sie in scharfem Ton hinzu, »die ich Euch wieder abgewöhnen werde!«

Nynaeve überraschte Egwene damit, daß sie sagte: »Ich weiß, daß wir … Dinge … getan haben, die wir nicht tun sollten, Mutter. Ich versichere Euch, wir werden unser Bestes geben, um so zu leben, als hätten wir bereits die Drei Eide abgelegt.«

Die Amyrlin knurrte. »Schaut zu, daß Ihr Euch daran haltet«, sagte sie dann trocken. »Wenn ich könnte, würde ich Euch heute abend noch den Eidstab in die Hand drücken, aber das muß ich mir für diejenigen aufsparen, die zu Aes Sedai erhoben werden. So muß ich mich auf eure Vernunft verlassen – falls Ihr genug besitzt –, die Euch bei der Stange halten sollte. Auf jeden Fall werdet Ihr, Egwene, und Ihr, Elayne, zu Aufgenommenen ernannt.«

Elayne schnappte nach Luft, und Egwene stammelte: »Danke, Mutter.« Leane verlagerte im Stehen ihr Gewicht. Egwene hatte den Eindruck, die Bewahrerin der Chroniken wirke nicht sehr glücklich. Nicht überrascht – sie hatte offensichtlich gewußt, was kommen würde –, aber doch nicht gerade erfreut.

»Dankt mir lieber nicht. Eure Fähigkeiten sind zu schnell gewachsen, als daß Ihr Novizinnen bleiben könntet. Einige werden denken, daß Ihr die Ringe nicht bekommen solltet, nicht nach dem, was Ihr getan habt, aber der Anblick, wie Ihr die Arme bis zur Schulter in schmierigen Töpfen stecken habt, sollte die Kritiker beruhigen. Und damit Ihr nicht glaubt, es sei eine Art von Belohnung, denkt daran, daß die ersten paar Wochen als Aufgenommene damit verbracht werden, die verdorbenen Fische aus einem Korb mit frischem Fang herauszusuchen. Eure schlimmsten Tage als Novizinnen werden Euch wie ein schöner Traum vorkommen, wenn Ihr ihn auch nur mit den geringsten Aufgaben vergleicht, die Ihr während der nächsten Wochen zu erledigen habt. Ich schätze, einige der Schwestern, die Euch unterrichten, werden Euch ein wenig härter behandeln, als es eigentlich sein müßte, aber ich glaube nicht, daß Ihr Euch beklagen werdet. Oder?«

Ich kann lernen, dachte Egwene. *Meine eigenen Studiengebiete wählen. Ich kann etwas über die Träume in Erfahrung bringen und …*

Das Lächeln der Amyrlin unterbrach ihren Gedankengang. Dieses Lächeln sagte ihnen, daß nichts von all dem schlimmer als unbedingt notwendig sein würde, falls sie das überlebten. Nynaeves Gesicht zeigte eine Mischung

von tiefer Anteilnahme und der erschreckenden Erinnerung an ihre eigenen ersten Wochen als Aufgenommene. Diese Mischung ließ Egwene dann doch schwer schlucken. »Nein, Mutter«, sagte sie mit versagender Stimme. Elaynes Antwort kam als heiseres Flüstern.

»Dann wäre das also erledigt. Eure Mutter war nicht gerade über Euer Verschwinden erfreut, Elayne.«

»Weiß sie davon?« entfuhr es Elayne.

Leane schniefte, und die Amyrlin zog eine Augenbraue hoch. Dann sagte sie: »Ich konnte es wohl kaum vor ihr verbergen. Ihr habt sie um weniger als einen Monat verfehlt, was vielleicht auch besser für Euch war. Dieses Zusammentreffen hättet Ihr möglicherweise nicht überlebt. Sie war wütend genug auf mich, auf Euch, auf die Weiße Burg, um ein Ruder durchzubeißen.«

»Ich kann es mir vorstellen, Mutter«, sagte Elayne mit schwacher Stimme.

»Das glaube ich nicht, Kind. Ihr habt vielleicht eine Tradition beendet, die schon da war, *bevor* es Andor überhaupt gab. Eine Sitte, die stärker als jedes Gesetz war. Morgase weigerte sich, Elaida mit zurückzunehmen. Zum erstenmal überhaupt hat die Königin von Andor keine Ratgeberin aus den Reihen der Aes Sedai. Sie verlangte, daß man Euch bei Eurem Auftauchen umgehend nach Caemlyn zurückbringt. Ich überzeugte sie, daß es ein wenig sicherer sei, Euch hier noch ein bißchen länger auszubilden. Sie war auch bereit, Eure beiden Brüder aus ihrer Ausbildung bei den Behütern abzuziehen. Sie haben sie aber selbst von deren Notwendigkeit überzeugt. Ich weiß noch immer nicht, wie sie das angestellt haben.«

Elayne schien in sich hineinzulauschen. Sie stellte sich vielleicht Morgase in all ihrer Wut vor. Sie schauderte. »Gawyn ist mein Bruder«, sagte sie abwesend. »Galad nicht.«

»Seid nicht so kindisch«, sagte die Amyrlin zu ihr. »Wenn Ihr denselben Vater habt, seid Ihr auch Geschwister, ob Ihr ihn leiden könnt oder nicht. Ich werde solche kindischen Anwandlungen bei Euch nicht zulassen, Mädchen. Ein gewisses Maß an Dummheit kann ja von einer Novizin erwartet werden, aber bei einer Aufgenommenen nicht mehr.«

»Ja, Mutter«, antwortete Elayne niedergeschlagen.

»Die Königin hat bei Sheriam einen Brief für Euch hinterlassen. Davon abgesehen, daß sie Euch die Meinung sagen wird, dürfte sie wohl auch ihre Absicht kundtun, Euch so schnell wie möglich nach Hause zu holen, jedenfalls, sobald es sicher genug ist. Sie glaubt, daß Ihr in längstens ein paar Monaten in der Lage seid, die Macht zu lenken, ohne Euch dabei umzubringen.«

»Aber ich will weiterlernen, Mutter.« In Elaynes Stimme war die eiserne Entschlossenheit zurückgekehrt. »Ich will Aes Sedai werden.«

Das Lächeln der Amyrlin wirkte noch grimmiger als zuvor. »Das solltet Ihr auch besser, Kind, denn ich habe nicht die Absicht, Euch Morgase zu überlassen. Ihr habt die Fähigkeit, stärker zu werden als jede andere Aes Sedai in den letzten tausend Jahren, und ich lasse Euch nicht eher gehen, bis Ihr zu dem Ring auch die Stola tragt. Und wenn ich Euch dabei zu Wurst verarbeiten muß. *Ich lasse Euch nicht gehen!* Ist das klar?«

»Ja, Mutter.« Elayne klang unsicher, und Egwene konnte ihr das nicht verdenken. Zwischen Morgase und der Weißen Burg zu stehen war so, als würde man zwischen zwei Mühlsteinen zerrieben. Die Königin von Andor und der Amyrlin-Sitz als Gegner! Falls Egwene Elayne jemals um ihren Reichtum und den Thron beneidet hatte, den sie einmal erben würde, dann tat sie es jetzt ganz gewiß nicht.

Die Amyrlin sagte knapp: »Leane, bringt Elayne hinunter zu Sheriams Arbeitszimmer. Ich muß mit den anderen beiden hier noch ein Wörtchen reden. Sie werden aber bestimmt wenig Freude daran haben.«

Egwene und Nynaeve sahen sich erstaunt an. Einen Augenblick lang ließ die Sorge die Anspannung zwischen ihnen verschwinden. *Was will sie uns sagen, aber Elayne nicht?* fragte sich Egwene. *Aber es ist gleich, solange sie mich nicht vom Lernen abhält. Doch warum kann sie es Elayne nicht auch sagen?*

Elayne schnitt eine Grimasse, als das Arbeitszimmer der Herrin der Novizinnen erwähnt wurde, aber sie richtete sich stolz auf. Leane trat an ihre Seite. »Wie Ihr befehlt, Mutter«, sagte Elayne höflich, knickste tief, so daß ihr Rock den Boden fegte, und fuhr fort: »So werde ich also gehorchen.« Sie folgte Leane mit hoch erhobenem Kopf hinaus.

Dornenstiche

Die Amyrlin sagte zunächst nichts. Sie ging zu den hohen Bogenfenstern hinüber und blickte über den Balkon hinweg in den darunterliegenden Garten. Die Hände hatte sie auf dem Rücken gefaltet. Minuten vergingen, bevor sie wieder etwas sagte, wobei sie den beiden immer noch den Rücken zuwandte.

»Ich habe dafür gesorgt, daß die schlimmsten Dinge nicht bekannt wurden, doch wie lange kann man das geheimhalten? Die Dienerinnen wissen nichts von den gestohlenen *Ter'angrealen,* und sie bringen auch die Toten nicht mit der Abreise oder Flucht Liandrins und der anderen in Verbindung. Das war nicht leicht zu erreichen bei dem Klatsch unter der Dienerschaft. Sie glauben, Schattenfreunde hätten die Morde begangen. Und das stimmt ja sogar. Aber die Gerüchte erreichen auch die Stadt. Daß Schattenfreunde in die Burg eindringen und Morde begehen konnten. Das war nicht zu verhindern. Es verbessert unseren Ruf nicht gerade, ist aber immer noch besser als die Wahrheit. Wenigstens weiß niemand außerhalb der Burg, und auch nur wenige innerhalb, daß Aes Sedai getötet wurden. Schattenfreunde in der Weißen Burg. Pah! Ich habe mein ganzes bisheriges Leben damit verbracht, das zu leugnen. Ich lasse das nicht zu. Ich werde sie ködern und ausnehmen und zum Trocknen an die Sonne hängen!«

Nynaeve sah Egwene unsicher an. Die fühlte sich aber noch viel weniger wohl in ihrer Haut. Dann holte Nynaeve tief Luft. »Mutter, sollen wir noch weiter bestraft werden, außer dem, was Ihr uns bereits auferlegt habt?«

Die Amyrlin blickte sie über die Schulter hinweg an. Ihre Augen lagen im Schatten verborgen. »Euch noch weiter bestrafen? Das könnte man beinahe sagen. Einige werden meinen, ich hätte Euch etwas geschenkt, Euch erhoben. Jetzt werdet Ihr bei dieser Rose den Stich der Dornen erst wirklich zu spüren bekommen.«

Sie ging mit schnellen Schritten zu ihrem Stuhl hinüber und setzte sich. Dann schien ihre Eile wieder verflogen zu sein. Und ihre Unsicherheit hatte wohl zugenommen.

Die Amyrlin unsicher dreinblicken zu sehen ließ Egwenes Magen brennen. Die Amyrlin war immer ruhig und ging unbeirrt ihren Weg. Die Amyrlin war die menschgewordene Stärke. Gegenüber all ihrer noch ungeschulten Macht besaß die Frau auf der anderen Seite des Tisches ein Wissen und eine Erfahrung, die ihr erlaubt hätten, sie um eine Spindel zu wickeln. Sie so plötzlich schwankend zu erleben – wie ein Mädchen, das mit einem Kopfsprung in einen Teich eintauchen mußte, von dem sie aber nicht wissen konnte, wie tief er war und ob auf seinem Grund Steine lagen – sie so zu erleben trieb Egwene einen eisigen Schreck bis ins Herz. *Was meint sie mit dem Stich der Dornen? Licht, was will sie mit uns machen?*

Die Amyrlin befühlte ein geschnitztes, schwarzes Holzkästchen, das vor ihr auf dem Tisch stand, und blickte darauf, als sehe sie durch es hindurch etwas ganz anderes. »Es fragt sich, wem ich vertrauen kann«, sagte sie leise. »Ich sollte eigentlich wenigstens Leane und Sheriam vertrauen können. Aber kann ich mich darauf verlassen? Verin?« Ihre Schultern bebten in einem kurzen, lautlosen Lachen. »Ich vertraue Verin bereits mehr als mein Leben an, aber wie weit kann ich das noch treiben? Moiraine?« Sie schwieg einen Moment lang. »Ich habe immer geglaubt, daß ich Moiraine vertrauen kann.«

Egwene war unbehaglich zumute. Wieviel wußte die Amyrlin? Sie konnte sie schlecht fragen – nicht den Amyrlin-Sitz. *Wißt Ihr, daß ein junger Mann aus meinem Dorf, ein Mann, von dem ich annahm, daß ich ihn eines Tages heiraten würde, der Wiedergeborene Drache ist? Wißt Ihr, daß zwei Eurer Aes Sedai ihm helfen?* Wenigstens war sie sicher, daß die Amyrlin nichts von ihrem Traum letzte Nacht wußte, als sie von ihm geträumt hatte, wie er vor Moiraine weglief. Sie glaubte jedenfalls darin sicher zu sein. Sie hielt weiter den Mund.

»Wovon sprecht Ihr?« wollte Nynaeve wissen. Die Amyrlin blickte zu ihr auf, und sie mäßigte ihren Ton und fügte hinzu: »Verzeiht mir, Mutter, aber sollen wir noch mehr bestraft werden? Ich verstehe nicht, was Ihr da über Vertrauen sagt. Falls Ihr auf meine Meinung Wert legt, dann kann man Moiraine nicht vertrauen.«

»So, das glaubt Ihr also?« sagte die Amyrlin. »Ein Jahr aus Eurem Dorf draußen, und Ihr glaubt schon, Ihr wüßtet genug, um zu entscheiden, welche Aes Sedai vertrauenswürdig ist und welche nicht? Ein Kapitän, der kaum gelernt hat, ein Segel zu reffen?«

»Sie hat es nicht so gemeint, Mutter«, sagte Egwene, wohl wissend, daß Nynaeve genau das gemeint hatte, was sie sagte. Sie warf Nynaeve einen warnenden Blick zu. Nynaeve riß hart an ihrem Zopf, hielt aber den Mund.

»Tja, wer kann so was schon mit letzter Genauigkeit sagen«, dachte die Amyrlin laut nach. »Vertrauen ist manchmal schlüpfrig wie ein Korb Aale. Wichtig ist, daß ich mit Euch beiden arbeiten muß, auch wenn Ihr nur dünne Halme im Schilf seid.«

Nynaeves Mund verzog sich, aber ihre Stimme klang ruhig. »Dünne Halme, Mutter?«

Die Amyrlin fuhr fort, als habe Nynaeve nichts gesagt. »Liandrin hat versucht, Euch mit dem Kopf voraus in ein Wehr zu stecken, und es kann gut sein, daß sie floh, weil sie hörte, daß Ihr zurückkommt und sie demaskieren würdet. Also muß ich glauben, daß Ihr keine … Schwarzen Ajah seid. Ich würde eher Schuppen und Innereien essen«, murmelte sie noch, »aber ich schätze, ich muß mich daran gewöhnen, diese Bezeichnung in den Mund zu nehmen.«

Egwene schnappte vor Schreck nach Luft. *Wir? Schwarze Ajah? Licht!* Doch Nynaeve fauchte: »Das sind wir allerdings nicht! Wie könnt Ihr so etwas sagen? Wie könnt Ihr auch nur daran denken?«

»Wenn Ihr an mir zweifelt, Kind, dann sprecht es aus!« sagte die Amyrlin mit harter Stimme. »Ihr habt vielleicht manchmal die Kräfte einer Aes Sedai, aber Ihr seid es noch nicht, noch lange nicht. Also? Sprecht, wenn Ihr mehr zu sagen habt. Ich verspreche Euch, daß Ihr um Vergebung betteln werdet. ›Dünne Halme‹? Ich werde Euch wie einen Schilfhalm zerbrechen! Ich habe keine Geduld mehr.«

Nynaeves Lippen zitterten. Schließlich aber schüttelte sie sich leicht und atmete tief ein. Als sie weitersprach, klang ihre Stimme immer noch ein wenig herausfordernd, aber eben nur noch ein wenig. »Vergebt mir, Mutter. Aber Ihr solltet nicht … wir sind keine … wir würden so etwas nie tun.«

Mit unterdrücktem Lächeln lehnte sich die Aes Sedai auf ihrem Stuhl zurück. »Also könnt Ihr Euer Temperament zügeln, wenn es sein muß. Das wollte ich wissen.« Egwene fragte sich, wieviel von alledem nur eine Prüfung gewesen war. Die Augenpartie der Amyrlin war so angespannt, daß sie wohl wirklich keine Geduld mehr hatte. »Ich wünschte, ich hätte eine Möglichkeit gefunden, Euch die Stola zu verschaffen, Tochter. Verin sagt, daß Ihr bereits ebenso stark seid wie die stärksten Frauen in der Burg.«

»Die Stola!« Nun schnappte Nynaeve nach Luft. »Aes Sedai? Ich?«

Die Amyrlin tat so, als werfe sie etwas weg, und gleichzeitig wirkte sie, als bedaure sie es. »Es hat keinen Zweck, sich etwas zu wünschen, was nicht sein kann. Ich könnte Euch wohl kaum zur Aes Sedai erheben und gleichzeitig losschicken, Töpfe zu schrubben. Und Verin sagt, daß Ihr außerdem noch nicht bewußt die Macht lenken könnt, außer Ihr seid wütend. Ich war bereit, Euch von der Wahren Quelle abzuschirmen, wenn Ihr auch nur versucht hättet, nach *Saidar* zu greifen. Die letzten Prüfungen für die Stola werden Euch abverlangen, die Macht zu lenken, während Ihr unter größter Anspannung absolute Ruhe bewahren müßt. Unter extremer Anspannung. Selbst ich könnte und würde diese Anforderung nicht weglassen.«

Nynaeve schien wie betäubt. Sie starrte die Amyrlin mit offenem Mund an.

»Ich verstehe nicht, Mutter«, sagte Egwene nach einem Augenblick.

»Ja, das glaube ich. Ihr beiden seid die einzigen Frauen in der Burg, von denen ich absolut sicher bin, daß sie keine Schwarzen Ajah sind.« Der Mund der Amyrlin verzog sich bei dieser Bezeichnung immer noch. »Liandrin und ihre Zwölf flohen, doch waren das alle? Haben sie vielleicht welche zurückgelassen, wie einen Stumpf in seichtem Wasser, den man erst sieht, wenn er ein Leck ins Boot stößt? Möglicherweise finde ich das erst heraus, wenn es zu spät ist, aber ich lasse nicht zu, daß Liandrin und die anderen mit dem davonkommen, was sie taten. Nicht mit dem Diebstahl und schon gar nicht mit den Morden. Keiner tötet meine Leute und kommt ungeschoren davon. Und ich werde keine dreizehn ausgebildeten Aes Sedai dem Schatten dienen lassen. Ich werde sie finden und einer Dämpfung unterziehen!«

»Ich weiß nicht, was das mit uns zu tun hat«, sagte Nynaeve bedächtig. Sie wirkte nicht, als gefielen ihr die eigenen Gedankengänge.

»Nur soviel, Kind: Ihr beide werdet meine Jagdhunde sein und die Schwarzen Ajah zur Strecke bringen. Keiner wird das von Euch vermuten – nicht von einem Paar halb ausgebildeter Aufgenommener, die ich öffentlich gedemütigt habe.«

»Das ist verrückt!« Nynaeve hatte die Augen weit aufgerissen, als die Amyrlin die Schwarzen Ajah erwähnt hatte, und ihre Knöchel waren weiß vor Anstrengung, so verkrampfte sie ihre Hände in den Zopf. Sie sagte verbissen: »Das sind alles vollwertige Aes Sedai. Egwene wurde noch nicht einmal zur Aufgenommenen erhoben, und Ihr wißt, daß ich nicht einmal eine Kerze anzünden kann, wenn ich nicht zornig bin – jedenfalls nicht freiwillig. Welche Chance hätten wir da?«

Egwene nickte zustimmend. Ihre Zunge klebte am Gaumen. *Die Schwarzen Ajah jagen? Da würde ich lieber einen Bären mit der Rute jagen. Sie will uns doch nur Angst einjagen und uns noch weiter bestrafen. Das muß es sein!* Wenn es das war, was die Amyrlin versuchte, dann hatte sie reichlich Erfolg damit.

Die Amyrlin nickte ebenfalls. »Alles, was Ihr sagt, stimmt. Aber jede von Euch ist Liandrin mehr als nur gewachsen, was die reine Geisteskraft anbelangt, und sie ist die stärkste von ihnen. Natürlich sind sie ausgebildet und Ihr nicht, und Ihr, Nynaeve, leidet im Moment noch unter weiteren Einschränkungen. Aber wenn man kein Ruder

hat, Kind, dann muß eben eine Planke genügen, um das Boot ans Ufer zu paddeln.«

»Aber ich wäre doch nutzlos!« platzte Egwene heraus. Ihre Stimme überschlug sich, doch sie hatte zuviel Angst, um sich zu schämen. *Sie meint das wirklich so! O Licht, das war ernst gemeint! Liandrin hat mich den Seanchanern übergeben, und nun will sie, daß wir dreizehn von der Sorte jagen!* »Meine Studien, die Unterrichtsstunden, die Arbeit in der Küche! Anaiya Sedai wird sicher noch weiter mit mir arbeiten wollen, um herauszubekommen, ob ich zu den Träumern gehöre. Ich werde kaum Zeit zum Schlafen und Essen übrig haben. Wie kann ich da noch irgendwen jagen?«

»Ihr werdet die Zeit dazu finden müssen«, sagte die Amyrlin, die nun wieder kühl und ernst wirkte, als wäre die Jagd nach Schwarzen Ajah nicht schlimmer, als den Fußboden zu fegen. »Als Aufgenommene wählt Ihr Eure eigenen Studiengebiete aus, innerhalb gewisser Grenzen natürlich, und auch die Unterrichtszeiten. Und die Regeln sind bei den Aufgenommenen ein wenig lockerer. Ein wenig. Sie müssen aufgespürt werden, Kind.«

Egwene sah Nynaeve an, doch alles, was die sagte, war: »Warum schließt Ihr Elayne nicht hierbei mit ein? Es kann ja wohl nicht sein, daß Ihr glaubt, sie sei eine Schwarze Ajah! Hat es damit zu tun, daß sie die Tochter-Erbin von Andor ist?«

»Schon beim ersten Wurf ein volles Netz, Kind. Wenn ich könnte, würde ich sie bei Euch lassen, aber im Moment macht mir Morgase schon genug Ärger. Wenn ich sie auf den rechten Pfad zurückgeführt habe, wird Elayne sich Euch möglicherweise anschließen. Vielleicht.«

»Dann haltet doch auch Egwene heraus«, sagte Nynaeve. »Sie ist ja kaum alt genug, um eine Frau genannt zu werden. Ich werde schon für Euch jagen.« Egwene gab einen protestierenden Laut von sich – *Ich bin eine Frau!* –, doch die Amyrlin kam ihr zuvor.

»Ich will Euch nicht als Köder benützen, Kind. Wenn ich hundert von Euch hätte, wäre ich immer noch nicht glücklich, aber da Ihr nur zu zweit seid, muß es eben so gehen.«

»Nynaeve«, sagte Egwene, »ich verstehe dich nicht. Meinst du damit, daß du das wirklich tun willst?«

»Es ist nicht gerade das, was ich tun möchte«, sagte Nynaeve müde, »aber ich mache mich lieber auf die Jagd nach ihnen, als hier herumzusitzen und mich zu fragen, ob die Aes Sedai, die mich gerade unterrichtet, vielleicht ein Schattenfreund ist. Und was immer sie vorhaben: Ich werde nicht darauf warten, bis sie soweit sind.«

Egwene verursachte ihre eigene Entscheidung Magenschmerzen, aber sie sagte tapfer: »Dann mache ich mit. Ich will genausowenig wie du herumsitzen und warten.« Nynaeve öffnete den Mund, und Egwene fühlte einen Moment lang Zorn in sich aufsteigen. Das war aber nach all der Angst wie eine Erleichterung. »Und wage ja nicht wieder zu sagen, ich sei zu jung. Wenigstens kann ich die Macht benützen, wann immer ich will. Die meiste Zeit über. Ich bin kein kleines Kind mehr, Nynaeve.«

Nynaeve stand da, zog an ihrem Zopf und sagte kein Wort. Schließlich jedoch lockerte sich ihre Haltung. »Du bist keines mehr, ja? Ich habe mir eingeredet, daß du eine Frau seist, aber ich glaube, ich habe es innerlich einfach nicht begreifen wollen. Mädchen, ich … Nein. Frau. Frau, ich hoffe, dir ist klar, daß du mit mir zusammen in einen Kochtopf gehüpft bist, unter dem das Feuer vielleicht schon brennt.«

»Das weiß ich.« Egwene war stolz darauf, daß ihre Stimme bei diesen Worten kaum noch bebte.

Die Amyrlin lächelte erfreut, doch in dem Blick aus ihren blauen Augen lag etwas, das Egwene vermuten ließ, sie habe die ganze Zeit über mit dieser Entscheidung gerechnet. In diesem Moment spürte sie die Fäden des Puppenspielers wieder an Händen und Füßen.

»Verin …« Die Amyrlin zögerte und murmelte dann mehr in sich hinein: »Wenn ich schon jemandem trauen muß, warum dann nicht ihr? Sie weiß bereits genausoviel wie ich und vielleicht sogar mehr.« Ihre Stimme wurde wieder lauter. »Verin wird Euch alles berichten, was über Liandrin und die anderen bekannt ist. Sie wird Euch auch eine Liste der gestohlenen *Ter'angreale* geben und was man mit ihrer Hilfe tun kann. Soweit wir das eben wissen. Was mögliche in der Burg verbliebene Schwarze Ajah betrifft … Haltet die Augen und Ohren auf, und seid vorsichtig mit Euren Fragen. Verhaltet Euch wie die Mäuse. Wenn Ihr auch nur einen Verdacht habt, dann berichtet mir davon. Ich werde mich selbst ein wenig um Euch kümmern. Keiner wird das für eigenartig halten, da ich Euch ja derart bestraft habe. Ihr könnt mir berichten, wenn ich Euch besuche. Denkt aber daran: Sie haben bereits Menschen getötet. Sie werden das vielleicht auch wieder tun!«

»Das ist ja schön und gut«, sagte Nynaeve, »aber wir sind immer noch nur Aufgenommene, sollen jedoch Aes Sedai jagen. Jede Schwester kann uns befehlen, uns um unsere eigenen Aufgaben zu kümmern, oder uns wegschicken, ihre Wäsche zu waschen. Wir haben dann keine andere Wahl, als zu gehorchen. Es gibt Orte, an die eine Aufgenommene nicht gehen darf, und Dinge, die sie nicht tun darf. Licht, wenn wir sicher wären, daß eine Schwester zu den Schwarzen Ajah gehört, könnte sie den Wachen ohne weiteres befehlen, uns in unseren Zimmern

einzusperren und dort gefangenzuhalten. Sie würden gehorchen. Sie würden doch das Wort einer Aufgenommenen nicht über das einer Aes Sedai stellen.«

»Im allgemeinen«, erwiderte die Amyrlin, »müßt Ihr Euch an die Regeln für die Aufgenommenen halten. Es soll ja schließlich niemand Verdacht schöpfen. Aber …« Sie öffnete den schwarzen Kasten auf ihrem Schreibtisch, zögerte dann aber und sah die beiden Frauen an, als sei sie immer noch nicht sicher, ob sie es wirklich tun solle. Dann nahm sie einige feste, gefaltete Blätter heraus. Sie sah sie kurz durch, zögerte nochmals und wählte schließlich zwei davon aus. Die anderen legte sie in den Kasten zurück. Die beiden Dokumente übergab sie Egwene und Nynaeve. »Versteckt sie gut. Sie sind nur für den Notfall bestimmt.«

Egwene entfaltete den starken Papierbogen. Die Schrift darauf war gestochen scharf und abgerundet, und unten befand sich das Siegel mit der Weißen Flamme von Tar Valon.

Was der Besitzer tut, geschieht auf meinen Befehl und kraft meiner Autorität.
Gehorcht und schweigt gemäß meinem Befehl.
Siuan Sanche
Wächterin über die Siegel
Flamme von Tar Valon
Der Amyrlin-Sitz

»Damit könnte ich ja so ziemlich alles tun«, sagte Nynaeve staunend. »Den Wachen den Marschbefehl erteilen. Die Behüter kommandieren.« Sie lachte ein wenig dabei. »Damit könnte ich einen Behüter tanzen lassen.«

»Bis ich es herausfände«, stimmte die Amyrlin trocken zu. »Wenn Ihr keinen äußerst überzeugenden Grund dafür vorweisen könntet, würde ich dafür sorgen, daß Ihr Euch wünscht, Liandrin hätte Euch gefangen.«

»Ich habe nicht gesagt, daß ich so etwas tun werde«, sagte Nynaeve schnell. »Ich meine damit, es verleiht mir mehr Autorität, als ich mir vorgestellt hatte.«

»Ihr werdet sie möglicherweise brauchen. Aber denkt daran, Kind: Ein Schattenfreund gibt genausowenig auf dieses Papier wie irgendein Weißmantel. Beide würden Euch vermutlich schon deshalb töten, weil Ihr dieses Papier besitzt. Wenn dieses Dokument ein Schild wäre … Doch Papierschilde sind dünn, und auf diesem ist vielleicht eine Zielscheibe aufgemalt.«

»Ja, Mutter«, sagten Egwene und Nynaeve wie aus einem Munde. Egwene faltete ihr Dokument zusammen und steckte es in ihre Gürteltasche. Sie beschloß, es nur dann wieder herauszunehmen, wenn es absolut notwendig war.
Und woher weiß ich, wann das der Fall ist?

»Was ist mit Mat?« fragte Nynaeve. »Er ist sehr krank, Mutter, und es bleibt ihm nicht mehr viel Zeit.«

»Ich werde Euch benachrichtigen«, antwortete die Amyrlin knapp.

»Aber Mutter …«

»Ich werde Euch schon benachrichtigen! Jetzt aber weg mit Euch, Kinder. Die Hoffnung der Burg ruht auf Euren Schultern. Geht jetzt in Eure Zimmer, und ruht Euch ein wenig aus. Denkt daran: Ihr habt beide eine Verabredung mit Sheriam und den Kochtöpfen.«

Der Graue Mann

Außerhalb des Arbeitszimmers der Amyrlin waren die Gänge leer bis auf ein paar Dienerinnen, die in weichen Hausschuhen flink und leise ihren Geschäften nachgingen. Egwene war dankbar für ihre Gegenwart. Die Säle erschienen ihr mit einemmal wie Höhlen, trotz all der Wandbehänge und Steinfriese. Gefährliche Höhlen.

Nynaeve schritt zielbewußt voran. Egwene mußte sich beeilen, um Schritt zu halten. Sie wollte nicht allein zurückbleiben.

»Falls immer noch Schwarze Ajah hier sind, Nynaeve, und sie auch nur ahnen, was wir tun … Ich hoffe, du hast es nicht ernst gemeint, als du sagtest, wir sollten uns verhalten, als hätten wir schon die Drei Eide abgelegt. Ich habe nicht die Absicht, mich von ihnen umbringen zu lassen, wenn ich das mit Hilfe der Macht verhindern kann.«

»Falls noch welche von ihnen hier sind, Egwene, werden sie wissen, was wir vorhaben, sobald sie uns sehen.« Trotz ihrer Worte schien Nynaeve nicht ganz bei der Sache zu sein. »Oder sie werden uns zumindest als Bedrohung ansehen, und das bedeutet für uns die gleiche Gefahr.«

»Wieso werden sie uns als Bedrohung ansehen? Niemand bedroht jemanden, der ihn letzten Endes herumkommandieren kann. Niemand fühlt sich von Frauen bedroht, die Töpfe schrubben und dreimal am Tag die Spucknäpfe ausleeren müssen. Deshalb schickt uns die Amyrlin in die Küche zum Arbeiten. Zumindest ist das ein Teil ihrer Gründe.«

»Vielleicht hat die Amyrlin das nicht gründlich genug durchdacht«, sagte Nynaeve abwesend. »Oder sie plant etwas anderes, als sie uns wissen läßt! Denk nach, Egwene. Liandrin hätte gar nicht versucht, uns aus dem Weg zu schaffen, wenn wir nicht eine Bedrohung für sie dargestellt hätten. Ich weiß wohl nicht, wie und warum, aber das ändert sowieso nichts. Falls noch eine Schwarze Ajah hier ist, wird sie uns auf die gleiche Weise betrachten, ob sie uns nun im Verdacht hat oder nicht.«

Egwene schluckte. »Daran hatte ich nicht gedacht. Licht, ich wünschte, ich wäre unsichtbar. Nynaeve, wenn sie immer noch hinter uns her sind, riskiere ich lieber eine Dämpfung, als daß ich mich von Schattenfreunden umbringen lasse oder noch Schlimmeres! Und ich kann nicht glauben, daß du dich von ihnen erwischen läßt, gleich, was du der Amyrlin gesagt hast.«

»Ich habe es ernst gemeint.« Einen Augenblick lang schien Nynaeve aus ihrer Nachdenklichkeit zu erwachen. Ihre Schritte wurden langsamer. Eine weißblonde Novizin huschte mit einem Tablett an ihnen vorbei. »Ich habe wirklich jedes Wort ernst gemeint, Egwene.« Nynaeve fuhr fort, als die Novizin außer Hörweite war: »Es gibt andere Möglichkeiten, uns zu verteidigen. Wenn nicht, würden jedesmal Aes Sedai getötet, kaum daß sie die Burg verlassen. Wir müssen nur herausfinden, wie das geht, und es genauso machen.«

»Ich kenne bereits mehrere Möglichkeiten, genau wie du.«

»Sie sind zu gefährlich.« Egwene öffnete den Mund, um zu erwidern, sie seien nur für den gefährlich, der sie angreife, doch Nynaeve ließ sie nicht zu Wort kommen. »Es kann sein, daß es dir zu gut gefällt. Als ich heute morgen meine Wut an den Weißmänteln ausließ … habe ich mich verlockend gut gefühlt. Es ist zu gefährlich!« Sie schauderte und beschleunigte ihre Schritte wieder, worauf auch Egwene schneller gehen mußte, um nicht zurückzubleiben.

»Du hörst dich an wie Sheriam. Das war früher nicht so. Da hast du den Bogen fast immer überspannt. Warum nimmst du jetzt solche Einschränkungen hin, wenn wir sie vielleicht doch ignorieren müssen, um zu überleben?«

»Was hilft es uns, wenn wir am Ende aus der Burg gewiesen werden? Vor oder nach einer Dämpfung ist dann schon einerlei.« Nynaeves Stimme wurde leiser, als spräche sie mit sich selbst. »Ich kann es schaffen. Ich muß, wenn ich lange genug hierbleiben will, um alles zu lernen, und ich muß es lernen, wenn ich …« Mit einemmal schien ihr klarzuwerden, daß sie laut gesprochen hatte. Sie warf Egwene einen scharfen Blick zu, und ihre Stimme wurde wieder fester. »Laß mich darüber nachdenken. Bitte sei ruhig und laß mich denken.«

Egwene blieb still, doch in ihrem Innern brodelten unausgesprochene Fragen. Welchen besonderen Grund hatte Nynaeve, mehr von dem zu erlernen, was ihr die Weiße Burg in dieser Hinsicht bieten konnte? Was wollte sie damit anfangen? Warum machte Nynaeve ihr gegenüber ein Geheimnis daraus? *Geheimnisse. Wir haben viel zu sehr gelernt, Dinge geheimzuhalten, seit wir zur Burg kamen. Auch die Amyrlin hat ihre Geheimnisse vor uns. Licht, was wird sie in bezug auf Mat unternehmen?*

Nynaeve begleitete sie zurück zu den Quartieren der Novizinnen. Sie bog nicht zu den Zimmern der Aufgenommenen hin ab. Die Balkone waren noch immer menschenleer, und auch auf der langen Wendeltreppe trafen

sie niemanden.

Als sie an Elaynes Tür vorbeikamen, blieb Nynaeve stehen, klopfte kurz an und steckte dann sofort den Kopf hinein, ohne auf eine Antwort zu warten. Dann ließ sie die weiße Tür wieder zufallen und ging weiter zur nächsten, die in Egwenes Zimmer führte. »Sie ist noch nicht da«, sagte sie. »Ich muß mit euch beiden sprechen.«

Egwene packte sie an den Schultern und hielt sie abrupt an. »Was …?« Etwas zupfte an ihrem Haar und stach ihr Ohrläppchen. Ein schwarzer Schemen huschte an ihrem Gesicht vorbei und knallte gegen die Wand. Im nächsten Augenblick warf sich Nynaeve auf sie und drückte sie hinter dem Geländer zu Boden.

Mit weit aufgerissenen Augen lag Egwene flach auf dem Bauch und starrte das an, was nun auf dem Boden des Balkons vor ihrer Nase lag: ein Bolzen von einer Armbrust. In den vier schweren Widerhaken hingen noch einige dunkle Haarsträhnen. Solch ein Bolzen konnte eine Rüstung durchschlagen. Sie hob eine zitternde Hand an ihr Ohr und berührte eine winzige Wunde, an der noch ein Blutstropfen hing. *Wenn ich nicht in dem Moment gerade stehengeblieben wäre … Wenn ich nicht …* Der Bolzen hätte ihren Kopf glatt durchbohrt und vielleicht auch noch Nynaeve getötet. »Blut und Asche«, keuchte sie. »Blut und blutige Asche!«

»Drücke dich bitte nicht so ordinär aus«, mahnte Nynaeve, aber es klang nicht sehr ernst. Sie lag da und blickte zwischen den weißen Steinpfeilern des Geländers hindurch zur anderen Seite hinüber. In Egwenes Augen wurde sie von einem Glühen umgeben. Sie hatte *Saidar* berührt.

Schnell versuchte auch Egwene, die Eine Macht zu berühren, aber zuerst gelang es ihr nicht. Immer wieder glitten Bilder durch ihr Bewußtsein, so daß sie sich die Leere, das Nichts, nicht vorstellen konnte. Sie sah ständig ihren Kopf vor sich, der von dem schweren Bolzen zerfetzt wurde. Anschließend erwischte es auch Nynaeve. Sie atmete tief durch und versuchte es erneut. Endlich schwebte die Rose in der Leere, öffnete sich der Wahren Quelle, und die Macht erfüllte sie.

Sie rollte sich herum und folgte Nynaeves Blick. »Siehst du irgend etwas? Siehst du ihn? Ich werde ihn mit einem Blitz zerschmettern!« Sie fühlte, wie sich in ihr der Blitz aufbaute. Der Druck wuchs. »Es ist doch ein Mann, oder?« Sie konnte sich nicht vorstellen, daß ein Mann in die Quartiere der Novizinnen eindrang, aber es war noch weniger vorstellbar, daß eine Frau eine Armbrust durch die Burg trug.

»Ich weiß es nicht.« Unterdrückter Zorn erfüllte Nynaeves Stimme. Ihr Zorn war immer dann am schlimmsten, wenn sie ganz ruhig wurde. »Ich glaubte, zu sehen … Ja! Dort!« Egwene fühlte, wie die Macht die andere Frau durchströmte, und dann stand Nynaeve gelassen auf und strich ihr Kleid glatt, als hätte sie sonst keine Sorgen.

Egwene sah sie verblüfft an. »Was? Was hast du getan? Nynaeve?«

»Von den Fünf Mächten«, sagte Nynaeve schulmeisterlich mit leicht spöttischem Unterton, »wird die Luft, manchmal auch Wind genannt, von vielen für die nutzloseste gehalten. Das ist jedoch nicht wahr.« Sie lachte unsicher. »Ich habe dir doch gesagt, daß es noch andere Möglichkeiten gibt, uns zu verteidigen. Ich benützte die Luft, um ihn festzuhalten. Falls es ein ›er‹ ist; ich konnte ihn nicht deutlich erkennen. Den Trick hat mir die Amyrlin einmal gezeigt, obwohl ich nicht glaube, daß sie von mir erwartete, ihn zu durchschauen. Also, willst du den ganzen Tag hier liegenbleiben?«

Egwene raffte sich auf und eilte hinter ihr her um die Galerie herum. Nach kurzer Zeit kam ein Mann in Sicht. Er war in einfache braune Hosen und einen braunen Mantel gekleidet. Er blickte von ihnen weg und stand auf den Zehenspitzen eines Fußes, während der andere Fuß in der Luft hing, als renne er gerade in dem Moment. Der Mann fühlte sich vermutlich, als stecke er in einer zähen Flüssigkeit, obwohl ihn nur die verfestigte Luft so hielt. Egwene erinnerte sich auch an den Trick der Amyrlin, aber sie glaubte nicht, daß sie ihn hätte nachvollziehen können. Nynaeve aber mußte etwas nur ein einziges Mal sehen, dann wußte sie, wie man das machte. Falls sie es gerade fertigbrachte, die Macht zu benützen.

Sie kamen näher, und der Schock ließ Egwenes Bindung an die Macht dahinschwinden. Aus der Brust des Mannes ragte der Griff eines Dolches. Sein Gesicht war erschlafft, und der Tod überzog seine halbgeschlossenen Augen mit einem dünnen Schleier. Als Nynaeve die Falle auflöste, die ihn festhielt, sackte er auf den Fußboden.

Der Mann sah ganz gewöhnlich aus, war von durchschnittlicher Größe und Gestalt, und seine Gesichtszüge wirkten so unauffällig, daß Egwene glaubte, sie hätte ihn überhaupt nicht bemerkt, wenn er nur mit zwei anderen Leuten zusammengestanden hätte. Sie betrachtete ihn ganz kurz, und dann bemerkte sie, daß etwas fehlte: eine Armbrust.

Sie zuckte zusammen und blickte sich nervös um. »Da muß noch jemand anders gewesen sein, Nynaeve. Jemand hat die Armbrust mitgenommen – und ihn erstochen. Vielleicht ist er irgendwo dort draußen und schießt gleich wieder auf uns.«

»Beruhige dich«, sagte Nynaeve, spähte aber ebenfalls erst nach der einen und dann nach der anderen Richtung.

»Sei nur ganz ruhig, und wir überlegen, was zu tun …« Als sie auf der Wendeltreppe Schritte hörte, brach sie schnell ab.

Egwenes Herz klopfte ihr bis zum Hals. Ihren Blick fest auf die oberste Stufe der Treppe gerichtet, versuchte sie verzweifelt, *Saidar* zu berühren, doch das erforderte Ruhe, und die wiederum wurde durch ihr Herzklopfen vertrieben.

Sheriam Sedai blieb auf der obersten Stufe stehen und runzelte die Stirn bei dem Anblick, der sich ihr bot. »Was im Namen des Lichts ist hier passiert?« Sie eilte vorwärts, und zum erstenmal war von ihrer Würde nichts mehr zu sehen.

»Wir haben ihn gefunden«, sagte Nynaeve, als die Herrin der Novizinnen neben der Leiche niederkniete.

Sheriam legte eine Hand auf die Brust des Mannes und riß sie noch schneller wieder zurück. Sie gab dabei ein Zischen von sich. Dann nahm sie sich sichtlich zusammen und berührte ihn noch einmal. Diesmal benützte sie offensichtlich die Macht dazu. »Tot«, murmelte sie. »So tot wie überhaupt nur möglich und vielleicht noch mehr.« Als sie sich wieder aufrichtete, zog sie ein Taschentuch aus dem Ärmel und wischte sich die Finger ab. »Ihr habt ihn gefunden? Hier? So, wie er daliegt?«

Egwene nickte. Sie wollte nichts sagen, denn sie war sicher, daß Sheriam ihre Lüge herausgehört hätte.

»Haben wir«, sagte Nynaeve mit fester Stimme.

Sheriam schüttelte den Kopf. »Ein Mann – und auch noch ein toter Mann dazu – in den Quartieren der Novizinnen wäre an sich schon ein Skandal, aber dieser hier …!«

»Was ist an ihm anders?« fragte Nynaeve. »Und wie kann er *mehr* als tot sein?«

Sheriam atmete tief durch und betrachtete beide Frauen forschend. »Es ist einer der Seelenlosen. Ein Grauer Mann.« Geistesabwesend wischte sie sich noch mal die Finger ab und sah wieder zu der Leiche hinüber. Ihr Blick war besorgt.

»Die Seelenlosen?« fragte Egwene mit zitternder Stimme, und beinahe im gleichen Moment fragte Nynaeve: »Ein Grauer Mann?«

Sheriam warf ihnen einen kurzen, aber um so durchdringenderen Blick zu. »Das ist noch nicht Teil Eures Lehrstoffes, aber Ihr scheint auf viele verschiedene Arten sämtliche Regeln zu durchbrechen. Und da Ihr diesen … gefunden habt …« Sie deutete auf den Leichnam. »Die Seelenlosen, die Grauen Männer, geben ihre Seele auf, um dem Dunklen König als Attentäter zu dienen. Danach leben sie nicht mehr richtig. Sie sind nicht ganz tot, leben aber auch nicht. Und trotz der Bezeichnung sind einige der ›Grauen Männer‹ auch Frauen. Einige wenige. Selbst unter den Schattenfreunden sind nur wenige Frauen dumm genug, dieses Opfer zu bringen. Ihr könnt sie genau ansehen, und trotzdem bemerkt Ihr sie nicht, bis es zu spät ist. Er war schon genauso tot, als er noch unter den Lebenden wandelte. Nun sagen mir lediglich meine Augen, daß das, was hier liegt, überhaupt einmal gelebt hat.« Sie sah sie noch einmal lange an. »Kein Grauer Mann hat mehr gewagt, Tar Valon zu betreten, seit die Trolloc-Kriege vorüber sind.«

»Was werdet Ihr nun tun?« fragte Egwene. Sheriam zog die Augenbrauen hoch, und sie fügte schnell hinzu: »Falls ich das fragen darf, Sheriam Sedai.«

Die Aes Sedai zögerte. »Ich denke schon, daß Ihr fragen dürft, denn Ihr hattet ja auch das Pech, ihn zu finden. Die Amyrlin wird das entscheiden, aber ich glaube, nach all dem, was zuletzt geschehen ist, wird sie das soweit wie möglich geheimhalten wollen. Wir brauchen nicht noch mehr Gerüchte. Ihr werdet mit niemandem außer mir darüber sprechen, und natürlich mit der Amyrlin, falls sie es zuerst erwähnt.«

»Ja, Aes Sedai«, sagte Egwene inbrünstig. Nynaeves Stimme klang kühler.

Sheriam nahm ihren Gehorsam als etwas ganz Selbstverständliches hin. Sie ließ nicht erkennen, daß sie sie überhaupt gehört hatte. Ihre Aufmerksamkeit galt ganz dem toten Mann. Dem Grauen Mann. Dem Seelenlosen. »Die Tatsache, daß ein Mann getötet wurde, wird sich nicht verbergen lassen.« Plötzlich umgab sie das Glühen der Einen Macht, und genauso unvermittelt lag der Körper auf dem Boden unter einer niedrigen Glocke. Sie war durchscheinend grau, und darunter konnte man den Körper nur noch schwer erkennen. »Aber das wird jede, die seine Art erkennen könnte, davon abhalten, ihn zu berühren. Ich muß das entfernen lassen, bevor die Novizinnen zurückkommen.«

Ihre schrägstehenden, grünen Augen betrachteten sie, als habe sie sich gerade erst an ihre Gegenwart erinnert. »Ihr beiden geht jetzt weg. Am besten in Euer Zimmer, Nynaeve. Wenn man bedenkt, was Ihr schon alles zu bewältigen habt … Man darf nicht erfahren, daß Ihr in diese Sache verwickelt seid, selbst wenn es nur am Rande ist. Geht!«

Egwene knickste und zupfte an Nynaeves Ärmel, aber Nynaeve sagte: »Warum seid Ihr hier heraufgekommen, Sheriam Sedai?«

Einen Augenblick lang schaute Sheriam überrascht drein, doch dann runzelte sie sogleich die Stirn. »Muß die Herrin der Novizinnen plötzlich eine Entschuldigung haben, wenn sie die Quartiere der Novizinnen besucht, Aufgenommene?« fragte sie leise. »Stellen Aufgenommene nun plötzlich die Aes Sedai in Frage? Die Amyrlin hat vor, aus Euch beiden etwas zu machen, aber ob sie das nun schafft oder nicht, ich werde Euch wenigstens Manieren beibringen. Nun geht aber, Ihr beiden, bevor ich Euch in mein Arbeitszimmer schleife, und das keineswegs bereits für den Termin dort, den die Amyrlin für Euch vorgesehen hat.«

Mit einemmal kam Egwene ein Gedanke. »Verzeiht mir, Sheriam Sedai«, sagte sie schnell, »aber ich muß meinen Umhang noch holen. Mich friert.« Sie eilte weg um die Galerie herum, bevor die Aes Sedai etwas erwidern konnte. Falls Sheriam den Armbrustbolzen vor ihrer Tür fand, würde sie zu viele Fragen stellen. Dann könnten sie nicht mehr behaupten, sie hätten lediglich den Mann gefunden und sonst nichts mit ihm zu tun. Doch als sie die Tür zu ihrem Zimmer erreichte, war der schwere Bolzen fort. Nur die Scharte im Stein neben der Tür zeigte, daß er dort eingeschlagen war.

Egwene bekam eine Gänsehaut. *Wie konnte jemand den Bolzen entfernen, ohne daß wir es bemerkten? Ein weiterer Grauer Mann!* Sie berührte ganz unbewußt *Saidar*. Nur der süße Strom der Macht in ihr sagte ihr, was sie getan hatte. Trotzdem tat sie etwas, was zum Schwersten gehörte, das sie jemals unternommen hatte: Sie öffnete die Tür und trat in ihr Zimmer. Es war niemand da. Sie schnappte sich den weißen Umhang vom Haken und rannte hinaus, und sie ließ *Saidar* nicht fahren, bis sie fast wieder bei den anderen angelangt war.

Zwischen den Frauen mußte während ihrer Abwesenheit noch etwas vorgefallen sein. Nynaeve bemühte sich, demütig zu wirken, brachte es aber nur fertig, dreinzuschauen, als habe sie Sodbrennen. Sheriam hatte die Fäuste in die Hüften gestemmt und klopfte irritiert mit der Fußspitze auf den Boden. Sie bedachte Nynaeve mit einem zornigen Blick, und Egwene wurde sofort darin mit einbezogen.

»Verzeiht, Sheriam Sedai«, sagte sie schnell, knickste vor ihr und warf sich gleichzeitig den Umhang über. »Das alles … einen toten Mann zu entdecken … einen … einen Grauen Mann! – das hat mich frieren lassen. Können wir jetzt gehen?«

Sheriam nickte knapp, und Nynaeve machte ihren üblichen sehr kurz angebundenen Knicks. Egwene packte sie am Arm und zog sie weg.

»Willst du uns noch mehr Schwierigkeiten einhandeln?« fragte sie zwei Ebenen weiter unten. Sie befanden sich außer Hörweite von Sheriam, hoffte sie jedenfalls. »Was hast du noch zu ihr gesagt, daß sie so böse dreinschaute? Noch mehr Fragen, schätze ich! Ich hoffe, du hast etwas erfahren, was ihren Zorn auf uns wert war!«

»Sie hat gar nichts gesagt«, knurrte Nynaeve. »Wir müssen Fragen stellen, wenn wir etwas erreichen wollen, Egwene. Es ist ein wenig Risiko wert, denn sonst erfahren wir überhaupt nichts.«

Egwene seufzte. »Na ja, aber sei ein bißchen umgänglicher dabei!« Nach Nynaeves Gesichtsausdruck zu schließen, hatte sie nicht die Absicht, verbindlicher zu werden oder Risiken aus dem Weg zu gehen. Egwene seufzte noch einmal. »Der Armbrustbolzen war weg, Nynaeve. Er muß von einem anderen Grauen Mann entfernt worden sein.«

»Deshalb bist du also … Licht!« Nynaeve runzelte die Stirn und riß an ihrem Zopf.

Nach einer Weile sagte Egwene: »Was war denn das, womit sie die … den Körper verdeckt hat?« Sie vermied es, noch einmal an die Bezeichnung Grauer Mann zu denken. Das erinnerte sie zu sehr daran, daß draußen noch einer von der Sorte lauerte. Eigentlich wollte sie am liebsten an gar nichts denken.

»Luft«, erwiderte Nynaeve. »Sie benützte ganz einfach Luft dazu. Eine saubere Sache. Ich glaube, ich weiß, wie man sich das zunutze machen kann.«

Der Gebrauch der Einen Macht unterlag den Fünf Elementen: Erde, Luft, Feuer, Wasser und Geist. Verschiedenartige Talente erforderten auch unterschiedliche Kombinationen dieser Elemente. »Ich verstehe einiges daran nicht, wie man die Fünf Elemente kombiniert. Nimm zum Beispiel die Heilung von Krankheiten oder Verletzungen. Klar, daß man dazu den Geist benötigt und vielleicht auch die Luft, aber warum das Wasser?«

Nynaeve fuhr sie an: »Was redest du denn da? Hast du vergessen, was wir tun müssen?« Sie sah sich um. Sie hatten die Quartiere der Aufgenommenen erreicht, die einige Galerien tiefer lagen als die der Novizinnen. Sie waren von einem Garten umgeben. Es war nur eine Aufgenommene zu sehen, die auf einer anderen Ebene weitereilte, doch sie senkte die Stimme: »Hast du die Schwarzen Ajah vergessen?«

»Ich versuche jedenfalls, sie zu vergessen«, sagte Egwene erhitzt. »Eine Weile lang wenigstens. Ich versuche auch, zu vergessen, daß wir gerade einen toten Mann zurückgelassen haben. Ich versuche, zu vergessen, daß er mich beinahe getötet hätte und daß er einen Gefährten hat, der das vielleicht noch einmal versuchen wird.« Sie berührte ihr Ohr. Der Blutstropfen war getrocknet, aber die Schramme schmerzte noch. »Wir hatten Glück, daß wir jetzt nicht

beide tot sind.«

Nynaeves Gesichtsausdruck besänftigte sich, und als sie weitersprach, klang es ein wenig wie bei der Dorfheilerin von Emondsfelde, wenn sie jemanden beruhigen mußte. »Behalte diese Leiche gut in Erinnerung, Egwene. Denke daran, daß dieser Mann dich töten wollte. Uns töten wollte. Denke auch immer an die Schwarzen Ajah. Die ganze Zeit über mußt du das im Hinterkopf behalten. Denn wenn du nur einmal nicht daran denkst, kann es bereits im nächsten Moment zu spät sein, und du bist tot.«

»Ich weiß«, seufzte Egwene. »Aber es muß mir ja nicht auch noch gefallen.«

»Hast du bemerkt, was Sheriam nicht erwähnt hat?«

»Nein. Was?«

»Sie hat überhaupt nicht danach gefragt, wer ihn wohl erdolcht hat. Also komm jetzt. Mein Zimmer liegt gleich dort drüben, und wenn wir uns drinnen weiter unterhalten, kannst du wenigstens die Füße hochlegen.«

Drei Jägerinnen

Nynaeves Zimmer war um einiges größer als die Kammern der Novizinnen. Sie hatte ein richtiges Bett darin und nicht eine in die Wand eingebaute Koje, zwei Lehnstühle statt eines Hockers und einen Kleiderschrank. Die Möbel waren schlicht wie in einem besseren Bauernhaus, aber verglichen mit der Einrichtung bei den Novizinnen waren die Aufgenommenen von Luxus umgeben. Es gab sogar einen kleinen Teppich, der auf blauem Untergrund gelbe und rote Runenmuster aufwies. Das Zimmer war aber nicht leer, als Egwene und Nynaeve eintraten.

Elayne stand vor dem Kamin und hatte die Arme vor der Brust verschränkt. Ihre Augen waren gerötet, und das offensichtlich zumindest teilweise vor Zorn. Zwei hochgewachsene junge Männer saßen auf den Lehnstühlen. Einer hatte seinen dunkelgrünen Mantel geöffnet, so daß sein schneeweißes Hemd sichtbar war. Seine Augen waren genauso blau wie die Elaynes und sein Haar genauso rotblond. Auch sein grinsendes Gesicht wies ihn ganz unverkennbar als Elaynes Bruder aus. Der andere, etwa gleich alt wie Nynaeve und mit einem grauen, ordentlich zugeknöpften Mantel angetan, war gertenschlank und hatte dunkles Haar und ebenso dunkle Augen. Er erhob sich mit einer fließend eleganten Bewegung und offensichtlich großem Selbstvertrauen, als Egwene und Nynaeve eintraten. Egwene konnte sich nicht helfen, aber sie hielt ihn für den bestaussehenden Mann, den sie jemals kennengelernt hatte. Er hieß Galad.

»Es ist schön, Euch wiederzusehen«, sagte er und nahm ihre Hand in die seine. »Ich habe mir Euretwegen Sorgen gemacht. Wir waren sehr beunruhigt.«

Ihr Pulsschlag beschleunigte sich, und sie zog schnell ihre Hand zurück, bevor er es bemerkte. »Danke, Galad«, murmelte sie. *Licht, sieht der gut aus!* Sie sagte sich, daß sie aufhören müsse, an ihn zu denken. Das war nicht leicht. Statt dessen ertappte sie sich dabei, wie sie ihr Kleid glattstrich und sich wünschte, es wäre aus Seide anstelle dieser einfachen Wolle – vielleicht eines dieser Domani-Kleider, von denen Min ihr erzählt hatte, die so dünn und anschmiegsam waren, daß man glaubte, sie seien durchsichtig, auch wenn das gar nicht der Fall war. Sie errötete heftig und verbannte die Vorstellung aus ihrem Geist. Sie hoffte, er werde ihr Erröten nicht bemerken. Es half nichts, daß die Hälfte aller Frauen in der Burg – von den Küchenmädchen bis hin zu den Aes Sedai selbst – ihn auf genau die gleiche Weise angafften. Es half auch nichts, daß sein Lächeln wirkte, als sei es nur für sie allein bestimmt. Das machte die Dinge nur noch schlimmer. *Licht, wenn er auch nur ahnt, was ich denke, sterbe ich auf der Stelle!*

Der goldhaarige junge Mann beugte sich auf seinem Stuhl vor. »Die Frage ist nur, wo habt ihr gesteckt? Elayne weicht meinen Fragen aus, als habe sie die Taschen voller Feigen und wolle mir keine abgeben.«

»Ich habe es dir doch gesagt, Gawyn«, sagte Elayne genervt. »Es geht dich nichts an. Ich bin hierhergekommen«, fuhr sie zu Nynaeve gewandt fort, »weil ich nicht allein sein wollte. Sie sahen mich und folgten mir. Sie akzeptieren einfach kein Nein.«

»Anscheinend nicht«, bemerkte Nynaeve trocken.

»Aber es geht uns etwas an, Schwester«, sagte Galad. »Deine Sicherheit geht uns sogar sehr viel an.« Er sah Egwene dabei an, und sie fühlte, wie ihr Herz höher schlug. »Eure Sicherheit ist für mich sehr wichtig. Für uns.«

»Ich bin nicht deine Schwester«, fauchte ihn Elayne an.

»Wenn ihr Gesellschaft braucht«, sagte Gawyn lächelnd zu Elayne, »sind wir wohl gut genug. Und nach allem, was wir durchgemacht haben, um überhaupt hier sein zu können, verdienen wir auch eine Erklärung, wo ihr gewesen seid. Ich lasse mich lieber den ganzen Tag lang von Galad über das Übungsgelände scheuchen, als Mutter eine einzige Sekunde lang gegenüberzustehen. Mir ist noch lieber, wenn Coulin wütend auf mich ist.« Coulin war der Waffenmeister und brachte den jungen Männern, die in die Burg kamen, um sich von ihm ausbilden zu lassen, strengste Disziplin bei, gleich, ob sie nun Behüter werden wollten oder nur von ihnen lernen.

»Du kannst unsere Familienbande verleugnen, soviel du willst«, sagte Galad ernst zu Elayne, »aber sie existieren deshalb immer noch. Und Mutter hat uns für dein Wohlergehen verantwortlich gemacht.«

Gawyn schnitt eine Grimasse. »Sie zieht uns das Fell über die Ohren, Elayne, wenn dir irgend etwas zustößt. Wir mußten uns den Mund fußlig reden, sonst hätte sie uns gleich mit nach Hause geschleppt. Ich habe noch nie davon gehört, daß eine Königin ihre eigenen Söhne zum Henker geschickt hat, aber bei Mutter klang es danach, als werde sie die erste sein, die das tut, wenn wir dich nicht wohlbehalten nach Hause bringen.«

»Ich bin sicher«, meinte Elayne, »daß ihr euch ganz gewiß nur meinetwegen den Mund fußlig geredet habt, und überhaupt nicht, weil ihr hierbleiben wolltet, um von den Behütern zu lernen.« Gawyn war nun mit dem Erröten an

der Reihe.

»Deine Sicherheit war unser Hauptanliegen.« Es klang durchaus ernst gemeint bei Galad, und Egwene war auch davon überzeugt. »Wir brachten es fertig, Mutter davon zu überzeugen, daß ihr bei eurer Rückkehr jemanden braucht, der auf euch aufpaßt.«

»Auf mich aufpassen!« rief Elayne, doch Galad sprach einfach weiter.

»Die Weiße Burg ist zu einem gefährlichen Ort geworden. Es hat Todesfälle gegeben – Morde –, die nicht aufgeklärt worden sind. Sogar ein paar Aes Sedai sind getötet worden, obwohl man versucht hat, das zu vertuschen. Und ich habe gerüchteweise von Schwarzen Ajah gehört, und das sogar in der Burg selbst. Mutter hat befohlen, dich nach Caemlyn zurückzubringen, sobald deine Ausbildung so weit fortgeschritten ist, daß du unbeschadet zurückkehren kannst.«

Anstatt einer Antwort hob Elayne nur die Nase noch ein wenig höher und wandte sich von ihm ab.

Gawyn fuhr sich entmutigt mit der Hand durch das Haar. »Licht, Nynaeve, Galad und ich sind doch keine Verbrecher. Alles, was wir wollen, ist doch zu helfen! Wir würden das sowieso tun, aber Mutter hat es befohlen, also könnt ihr uns das auch nicht ausreden.«

»Morgases Befehle haben in Tar Valon keine Gültigkeit«, sagte Nynaeve gelassen. »Was euer Angebot betrifft, uns zu helfen, so werde ich mich daran erinnern. Sollten wir Hilfe benötigen, werdet ihr unter den ersten sein, die davon erfahren. Aber jetzt wünsche ich, daß ihr geht.« Sie deutete entschlossen auf die Tür, doch er ignorierte sie.

»Das ist alles schön und gut, aber Mutter wird wissen wollen, ob Elayne zurückgekommen ist. Und warum sie, ohne ein Wort zu sagen, fortgelaufen ist und was sie all diese Monate über getan hat. Licht, Elayne! Die ganze Burg war in Aufruhr. Mutter war halb verrückt vor Angst.« Elaynes Gesicht nahm einen leicht schuldbewußten Ausdruck an, und Gawyn nützte das aus. »Das bist du ihr schuldig, Elayne. Und das bist du auch mir schuldig. Seng mich, aber du bist so stur wie ein Maulesel. Du warst monatelang fort, und alles, was ich vor dir weiß, ist, daß du dich mit Sheriam angelegt hast. Und das weiß ich auch nur, weil du geheult hast und dich nicht hinsetzen willst.« Elaynes beleidigter Blick zeigte, daß er den errungenen Vorteil wieder verspielt hatte.

»Genug«, sagte Nynaeve. Galad und Gawyn öffneten gleichzeitig den Mund, doch sie erhob ihre Stimme: »Ich sagte: Genug!« Sie funkelte die beiden derart an, daß sie verstummten, und fuhr dann fort: »Elayne ist euch beiden *nichts* schuldig. Wenn sie es vorzieht, euch nichts zu sagen, dann ist das ihre Sache. Das hier ist mein Zimmer und kein öffentlicher Schankraum. Also raus mit euch!«

»Aber Elayne …«, begann Gawyn im gleichen Moment, in dem Galad sagte: »Wir wollen doch nur …«

Nynaeve sagte so laut, daß sie die beiden übertönte: »Ich bezweifle, daß ihr um Erlaubnis gebeten habt, die Quartiere der Aufgenommenen betreten zu dürfen.« Sie sahen sie überrascht an. »Das dachte ich mir. Ihr werdet aus meinem Zimmer und aus meinen Augen sein, bevor ich bis drei gezählt habe, sonst schicke ich dem Waffenmeister eine Beschwerde über euch. Coulin Gaidin ist viel kräftiger als Sheriam Sedai, und ihr könnt sicher sein, daß ich dabeisein werde, um zu sehen, ob er euch auch richtig verprügelt.«

»Nynaeve, das würdest du doch …«, fing Gawyn besorgt an, doch Galad bedeutete ihm zu schweigen, und er trat auf Nynaeve zu.

Ihre Miene blieb streng, doch unbewußt strich sie ihr Kleid glatt, als er auf sie herablächelte. Egwene war nicht überrascht. Sie hatte wohl außer den Roten Ajah noch keine Frau erlebt, die von Galads Lächeln unbeeindruckt geblieben war.

»Ich entschuldige mich dafür, Nynaeve, daß wir uns unerwünscht aufgedrängt haben«, sagte er verbindlich. »Wir werden natürlich gehen. Aber denkt daran, daß wir hier sind, falls ihr uns braucht. Und was immer euch dazu brachte, von hier fortzulaufen: Wir können euch auch dabei helfen.«

Nynaeve erwiderte sein Lächeln. »Eins«, sagte sie.

Galad blinzelte, und sein Lächeln erstarb. Ruhig wandte er sich Egwene zu. Gawyn stand auf und ging zur Tür. »Egwene«, sagte Galad, »du weißt, daß du immer darauf zählen kannst, daß ich dir zu jeder Zeit und bei allem helfe. Ich hoffe, das vergißt du nicht.«

»Zwei«, sagte Nynaeve.

Galad sah sie irritiert an. »Wir sprechen noch miteinander«, sagte er zu Egwene und beugte sich über ihre Hand. Mit einem Abschiedslächeln trat er ohne jede Eile auf die Tür zu.

»Drrrrrr …« – Gawyn schoß durch die Tür, und selbst Galads Schritt verlor durch eine plötzliche Beschleunigung viel von seiner üblichen Grazie – »… ei«, vollendete Nynaeve, als die Tür auch schon zuknallte.

Elayne klatschte begeistert in die Hände. »Gut gemacht«, sagte sie. »Sehr gut gemacht. Ich wußte noch nicht einmal, daß es Männern verboten ist, die Quartiere der Aufgenommenen zu betreten.«

»Ist es nicht«, sagte Nynaeve trocken, »aber das haben diese Halunken auch nicht gewußt.« Elayne klatschte noch einmal lachend Beifall. »Ich hätte sie ja einfach auf gewöhnliche Art gehen lassen«, fügte Nynaeve hinzu, »wenn Galad nicht so ein Theater gemacht hätte. Dieser junge Mann sieht einfach zu gut aus für sein eigenes Wohlergehen.« Egwene hätte beinahe aufgelacht. Galad war kaum ein Jahr jünger als Nynaeve, wenn überhaupt, und Nynaeve strich sich schon wieder über das Kleid.

»Galad!« fauchte Elayne. »Er wird uns wieder belästigen, und ich weiß nicht, ob dein Trick ein zweitesmal klappen wird. Er tut, was er für richtig hält, gleich, wem er damit weh tut, und wenn er selbst der Leidtragende ist.«

»Dann lasse ich mir etwas anderes einfallen«, sagte Nynaeve. »Wir können es uns nicht leisten, wenn sie uns ständig hinterherlaufen. Elayne, wenn du möchtest, bereite ich dir eine Salbe, die deine Schmerzen lindert.«

Elayne schüttelte den Kopf und legte sich dann der Länge nach bäuchlings aufs Bett. »Wenn Sheriam das merkt, haben wir zweifellos beide einen weiteren Besuch bei ihr vor uns. Du hast nicht viel gesagt, Egwene. Hat es dir die Sprache verschlagen?« Ihr Gesichtsausdruck wurde grimmig. »Oder ist Galad daran schuld?«

Egwene errötete unwillkürlich. »Ich wollte mich einfach nicht mit ihnen herumärgern«, sagte sie so würdevoll wie möglich.

»Selbstverständlich«, brummte Elayne. »Ich gebe ja zu, daß Galad gut aussieht. Aber er ist auch schrecklich. Er tut *immer* das Richtige, so wie er es sieht. Er hat niemals Mutters Befehlen zuwidergehandelt – nicht mal in der kleinsten Sache. Er bringt keine Lüge über die Lippen, nicht mal eine Notlüge, und er übertritt keine Vorschrift. Falls er dich verpetzt, weil du etwas Verbotenes gemacht hast, empfindet er keinerlei Schadenfreude. Er ist höchstens traurig darüber, daß du seinem Maßstab nicht gerecht wurdest. Aber das ändert nichts daran, daß er dich verpetzen wird.«

»Das klingt … unangenehm«, sagte Egwene zurückhaltend, »aber nicht schrecklich. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Galad etwas Schreckliches tut.«

Elayne schüttelte den Kopf, als könne sie nicht glauben, daß Egwene so blind sei. »Wenn du dich irgend jemandem widmen willst, dann versuch's mal mit Gawyn. Der ist wirklich nett – jedenfalls meistens –, und er ist in dich verknallt.«

»Gawyn? Er hat mir noch nie einen zweiten Blick zugeworfen.«

»Natürlich nicht, du Närrin! So, wie du Galad anhimmelst, daß man glauben könnte, dir fallen gleich die Augen aus dem Kopf.« Egwenes Wangen brannten, doch sie befürchtete, es könne etwas Wahres daran sein. »Galad hat ihm das Leben gerettet, als Gawyn noch ein Kind war«, fuhr Elayne fort. »Gawyn wird niemals zugeben, daß er sich für eine Frau interessiert, falls Galad ihr schöne Augen macht, aber ich habe gehört, wie er über dich spricht, und ich weiß Bescheid. Vor mir konnte er noch nie etwas verbergen.«

»Schön, das zu wissen«, sagte Egwene, und dann lachte sie über Elaynes Grinsen. »Vielleicht kann ich ihn dazu bringen, daß er mir ein paar dieser Sachen erzählt und nicht bloß dir.«

»Du könntest die Grünen Ajah wählen, ja? Die Grünen Schwestern heiraten manchmal. Gawyn ist wirklich in dich verknallt, und ihr würdet gut zusammenpassen. Außerdem hätte ich dich gern zur Schwägerin.«

»Wenn ihr zwei mit eurem Geschnatter fertig seid«, unterbrach Nynaeve sie, »dann können wir vielleicht zur Abwechslung mal über etwas Wichtiges sprechen.«

»Ja«, sagte Elayne, »wie zum Beispiel darüber, was die Amyrlin euch gesagt hat, nachdem ich gehen mußte.«

»Ich möchte darüber lieber nicht sprechen«, sagte Egwene verlegen. Sie wollte Elayne nicht gern anlügen. »Sie hat jedenfalls nichts Angenehmes gesagt.«

Elayne schnaubte ungläubig. »Die meisten Leute glauben, daß ich bei allem besser wegkomme, weil ich Tochter-Erbin von Andor bin. In Wirklichkeit aber ist es umgekehrt, und mich trifft alles um so härter, gerade weil ich Tochter-Erbin bin. Keine von euch hat etwas anderes getan als ich, und wenn die Amyrlin mit euch hart ins Gericht gegangen wäre, hätte ich das Doppelte abbekommen. Also, was hat sie gesagt?«

»Du mußt das aber vertraulich behandeln«, sagte Nynaeve. »Die Schwarzen Ajah …«

»Nynaeve!« rief Egwene. »Die Amyrlin sagte, daß Elayne aus dem Spiel bleiben solle!«

»Die Schwarzen Ajah!« Elayne schrie das beinahe heraus und rappelte sich auf dem Bett zu einer knienden Haltung hoch. »Ihr könnt mich nicht im Unklaren lassen, nachdem ihr schon soviel herausgelassen habt. Ich lasse mich nicht zur Seite schieben.«

»Das hatte ich auch niemals vor«, versicherte Nynaeve ihr und blickte Egwene mit großen Augen an. »Egwene und mich betrachtete Liandrin als Bedrohung. Wir beide wurden eben erst beinahe getötet …«

»Beinahe getötet?« flüsterte Elayne.

»… vielleicht, weil wir immer noch eine Bedrohung darstellen, oder vielleicht auch, weil sie bereits wissen,

daß wir allein mit der Amyrlin gesprochen haben und was sie uns berichtete. Wir brauchen jemanden auf unserer Seite, den sie nicht kennen, und wenn auch die Amyrlin keine Ahnung davon hat, um so besser. Ich bin nicht sicher, ob wir der Amyrlin viel mehr trauen können als den Schwarzen Ajah. Sie will uns benützen, wozu auch immer. Ich werde dafür sorgen, daß wir dabei nicht verlieren. Verstehst du das?«

Egwene nickte zögernd. Trotzdem sagte sie: »Es wird gefährlich, Elayne, genauso gefährlich wie alles, was wir in Falme erlebten. Vielleicht noch mehr. Du mußt dich diesmal nicht darin verwickeln lassen.«

»Das weiß ich«, sagte Elayne leise. Sie schwieg einen Moment und fuhr dann fort: »Wenn Andor in den Krieg zieht, dann befehligt der Erste Prinz des Schwertes das Heer, aber die Königin reitet auch mit. Vor siebenhundert Jahren wurden die Mannen aus Andor in der Schlacht bei Cuallin Dhen bereits zurückgeschlagen, als Königin Modrellein allein und unbewaffnet losritt und das Löwenbanner mitten unter die Soldaten aus Tear brachte. Die Mannen von Andor fingen sich noch einmal und griffen wieder an, retteten sie und gewannen die Schlacht. Diese Art von Mut erwartet man von der Königin von Andor. Wenn ich jetzt noch nicht gelernt habe, meine eigene Angst zu überwinden, dann muß ich das spätestens, bevor ich den Platz meiner Mutter auf dem Löwenthron einnehme.« Plötzlich löste sich ihre düstere Stimmung in einem Kichern auf. »Außerdem, glaubt ihr etwa, ich wolle ein Abenteuer verpassen, damit ich Töpfe schrubben kann?«

»Das wirst du sowieso tun müssen«, erwiderte Nynaeve. »Und dazu hoffen, daß alle glauben, du tätest nichts anderes. Jetzt höre gut zu.«

Elayne lauschte, und ihre Kinnlade klappte immer mehr herunter, als ihr Nynaeve eröffnete, was geschehen war. Sie schauderte bei der Erwähnung des Grauen Mannes und las staunend das Dokument, das die Amyrlin Nynaeve gegeben hatte. Sie reichte es zurück und knurrte: »Wenn ich das nur bei meiner nächsten Begegnung mit Mutter hätte.« Als Nynaeve schließlich fertig war, blickte Elayne ziemlich ungehalten drein.

»Also, das ist ja so, als sage man euch, ihr sollt in die Hügel hineinmarschieren und Löwen suchen, nur daß ihr gar nicht wißt, ob es dort Löwen gibt, und falls es sie gibt, kann es sein, daß sie euch jagen und daß sie sich hinter jedem Busch verborgen haben können. Oh, und falls ihr Löwen findet, schaut ja zu, daß sie euch nicht auffressen, bevor ihr weitermelden könnt, wo sie sind.«

»Wenn du Angst hast«, stellte Nynaeve fest, »kannst du dich immer noch heraushalten. Wenn du aber einmal damit begonnen hast, ist es zu spät.«

Elayne rümpfte die Nase. »Natürlich habe ich Angst. Ich bin keine Närrin. Aber ich habe nicht soviel Angst, daß ich einen Rückzieher mache, bevor ich überhaupt angefangen habe.«

»Da ist noch etwas«, sagte Nynaeve. »Ich fürchte, die Amyrlin plant, Mat sterben zu lassen.«

»Aber eine Aes Sedai muß doch jeden Heilen, der sie darum bittet!« Die Tochter-Erbin schien zwischen Zorn und Ungläubigkeit zu schwanken. »Warum sollte sie Mat sterben lassen? Das kann ich nicht glauben. Das will ich nicht glauben!«

»Ich auch nicht«, keuchte die völlig überraschte Egwene. *Das kann sie nicht gemeint haben! Sie kann ihn nicht einfach sterben lassen!* »Den ganzen Weg hierher hat Verin gesagt, die Amyrlin werde dafür sorgen, daß er geheilt wird.«

Nynaeve schüttelte den Kopf. »Verin sagte, die Amyrlin werde sich um ihn kümmern! Das ist nicht das gleiche. Und die Amyrlin vermied jedes klare Ja oder Nein, als ich sie danach fragte. Vielleicht hat sie sich noch nicht entschieden.«

»Aber warum?« fragte Elayne.

»Die Weiße Burg hat für alles, was sie tut, ihre eigenen Gründe.« Der Klang von Nynaeves Stimme ließ Egwene schaudern. »Ich weiß nicht, warum. Ob sie Mat wieder zum Leben erwecken oder ihn sterben lassen, hängt davon ab, was ihnen am besten dient. Keiner der Drei Eide besagt, daß sie ihn Heilen müssen. Mat ist einfach ein Werkzeug in den Augen der Amyrlin. Sie benützt uns, um die Schwarzen Ajah zu suchen, aber wenn man ein Werkzeug kaputtmacht, so daß es nicht mehr repariert werden kann, weint man ihm deshalb noch lange keine Träne nach. Man holt sich einfach ein neues. Daran solltet ihr beiden auch immer denken.«

»Was sollen wir seinetwegen unternehmen?« fragte Egwene. »Was können wir tun?«

Nynaeve ging zu ihrem Kleiderschrank und kramte tief darin herum. Als sie wieder auftauchte, hielt sie einen gestreiften Stoffbeutel mit Kräutern in der Hand. »Mit meiner eigenen Medizin – und ein wenig Glück – kann ich ihn vielleicht selbst Heilen.«

»Verin hat es nicht fertiggebracht«, sagte Elayne. »Moiraine und Verin gemeinsam konnten es nicht, und Moiraine hatte ein *Angreal*. Nynaeve, wenn du zuviel von der Einen Macht heranziehst, kannst du dich selbst zu Asche verbrennen. Oder dich selbst einer Dämpfung unterziehen, falls du Glück hast. Wenn man das Glück nennen

kann.«

Nynaeve zuckte die Achseln. »Sie sagen mir immer wieder, daß ich die Fähigkeit habe, die stärkste Aes Sedai der letzten tausend Jahre zu werden. Vielleicht ist es jetzt an der Zeit, herauszufinden, ob sie recht haben.«

Es war klar: Wie tapfer ihre Worte auch klingen mochten – sie hatte trotzdem Angst. *Aber sie wird Mat nicht sterben lassen, auch wenn sie ihr eigenes Leben dabei riskiert.* »Sie sagen doch, wir drei seien alle derart mächtig – oder werden es eines Tages sein. Vielleicht können wir den Strom zwischen uns aufteilen, wenn wir zusammenarbeiten.«

»Wir haben noch nie versucht zusammenzuarbeiten«, sagte Nynaeve bedächtig. »Ich bin nicht sicher, daß ich es fertigbringe, unsere Fähigkeiten irgendwie zusammenzuführen. Der Versuch allein könnte schon genauso gefährlich sein wie die Entnahme von zuviel Energie.«

»Ach, wenn wir es tun wollen«, sagte Elayne und kletterte vom Bett, »dann los. Je länger wir darüber reden, desto mehr Angst bekommen wir. Mat ist in einem der Gästezimmer. Ich weiß nicht, in welchem, aber soviel wenigstens hat mir Sheriam gesagt.«

Als wolle sie einen Schlußstrich unter ihre Worte ziehen, sprang die Tür auf, und eine Aes Sedai trat so selbstverständlich ein, als sei es ihr eigenes Zimmer und die anderen Eindringlinge.

Egwene knickste besonders tief, um ihr erschrockenes Gesicht zu verbergen.

Die Rote Schwester

Elaida sah recht gut aus, war aber nicht schön zu nennen. Die Strenge in ihrem Gesicht verlieh ihren alterslosen Aes Sedai-Zügen mehr Reife. Sie wirkte nicht alt, aber Egwene konnte sich bei Elaida nicht vorstellen, daß sie einmal jung gewesen war. Außer bei offiziellen Anlässen trug kaum eine Aes Sedai die rankenbestickte Stola mit der großen, weißen Träne der Flamme von Tar Valon auf dem Rücken der Trägerin. Doch Elaida trug die ihre, und die roten Fransen zeigten, zu welcher Ajah sie gehörte. Auch ihr beiges Seidenkleid wies rote Schrägstreifen auf, und unter dem Saum ihres Rocks lugten rote Schuhe hervor. Ihre dunklen Augen beobachteten sie wie die eines Raubvogels ein paar Würmer.

»Also seid Ihr alle zusammen. Das überrascht mich eigentlich überhaupt nicht.« In Kleidung wie Stimme lag nichts Überhebliches; sie war eine mächtige Frau, immer bereit, ihre Macht anzuwenden, wenn sie es für nötig hielt, eine Frau, die mehr wußte als diejenigen, mit denen sie sprach. Das galt sowohl für eine Königin wie für eine Novizin.

»Vergebt mir, Elaida Sedai«, sagte Nynaeve mit einem weiteren Knicks, »aber ich war gerade im Gehen begriffen. Ich muß in bezug auf meine Studien viel aufholen. Verzeiht mir also …«

»Eure Studien können warten«, sagte Elaida. »Sie mußten schließlich schon lange genug warten.« Sie nahm Nynaeve den Stoffbeutel aus der Hand und band ihn auf. Nach einem Blick ins Innere warf sie ihn zu Boden. »Kräuter. Ihr seid keine Dorfheilerin mehr, Kind. Wenn Ihr an der Vergangenheit festhaltet, haltet Ihr Euch nur selbst auf.«

»Elaida Sedai«, sagte Elayne, »ich …«

»Schweigt still, Novizin.« Elaidas Stimme klang kalt und sanft dabei, so sanft wie Seide, die um Stahl gewickelt wurde. »Ihr habt möglicherweise ein Band zwischen Tar Valon und Caemlyn zerrissen, das dreitausend Jahre lang gehalten hatte. Ihr werdet nur sprechen, wenn Ihr dazu aufgefordert werdet.« Elayne betrachtete intensiv den Boden vor ihren Füßen. Auf ihren Wangen brannten rote Flecke. Schuldbewußtsein oder Zorn? Egwene war sich da nicht sicher.

Elaida ignorierte sie alle und setzte sich auf einen der Stühle, wobei sie sorgfältig ihren Rock zurechtzupfte. Sie bedeutete den anderen nicht, sich ebenfalls zu setzen. Nynaeves Gesicht straffte sich, und sie begann kurz und hart an ihrem Zopf zu reißen. Egwene hoffte, sie werde sich gut genug beherrschen und sich nicht etwa ohne Erlaubnis auf den anderen Stuhl setzen.

Als Elaida sich offensichtlich endgültig zurechtgesetzt hatte, musterte sie die anderen Frauen eine Weile lang schweigend und mit ausdruckslosem Gesicht. Schließlich sagte sie: »Habt Ihr gewußt, daß unter uns Schwarze Ajah sind?«

Egwene tauschte einen überraschten Blick mit Nynaeve und Elayne.

»Man hat es uns gesagt«, sagte Nynaeve vorsichtig. »Elaida Sedai«, fügte sie nach einer kurzen Pause hinzu.

Elaida hob eine Augenbraue. »Ja. Ich dachte mir, daß Ihr es wißt.« Egwene fuhr bei ihrem Tonfall leicht zusammen, da er mehr Bedeutung zu enthalten schien, als ihre Worte sagten, und Nynaeve öffnete schon zornig den Mund, doch der harte Blick der Aes Sedai schloß ihnen den Mund. »Ihr beide«, fuhr Elaida beiläufig fort, »verschwindet und nehmt die Tochter-Erbin von Andor mit – das Mädchen, das eines Tages Königin von Andor werden könnte, falls ich ihr nicht vorher das Fell über die Ohren ziehe und es an einen Handschuhmacher verkaufe – verschwindet ohne Erlaubnis, ohne ein Wort, ohne eine Spur.«

»Ich wurde nicht mitgeschleppt«, sagte Elayne zum Fußboden hin. »Ich bin freiwillig mitgegangen.«

»Wirst du mir endlich gehorchen, Kind?« Elaida war von einem Glühen umgeben. Der böse Blick der Aes Sedai war auf Elayne gerichtet. »Muß ich es dir erst beibringen – gleich hier und jetzt?«

Elayne hob den Kopf, und es gab keinen Zweifel mehr darüber, was in ihrem Gesicht geschrieben stand: Zorn. Sie sah Elaida lange in die Augen.

Egwene bohrte die Fingernägel in ihre Handflächen. Es war zum Verrücktwerden. Sie oder Elayne oder Nynaeve konnten Elaida vernichten, wo sie gerade saß. Zumindest, wenn sie Elaida überraschten – schließlich war sie voll ausgebildet und stark. *Und falls wir uns irgend etwas nehmen außer dem, was sie uns sagen will, dann werfen wir damit alles weg. Mach es jetzt bitte nicht kaputt, Elayne!* Elayne senkte den Kopf. »Vergebt mir, Elaida Sedai«, murmelte sie. »Ich … habe mich vergessen.«

Das Glühen verflog, und Elaida schniefte hörbar. »Ihr habt Euch schlechte Manieren angewöhnt, wo diese

beiden Euch hinbrachten. Aber Ihr könnt Euch keine schlechten Manieren leisten, Kind. Ihr werdet die erste Königin von Andor sein, die auch Aes Sedai ist – seit mehr als tausend Jahren überhaupt die erste Aes Sedai-Königin irgendwo. Ihr werdet eine der stärksten von uns sein seit der Zerstörung der Welt, vielleicht sogar stark genug, um als erster Herrscher seit der Zerstörung den Menschen offen zu sagen, daß Ihr Aes Sedai seid. Riskiert das alles nicht, Kind, denn noch könnt Ihr alles verlieren. Ich habe zuviel Zeit darauf verwendet, um dabei zuschauen zu können. Versteht Ihr mich?«

»Ich glaube schon, Elaida Sedai«, sagte Elayne. Es klang aber so, als verstünde sie gar nichts. Egwene davon abgesehen auch nicht.

Elaida wechselte das Thema. »Ihr seid möglicherweise in ernster Gefahr. Ihr alle drei. Ihr verschwindet und kommt wieder, und in der Zwischenzeit … verlassen uns Liandrin und ihre … Gefährtinnen. Da sind gewisse Schlüsse unvermeidlich. Wir sind sicher, daß Liandrin und die anderen, die mit ihr gingen, Schattenfreunde sind. Schwarze Ajah. Ich werde nicht zulassen, daß Elayne ebenfalls beschuldigt wird, und um sie zu schützen, muß ich wohl Euch alle drei beschützen. Sagt mir, warum Ihr weggelaufen seid und was Ihr diese Monate über getan habt, und ich werde alles für Euch tun, was in meiner Macht steht.« Ihr Blick saugte sich wie ein Tentakel an Egwene fest.

Egwene suchte nach einer Antwort, die die Aes Sedai zufriedenstellen würde. Man sagte, daß Elaida manchmal eine Lüge heraushören könne. »Es … es hat mit Mat zu tun. Er ist sehr krank.« Sie bemühte sich, ihre Worte sorgfältig zu wählen, um keine Unwahrheit zu sagen und dabei doch einen Eindruck zu erwecken, der weit von der Wahrheit entfernt war. *Die Aes Sedai machen das schließlich immer so.* »Wir gingen nach … Wir brachten ihn her, damit er hier Geheilt wird. Sonst wäre er gestorben. Die Amyrlin wird ihn Heilen.« *Hoffe ich wenigstens.* Sie zwang sich dazu, der Roten Aes Sedai weiterhin in die Augen zu sehen und nicht nervös von einem Fuß auf den anderen zu treten. Aus Elaidas Gesicht konnte man nicht ablesen, ob sie ihr auch nur ein Wort glaubte.

»Das genügt, Egwene«, sagte Nynaeve. Elaidas durchdringender Blick traf nun sie, doch sie zeigte sich davon offensichtlich unbeeindruckt. Sie sah die Aes Sedai an, ohne mit der Wimper zu zucken. »Vergebt mir die Unterbrechung, Elaida Sedai«, sagte sie verbindlich, »aber die Amyrlin sagte, daß unsere Übertretungen hinter uns lägen und vergessen würden. Damit wir noch einmal von vorn beginnen können, sollen wir nicht mehr darüber sprechen, was hinter uns liegt. Die Amyrlin meinte, es solle sein, als sei es niemals geschehen.«

»Tatsächlich – hat sie das gesagt?« Immer noch verriet nichts an Elaidas Stimme oder ihrem Gesichtsausdruck, ob sie ihnen glaubte oder nicht. »Interessant. Ihr könnt es wohl kaum ganz vergessen, wenn Eure Bestrafung mittlerweile der ganzen Burg mitgeteilt wurde. So etwas ist ohne Beispiel. Noch nie wurde jemand so bestraft, wenn eigentlich eine Dämpfung fällig wäre. Mir ist klar, warum Ihr das alles hinter Euch bringen wollt. Ich höre, Ihr sollt zu Aufgenommenen erhoben werden, Elayne und Egwene. Das kann man kaum Strafe nennen.«

Elayne sah die Aes Sedai an, als warte sie auf die Erlaubnis zu sprechen. »Die Mutter meinte, wir seien soweit«, sagte sie. In ihre Stimme schlich sich ein wenig Trotz ein. »Ich habe gelernt, Elaida Sedai, und bin gewachsen. Sie hätte mir das wohl kaum gesagt, wenn dem nicht so wäre.«

»Gelernt«, sagte Elaida nachdenklich. »Und gewachsen. Vielleicht habt Ihr recht.« Ihrer Stimme war nicht anzuhören, ob sie das für gut befand oder nicht. Ihr Blick wanderte zu Egwene und Nynaeve zurück. Sie musterte die beiden forschend. »Ihr seid mit Mat zurückgekommen, einem Jüngling aus Eurem Dorf. Da war doch noch ein weiterer junger Mann aus Eurem Dorf: Rand al'Thor.«

Egwene hatte das Gefühl, daß eine eiskalte Hand nach ihrem Herz griff.

»Ich hoffe, es geht ihm gut«, sagte Nynaeve gleichmütig, doch hatte sie ihre Hand zur Faust geballt, in der das Ende ihres Zopfes lag. »Wir haben ihn schon eine Weile nicht mehr gesehen.«

»Ein interessanter junger Mann.« Elaida sah sie beim Sprechen unverwandt an. »Ich habe ihn nur einmal getroffen, aber ich fand ihn – äußerst interessant. Ich glaube, er muß *ta'veren* sein. Ja. Die Antworten auf viele Fragen liegen möglicherweise in seiner Person. Euer Emondsfelde muß ein ungewöhnlicher Ort sein, der zwei von Euch hervorbringt und Rand al'Thor.«

»Es ist nur ein Dorf«, sagte Nynaeve. »Nur ein Dorf wie jedes andere.«

»Ja. Natürlich.« Elaida lächelte. Es war mehr ein kaltes Lippenzucken, das Egwene den Magen herumdrehte. »Erzählt mir von ihm. Die Amyrlin hat Euch doch nicht befohlen, auch über ihn Schweigen zu bewahren, oder?«

Nynaeve zog an ihrem Zopf. Elayne betrachtete den Teppich, als liege in seinem Muster etwas Wichtiges verborgen, und Egwene zermarterte sich das Hirn, um eine geschickte Antwort zu finden. *Man sagt, sie könne Lügen heraushören. Licht, falls sie das wirklich kann …* Der Augenblick zog sich in die Länge, bis Nynaeve endlich den Mund aufmachte.

In diesem Moment öffnete sich die Tür wieder. Sheriam sah sie überrascht an. »Es ist gut, daß ich Euch hier

vorfinde, Elayne. Ich brauche Euch alle drei. Ich hatte Euch hier nicht erwartet, Elaida.«

Elaida stand auf und rückte ihre Stola zurecht. »Wir sind alle neugierig dieser Mädchen wegen. Warum sie weggelaufen sind. Was sie erlebt haben während ihrer Abwesenheit. Sie sagen, die Mutter habe ihnen befohlen, darüber zu schweigen.«

»Das ist auch gut so«, sagte Sheriam. »Sie werden bestraft und damit Schluß. Ich war immer der Meinung, daß mit dem Abbüßen einer Strafe der Grund dafür vergessen werden sollte.«

Einen Augenblick lang sahen sich die beiden Aes Sedai an, und auf keinem der beiden Gesichter zeigte sich irgendein Ausdruck. Dann sagte Elaida: »Sicher. Vielleicht spreche ich ein andermal wieder mit ihnen. Über andere Dinge.« In dem Blick, den sie den drei Frauen in Weiß zuwarf, schien Egwene eine Warnung zu liegen. Dann drückte sie sich an Sheriam vorbei.

Die Herrin der Novizinnen hielt die Tür auf und sah der anderen Aes Sedai nach, wie sie die Galerie entlangschritt. Ihr Gesicht war nach wie vor ausdruckslos.

Egwene atmete tief aus und nahm Gleiches von Nynaeve und Elayne wahr.

»Sie drohte mir«, sagte Elayne ungläubig und mehr zu sich selbst. »Sie drohte mir mit einer Dämpfung, wenn ich weiter so … eigensinnig bin!«

»Ihr habt sie mißverstanden«, sagte Sheriam. »Wenn Eigensinn zu einer Dämpfung führen müßte, dann wäre die Liste der Betroffenen so lang, daß Ihr sie nicht mehr auswendig lernen könntet. Nur wenige folgsame Frauen bekommen jemals den Ring und die Stola. Das heißt aber nicht, daß Ihr nicht lernen müßt, folgsam und demütig zu sein, wenn die Situation es von Euch verlangt.«

»Ja, Sheriam Sedai«, sagten die drei wie aus einem Munde, und Sheriam lächelte. »Seht ihr? Zumindest könnt Ihr Euch demütig und folgsam geben. Und Ihr werdet genügend Gelegenheiten bekommen, Euch darin zu üben, bis Ihr bei der Amyrlin wieder in Gnade seid. Und in meiner. Bei mir wird das noch schwerer werden.«

»Ja, Sheriam Sedai«, sagte Egwene, doch diesmal schloß sich nur Elayne ihr an.

Nynaeve sagte: »Was ist mit … dem Körper, Sheriam Sedai? Dieses … Seelenlosen? Habt Ihr herausbekommen, wer ihn tötete? Oder warum er die Burg betrat?«

Sheriam verzog den Mund. »Ihr tretet einen Schritt vor, Nynaeve, und dann wieder einen zurück. Aus der fehlenden Überraschung bei Elayne schließe ich, daß Ihr es ihr offensichtlich erzählt habt – *obwohl ich Euch verboten hatte, darüber zu sprechen!* –, und damit wissen nun genau sieben Personen in der Burg davon, daß heute ein Mann in den Quartieren der Novizinnen getötet wurde. Zwei davon sind Männer, die nicht mehr als eben das wissen. Und daß sie den Mund zu halten haben. Wenn ein Befehl der Herrin aller Novizinnen bei Euch nichts zählt – nun, ich werde dafür sorgen, daß sich das ändert –, gehorcht Ihr vielleicht wenigstens der Amyrlin. Ihr dürft mit niemandem darüber sprechen außer der Amyrlin und mir. Die Amyrlin wünscht keine neuen Gerüchte neben denen, mit denen wir uns bereits abfinden müssen. Ist das klar?«

Die Härte in ihrer Stimme löste ein dreifaches »Ja, Sheriam Sedai« aus, doch Nynaeve ließ es damit nicht bewenden. »Sieben, sagtet Ihr, Sheriam Sedai. Sowie den, der ihn tötete. Und vielleicht hatten sie noch Helfer, um in die Burg zu gelangen.«

»Das muß Euch nicht interessieren.« Sheriams ruhiger Blick umfaßte alle drei. »Ich werde alle Fragen stellen, die dieses Mannes wegen gestellt werden müssen. Ihr werdet derweil vergessen, daß Ihr von diesem toten Mann wißt. Falls ich bemerke, daß Ihr meinem Befehl zuwiderhandelt … Also, es gibt noch Schlimmeres, als Töpfe zu schrubben, um Eure Aufmerksamkeit zu binden. Und ich nehme keine Entschuldigungen an. Höre ich noch mehr Fragen?«

»Nein, Sheriam Sedai.« Diesmal schloß sich zu Egwenes Beruhigung auch Nynaeve an. Nicht, daß sie besonders erleichtert war. Sheriams Überwachung würde ihre Suche nach Schwarzen Ajah noch schwieriger gestalten. Einen Augenblick lang hatte sie das Bedürfnis, hysterisch zu lachen. *Wenn uns die Schwarzen Ajah nicht erwischen, dann erwischt uns Sheriam.* Der Wunsch zu lachen verflüchtigte sich. *Falls Sheriam nicht selbst eine Schwarze Ajah ist.* Sie hätte diesen Gedanken am liebsten gleich wieder verdrängt.

Sheriam nickte. »Also gut. Ihr kommt jetzt mit mir.«

»Wohin?« fragte Nynaeve und fügte schnell hinzu: »Sheriam Sedai«, einen Augenblick, bevor sich die Augen der Aes Sedai drohend zusammenzogen.

»Habt Ihr vergessen«, fragte Sheriam mit gepreßter Stimme, »daß in der Burg eine Heilung immer in Gegenwart derer durchgeführt wird, die den Kranken zu uns gebracht haben?«

Egwene glaubte schon, die Geduld der Herrin über die Novizinnen sei nun endgültig aufgebraucht, und doch konnte sie sich nicht helfen und platzte heraus: »Dann wird sie ihn tatsächlich heilen!«

»Unter anderen wird die Amyrlin selbst sich um ihn bemühen.« Sheriams Gesicht war so nichtssagend, wie ihre Stimme klang. »Hattet Ihr einen Grund, daran zu zweifeln?« Egwene konnte nur den Kopf schütteln. »Dann verschwendet Ihr die Lebenszeit Eures Freundes, wenn Ihr hier herumsteht. Man darf die Amyrlin nicht warten lassen.« Doch trotz dieser Worte hatte Egwene das vage Gefühl, die Aes Sedai habe es keineswegs eilig.

Heilung

Öllampen, die auf eisernen Kerzenhaltern an den Wänden angebracht waren, beleuchteten die Gänge tief unter der Burg, in die Sheriam sie geführt hatte. Die wenigen Türen, an denen sie vorbeikamen, waren fest verriegelt, einige davon mit Hilfe von Hängeschlössern. Ein paar dieser Türen waren so geschickt in die Wand eingearbeitet, daß Egwene sie erst bemerkte, als sie schon davorstand. Die Öffnungen anderer Gänge waren meist dunkel; nur bei einigen davon konnte man das ferne Glühen von in großen Abständen verteilten Lampen erkennen. Sie sah keine anderen Menschen. An diese Orte kamen auch die Aes Sedai nur selten. Die Luft war weder kühl noch warm, aber trotzdem schauderte sie und fühlte gleichzeitig Schweiß ihren Rücken hinabrinnen.

Hier unten, in den Tiefen der Weißen Burg, legten die Novizinnen ihre letzte Prüfung ab, bevor sie zu Aufgenommenen erhoben wurden. Oder aus der Burg gewiesen, falls sie nicht bestanden hatten. Hier unten legten die Aufgenommenen die Drei Eide ab, nachdem sie ihrerseits die letzte Prüfung absolviert hatten. Ihr fiel auf, daß niemand ihr erzählt hatte, was mit Aufgenommenen geschah, die bei dieser Prüfung versagten. Irgendwo hier unten war auch der Raum, in dem die wenigen *Angreale* und *Sa'angreale* aufbewahrt wurden und wo man die *Ter'angreale* lagerte. Die Schwarzen Ajah hatten ihren Schlag in diesen Lagerräumen ausgeführt. Und falls einige Schwarze Ajah in einem dieser dunklen Seitengänge lauerten und Sheriam sie nicht zu Mat führte, sondern …

Sie schrie auf, als die Aes Sedai plötzlich stehenblieb. Dann lief sie rot an, denn alle blickten neugierig zu ihr herüber. »Ich … ich habe an die Schwarzen Ajah denken müssen«, gab sie kleinlaut zu.

»Denkt nicht daran«, empfahl Sheriam, und endlich wieder einmal klang sie wie die alte Sheriam, fest und freundlich dabei. »Die Schwarzen Ajah werden noch jahrelang für Euch kein Problem darstellen. Ihr habt, was der Rest von uns nicht mehr hat: Zeit, bevor Ihr Euch damit auseinandersetzen müßt. Noch viel Zeit. Wenn wir eintreten, bleibt an der Wand stehen und schweigt. Ihr seid hier aus Wohlwollen, um teilzunehmen, aber nicht, um zu stören oder abzulenken.« Sie öffnete eine graue Metalltür, die so bearbeitet war, daß sie wie aus Stein wirkte.

Der quadratische Raum dahinter war groß, seine blassen Steinwände kahl. Der einzige Einrichtungsgegenstand war ein langer Steintisch in der Mitte des Raums, der mit einem weißen Tuch bedeckt war. Auf diesem Tisch lag Mat, ganz angezogen, bis auf Mantel und Stiefel, mit geschlossenen Augen und einem so eingefallenen Gesicht, daß Egwene Tränen in die Augen traten. Seine schweren Atemzüge kamen pfeifend und röchelnd. Der Dolch aus Shadar Logoth hing in der Scheide an seinem Gürtel. Der Rubin am Ende seines Griffs schien das Licht aufzufangen, so daß er wie ein feuriges, rotes Auge glühte und die Beleuchtung aus einem Dutzend Lampen überstrahlte, obwohl sie durch die blassen Wände und die weißen Fußbodenkacheln noch verstärkt wurde.

Die Amyrlin stand bei Mats Kopf und Leane zu seinen Füßen. Vier Aes Sedai standen auf einer Seite des Tisches und drei auf der anderen. Sheriam schloß sich den dreien an. Eine davon war Verin. Egwene erkannte Serafelle, eine weitere Braune Schwester, und Alanna Mosvani von den Grünen Ajah, und dann noch Anaiya von den Blauen, also Moiraines Ajah.

Alanna und Anaiya hatten zu ihren Lehrerinnen gehört, bei denen sie gelernt hatte, sich der Wahren Quelle zu öffnen, sich dem Strom von *Saidar* hinzugeben, um ihn lenken zu können. Und zwischen ihrer ersten Ankunft in der Weißen Burg und ihrer Abreise hatte Anaiya sie mindestens fünfzigmal überprüft, um festzustellen, ob sie zu den Träumern gehörte. Die Versuche hatten weder das eine noch das andere nachgewiesen, aber die freundliche Anaiya mit dem Durchschnittsgesicht, dem ihr warmes Lächeln den einzigen Anflug von Schönheit verlieh, hatte sie immer wieder aufs neue zu sich geholt. Sie war wie ein Felsblock, der einmal ins Rollen gekommen und nun nicht mehr aufzuhalten war.

Die anderen kannte sie nicht, außer einer Frau mit betont kühlem Blick, die sie für eine Weiße hielt. Die Amyrlin und die Bewahrerin der Chroniken trugen natürlich ihre Stolen, aber die anderen hatten nichts an sich, wonach man sie einordnen konnte. Sie trugen lediglich die Ringe mit der großen Schlange und ihre eigentümlichen Aes Sedai-Gesichter. Keine von ihnen gab auch nur durch einen Blick zu erkennen, daß sie die Anwesenheit Egwenes und der beiden anderen überhaupt bemerkt hatte.

Trotz der äußerlichen Ruhe der Frauen am Tisch glaubte Egwene, Anzeichen von Unsicherheit erkennen zu können. Anaiyas Mundpartie wirkte angespannt. Alannas dunkles, schönes Gesicht trug einen finsteren Ausdruck. Die Frau mit dem kühlen Blick strich sich immer wieder anscheinend völlig unbewußt ihr Kleid an den Hüften glatt.

Eine Egwene unbekannte Aes Sedai stellte einen einfachen, matt schimmernden, langen und schmalen Holzkasten auf den Tisch und öffnete ihn. Von der rotseidenen Polsterung drinnen nahm die Amyrlin ein weißes, schmales

Zepter, das etwa so lang war wie ihr Unterarm. Es hätte gut aus Knochen oder Elfenbein bestehen können, war aber aus keinem von beiden gefertigt. Niemand auf dieser Welt wußte noch, woraus es bestand.

Egwene hatte dieses Zepter noch nie gesehen, erkannte es aber aus einer Beschreibung Anaiyas, die sie den Novizinnen in einer Unterrichtsstunde gegeben hatte. Es war eines der wenigen *Sa'angreale,* noch dazu vielleicht das mächtigste davon, das die Burg besaß. Die *Sa'angreale* hatten natürlich keine eigene Macht, da sie nur dazu dienten, die von der Aes Sedai gelenkte Macht zu konzentrieren und zu verstärken, aber mit diesem hätte eine wirklich starke Aes Sedai selbst die Mauern von Tar Valon zum Einsturz bringen können.

Egwene faßte Nynaeve und Elayne bei den Händen. *Licht! Sie sind nicht sicher, ob sie ihn heilen können – noch nicht einmal mit einem Sa'angreal wie diesem! Was hätten wir da ausrichten können? Wir hätten ihn vielleicht nur umgebracht und uns selbst noch dazu! Licht!*

»Ich werde die Ströme verschmelzen«, sagte die Amyrlin. »Seid vorsichtig. Die Energie, die wir brauchen, um seine Verbindung mit dem Dolch zu brechen und den Schaden zu heilen, ist so groß, daß sie ihn töten könnte. Ich werde sie jetzt auf ihn konzentrieren. Paßt auf.« Sie hielt das Zepter in beiden ausgestreckten Händen direkt über Mats Gesicht. Er war wohl noch bewußtlos, schüttelte aber den Kopf, verkrampfte eine Faust um den Griff des Dolches und murmelte irgend etwas, das wie Widerspruch klang. Um jede Aes Sedai herum baute sich nun ein Glühen auf, dieser weiche, weiße Lichtschein, den nur eine Frau sehen konnte, die selbst die Macht lenkte. Langsam breitete sich dieser Lichtschein aus, bis sich die Aura der einen Frau und die der anderen berührten. So verschmolzen sie alle miteinander, und ein Lichtschein entstand, der in Egwenes Augen das Licht der Lampen bei weitem überstrahlte. Und in dieser Helligkeit glühte ein noch stärkerer Schein auf: ein Stab aus gleißendweißem Feuer. Das *Sa'angreal*. Egwene kämpfte gegen den Impuls an, sich *Saidar* zu öffnen und ihren Strom dem allem hinzuzufügen. Es zog sie dermaßen an, daß sie Schwierigkeiten hatte, auf den Beinen zu bleiben. Elayne verstärkte den Druck auf ihre Hand. Nynaeve trat einen Schritt zum Tisch hin vor und blieb dann mit zornigem Kopfschütteln stehen. *Licht,* dachte Egwene. *Ich könnte es auch.* Aber sie wußte nicht einmal, was sie eigentlich tun könnte. *Licht, es ist so stark! Es ist so … wundervoll!* Elaynes Hand zitterte.

Auf dem Tisch wand Mat sich inmitten des Glühens, zuckte hierhin und dorthin und murmelte Unverständliches. Doch er löste seine Hand nicht von dem Dolch, und seine Augen blieben geschlossen. Langsam, ganz langsam krümmte er seinen Rücken. Seine Muskeln spannten sich, bis er zitterte. Immer noch kämpfte er und bäumte sich auf. Schließlich berührten nur noch seine Fersen und Schultern den Tisch. Seine Hand am Dolchgriff öffnete sich und zog sich bebend davor zurück. Sie wurde sichtlich mit Gewalt von dem Griff weggedrückt. Seine Lippen verzogen sich. Er bleckte die Zähne und knurrte. Sein Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse des Schmerzes, und sein Atem kam stoßartig keuchend.

»Sie bringen ihn um«, flüsterte Egwene. »Die Amyrlin bringt ihn um. Wir müssen etwas tun!«

Genauso leise antwortete Nynaeve: »Wenn wir sie aufhalten, falls wir dazu überhaupt in der Lage sind, wird er sterben. Ich glaube nicht, daß ich auch nur halb soviel Energie lenken könnte.« Sie schwieg, von ihren eigenen Worten überrascht, daß sie halb soviel Energie lenken könne wie zehn Aes Sedai mit Hilfe eines *Sa'angreals*. Ihre Stimme wurde noch leiser: »Licht, hilf mir, ich möchte so gern.«

Sie schwieg mit einemmal wieder. Hatte sie damit gemeint, sie wolle Mat helfen, oder wollte sie nur den Strom der Macht in sich fühlen? Egwene spürte diesen Drang ebenfalls. Es war wie ein Lied, das sie zum Tanzen verführte. »Wir müssen ihnen vertrauen«, flüsterte Nynaeve schließlich eindringlich. »Er hat sonst keine Chance.«

Plötzlich schrie Mat mit mächtiger Stimme: *»Muad'drin tia dar allende caba'drin rhadiem!«* Sich aufbäumend und gegen den Strom der Macht ankämpfend, schrie er mit geschlossenen Augen: *»Los Valdar Cuebiyari! Los! Carai an Caldazar! Al Caldazar!«*

Egwene runzelte die Stirn. Sie hatte genug gelernt, um darin die Alte Sprache zu erkennen, aber sie verstand nicht mehr als ein paar Worte. *Carai an Caldazar! Al Caldazar!* ›Zur Ehre des Roten Adlers! Für den Roten Adler!‹ Das waren alte Kampfgesänge aus Manetheren, einem Land, das während der Trolloc-Kriege untergegangen war. Ein Land, das sich dort befunden hatte, wo jetzt die Zwei Flüsse lagen. Soviel wußte sie. Doch einen Augenblick lang schien es ihr, als müsse sie auch den Rest verstehen, als liege die Bedeutung knapp außerhalb ihres Gesichtsfelds, als müsse sie lediglich den Kopf wenden, um alles zu verstehen.

Mit einem lauten Knall barst das Leder, und der Dolch in seiner goldenen Scheide schwebte von Mats Gürtel hoch. Er hing einen Fuß über seinem verkrampften Körper in der Luft. Der Rubin strahlte und schien beinahe feuerrote Funken zu versprühen, als ob auch er gegen die Heilung ankämpfe.

Mat öffnete die Augen und funkelte die Frauen an, die um ihn herum standen. *»Mia ayende, Aes Sedai! Caballein misain ye! Inde muagdhe Aes Sedai misain ye! Mia ayende!«* Und er begann zu schreien. Dieser

Aufschrei der Wut wollte fast nicht mehr aufhören, bis Egwene sich fragte, woher er die Luft dazu nahm.

Hastig beugte sich Anaiya hinunter und zog einen Kasten aus dunklem Metall unter dem Tisch hervor. Ihren Bewegungen nach zu schließen, war er schwer. Als sie ihn neben Mat stellte und den Deckel öffnete, sah Egwene, daß innen nur sehr wenig Platz war, denn die Wände waren mehr als drei Finger dick. Wieder bückte sich Anaiya und hob eine Küchenzange auf. Damit packte sie den schwebenden Dolch so vorsichtig, als sei er eine Giftschlange.

Mats Schreie klangen nun immer verzweifelter. Der Rubin strahlte blutrot.

Die Aes Sedai drückte den Dolch in den Kasten hinein und klappte schnell den Deckel zu. Sie seufzte erleichtert, als das Schloß hörbar einrastete. »Ein schmutziges Ding«, sagte sie.

Sobald der Dolch verschwunden war, brachen Mats Schreie ab, und er sackte auf dem Tisch zusammen, als seien seine Muskeln und Knochen mit einemmal erschlafft. Einen Moment später verschwand auch das Glühen, das die Aes Sedai und den Tisch umgeben hatte.

»Geschafft«, sagte die Amyrlin heiser, als habe sie geschrien und nicht Mat. »Es ist vollbracht.«

Einige der Aes Sedai sackten erschöpft in sich zusammen, und Schweiß stand allen auf der Stirn. Anaiya zog ein schmuckloses Leinentaschentuch aus dem Ärmel und wischte sich das Gesicht ab. Die Weiße mit dem kühlen Blick tupfte sich mit einem Spitzentuch aus Lugard die Wangen ab.

»Faszinierend«, stellte Verin fest. »Daß heute noch das Alte Blut in einem Menschen so stark fließen kann!« Sie und Serafelle steckten die Köpfe zusammen und sprachen leise und gestenreich miteinander.

»Ist er geheilt?« fragte Nynaeve. »Wird er es … überleben?«

Mat lag wie schlafend da, doch sein Gesicht war immer noch hager und ausgezehrt. Egwene hatte noch nie von einer Heilung mit Hilfe der Macht gehört, die nicht *alles* heilte. *Vielleicht hat die Trennung von dem Dolch ihnen alle Energie abgefordert, die sie hatten?*

Licht!

»Brendas«, sagte die Amyrlin, »würdest du dafür sorgen, daß er auf sein Zimmer gebracht wird?«

»Wie Ihr wünscht, Mutter«, sagte die Frau mit dem kühlen Blick. Ihr Knicks wirkte genauso gefühllos wie sie selbst. Als sie ging, um Träger zu holen, gingen auch einige der anderen Aes Sedai, darunter Anaiya. Verin und Serafelle folgten ihnen. Sie unterhielten sich immer noch so leise, daß Egwene nichts von dem verstehen konnte, was sie sagten.

»Geht es Mat wieder gut?« wollte Nynaeve wissen. Sheriam zog die Augenbrauen hoch.

Die Amyrlin wandte sich ihnen zu. »Es geht ihm den Umständen entsprechend«, sagte sie kalt. »Alles andere wird sich mit der Zeit erweisen. Wenn man etwas so lange trägt, das aus Shadar Logoth stammt … wer weiß dann, welche Auswirkung das auf die Dauer haben wird? Vielleicht keine, vielleicht aber … Wir werden sehen. Aber die Verbindung zu dem Dolch ist abgerissen. Jetzt braucht er Ruhe und soviel zu essen, wie es nur geht. Er dürfte es überstehen.«

»Was hat er da geschrien, Mutter?« fragte Elayne. Schnell fügte sie hinzu: »Wenn ich fragen darf.«

»Er hat Soldaten befehligt.« Die Amyrlin blickte den jungen Mann auf dem Tisch fragend an. Er hatte sich seit dem Zusammenbruch nicht mehr bewegt, aber Egwene glaubte zu bemerken, daß seine Atmung jetzt leichter klinge und das Heben und Senken seines Brustkorbs gleichmäßiger käme. »In einer Schlacht, die, glaube ich, vor zweitausend Jahren stattgefunden hat. Das Alte Blut kehrt wieder.«

»Es ging nicht nur um die Schlacht«, sagte Nynaeve. »Ich hörte, wie er die Aes Sedai erwähnte. Das hatte nichts mit einer Schlacht zu tun. Mutter«, fügte sie dann etwas zu spät hinzu.

Einen Augenblick lang schien die Amyrlin zu überlegen, was sie sagen solle oder ob sie überhaupt antworten wolle. »Eine Zeitlang«, meinte sie schließlich, »waren für ihn wohl Vergangenheit und Gegenwart eins. Er war dort, und gleichzeitig war er hier, und er wußte, wer wir waren. Er befahl uns, ihn freizulassen.« Sie schwieg wieder kurze Zeit. »›Ich bin ein freier Mann, Aes Sedai. Ich gehöre den Aes Sedai nicht.‹ Das hat er gesagt.«

Leane schnaubte laut, und einige der anderen Aes Sedai grollten vernehmlich.

»Aber Mutter«, sagte Egwene. »Er kann das nicht so gemeint haben, wie es herauskam. Manetheren war doch mit Tar Valon verbündet.«

»Manetheren war ein Verbündeter, das stimmt, Kind«, erwiderte die Amyrlin. »Aber wer kennt schon das Herz eines Mannes? Ich vermute, nicht einmal er selbst. Von allen Tieren ist der Mann am leichtesten an die Leine zu legen, doch am schwersten daran zu halten. Sogar, wenn er das selbst wünscht.«

»Mutter«, sagte Sheriam, »es ist schon spät. Die Köchinnen warten auf diese Helfer.«

»Mutter«, fragte Egwene ängstlich, »können wir nicht bei Mat bleiben? Wenn es immer noch sein kann, daß er stirbt …«

Der Blick der Amyrlin war ruhig und ihr Gesicht ausdruckslos. »Ihr habt Aufgaben zu erfüllen, Kind.«

Sie meinte sicherlich nicht nur das Wischen von Böden und Schrubben von Töpfen damit. Das war Egwene klar. »Ja, Mutter.« Sie knickste, und ihr Rock streifte die von Nynaeve und Elayne, als sie ebenfalls knicksten. Sie sah Mat ein letztes Mal an und folgte dann Sheriam hinaus. Mat hatte sich immer noch nicht bewegt.

Erwachen

Mat öffnete langsam die Augen und blickte zu der weißgetünchten Decke hoch. Er fragte sich, wo er sei und wie er hierher gekommen war. Die Stuckdecke wies einen Rand aus fein gearbeiteten, vergoldeten Blättern auf, und die Matratze unter ihm fühlte sich an, als sei sie gut mit Roßhaaren ausgestopft. Also bei irgendwelchen reichen Leuten vermutlich. Aber in seinem Kopf fehlte alles Wissen über das Wo und Wie und über eine Menge mehr.

Er hatte geträumt, und in seinem Kopf herrschte noch ein Durcheinander von Träumen und Erinnerungen. Er konnte eins noch nicht vom anderen unterscheiden. Eine wilde Flucht und Kämpfe, seltsame Leute von jenseits des Ozeans, Kurze Wege und Portalsteine und Bruchstücke anderer Leben, Sachen wie aus den Erzählungen eines Gauklers: das alles mußten Träume gewesen sein. Zumindest war er dieser Überzeugung. Aber Loial war kein Traum, und er war ein Ogier. Fragmente von Unterhaltungen spukten in seinen Gedanken herum – mit seinem Vater, mit Freunden, mit Moiraine und einer wunderschönen Frau, mit dem Kapitän eines Schiffes und mit einem gut angezogenen Mann, der mit ihm sprach wie ein Vater und ihm weise Ratschläge erteilte. Das war möglicherweise alles die Wahrheit. Doch alles war eben nur bruchstückhaft und durcheinander. Auf seinem Verstand treibende Eisschollen.

»Muad'drin tia dar allende caba'drin rhadiem«, murmelte er. Die Worte waren für ihn unverständlich, und doch klang etwas Bekanntes darin an.

Die engen Reihen der Lanzenträger erstreckten sich eine Meile und weiter nach beiden Seiten unter ihm. Aus ihnen erhoben sich die Wimpel und Flaggen der Städte und der kleineren Adelshäuser. Zu seiner Linken diente ihm der Fluß als Absicherung seiner Flanke, und zur Rechten des Heeres befanden sich Sumpflöcher und Moore. Vom Hügel aus beobachtete er, wie sich seine Lanzenträger gegen die Horden von Trollocs zur Wehr setzten, die immer wieder versuchten durchzubrechen. Es waren bestimmt zehnmal soviel wie Menschen. Lanzen durchbohrten schwarze Trolloc-Panzer, während deren Dornenäxte große Lücken in die Reihen der Menschen hieben. Die Luft war von Schreien erfüllt. Über allem brannte eine heiße Sonne aus einem wolkenlosen Himmel, und Hitzeflimmern erhob sich über dem Schlachtfeld. Immer noch regnete es vom Feind her Pfeile, die sowohl Menschen wie auch Trollocs töteten. Er hatte seine Bogenschützen zurückgerufen, aber den Schattenlords war alles gleich, wenn sie nur seine Kampflinie durchbrechen konnten. Auf dem Kamm hinter ihm wartete die Herzgarde auf seine Befehle. Ihre Pferde tänzelten nervös. Die Panzerschuppen auf Menschen und Pferden glänzten wie Silber im Sonnenschein. Weder Menschen noch Tiere würden die Hitze noch viel länger ertragen können.

Sie mußten die Schlacht gewinnen oder sterben. Er war als Spieler bekannt, und nun war es Zeit, die Würfel rollen zu lassen. Mit einer Stimme, die den Tumult unten noch übertönte, gab er den Befehl, während er sich in den Sattel schwang: »Fußsoldaten Gassen bilden, damit die Kavallerie an die Front kann!« Sein Bannerträger ritt gleich neben ihm. Das Banner des Roten Adlers flatterte über seinem Kopf, und gleichzeitig wurde sein Befehl nach allen Seiten hin von einem zum anderen weitergegeben.

Unten kamen die Lanzenträger mit einemmal in Bewegung, traten diszipliniert zur Seite, zogen ihre Formationen enger zusammen und machten Gassen frei. Gassen, in die sofort die Trollocs strömten. Mit tierischem Geschrei ergossen sie sich wie eine schwarze Todesflut hinein.

Er zog sein Schwert und erhob es. »Die Herzgarde vorrücken!« Er grub seine Fersen in die Flanken des Pferdes und galoppierte den Hang hinunter. Hinter ihm donnerten die Hufe ihr Angriffslied. »Vorwärts!« Er war der erste, der auf Trollocs traf. Sein Schwert blitzte auf und fuhr hernieder, immer wieder. Sein Bannerträger blieb gleich hinter ihm. »Zur Ehre des Roten Adlers!« Die Herzgarde stürzte sich in die Lücken zwischen den Lanzenträgern, zerschmetterte die Trolloc-Flut und trieb sie zurück. »Der Rote Adler!« Halbmenschliche Mäuler knurrten ihn an, gekrümmte Schwerter suchten ihn, aber er hieb sich immer tiefer in ihre Reihen hinein. Gewinnen oder sterben. »Manetheren!«

Mats Hand zitterte, als er sich an die Stirn faßte. *»Los Valdar Cuebiyari«,* murmelte er. Er war sich beinahe sicher, daß er wußte, was die Worte bedeuteten – ›Herzgarde vorrücken‹, oder vielleicht ›Die Herzgarde wird jetzt vorrücken‹ –, aber das konnte doch wohl nicht sein. Moiraine hatte ihn ein paar Worte der Alten Sprache gelehrt, und mehr kannte er nicht. Der Rest war für ihn nur unverständliches Geschwätz.

»Verrückt«, sagte er mit rauher Stimme. »Es ist vielleicht noch nicht einmal in der Alten Sprache. Nur Geschwätz. Diese Aes Sedai spinnt. Es war nur ein Traum.«

Aes Sedai. Moiraine. Ihm wurde plötzlich bewußt, daß sein Handgelenk viel zu dünn war und seine Hand knochig. Er blickte sie an. Er war krank gewesen. Es hatte etwas mit einem Dolch zu tun gehabt. Einem Dolch mit einem Rubin im Griff und mit einer schon lange toten und für immer verfluchten Stadt namens Shadar Logoth. Das war alles verschwommen und fern und ergab eigentlich keinen Sinn, doch er wußte, daß es kein Traum war. Egwene und Nynaeve hatten ihn nach Tar Valon gebracht, damit er dort geheilt wurde. Soviel wußte er noch.

Er versuchte, sich aufzusetzen, aber er war so schwach wie ein neugeborenes Lamm und fiel wieder in das Kissen zurück. Doch mit viel Mühe gelang es ihm dann, sich hochzurappeln und die Wolldecke beiseite zu schieben. Seine Kleider waren weg. Vielleicht steckten sie in dem rankenbeschnitzten Kleiderschrank an der Wand. Im Augenblick waren ihm Kleider gleichgültig. Er mühte sich auf die Beine, torkelte über den geblümten Teppich und hielt sich an der hohen Lehne eines Stuhls fest. Dann torkelte er weiter vom Stuhl zum Tisch, der an den Beinen und Ecken vergoldete Runen aufwies.

Das Zimmer war hell erleuchtet. Hinter den jeweils vier Bienenwachskerzen auf jedem Leuchter hing ein kleiner Spiegel, der den Kerzenschein reflektierte und vervielfachte. Aus einem großen Spiegel über dem glänzenden Waschtischchen blickte ihn sein hageres, hohlwangiges Ebenbild an. Die Wangen waren eingefallen und die Augen tief eingesunken, das Haar mit Schweiß verklebt. Er stand krumm wie ein alter Mann da und wankte wie Gras im Wind. So zwang er sich, gerade dazustehen, aber viel besser war das auch nicht.

Auf dem Tisch vor seinen Händen stand ein großes, mit einem Tuch bedecktes Tablett, von dem es nach Essen roch. Er zog das Tuch beiseite. Zum Vorschein kamen zwei große Silberkrüge und Schüsseln und Platten aus dünnem, grünen Porzellan. Er hatte gehört, daß die Meerleute solches Porzellan in Silber aufwogen. Er hatte Tee erwartet und Zwieback – Dinge eben, die man einem Invaliden vorsetzte. Statt dessen lagen auf der einen Platte hoch aufgeschichtete Rindfleischscheiben mit braunem Senf und Rettichstücken. Dazu gab es Bratkartoffeln, Bohnen mit Zwiebeln, Grünkohl und Buttererbsen, Gurken und eine Ecke Käse. Dicke, knusprige Brotscheiben lagen daneben und ein Schüsselchen mit Butter. Ein Krug war mit Milch gefüllt, und außen rannen noch Tropfen von Kondenswasser herunter, während sich in dem anderen etwas befand, das nach Glühwein roch. Es war genug da für mindestens vier Männer. Ihm lief das Wasser im Mund zusammen, und sein Magen knurrte vernehmlich.

Zuerst finde ich heraus, wo ich bin. Doch er nahm sich schnell eine Scheibe Rindfleisch, rollte sie zusammen, stippte sie in den Senf, und dann erst stieß er sich vom Tisch ab und torkelte in Richtung der drei hohen, engen Fenster.

Hölzerne Fensterläden, in einem hübschen, durchbrochenen Spitzenmuster geschnitzt, verdeckten die Sicht, aber durch die Öffnungen konnte er sehen, daß es draußen Nacht war. Lichter aus anderen Fenstern waren wie Lichtpunkte in der Dunkelheit zu sehen. Einen Augenblick lang ließ er sich entmutigt gegen das weiße, steinerne Fensterbrett sacken, doch dann begann er zu grübeln.

Wenn du richtig darüber nachdenkst, kannst du auch noch das Schlimmste zu deinem Vorteil wenden, hatte sein Vater immer gesagt, und Abell Cauthon war der beste Pferdehändler der Zwei Flüsse. Wenn es schien, daß ihn jemand übers Ohr gehauen hatte, stellte sich später doch immer heraus, daß am Ende er der Gewinner war. Nicht, daß Abell Cauthon jemals etwas Unehrliches tat. Doch selbst die Leute aus Taren Fähre konnten ihn nicht hinters Licht führen, obwohl man ja weiß, wie gern die jedem das Fell über die Ohren ziehen. Alles nur, weil er alle Seiten der Dinge in Betracht zog.

Tar Valon. Das mußte Tar Valon sein. Dieses Zimmer paßte in einen Palast. Der geblümte Teppich aus Arad Doman allein hatte möglicherweise soviel gekostet wie ein ganzer Bauernhof. Darüber hinaus fühlte er sich wohl schwach, aber nicht mehr krank. Und wie man ihm gesagt hatte, war Tar Valon der einzige Ort, an dem man ihn hätte heilen können. Er hatte sich wohl niemals wirklich in dem Sinne krank gefühlt, nicht einmal, als Verin – ein weiterer Name, der aus dem Nebel seiner Erinnerung auftauchte – jemandem erklärt hatte, daß er im Sterben liege. Jetzt war er so schwach wie ein Neugeborenes und hungrig wie ein Wolf, aber irgendwie war er sicher, daß die Heilung erfolgt war. *Ich fühle mich – einfach gesund, das ist alles. Ich bin geheilt.* Er schnitt den Fensterläden eine Grimasse.

Geheilt. Das bedeutete, sie hatten die Eine Macht bei ihm angewandt. Dieser Gedanke bereitete ihm eine Gänsehaut, aber was vorbei war, war vorbei. »Besser als Sterben«, sagte er sich. Nun fielen ihm ein paar der Geschichten über die Aes Sedai ein, die er einmal gehört hatte. »Es *muß* besser sein, als zu sterben. Selbst Nynaeve glaubte, ich würde es nicht überstehen. Auf jeden Fall ist es geschehen, und es lohnt sich nicht mehr, sich darüber viele Gedanken zu machen.« Ihm wurde klar, daß er mittlerweile die Scheibe Rindfleisch gegessen hatte und sich den Saft von den Fingern leckte.

Tapsig machte er sich auf den Weg zum Tisch zurück. Drunter stand ein Hocker. Den zog er hervor und setzte

sich drauf. Er ließ Messer und Gabel liegen und rollte eine weitere Scheibe Rindfleisch zusammen. Wie konnte er die Tatsache, daß er sich in Tar Valon befand – *in der Weißen Burg, das ist wohl klar* – zu seinem Vorteil ausnützen?

Tar Valon bedeutete auch Aes Sedai. Das war sicherlich ein Grund, keine Stunde länger als notwendig zu bleiben. Im Gegenteil. Seine Erinnerungen an die Zeit mit Moiraine und später mit Verin gaben ihm allerdings kaum Anhaltspunkte. Er konnte sich jedenfalls nicht daran erinnern, daß eine von beiden jemals etwas wirklich Schreckliches getan hatte. Aber er konnte sich ja überhaupt an nicht viel erinnern. Und was die Aes Sedai taten, dafür hatten sie ihre eigenen Gründe.

»Und das sind nicht immer diejenigen, von denen man glaubt, es seien ihre Motive«, murmelte er mit Kartoffeln im Mund. Dann schluckte er erst mal. »Eine Aes Sedai lügt niemals, aber die Wahrheit, die sie dir sagt, ist nicht immer dasselbe, was du glaubst. Das darf ich nie vergessen: Ich kann mir nicht sicher sein bei ihnen, selbst wenn ich es glaube.« Diese Schlußfolgerung stimmte ihn keineswegs heiter. Er nahm lieber einen Löffel voll mit Buttererbsen.

Bei dem Thema Aes Sedai fielen ihm einige weitere Dinge über sie ein. Es gab sieben Ajahs: Blau, Rot, Braun, Grün, Gelb, Weiß und Grau. Die Roten waren die schlimmsten. *Abgesehen von den Schwarzen Ajah, von denen sie behaupten, daß es sie nicht gibt.* Aber die Roten Ajah stellten für ihn keine Bedrohung dar. Sie interessierten sich nur für Männer, die mit der Macht umgehen konnten.

Rand. Soll man mich doch zu Asche verbrennen, wie konnte ich das nur vergessen? Wo ist er? Geht es ihm gut? Er seufzte bedauernd und strich Butter auf eine noch immer warme Brotscheibe. *Ob er wohl mittlerweile dem Wahnsinn verfallen ist?* Aber selbst wenn er die Antworten wüßte, könnte er Rand doch nicht helfen. Er war sich auch nicht sicher, ob er ihm überhaupt helfen wollte. Rand konnte die Macht lenken, und Mat war mit Geschichten aufgewachsen, in denen Männer die Macht gebrauchten. Man hatte den Kindern diese Geschichten erzählt, um ihnen angst zu machen. Auch die Erwachsenen bekamen Angst, denn manche dieser Geschichten waren nur zu wahr. Zu entdecken, was Rand konnte, war ungefähr so, als habe er herausgefunden, daß sein bester Freund kleine Tiere quälte und Kinder ermordete. Wenn man es schließlich wirklich glaubte, konnte man ihn kaum noch länger einen Freund nennen.

»Ich muß erst mal für mich selbst sorgen«, sagte er zornig. Er kippte den Weinkrug über seinen silbernen Becher und merkte überrascht, daß er leer war. Also füllte er statt dessen den Becher mit Milch. »Egwene und Nynaeve wollen Aes Sedai werden.« Daran hatte er sich noch gar nicht erinnert – erst jetzt, als er es laut aussprach. »Rand rennt Moiraine hinterher und bezeichnet sich als Wiedergeborenen Drachen. Das Licht weiß, was Perrin will. Er hat verrückt gespielt, seit seine Augen so komisch wurden. Ich muß zuerst an mich denken.« *Verflucht, das muß einfach sein! Ich bin der letzte von uns, der noch nicht übergeschnappt ist. Nur ich allein.*

Tar Valon. Na ja, man sagte zwar, es sei die reichste Stadt der Welt, und es war das Zentrum allen Handels zwischen den Grenzlanden und dem Süden, das Zentrum aller Macht der Aes Sedai. Er glaubte nicht, daß er eine Aes Sedai dazu überreden könne, mit ihm zu spielen – ob Würfel oder Karten. Er würde auch in diesem Fall weder Würfeln noch Karten trauen. Aber es mußte doch Kaufleute hier geben und andere, die Silber und Gold besaßen. Die Stadt selbst wäre wohl auch ein paar Tage Aufenthalt wert. Ihm war bewußt, daß er seit ihrer Abreise von den Zwei Flüssen weit gekommen war, aber außer ein paar vagen Erinnerungen an Caemlyn und Cairhien waren ihm im Grunde die großen Städte unbekannt. Er hatte schon immer eine wirklich große Stadt sehen wollen.

»Aber keine, die voll von Aes Sedai ist«, knurrte er mürrisch, wobei er die letzten Buttererbsen vertilgte. Dann wandte er sich wieder dem Rindfleisch zu.

Nebenher fragte er sich, ob ihm die Aes Sedai wohl den Rubin aus dem Dolch von Shadar Logoth geben würden. Er erinnerte sich nur ganz verschwommen an den Dolch, aber selbst das war wie die Erinnerung an eine schreckliche Verwundung. In ihm verkrampfte sich alles, und in seinen Schläfen stach der Schmerz. Doch an den Rubin erinnerte er sich ganz deutlich: daumennagelgroß, dunkel wie ein Blutstropfen, glitzernd wie ein rotes Auge. Sicher hatte er einen größeren Anspruch darauf als sie, und zu Hause mußte der Stein soviel wert sein wie ein Dutzend Bauernhöfe.

Sie werden bestimmt sagen, auch darauf läge ein Fluch. Wahrscheinlich stimmte das sogar. Trotzdem stellte er sich vor, wie er den Rubin den Coplins verschacherte und dafür ihr bestes Land bekam. Die meisten Mitglieder dieser Familie – sie waren die geborenen Stänkerer, soweit sie nicht sogar Diebe und Lügner waren – verdienten gewiß, was ihnen dann zustoßen würde. Aber er glaubte nicht im Ernst daran, daß die Aes Sedai ihn zurückgeben würden, und selbst dann wäre es ihm mehr als unangenehm gewesen, den Rubin bis Emondsfelde bei sich zu tragen. Und auch der Gedanke daran, den reichsten Bauernhof der Zwei Flüsse zu besitzen, wirkte nicht mehr so erregend

wie einst. Das war einmal sein größter Ehrgeiz gewesen – das, und als ein genauso guter Pferdehändler wie sein Vater anerkannt zu werden. Das alles erschien ihm nun kleinlich und unwichtig. Da draußen wartete statt dessen eine ganze Welt auf ihn.

Als allererstes, beschloß er, mußte er Egwene und Nynaeve suchen. *Vielleicht sind sie wieder zur Besinnung gekommen. Vielleicht haben sie den Wahnsinn aufgegeben, Aes Sedai werden zu wollen.* Er glaubte wohl nicht daran, aber er wollte nicht gehen, ohne sie gesehen zu haben. Daß er gehen würde, war sicher. Ein Besuch bei ihnen, ein Tag, um die Stadt zu besichtigen, vielleicht ein Spielchen, um seine Geldbörse aufzufüllen, und dann weg, irgendwohin, wo es keine Aes Sedai gab. Bevor er nach Hause zurückkehrte – *ich werde eines Tages heimkommen, ganz bestimmt* –, wollte er etwas von der Welt sehen, ohne daß er am Gängelband einer Aes Sedai hing.

Er suchte auf dem Tablett nach mehr Eßbarem und war erschrocken, als ihm klar wurde, daß nur ein paar Krümel Brot und Käse von alledem übrig waren. Die Krüge waren beide leer. Er blickte staunend auf seinen Bauch hinunter. Mit all dem im Leib sollte ihm das Essen zu den Ohren herauskommen, aber er hatte das Gefühl, kaum etwas gegessen zu haben. So kratzte er die letzten Käsereste zusammen und nahm sie mit Daumen und Zeigefinger auf. Auf halbem Weg zu seinem Mund erstarrte sein Arm.

Ich habe das Horn von Valere geblasen. Leise pfiff er ein Stück einer Melodie und brach ab, als ihm der Text dazu einfiel:

Ich bin unten am Boden eines Schachts.
Der Regen prasselt, und es ist schon nachts.
Der Schacht stürzt bald ein,
Kein Seil, keine Leiter sind mein.
Ich bin unten am Boden eines Schachts.

»Ich brauche aber ein verdammtes Seil, um hochzuklettern«, flüsterte er. Er ließ die Käsereste auf das Tablett fallen. Im Augenblick war ihm wieder schlecht. Entschlossen bemühte er sich, klar zu denken, den Nebel zu durchbrechen, der alles in seinem Kopf verhüllte.

Verin hatte das Horn nach Tar Valon mitgenommen, aber er konnte sich nicht daran erinnern, ob ihr bewußt war, daß er es geblasen hatte. Sie hatte es jedenfalls nie erwähnt. Da war er sicher. Glaubte er. *Und was ist, wenn sie es weiß? Wenn sie es alle wissen? Wenn Verin nicht irgend etwas damit angestellt hat, was ich nicht weiß, dann haben sie das Horn. Sie brauchen mich nicht.* Aber wer konnte schon sagen, was eine Aes Sedai brauchen würde?

»Wenn sie mich danach fragen«, sagte er sich grimmig, »dann habe ich es nie berührt. Falls sie es wissen … falls sie Bescheid wissen … dann entscheide ich von Fall zu Fall, was zu tun ist. Seng mich, sie können gar nichts von mir wollen! Auf keinen Fall!«

Ein leises Klopfen an die Tür ließ ihn schwankend aufstehen, bereit, wegzulaufen. Falls es irgendeine Zuflucht für ihn gegeben hätte und er mehr als drei Schritte bewältigen könnte. Weder das eine noch das andere war der Fall.

Die Tür öffnete sich.

Besuche

Eine Frau trat ein, die ganz in weiße Seide mit Silber gekleidet war. Sie schloß die Tür und lehnte sich daran. Dann musterte sie ihn mit den dunkelsten Augen, die Mat je gesehen hatte. Sie war so schön, daß er beinahe zu atmen vergessen hätte. Ihr nachtschwarzes Haar wurde von einem fein gewebten Silberband zusammengehalten, und ihre Haltung war so elegant und graziös, als tanze sie, obwohl sie nur einfach dastand. Ihm war es, als kenne er sie, doch das war ja wohl unmöglich. Kein Mann würde eine Frau wie sie vergessen können.

»Ihr seht vielleicht ganz ordentlich aus, schätze ich, wenn Ihr wieder etwas zugelegt habt«, sagte sie, »aber im Augenblick könntet Ihr etwas anziehen.«

Mat starrte sie noch einen Moment lang verdutzt an, bevor ihm plötzlich klar wurde, daß er nackt vor ihr stand. Mit hochrotem Gesicht schlurfte er zum Bett, zog die Decke hoch und um sich herum, und dann fiel er mehr, als daß er sich gesetzt hätte, auf die Bettkante. »Es tut mir … ich meine … ich habe nicht erwartet … ich … ich …« Er atmete tief durch. »Ich entschuldige mich für diese Ungebührlichkeit.«

Seine Wangen brannten immer noch. Beinahe wünschte er sich, Rand, was auch aus ihm geworden war, oder Perrin wären bei ihm und könnten ihm raten, wie er sich am besten verhielte. Sie schienen immer mit Frauen klarzukommen. Selbst Mädchen, die wußten, daß Rand so gut wie verlobt war, machten ihm schöne Augen, und sie hielten Perrins Langsamkeit für Sanftmut und fanden ihn attraktiv. Was er dagegen auch versucht hatte, war immer darauf hinausgelaufen, daß er sich vor den Mädchen zum Narren machte. Wie gerade eben wieder.

»Ich hätte Euch hier nicht so überraschend besucht, Mat, wenn ich nicht sowieso aus einem anderen Grund in der … in der Weißen Burg gewesen wäre« – sie lächelte, als amüsiere sie sich über diese Bezeichnung –, »und ich wollte Euch alle sehen.« Mats Gesicht lief erneut rot an, und er zog die Decke noch fester um sich zusammen, doch offensichtlich hatte sie ihn nicht aufziehen wollen. Eleganter als ein Schwan glitt sie zum Tisch. »Ihr habt Hunger. Das ist zu erwarten, so, wie sie die Dinge in Angriff nehmen. Eßt auch wirklich alles auf, was sie Euch geben. Ihr werdet überrascht sein, wie schnell Ihr wieder Gewicht zulegt und zu Kräften kommt.«

»Verzeiht«, sagte Mat unsicher, »aber kennen wir uns? Ich will Euch nicht kränken, denn irgendwie wirkt Ihr … vertraut.« Sie sah ihn an, bis er unruhig hin- und herzurutschen begann. Eine Frau wie sie erwartete bestimmt, daß man sich an sie erinnerte.

»Ihr habt mich vielleicht schon einmal gesehen«, sagte sie schließlich. »Irgendwo. Nennt mich Selene.« Sie hielt den Kopf ein wenig schräg und schien darauf zu warten, daß er auf den Namen reagierte.

Es zupfte auch etwas am Rand seines Gedächtnisses. Er glaubte, ihn schon gehört zu haben, aber er wußte nicht mehr, wann oder wo. »Seid Ihr eine Aes Sedai, Selene?«

»Nein.« Das Wort wurde leise ausgesprochen, klang aber überraschend nachdrücklich.

Zum erstenmal musterte er sie nun genauer. Er sah jetzt mehr als nur ihre Schönheit. Sie war beinahe genauso groß wie er, schlank, und, wie er aus ihren Bewegungen schloß, kräftig. Bei ihrem Alter war er sich nicht sicher – vielleicht nur ein oder zwei Jahre älter als er, vielleicht aber auch zehn –, doch ihre Wangen waren glatt. Ihre Halskette aus glatten, weißen Halbedelsteinen und gewirktem Silber paßte zu ihrem breiten Gürtel, aber sie trug keinen Ring mit der Großen Schlange. Das Fehlen des Rings hätte ihn nicht weiter überraschen müssen, denn keine Aes Sedai sagte geradeheraus, was sie war, aber in ihrem Fall überraschte es ihn doch. Da war etwas an ihr – eine Selbstsicherheit wie die einer Königin und noch etwas mehr –, das ihn an die Aes Sedai erinnerte.

»Ihr seid nicht zufällig Novizin, oder?« Er hatte gehört, daß die Novizinnen Weiß trugen, aber er konnte kaum glauben, sie sei eine davon. *Neben ihr wirkt Elayne wie ein kleines Mädchen.* Elayne. Ein weiterer Name, der ihm durch den Kopf ging.

»Wohl kaum«, sagte Selene trocken und verzog leicht den Mund. »Sagen wir einfach, ich sei jemand, dessen Interessen zufällig die gleichen sind wie die Euren. Diese … Aes Sedai wollen Euch benützen, auch wenn Euch das im allgemeinen durchaus nicht unangenehm sein wird. Ihr werdet es hinnehmen. Es ist nicht nötig, Euch erst davon zu überzeugen, daß Ihr den Ruhm suchen müßt.«

»Mich benützen?« Er erinnerte sich daran, das geglaubt zu haben, aber im Hinblick auf Rand und nicht auf sich selbst. *Sie haben verdammt keine Verwendung für mich. Licht, bestimmt nicht!* »Was meint Ihr damit? Ich bin doch nicht wichtig. Ich nütze höchstens mir selbst. Großartiger Ruhm, den man dabei erwerben kann.«

»Ich wußte, das würde Euch anlocken. Vor allem gerade Euch.«

Ihr Lächeln machte ihn schwindlig. Er fuhr sich mit der Hand durchs Haar. Die Decke rutschte, und er fing sie

schnell auf, bevor sie ganz herabfallen konnte. »Jetzt hört aber mal – sie interessieren sich überhaupt nicht für mich!« *Was ist damit, daß ich das Horn geblasen habe?* »Ich bin nur ein Bauer.« *Vielleicht glauben sie, daß ich irgendwie an Rand gebunden bin? Nein, Verin sagte …* Er war nicht mehr sicher, was Verin gesagt hatte oder auch Moiraine, aber er glaubte, daß die meisten Aes Sedai überhaupt nichts von Rand wußten. Das sollte auch so bleiben, zumindest, bis er weit weg war. »Bloß ein einfacher Landmann. Ich will nur ein wenig von der Welt sehen und dann auf den Hof meines Vaters zurückkehren.« *Was meint sie mit Ruhm?*

Selene schüttelte den Kopf, als habe sie in seinen Gedanken gelesen. »Ihr seid wichtiger, als Ihr ahnt. Und ganz bestimmt wichtiger, als diese sogenannten Aes Sedai wissen. Ihr könnt Euch wirklich Ruhm erwerben, wenn Ihr schlau genug seid, ihnen nicht zu trauen.«

»Ihr hört Euch aber ganz danach an, als traut Ihr ihnen nicht.« *Sogenannte?* Ein Gedanke kam ihm, doch er konnte ihn kaum aussprechen. »Seid Ihr ein …? Seid Ihr …?« Es war nicht gerade etwas, dessen man jemand leichthin beschuldigte.

»Ein Schattenfreund?« spottete Selene. Es klang amüsiert und nicht verärgert, sogar verächtlich. »Einer dieser elenden Anhänger Ba'alzamons, der glaubt, er werde Unsterblichkeit und Macht erlangen? Ich folge niemandem. Es gibt einen Mann, neben dem ich stehen möchte, aber ich folge niemandem.«

Mat lachte nervös. »Natürlich nicht.« *Blut und Asche, ein Schattenfreund würde sich selbst nicht als solchen bezeichnen. Vielleicht hat sie auch noch ein vergiftetes Messer dabei.* Er erinnerte sich schwach an eine Frau, die wie eine Adlige gekleidet gewesen war und doch ein Schattenfreund mit einem tödlichen Dolch in der schmalen Hand. »Das habe ich nicht gemeint. Ihr seht aus … Ihr wirkt wie eine Königin. Das habe ich gemeint. Seid Ihr eine adlige Lady?«

»Mat, Mat, Ihr müßt lernen, mir zu vertrauen. O ja, ich werde Euch auch benützen – Ihr seid von Natur aus zu mißtrauisch, besonders, seit Ihr den Dolch getragen habt, um es leugnen zu können –, aber bei mir wird Euch das Reichtum einbringen und Macht und Ruhm. Ich werde Euch nicht drängen. Ich war immer der Meinung, daß Männer mehr leisten, wenn man sie überzeugt und nicht zwingt. Diese Aes Sedai erkennen überhaupt nicht, wie wichtig Ihr seid, und er wird versuchen, Euch abzulenken oder zu töten, aber ich kann Euch geben, was Ihr euch wünscht.«

»Er?« fragte Mat scharf. *Mich töten? Licht, sie sind doch hinter Rand her und nicht hinter mir. Woher weiß sie von dem Dolch? Ich glaube fast, die ganze Burg weiß Bescheid.* »Wer will mich töten?«

Selene verzog den Mund, als habe sie schon zuviel gesagt. »Ihr wißt, was Ihr wollt, Mat, und ich weiß das genausogut wie Ihr. Ihr müßt wählen, wem Ihr zutraut, alles für Euch zu tun. Ich gebe zu, daß ich Euch benützen werde. Diese Aes Sedai werden das nicht zugeben. Ich werde Euch zu Ruhm und Reichtum führen. Sie werden Euch an die Leine legen, bis Ihr sterbt.«

»Ihr sagt viel«, stellte Mat fest, »aber woher weiß ich, daß es stimmt? Wie kann ich Euch mehr trauen als ihnen?«

»Indem Ihr darauf hört, was sie Euch sagen und was sie Euch verschweigen. Werden sie Euch sagen, daß Euer Vater nach Tar Valon kam?«

»Mein Pa war hier?«

»Ein Mann namens Abell Cauthon und ein anderer namens Tam al'Thor. Sie machten soviel Ärger, sagt man, daß man ihnen schließlich eine Audienz gewährte. Sie wollten wissen, wo Ihr und Eure Freunde seid. Und Siuan Sanche schickte sie mit leeren Händen zu den Zwei Flüssen zurück und ließ sie noch nicht einmal wissen, daß Ihr am Leben seid. Werden sie Euch das erzählen, falls Ihr nicht direkt danach fragt? Vielleicht noch nicht einmal dann, denn es könnte sein, daß Ihr nach Hause zurücklauft.«

»Mein Pa glaubt, daß ich tot bin?« fragte Mat bedächtig.

»Man kann ihm sagen, daß Ihr lebt. Ich kann dafür sorgen. Überlegt gut, wem Ihr trauen könnt, Mat Cauthon. Werden sie Euch sagen, daß gerade jetzt Rand versucht, ihnen zu entkommen und daß diejenige namens Moiraine ihn verfolgt? Werden sie Euch sagen, daß die Schwarzen Ajah in ihrer kostbaren Weißen Burg umgehen? Werden sie Euch überhaupt sagen, auf welche Weise sie Euch benützen wollen?«

»Rand versucht, zu entkommen? Aber …« Vielleicht wußte sie, daß Rand sich zum Wiedergeborenen Drachen ausgerufen hatte, vielleicht wußte sie es auch nicht. Er würde es ihr sicherlich nicht sagen. *Die Schwarzen Ajah! Blut und blutige Asche!* »Wer seid Ihr, Selene? Wenn Ihr keine Aes Sedai seid, was seid Ihr dann?«

Ihr Lächeln ließ Geheimnisse ahnen. »Denkt nur daran, daß Ihr eine Wahl habt. Ihr braucht keine Marionette der Weißen Burg sein und keine Beute für Ba'alzamons Schattenfreunde. Die Welt ist komplizierter, als Ihr glaubt. Tut im Moment das, was die Aes Sedai von Euch wollen, aber denkt auch an die anderen Möglichkeiten. Wollt Ihr das tun?«

»Ich habe wohl kaum eine andere Wahl«, sagte er niedergeschlagen. »Ich denke, ich werde mich daran halten.«

Selene sah ihn scharf an. Die Freundlichkeit fiel von ihrer Stimme ab wie eine abgelegte Schlangenhaut. »Ihr denkt? Ich kam nicht so zu Euch und sprach nicht so zu Euch, nur um zu hören: Ihr denkt, Ihr würdet es so halten, Matrim Cauthon.« Sie streckte eine schmale Hand aus.

Ihre Hand war leer, und sie stand mehrere Schritte weit von ihm entfernt, doch er wich vor ihrer Hand zurück, als hielte sie einen Dolch an seine Kehle. Er wußte nicht einmal genau, warum, doch in ihrem Blick lag unverkennbar eine Drohung. Seine Haut begann zu jucken, und die Kopfschmerzen kehrten zurück.

Mit einemmal war jedoch sowohl das Jucken wie auch der Kopfschmerz weg, und Selenes Kopf fuhr herum. Es schien, als lausche sie nach etwas jenseits der Wand. Ihr Gesichtsausdruck verfinsterte sich ein wenig, und sie ließ die Hand sinken. Dann wirkte sie wieder wie vorher. »Wir werden uns wieder unterhalten, Mat. Ich habe Euch viel zu sagen. Denkt an die Wahl, die Ihr habt. Denkt daran, daß es viele Hände gibt, die Euch töten möchten. Ich allein kann Euch das Überleben garantieren und alles, wonach Ihr strebt, wenn Ihr tut, was ich sage.« Sie schlüpfte genauso leise und graziös aus dem Zimmer, wie sie gekommen war.

Mat stieß erleichtert die Luft aus. Schweiß rann ihm über das Gesicht. *Wer im Licht ist sie?* Vielleicht ein Schattenfreund. Aber sie hatte, was Ba'alzamon betraf, genauso verächtlich geklungen wie den Aes Sedai gegenüber. Schattenfreunde sprachen sonst über Ba'alzamon so, wie andere über den Schöpfer. Und sie hatte ihn nicht einmal gebeten, ihren Besuch vor den Aes Sedai geheimzuhalten.

Richtig, dachte er mürrisch. *Verzeihung, Aes Sedai, aber diese Frau kam mich besuchen. Sie war keine Aes Sedai, aber ich glaube, daß sie gerade dabei war, die Eine Macht bei mir anzuwenden, und sie sagte, sie sei kein Schattenfreund, aber sie behauptete, Ihr wolltet mich benützen und daß sich Schwarze Ajah in Eurer Burg befänden. Oh, und sie meinte, ich sei wichtig. Ich weiß nicht, warum. Ihr habt doch nichts dagegen, wenn ich jetzt gehe, oder?*

Einfach wegzugehen erschien ihm von Minute zu Minute besser. Er glitt ungeschickt vom Bett herunter und schlich mühsam zum Kleiderschrank. Dabei hielt er immer noch die Decke um sich geschlossen. Seine Stiefel standen auf dem Schrankboden, und sein Umhang hing an einem Haken unter seinem Gürtel, komplett mit Gürteltasche und dem Messer in der Scheide. Es war ein einfaches Messer mit breiter Klinge, aber es würde genauso viel ausrichten wie ein feiner Dolch. Der Rest seiner Kleider – zwei dicke Wollmäntel, drei Hosen, ein halbes Dutzend Leinenhemden und Unterwäsche – war ausgebürstet und gewaschen worden und lag sauber gefaltet auf den Wäschebrettern in der anderen Schrankhälfte. Er tastete in die Gürteltasche hinein, doch sie war leer. Die Sachen lagen zusammen mit dem Inhalt seiner Taschen auf einem anderen Brett.

Er schob die Feder eines Rotfalken beiseite, dazu einen glatten, gestreiften Stein, dessen Farben ihm gefallen hatten, seine Rasierklinge und sein Taschenmesser mit dem Knochengriff. Dann befreite er seinen waschledernen Geldbeutel von den Schlingen einer Ersatz-Bogensehne. Als er ihn öffnete, merkte er, daß sein Gedächtnis in dieser Hinsicht nur zu gut funktioniert hatte.

»Zwei Silbermark und eine Handvoll Kupfermünzen«, knurrte er. »Damit komme ich nicht weit.« Einst wäre ihm das wie ein kleines Vermögen vorgekommen, aber das war gewesen, bevor er Emondsfelde verlassen hatte.

Er bückte sich und sah noch einmal in den Schrank hinein. *Wo sind sie?* Er fürchtete schon, die Aes Sedai hätten sie weggeworfen, so wie seine Mutter, wenn sie sie jemals gefunden hätte. *Wo ...?* Erleichterung überkam ihn. Ganz hinten, hinter seiner Zunderschachtel und der Fadenrolle für Fangschlingen und ähnlichem, lagen seine beiden ledernen Würfelbecher.

Sie rasselten, als er sie hervorzog, aber trotzdem öffnete er vorsichtshalber die engen Lederdeckel. Alles war so, wie es sein sollte. Fünf Würfel mit eingeschnitzten Symbolen für Kronen und fünf mit den üblichen Punkten darauf. Die waren geeignet für eine ganze Reihe von Spielen, aber noch mehr Männer schienen sich auf das Kronenspiel verlegt zu haben. Jedenfalls würden ihm diese Würfel helfen, aus seinen zwei Mark genug zu machen, um ihn weit weg von Tar Valon zu bringen. *Weg sowohl von den Aes Sedai wie auch von Selene.*

Auf ein energisches Klopfen hin öffnete sich sofort die Tür. Er fuhr herum. Die Amyrlin und die Bewahrerin der Chroniken traten ein. Er hätte sie auch ohne die breite, gestreifte Stola der Amyrlin und die schmalere, blaue der Bewahrerin erkannt. Er hatte sie nur ein einziges Mal zuvor gesehen, weit weg von Tar Valon, aber die beiden mächtigsten Frauen unter den Aes Sedai konnte er nicht vergessen.

Die Amyrlin zog die Augenbrauen hoch, als sie ihn so dastehen sah mit der Decke, die von seinen Schultern hing und seinem Geldbeutel sowie den beiden Würfelbechern in der Hand. »Ich glaube nicht, daß Ihr die in der nächsten Zeit schon gebrauchen könnt, mein Sohn«, sagte sie trocken. »Legt sie weg und geht ins Bett zurück, bevor Ihr umfallt.«

Er zögerte und machte ein steifes Kreuz, aber gerade in dem Moment begannen seine Knie nachzugeben, und außerdem blickten ihn die beiden Aes Sedai so an, dunkle Augen und blaue Augen, die jeden rebellischen Gedanken lesen zu können schienen … Na ja, also tat er, was man ihm gesagt hatte. Mit krampfhaft festgehaltener Decke legte er sich auf das Bett, steif ausgestreckt und unschlüssig, wie er sich verhalten solle.

»Wie fühlt Ihr Euch?« fragte die Amyrlin kurz angebunden, während sie eine Hand auf seine Stirn legte. Er bekam eine Gänsehaut. Hatte sie irgend etwas mit der Einen Macht angefangen, oder lag es nur daran, daß er von einer Aes Sedai berührt wurde?

»Mir geht es gut«, berichtete er. »Also, ich bin bereit, meiner Wege zu gehen. Laßt mich nur Egwene und Nynaeve auf Wiedersehen sagen, und Ihr seid mich los. Ich meine, ich werde gehen … äh, Mutter.« Moiraine und Verin hatte seine Sprache nicht viel ausgemacht, aber das hier war doch immerhin der Amyrlin-Sitz.

»Unsinn«, erwiderte die Amyrlin. Sie zog den Lehnstuhl näher ans Bett heran, setzte sich und sagte zu Leane: »Männer wollen wohl niemals zugeben, daß sie krank sind, bis sie so krank sind, daß sie den Frauen die doppelte Arbeit machen. Und dann behaupten sie viel zu früh, sie seien wieder gesund, natürlich mit dem gleichen Ergebnis.«

Die Bewahrerin sah Mat an und nickte. »Ja, Mutter, aber der hier kann nicht behaupten, er sei gesund, wenn er kaum aufstehen kann. Wenigstens hat er das Tablett leergegessen.«

»Ich wäre überrascht, wenn er genug Krümel übriggelassen hätte, daß sich ein Fink dafür interessieren könnte. Und er hat immer noch Hunger, wenn mich nicht alles täuscht.«

»Ich könnte ihm noch einen Auflauf bringen lassen, Mutter. Oder etwas Kuchen.«

»Nein, ich glaube, er hat soviel gegessen, wie es gerade möglich war. Wenn er sich erbrechen muß, hilft es ihm nicht.«

Mat blickte finster drein. Es schien ihm, wenn er krank war, sei er für Frauen praktisch unsichtbar, außer, sie redeten ihn direkt an. Und dann taten sie so, als sei er mindestens zehn Jahre jünger. Nynaeve, seine Mutter, seine Schwestern, die Amyrlin, alle verhielten sie sich gleich.

»Ich habe überhaupt keinen Hunger«, verkündete er. »Ich fühle mich gut. Erlaubt mir, daß ich mich anziehe, dann zeige ich Euch schon, wie gut es mir geht. Ich bin draußen, bevor Ihr Euch umdrehen könnt.« Nun sahen ihn beide an. Er räusperte sich. »Äh … Mutter.«

Die Amyrlin schnaubte. »Ihr habt ein Mahl für fünf Leute gegessen, und Ihr werdet noch tagelang solche Mahlzeiten verdrücken, sonst verhungert Ihr! Ihr seid gerade von einer Verbindung geheilt worden mit einem Verderben, das jeden Mann, jede Frau und jedes Kind in Aridhol getötet hat und das auch nach zweitausend Jahren Warten nicht schwächer geworden ist, bis Ihr es auflesen mußtet. Es war dabei, Euch genauso sicher zu töten, wie es sie getötet hatte. Das ist nicht das gleiche, als hättet Ihr eine Fischgräte im Daumen stecken, Junge. Wir hätten Euch beinahe getötet beim Versuch, Euch zu retten!«

»Ich habe keinen Hunger.« Er bestand darauf. Sein Magen knurrte laut genug, um seine Worte Lügen zu strafen.

»Ich habe Euch schon beim ersten Zusammentreffen richtig eingeschätzt«, sagte die Amyrlin. »Ich wußte auch damals schon, daß Ihr wie ein aufgeschreckter Eisvogel durchgeht, wenn Ihr glaubt, jemand wolle Euch festhalten. Gut, daß ich meine Vorkehrungen getroffen habe.«

Er beäugte sie mißtrauisch. »Vorkehrungen?« Sie sahen ihm würdevoll in die Augen. Er hatte das Gefühl, sie steckten ihn mit ihren Blicken wie mit Nadeln am Bett fest.

»Euer Name und Euer Steckbrief sind auf dem Weg zu den Brückenwächtern«, sagte die Amyrlin, »und zu den Wächtern an den Schiffsanlegestellen. Ich werde Euch nicht in der Burg festhalten, aber Tar Valon verlaßt Ihr nicht eher, als bis Ihr gesund seid. Solltet Ihr versuchen, Euch in der Stadt zu verstecken, wird Euch der Hunger schließlich wieder hierher treiben, und wenn nicht, finden wir Euch schon, bevor Ihr verhungert.«

»Warum wollt Ihr mich unbedingt hierbehalten?« wollte er wissen. Er hörte im Geist Selenes Stimme. *Sie wollen Euch benützen.* »Warum kümmert es Euch, ob ich verhungere oder nicht? Ich kann für mich selbst sorgen.«

Die Amyrlin lachte kurz auf, doch das Lachen klang nicht sehr amüsiert. »Mit zwei Silbermark und ein paar Kupfermünzen, mein Sohn? Ihr müßtet wirklich besonders viel Glück beim Würfeln haben, wenn Ihr damit all das Essen kaufen wolltet, das Ihr in den nächsten Tagen benötigt. Wir heilen nicht die Menschen, damit dann unsere Mühe umsonst war und sie sterben, obwohl sie noch unserer Pflege bedürfen. Und zudem könnte es sein, daß wir Euch noch weiter behandeln müssen.«

»Noch weiter? Ihr sagtet doch, ich sei geheilt. Warum sollte ich weitere Behandlung benötigen?«

»Mein Sohn, Ihr habt diesen Dolch monatelang getragen. Ich glaube, daß wir alle Spuren davon in Euch gefunden und beseitigt haben, aber sollten wir nur die kleinste übersehen haben, könnte sich das als tödlich erweisen. Und wer weiß, welche Wirkung es haben könnte, daß Ihr ihn so lange in Eurem Besitz hattet? In einem

halben Jahr oder in einem Jahr wünscht Ihr Euch vielleicht, es wäre eine Aes Sedai da, die Euch wieder heilt.«

»Ihr wollt, daß ich ein Jahr lang hierbleibe?« Er sagte das ungläubig und sehr laut. Leane verlagerte ihr Gewicht auf den anderen Fuß und sah ihn durchdringend an, doch die Gesichtszüge der Amyrlin blieben ruhig und gelassen.

»Vielleicht nicht ganz so lang, mein Sohn. Aber lang genug jedenfalls, bis wir sicher sein können. Das wollt Ihr doch wohl auch. Würdet Ihr in einem Schiff lossegeln, wenn Ihr nicht einmal wißt, ob es dicht ist oder ob vielleicht Planken angefault sind?«

»Ich habe noch nie was mit Schiffen zu tun gehabt«, brummte Mat. Es mochte ja stimmen. Die Aes Sedai logen nie, aber es enthielt für seinen Geschmack zu viele Ungewißheiten. »Ich bin schon eine lange Zeit von zu Hause weg, Mutter. Mein Pa und meine Mutter glauben vielleicht, ich sei tot.«

»Wenn Ihr ihnen einen Brief schreiben wollt, sorge ich dafür, daß er nach Emondsfelde gebracht wird.«

Mat wartete auf weitere Äußerungen, doch die blieben aus. »Danke, Mutter.« Er brachte ein kurzes Auflachen zustande. »Ich bin ja schon einigermaßen überrascht, daß mein Pa nicht gekommen ist, um mich aufzuspüren. Er ist die Art von Vater, die das tun würde.« Er war sich nicht sicher, glaubte aber, ein ganz kurzes Zögern in der Stimme der Amyrlin zu vernehmen, bevor sie antwortete: »Er ist gekommen. Leane hat mit ihm gesprochen.«

Die Bewahrerin fuhr ihrerseits gleich fort: »Wir wußten zu der Zeit nicht, wo Ihr wart, Mat. Ich habe ihm das gesagt, und er reiste noch vor den schwereren Schneefällen wieder ab. Ich gab ihm etwas Gold mit, damit die Heimreise leichter würde.«

»Zweifellos wird er froh sein«, sagte die Amyrlin, »von Euch zu hören. Genau wie Eure Mutter. Gebt mir den Brief, wenn Ihr ihn fertig habt, und ich kümmere mich darum.«

Sie hatten es ihm gesagt, aber er hatte danach fragen müssen. *Und Rands Pa haben sie nicht erwähnt. Vielleicht dachten sie, es sei mir gleich, und vielleicht … Seng mich, ich weiß es nicht.* »Ich war mit einem Freund unterwegs, Mutter. Rand al'Thor. Erinnert Ihr Euch? Wißt Ihr, ob es ihm gutgeht? Ich wette, sein Vater macht sich auch Sorgen.«

»Soweit ich weiß«, sagte die Amyrlin verbindlich, »geht es ihm gut, aber wer weiß das schon genau? Ich habe ihn nur einmal gesehen, zur gleichen Zeit wie Euch, in Fal Dara.« Sie wandte sich der Bewahrerin zu. »Vielleicht könnte er doch noch ein kleines Stück Auflauf vertragen, Leane. Und etwas für seinen Hals, wenn er soviel redet. Sorgt Ihr dafür, daß ihm etwas gebracht wird?«

Die hochgewachsene Aes Sedai ging mit einem gemurmelten: »Wie Ihr wünscht, Mutter.«

Als sich die Amyrlin wieder Mat zuwandte, lächelte sie, doch ihre Augen waren wie blaues Eis. »Es gibt Dinge, die zu gefährlich für Euch sind, um vor anderen, selbst vor Leane, darüber zu sprechen. Eine lose Zunge hat schon mehr Männer umgebracht als plötzliche Gewitterstürme.«

»Gefährlich, Mutter?« Sein Mund war plötzlich wie ausgetrocknet, doch er widerstand dem Drang, sich die Lippen zu lecken. *Licht, wieviel weiß sie von Rand? Wenn nur Moiraine nicht um alles solche Geheimnisse machte!* »Mutter, ich weiß nichts Gefährliches. Ich kann mich kaum an die Hälfte dessen erinnern, was ich einmal wußte.«

»Erinnert Ihr Euch an das Horn?«

»Welches Horn soll das sein, Mutter?«

Sie war so schnell auf den Beinen und ragte plötzlich drohend über ihm auf, daß er gar nicht so rasch schalten konnte. »Wenn Ihr Spielchen mit mir spielt, Junge, werde ich dafür sorgen, daß Ihr Euch nach dem Rockzipfel Eurer Mutter zurücksehnt. Ich habe keine Zeit für Spiele und Ihr genausowenig. Also, erinnert Ihr Euch jetzt?«

Er hielt sich erschrocken an der Decke fest und schluckte, bevor er zugab: »Ich erinnere mich daran, Mutter.«

Sie schien sich ein wenig zu entspannen, und Mat rollte die Schultern, um die Verkrampfung zu lösen. Er hatte das Gefühl, er habe gerade den Kopf vom Richtklotz des Henkers weggezogen.

»Gut. Das ist gut, Mat.« Sie setzte sich betont langsam wieder hin und musterte ihn. »Wißt Ihr, daß Ihr an das Horn gebunden seid?« Er formte lautlos das Wort ›gebunden‹ mit den Lippen, so überrascht und erschrocken war er. Sie nickte. »Ich glaubte auch nicht, daß Ihr das wußtet. Ihr wart der erste, der das Horn von Valere blies, nachdem es gefunden worden war. Für Euch wird es nun tote Helden aus den Gräbern zurückholen. Für jeden anderen ist es nur ein Horn – solange Ihr am Leben seid.«

Er atmete tief ein. »Solange ich am Leben bin«, sagte er mit tonloser Stimme, und die Amyrlin nickte. »Ihr hättet mich sterben lassen können.« Sie nickte erneut. »Dann hättet Ihr jeden in das Horn stoßen lassen können, der Euch recht ist, und es hätte ihm gedient.« Wieder ein Nicken. »Blut und Asche! Ihr wollt, daß ich es für Euch benütze! Wenn die Letzte Schlacht kommt, dann wollt Ihr, daß ich für Euch die toten Helden aus den Gräbern rufe, um gegen den Dunklen König zu kämpfen. Blut und blutige Asche!«

Sie stützte einen Ellbogen auf die Stuhllehne und ihren Kopf wiederum auf diese Hand. Ihr Blick ruhte die ganze Zeit über auf ihm. »Zieht Ihr eine andere Möglichkeit vor?«

Er runzelte die Stirn, und dann wurde ihm klar, was sie damit meinte. Wenn jemand anders das Horn blasen mußte … »Ihr wollt, daß ich das Horn blase? Dann werde ich es tun. Ich habe nie gesagt, daß ich es nicht tue, oder?«

Die Amyrlin seufzte ergeben. »Ihr erinnert mich an meinen Onkel Huan. Keiner konnte ihn jemals irgendwie festnageln. Er spielte auch gern, und er vergnügte sich lieber, als zu arbeiten. Er starb, als er Kinder aus einem brennenden Haus rettete. Er ging immer wieder zurück, solange noch eines darin war. Seid Ihr genauso, Mat? Werdet Ihr da sein, wenn die Flammen hochschlagen?«

Er konnte ihr nicht in die Augen sehen. Er betrachtete seine Finger, die ungeduldig an der Decke zupften. »Ich bin kein Held. Ich tue, was sein muß, aber ein Held bin ich nicht.«

»Die meisten derer, die wir Helden nennen, taten auch nur das, was sein mußte. Ich denke, das muß genügen. Für den Augenblick. Ihr dürft mit niemandem außer mir über das Horn sprechen, mein Sohn. Oder davon, daß Ihr daran gebunden seid.«

Für den Augenblick? dachte er. *Mehr werdet Ihr nie zu hören bekommen, weder jetzt noch später.* »Ich habe nicht vor, jedem verdammten …« Sie zog die Augenbrauen hoch, und er beherrschte sich. »Ich will es ja niemandem erzählen. Ich wünschte, niemand wüßte davon. Warum wollt Ihr es so geheim halten? Traut Ihr Euren Aes Sedai nicht?«

Einen sehr langen Augenblick über glaubte er, er sei zu weit gegangen. Ihr Gesicht verhärtete sich, und sie bedachte ihn mit zornigen Blicken.

»Wenn ich dafür sorgen könnte, daß nur wir beide davon wissen«, sagte sie kalt, »dann würde ich es tun. Je mehr Leute von einer Sache wissen, desto schneller verbreitet sich die Kunde davon. Das ist sogar bei den Besten so. Der größte Teil der Welt hält das Horn von Valere für eine bloße Legende, und diejenigen, die es besser wissen, glauben, es müsse erst von einem der Jäger gefunden werden. Aber Shayol Ghul weiß, daß es gefunden wurde, und das bedeutet, daß auch zumindest ein paar Schattenfreunde davon wissen. Doch sie wissen nicht, wo es ist, und falls uns das Licht gnädig ist, wissen sie auch nicht, daß Ihr es geblasen habt. Möchtet Ihr wirklich die Schattenfreunde hinter Euch her haben? Halbmenschen oder andere Abkömmlinge des Schattens? Sie wollen das Horn haben. Das müßt Ihr wissen. Es wirkt genauso für den Schatten wie für das Licht. Aber wenn es auf ihrer Seite sein soll, müssen sie Euch finden oder Euch töten. Wollt Ihr das riskieren?«

Mat wünschte sich eine zweite Decke oder vielleicht sogar ein Federbett. Im Raum war es mit einemmal sehr kalt. »Wollt Ihr damit sagen, daß mich die Schattenfreunde sogar hier jagen könnten? Ich glaubte, in der Weißen Burg gebe es keine Schattenfreunde.« Er dachte daran, was Selene über die Schwarzen Ajah gesagt hatte, und fragte sich, was die Amyrlin wohl antworten werde.

»Ein guter Grund hierzubleiben, nicht wahr?« Sie stand auf und strich ihren Rock glatt. »Ruht Euch aus, mein Sohn. Bald fühlt Ihr Euch viel besser. Ruht.« Sie schloß die Tür leise hinter sich.

Lange Zeit lag Mat nur da und starrte die Decke an. Er bemerkte kaum, daß eine Dienerin mit seinem Auflauf kam und einem weiteren Krug Milch. Sie nahm das geleerte Tablett wieder mit. Sein Bauch knurrte vernehmlich, als es so gut nach warmen Äpfeln und Gewürzen duftete, aber auch das beachtete er nicht. Die Amyrlin glaubte, sie habe ihn wie ein Schaf im Pferch gefangen. Und Selene … *Wer zum Licht noch mal ist sie? Was will sie eigentlich?* Selene hatte in mancher Hinsicht recht gehabt. Aber die Amyrlin hatte ihm gegenüber zugegeben, daß sie ihn benützen wolle und auch, wie. Auf gewisse Weise. Es gab in dem, was sie gesagt hatte, zu viele Lücken, durch die etwas Tödliches schlüpfen konnte. Die Amyrlin wollte etwas von ihm, und Selene wollte etwas von ihm. Er war das Tau, an dem sie beide zogen. Er hätte lieber Trollocs gegenübergestanden, als zwischen diesen beiden aufgerieben zu werden.

Es mußte einen Weg aus Tar Valon heraus geben, um beiden zu entkommen. Wenn er einmal auf der anderen Seite des Flusses war, konnte er sich von den Aes Sedai fernhalten und auch von Selene und den Schattenfreunden. Da war er sicher. Es mußte einen Weg geben. Alles, was er zu tun hatte, war eben, die Dinge von allen Seiten zu betrachten.

Der Auflauf auf dem Tisch wurde kalt.

Eine Welt im Traum

Egwene rieb sich die Hände mit einem Handtuch ab, während sie den trüb beleuchteten Korridor hinuntereilte. Sie hatte sie schon zweimal gewaschen, aber sie fühlten sich immer noch schmierig an. Sie hatte nicht geglaubt, daß es auf der ganzen Welt so viele Töpfe gäbe. Und heute war auch noch Backtag gewesen. Also mußten viele Eimer voll Asche aus den Öfen entfernt werden. Und die Öfen wurden natürlich auch geputzt. Und die Tische mußten mit feinem Sand gescheuert werden, bis sie knochenweiß schimmerten. Und die Böden mußte man auf Knien schrubben. Ihr weißes Kleid war mit Asche und Schmutz verschmiert. Ihr Rücken schmerzte, und sie wollte nur ins Bett, doch dann war Verin in die Küche gekommen, angeblich, um sich etwas zum Essen zu holen, doch sie hatte ihr im Vorbeigehen etwas zugeflüstert, und so mußte sie nun zu ihr kommen.

Verin hatte ihre Räume gleich über der Bibliothek. Die Gänge dort wurden nur von ein paar anderen Braunen Schwestern benützt. Staub hing in der Luft der Säle dort. Die Frauen, die dort wohnten, waren zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt, um die Diener oft zum Saubermachen zu bestellen. Die Gänge machten seltsame Kurven und Windungen. Manchmal ging es ganz plötzlich ein Stück nach oben und dann wieder hinunter. Es gab nur wenige Wandbehänge. Ihre bunten Bilder wirkten stumpf. Offensichtlich wurden sie genauso selten gesäubert wie alles andere. Viele der Lampen brannten nicht, so daß in den Sälen eine Art düsterer Dämmerung herrschte. Egwene glaubte schon, ganz allein hier oben zu sein – bis auf ein kurzes weißes Aufblitzen weiter vorn, wo vielleicht eine Novizin oder Dienerin etwas zu erledigen hatte. Ihre Schuhe klapperten auf den kahlen schwarzen und weißen Fußbodenkacheln. Dieser Ort wirkte nicht gerade beruhigend, wenn man dabei an die Schwarzen Ajah dachte.

Sie fand, was Verin ihr beschrieben hatte: eine schwarzgetäfelte Tür am oberen Ende einer kleinen Rampe. Daneben hing ein verstaubter Wandteppich, der einen König hoch zu Roß zeigte, der die Kapitulation eines anderen Königs entgegennahm. Verin hatte ihr die Namen der beiden gesagt. Sie waren schon Hunderte von Jahren tot, bevor Artur Falkenflügel geboren wurde. Verin schien über solche Sachen immer gut Bescheid zu wissen, aber trotzdem konnte Egwene sich an die Namen nicht mehr erinnern oder auch an die schon lange von der Landkarte verschwundenen Länder, die sie regiert hatten. Es war aber der einzige Wandbehang, der Verins Beschreibung entsprach.

Ohne den Klang ihrer eigenen Schritte war es hier im Gang noch stiller als zuvor und irgendwie auch bedrohlicher. Sie klopfte an die Tür und trat nach einem abwesenden »Wer ist da? Herein!« sofort ein.

Einen Schritt drinnen im Raum blieb sie stehen und sah sich erstaunt um. An allen Wänden waren Bücherregale angebracht, bis auf eine Tür zu einem der inneren Räume und einige Flecken, wo Landkarten – oftmals mehrere übereinander – und Karten des Nachthimmels hingen. Sie erkannte die Namen einiger Sternbilder: der Pflügende Bauer und der Heuwagen, der Bogenschütze und die Fünf Schwestern, aber andere kannte sie nicht. Auf jeder einigermaßen ebenen Fläche lagen Bücher und Papiere und Schriftrollen, und zwischen den Stapeln und manchmal auch obenauf lag ein ganzes Sortiment anderer Gegenstände. Seltsam geformte Glas- oder Metallstücke, Kugeln und miteinander verbundene Röhren, ineinander verschlungene Metallreifen, Knochen und Schädel in allen möglichen Formen und Größen. Etwas, das wie eine ausgestopfte braune Eule aussah, nicht viel größer als Egwenes Hand, stand auf einem ausgebleichten Eidechsenschädel, doch eigentlich konnte es gar keine Eidechse gewesen sein, denn der Schädel war länger als ihr Arm und hatte schiefe Zähne, größer als ihre Finger! Völlig willkürlich waren Kerzenhalter im Raum verteilt, so daß an einer Stelle die Beleuchtung gut war, während anderswo tiefe Schatten lagen. Die Gefahr bestand überall, daß Papiere sich daran entzündeten. Die Eule blinzelte Egwene an, und sie zuckte zusammen.

»Ah, ja«, sagte Verin. Sie saß hinter einem Tisch, der genauso voll beladen war wie alles in diesem Raum, und hielt vorsichtig ein zerrissenes Blatt in den Händen. »Ihr seid es. Ja.« Sie bemerkte Egwenes Seitenblick auf die Eule und sagte beiläufig: »Er sorgt dafür, daß es hier keine Mäuse gibt. Sie nagen sonst das Papier an.« Ihre Geste umfaßte den gesamten Raum, und das erinnerte sie wohl wieder an das Blatt in ihrer Hand. »Das ist vielleicht faszinierend. Rosel von Essam behauptete, mehr als hundert Seiten hätten die Zerstörung der Welt überstanden, und sie hätte es wissen müssen, denn sie schrieb alles kaum zweihundert Jahre danach auf, aber soweit ich weiß, existiert nur noch dieses eine kleine Blatt. Möglicherweise ist das wirklich das einzige. Rosel schrieb, es enthielte Geheimnisse, denen die Welt nicht gewachsen sei, und viel klarer hat sie sich nicht ausgedrückt. Ich habe diese Seite tausendmal gelesen und versucht herauszufinden, was sie meinte.«

Die winzige Eule blinzelte Egwene wieder an. Sie bemühte sich, in eine andere Richtung zu blicken. »Was steht

denn da, Verin Sedai?«

Verin blinzelte. Es sah dem Blinzeln der Eule ganz ähnlich. »Was da drinnen steht? Bedenkt, daß es eine wörtliche Übersetzung ist und sich beinahe anhört wie ein Barde, der im Hochgesang etwas rezitiert. Hört zu: ›Herz der Dunkelheit. Ba'alzamon. Der Name verborgen im Namen und vom Namen verhüllt. Das Geheimnis im Geheimnis, vom Geheimnis umschlossen. Verräter aller Hoffnung. Ishamael verrät alle Hoffnung. Die Wahrheit brennt und sengt. Die Hoffnung versagt im Angesicht der Wahrheit. Eine Lüge ist unser Schild. Wer kann dem Herz der Dunkelheit widerstehen? Wer kann dem Verräter aller Hoffnung gegenübertreten? Seele des Schattens, Seele der Dunkelheit, ist er …‹« Sie hielt seufzend inne. »Hier endet es. Könnt Ihr etwas damit anfangen?«

»Ich weiß nicht«, sagte Egwene. »Es gefällt mir nicht.«

»Sicher, warum sollte es auch, Kind. Gefallen oder verstehen? Ich habe es beinahe vierzig Jahre lang studiert, und mir geht es genauso.« Verin legte das Blatt vorsichtig in eine ledergebundene und mit Seide gefütterte Mappe, die sie anschließend achtlos in einen Stapel Papiere schob. »Aber deshalb seid Ihr nicht gekommen.« Sie kramte auf dem Tisch herum, knurrte etwas in sich hinein und konnte ein paarmal gerade noch einen Stapel Bücher oder Manuskripte davon abhalten, vom Tisch zu fallen. Schließlich fand sie, was sie gesucht hatte: eine Handvoll Blätter, mit dünner, krakeliger Schrift bedeckt und mit einer Kordel zusammengehalten. »Hier, Kind. Alles, was man über Liandrin und die Frauen weiß, die mit ihr gingen. Namen, Alter, Ajahs, wo sie geboren wurden. Alles, was ich in den Unterlagen finden konnte. Sogar, wie sie bei ihren Prüfungen abschnitten. Auch das, was wir über die *Ter'angreale* wissen, die sie stahlen. Es ist nicht viel. Meistens sind es nur Beschreibungen. Ich weiß nicht, ob das eine Hilfe sein wird. Ich habe darin nichts Brauchbares finden können.«

»Vielleicht bemerkt eine von uns etwas.« Eine plötzliche Welle von Mißtrauen packte Egwene zu ihrer eigenen Überraschung. *Wenn sie nichts ausgelassen hat.* Die Amyrlin schien Verin nur zu trauen, weil ihr nichts anderes übrigblieb. Was, wenn Verin selbst eine Schwarze Ajah war? Sie schüttelte den Gedanken ab. Sie war den ganzen weiten Weg von der Toman-Halbinsel nach Tar Valon mit Verin gereist, und sie weigerte sich einfach zu glauben, diese mollige Gelehrte könne ein Schattenfreund sein. »Ich vertraue Euch, Verin Sedai.« *Kann ich das wirklich?*

Die Aes Sedai blinzelte sie wieder an und vertrieb mit einem Kopfschütteln den Gedanken, der ihr wohl dabei gekommen war. »Diese Liste, die ich Euch gab, könnte wichtig sein, aber vielleicht ist sie auch nur Papierverschwendung. Jedenfalls ist sie nicht der einzige Grund, daß ich Euch herkommen ließ.« Sie begann, die Sachen auf dem Tisch herumzuschieben und zu einigen äußerst wackligen Haufen aufzustapeln, um etwas Platz freizumachen. »Ich hörte von Anaiya, daß Ihr eines Tages vielleicht zu den Träumern gehören könntet. Die letzte war Corianin Nedeal vor vierhundertdreiundsiebzig Jahren, und nach den Unterlagen zu schließen, verdiente sie die Bezeichnung eigentlich kaum. Es wäre sehr interessant, wenn Ihr Euch so entwickelt.«

»Sie hat mich überprüft, Verin Sedai, aber sie war nicht sicher, ob irgendeiner meiner Träume etwas über die Zukunft vorhersagte.«

»Das ist nur ein Teil dessen, was einen Träumer ausmacht, Kind. Vielleicht sogar der unwichtigste Teil. Meiner Meinung nach treibt Anaiya das viel zu langsam voran. Schaut her.« Mit einem Finger zog Verin einige parallel verlaufende Linien in den Staub auf dem Tisch, wo sie die Fläche freigeräumt hatte. »Das sollen Welten sein, die existieren könnten, falls manche Entscheidungen anders ausgefallen wären, falls bedeutende Wendepunkte im Muster sich geändert hätten.«

»Die Welten, die man von den Portalsteinen aus erreichen kann«, sagte Egwene, um zu beweisen, daß sie Verins Ausführungen auf dem Weg von der Toman-Halbinsel hierher gelauscht hatte. Was sollte das aber damit zu tun haben, ob sie nun zu den Träumern zählte oder nicht?

»Sehr gut. Aber das Muster ist vielleicht noch viel komplizierter als dies, Kind. Das Rad verwebt unsere Leben und bildet damit das Muster eines Zeitalters, doch die Zeitalter selbst sind wiederum in das Gewebe der Zeitalter, also in das Große Muster, verwebt. Und wer weiß denn schon, ob das überhaupt auch nur der zehnte Teil all dieser Gewebe ist? Im Zeitalter der Legenden glaubten einige, daß es noch weitere Welten gibt, die aber schwerer zu erreichen sind als diejenigen hinter den Portalsteinen – kaum glaubhaft –, und daß sie so liegen.« Sie zog weitere Linien, die die anderen schnitten. Einen Augenblick lang betrachtete sie das Ergebnis. »Kette und Schuß des Gewebes. Vielleicht webt das Rad der Zeit noch ein viel größeres Muster aus ganzen Welten.« Sie richtete sich auf und klopfte sich den Staub von den Händen. »Nun ja, das ist weder hier noch dort. Auf all diesen Welten, gleich wie unterschiedlich sie sein mögen, sind ein paar Dinge die gleichen. Eines davon ist, daß in allen der Dunkle König gefangengehalten wird.«

Unwillkürlich trat Egwene näher heran und sah die von Verin gezogenen Linien genau an. »In allen? Wie kann das sein? Wollt Ihr damit sagen, daß es auf allen Welten einen Vater der Lügen gibt?« Der Gedanke an so viele

Dunkle Könige ließ sie schaudern.

»Nein, Kind. Es gibt einen Schöpfer, der auf allen diesen Welten gleichzeitig existiert. Genauso gibt es auch nur einen Dunklen König, der gleichzeitig auf all diesen Welten existiert. Wenn er auf einer Welt aus dem Gefängnis befreit wird, das der Schöpfer für ihn gemacht hat, dann wird er auf allen Welten befreit. Solange er auf einer davon gefangen ist, bleibt er auf allen gefangen.«

»Das scheint mir keinen Sinn zu ergeben«, wandte Egwene ein.

»Paradox, Kind. Der Dunkle König ist die Verkörperung des Paradoxen und des Chaos, der Zerstörer von Vernunft und Logik, der Störer allen Gleichgewichts, der Hinderer aller Ordnung.«

Die Eule flog mit einemmal lautlos hoch und landete auf einem großen, weißen Schädel, der auf einem Regal hinter der Aes Sedai lag. Sie spähte blinzelnd auf die beiden Frauen herab. Egwene hatte schon bei ihrem Eintreten diesen Schädel bemerkt. Gekrümmte Hörner und eine vorgeschobene Schnauze hatten sie an einen Hammel erinnert, nur wußte sie keine Art, die einen so großen Kopf hatte. Nun fielen ihr die abgerundete Form des Schädels auf und die hohe Stirn. Das war kein Hammelschädel. Es war der eines Trollocs.

Sie atmete zittrig ein. »Verin Sedai, was hat das alles mit den Träumern zu tun? Der Dunkle König ist im Shayol Ghul gefangen, und ich will noch nicht einmal daran denken, daß er entkommen könnte.« *Aber die Siegel an seinem Gefängnis werden brüchig. Selbst die Novizinnen wissen das mittlerweile.*

»Was es mit den Träumern zu tun hat? Nun ja, eigentlich nichts, Kind. Außer, daß wir uns alle auf die eine oder andere Art dem Dunklen König stellen müssen. Er ist jetzt noch gefangen, aber das Muster hat Rand al'Thor nicht umsonst in die Welt gesetzt. Der Wiedergeborene Drache muß den Herrn des Grabes bekämpfen, soviel ist klar. Falls Rand solange überlebt. Der Dunkle König wird versuchen, das Muster soweit wie möglich zu verzerren. Aber jetzt sind wir zu weit vom Thema abgekommen, nicht wahr?«

»Vergebt mir, Verin Sedai, aber wenn dies hier« – Egwene deutete auf die Linien im Staub – »nichts mit den Träumern zu tun hat, warum erzählt Ihr mir dann davon?«

Verin sah sie an, als stelle sie sich absichtlich dumm. »Nichts? Natürlich hat es etwas damit zu tun, Kind. Der springende Punkt ist, daß es neben dem Schöpfer und dem Dunklen König noch eine dritte Konstante gibt. Es gibt eine Welt, die innerhalb all dieser anderen liegt, innerhalb aller gleichzeitig! Oder vielleicht umgibt sie die anderen. Schreiber aus dem Zeitalter der Legenden nannten sie *Tel'aran'rhiod,* die ›Unsichtbare Welt‹. Vielleicht wäre ›die Welt der Träume‹ eine bessere Übersetzung. Viele Menschen, auch ganz gewöhnliche, die nicht die Macht lenken können, sehen manchmal *Tel'aran'rhiod* im Traum und können gelegentlich sogar die anderen Welten hindurchschimmern sehen. Denkt an einige der eigenartigen Dinge, die Ihr in Euren Träumen schon gesehen habt. Aber ein Träumer, Kind – ein wirklicher Träumer – kann *Tel'aran'rhiod* betreten!«

Egwene versuchte zu schlucken, aber sie hatte einen Kloß im Hals. *Sie betreten?* »Ich … ich glaube nicht, daß ich zu den Träumern gehöre, Verin Sedai. Anaiya Sedais Überprüfungen …«

Verin unterbrach sie: »… beweisen nichts, weder das eine noch das andere. Und Anaiya glaubt immer noch, daß Ihr wahrscheinlich dazugehört.«

»Ich nehme an, ich werde es irgendwann einmal herausfinden«, murmelte Egwene. *Licht, ich will doch dazugehören, oder? Ich will lernen! Ich will alles!*

»Ihr habt keine Zeit mehr, um lange zu warten, Kind. Die Amyrlin hat Euch und Nynaeve eine große Aufgabe anvertraut. Ihr müßt jedes Werkzeug benützen, das Ihr nur erreichen könnt.« Verin holte aus dem Durcheinander auf ihrem Tisch einen roten Holzkasten hervor. Er war groß genug, um darin ungefaltet Papiere aufzubewahren, aber als die Aes Sedai den Deckel einen Spalt öffnete, zog sie lediglich einen aus Stein gefertigten Ring hervor. Er wies viele Flecken und blaue, braune und rote Streifen auf, und er war zu groß für einen Fingerring. »Hier, Kind.«

Egwene legte die Papiere zur Seite, um ihn entgegenzunehmen, und dann machte sie große Augen vor Überraschung. Der Ring sah nur wie aus Stein gefertigt aus, war aber härter als Stahl und schwerer als Blei. Und der Reif war verdreht. Wenn sie mit einem Finger an einer Kante entlangfuhr, beschrieb ihr Finger zwei volle Umdrehungen, innen wie außen. Der Ring hatte nur eine Kante. Sie probierte es gleich zweimal, um sich davon zu überzeugen.

»Corianin Nedeal«, sagte Verin, »besaß dieses *Ter'angreal* fast ihr ganzes Leben lang. Jetzt bleibt es bei Euch.«

Egwene ließ den Ring beinahe fallen. Ein *Ter'angreal? Ich soll ein* Ter'angreal *bekommen?*

Verin schien ihr Erschrecken nicht zu bemerken. »Nach ihren Aussagen erleichtert es den Eintritt in *Tel'aran'rhiod.* Sie behauptete, es funktioniere sowohl bei jenen ohne unser Talent, wie auch bei Aes Sedai, solange Ihr ihn im Schlaf berührt. Es gibt natürlich auch Gefahren. *Tel'aran'rhiod* ist nicht so wie andere Träume.

Was dort geschieht, ist Wirklichkeit. Ihr seid tatsächlich dort, statt diese Welt nur kurz sehen zu können.« Sie schob den Ärmel ihres Kleides zurück und enthüllte eine verblaßte Narbe, so lang wie ihr Unterarm. »Ich habe es selbst vor Jahren einmal ausprobiert. Anaiyas Heilkunst hat nicht ganz erreicht, was ich mir wünschte. Denkt daran.« Die Aes Sedai zog den Ärmel wieder über die Narbe.

»Ich werde vorsichtig sein, Verin Sedai.« *Wirklichkeit? Meine Träume sind schon schlimm genug. Ich brauche keine Träume, die Narben hinterlassen! Ich werde es in einen Sack stecken, in eine dunkle Ecke legen und es dort lassen. Ich werde …* Doch sie wollte es lernen. Sie wollte Aes Sedai werden, und es hatte unter den Aes Sedai seit fast fünfhundert Jahren keine Träumer gegeben. »Ich werde sehr vorsichtig sein.« Sie steckte den Ring in ihre Gürteltasche und zog den Riemen fest zu. Dann nahm sie die von Verin erhaltenen Papiere.

»Denkt daran, es zu verstecken, Kind. Keine Novizin, noch nicht einmal eine Aufgenommene, sollte so etwas im Besitz haben. Aber es könnte sich als nützlich erweisen. Haltet es gut verborgen.«

»Ja, Verin Sedai.« Sie dachte an Verins Narbe und wünschte sich beinahe, eine andere Aes Sedai käme in diesem Augenblick vorbei und nähme ihr das verwünschte Ding wieder ab.

»Gut, Kind. Jetzt fort mit Euch. Es wird spät und Ihr müßt früh aufstehen, um beim Frühstückrichten mitzuhelfen. Schlaft gut.«

Verin saß noch eine Weile nach Egwenes Abgang da und blickte die Tür an. Die Eule schrie leise hinter ihr. Sie zog den roten Kasten zu sich heran, öffnete den Deckel ganz und blickte stirnrunzelnd auf den Inhalt herunter, der ihn beinahe ganz ausfüllte.

Seite auf Seite, mit sauberer Schrift bedeckt, wenn auch die schwarze Tinte nach beinahe fünfhundert Jahren verblaßt war: Corianin Nedeals Notizen, alles, was sie in fünfzig Arbeitsjahren mit dem eigenartigen *Ter'angreal* gelernt hatte. Eine Frau mit Geheimnissen, diese Corianin. Sie hatte weitaus den größten Teil ihres Wissens vor allen anderen verborgen und nur diesen Seiten anvertraut. Nur durch Zufall und ihre Angewohnheit, in den alten Papieren in der Bibliothek herumzustöbern, war Verin darauf gestoßen. Soweit sie hatte feststellen können, wußte keine Aes Sedai außer ihr von dem *Ter'angreal*. Corianin hatte es fertiggebracht, die Kunde von seiner Existenz aus allen Unterlagen zu entfernen.

Noch einmal überlegte sie, ob sie das Manuskript verbrennen sollte. Genauso hatte sie sich vorher überlegt, ob sie es Egwene geben solle. Aber Wissen zu vernichten, jede Art von Wissen, war ihr fremd. Und die andere Möglichkeit … *Nein, es ist weitaus besser, alles so zu belassen, wie es ist. Was geschehen soll, wird geschehen.* Sie klappte entschlossen den Deckel zu. *Wo habe ich nur dieses Blatt hingesteckt?*

Mit gerunzelter Stirn begann sie, die Bücher- und Papierstapel nach der Ledermappe abzusuchen. Sie hatte Egwene bereits vergessen.

Der Ring fordert seinen Preis

Egwene war noch nicht weit von Verins Zimmer entfernt, als sie Sheriam traf. Die Herrin der Novizinnen blickte besorgt drein.

»Falls sich nicht jemand daran erinnert hätte, daß Ihr mit Verin gesprochen habt, hätte ich Euch vielleicht gar nicht gefunden.« Die Aes Sedai klang etwas irritiert. »Kommt mit, Kind. Ihr haltet alles auf! Was sind das für Papiere?«

Egwene nahm sie noch ein wenig fester in die Hand. Sie bemühte sich, möglichst unschuldig und respektvoll zu sprechen: »Verin Sedai meint, ich solle sie studieren, Aes Sedai.« Was würde sie tun, wenn Sheriam verlangte, sie zu sehen? Welche Entschuldigung hätte sie dafür, sich zu weigern, und welche Erklärung für seitenlange Berichte über dreizehn Frauen, die zu den Schwarzen Ajah gehörten und einige *Ter'angreale* gestohlen hatten?

Aber Sheriam schien die Papiere bereits wieder vergessen zu haben. »Na ja, egal. Ihr werdet gebraucht, und alle warten.« Sie nahm Egwene am Arm und zwang sie, schneller zu gehen.

»Gebraucht, Sheriam Sedai? Worauf warten sie?«

Sheriam schüttelte resigniert den Kopf. »Habt Ihr vergessen, daß Ihr zu einer Aufgenommenen erhoben werden sollt? Wenn Ihr morgen in mein Arbeitszimmer kommt, tragt Ihr den Ring, obwohl ich nicht glaube, er wird Euch den Schmerz leichter ertragen lassen.«

Egwene wollte auf der Stelle stehenbleiben, doch die Aes Sedai schob sie weiter. Sie gingen eine enge Wendeltreppe hinunter, die sich durch die Bibliothek zog. »Heute abend? Schon? Aber ich schlafe halb, Aes Sedai, und ich bin schmutzig und … Ich dachte, ich hätte noch tagelang Zeit … Um bereit zu sein … Um mich vorzubereiten.«

»Diese besondere Stunde wartet nicht auf eine Frau«, sagte Sheriam. »Das Rad webt, wie das Rad es wünscht und *wann* es will. Außerdem, wie könntet Ihr Euch vorbereiten? Ihr wißt bereits alles, was Ihr wissen müßt. Mehr als Eure Freundin Nynaeve damals.« Sie schubste Egwene durch eine winzige Tür am Fuß der Treppe und eilte dann mit ihr durch einen weiteren Korridor zu einer Rampe, die sich immer weiter hinunterschlängelte.

»Ich habe im Unterricht genau aufgepaßt«, protestierte Egwene, »und ich erinnere mich gut daran, aber … kann ich nicht erst einmal schlafen?« Die gewundene Rampe schien kein Ende zu nehmen.

»Die Amyrlin entschied, daß es keinen Sinn habe, damit zu warten.« Sheriam lächelte Egwene von der Seite her an. »Ihre genauen Worte waren: ›Sobald man sich entscheidet, einen Fisch auszunehmen, hat es keinen Sinn mehr, darauf zu warten, daß er verdirbt.‹ Zu dieser Zeit dürfte Elayne bereits die Torbögen durchschritten haben, und die Amyrlin will, daß auch Ihr heute abend noch hindurchschreitet. Nicht, daß ich diese Eile verstünde«, fügte sie mehr zu sich selbst gewandt hinzu, »aber wenn die Amyrlin befiehlt, gehorchen wir.«

Egwene ließ sich schweigend die Rampe weiter hinunterziehen. Ihr Magen verkrampfte sich. Nynaeve war nicht gerade gesprächig gewesen in bezug auf das, was sie erlebt hatte, als sie zur Aufgenommenen erhoben wurde. Sie hatte überhaupt nichts gesagt, nur eine Grimasse geschnitten und schließlich herausgepreßt: »Ich hasse die Aes Sedai!« Als sie endlich das Ende der Rampe und damit einen breiten Korridor erreichten, zitterte sie. Sie befanden sich weit unter der Burg im Felsengrund der Insel.

Der Korridor war kahl und schmucklos. Der blasse Fels, in den er gehauen war, war wohl abgeschliffen worden, aber ansonsten unberührt. Es gab nur ein großes Holztor, genauso hoch und breit wie das äußere Burgtor und genauso schmucklos. Die Balken waren geschliffen und lackiert und fugenlos zusammengefügt. Die mächtigen Torflügel waren so perfekt ausbalanciert, daß Sheriam einen davon mühelos mit einer Hand öffnen konnte. Sie zog Egwene mit sich hinein in einen riesigen Saal mit Kuppeldecke.

»Nicht gerade schnell!« fauchte Elaida. Sie stand auf einer Seite mit ihrer rotgefransten Stola neben einem Tisch mit drei großen Silberschalen darauf.

Lampen auf hohen Kandelabern beleuchteten den Raum und das, was im Mittelpunkt stand. Drei abgerundete, silberne Torbögen, gerade hoch genug, um darunter hindurchzulaufen, die auf einem dicken Silberring festgemacht waren, wo sich ihre Enden berührten. Vor jedem der Punkte, an denen die Bögen am Ring festgemacht waren, saß eine Aes Sedai auf dem blanken Felsboden. Alle drei trugen ihre Stolen. Die Grüne Schwester war Alanna, aber die Gelbe und die Weiße Schwester kannte sie nicht.

Die drei Aes Sedai waren vom Glühen *Saidars* umgeben und starrten unverwandt auf die Bögen. Innerhalb des silbernen Gebildes flackerte und glühte es wie eine Antwort auf. Dieses Gebilde war ein *Ter'angreal,* und wofür es

im Zeitalter der Legenden auch gebaut worden sein mochte, jetzt schritten Novizinnen hindurch und aus ihnen wurden Aufgenommene. Drinnen würde Egwene mit ihren eigenen Ängsten konfrontiert werden. Dreimal. Das weiße Glühen innerhalb der Bögen flackerte nun nicht mehr, sondern füllte den gesamten Innenraum gleichmäßig und durchscheinend aus.

»Beruhigt Euch, Elaida«, sagte Sheriam gelassen. »Wir sind bald soweit.« Sie wandte sich Egwene zu. »Man gibt den Novizinnen hier dreimal eine Chance. Ihr könnt Euch zweimal weigern hineinzugehen, aber bei der dritten Weigerung werdet Ihr für immer aus der Burg gewiesen. So macht man das üblicherweise, und Ihr habt ganz sicher das Recht, Euch zu weigern, wenn ich auch glaube, die Amyrlin wäre nicht gerade erfreut darüber.«

»Sie sollte diese Chance nicht erhalten.« Elaidas Stimme klang eisenhart, und ihr Gesicht machte auch nicht gerade einen sanfteren Eindruck. »Es ist mir gleich, welches Potential sie besitzt. Sie müßte von Rechts wegen aus der Burg gewiesen werden. Oder zumindest müßte sie die nächsten zehn Jahre über die Böden schrubben.«

Sheriam warf der Roten Schwester einen mißbilligenden Blick zu. »Bei Elayne wart Ihr nicht so streng. Ihr wolltet daran teilnehmen, Elaida – vielleicht Elaynes wegen –, und Ihr werdet auch für dieses Mädchen Eure Pflicht tun, wie man es von Euch erwartet, oder Ihr verlaßt diesen Raum, und ich suche mir eine andere.«

Die beiden Aes Sedai funkelten sich an, daß Egwene kaum überrascht gewesen wäre, das Glühen der Einen Macht um sie herum zu entdecken. Schließlich schleuderte Elaida mit einer Kopfbewegung ihr Haar zurück und schnaubte laut.

»Wenn es sein muß, dann laßt es uns hinter uns bringen. Gebt diesem erbärmlichen Mädchen hier ihre Möglichkeit, sich zu weigern, und macht ein Ende. Es ist schon spät.«

»Ich werde mich nicht weigern.« Egwenes Stimme bebte, doch dann hatte sie sie unter Kontrolle und den Kopf stolz erhoben. »Ich will hineingehen.«

»Gut«, sagte Sheriam. »Gut. Nun werde ich Euch zwei Dinge sagen, die keine Frau zu hören bekommt, bevor sie hier steht, wo Ihr jetzt seid. Wenn Ihr einmal beginnt, müßt Ihr auch bis zum Ende weitermachen. Wenn Ihr an irgendeiner Stelle nicht mehr weitergeht, werdet Ihr genauso aus der Burg gewiesen, als hättet Ihr Euch zum drittenmal geweigert. Zweitens: Zu suchen, zu streben, bedeutet auch Gefahr.« Es klang, als habe sie das schon viele Male gesagt. In ihrem Blick lag große Anteilnahme, doch ihr Gesichtsausdruck war beinahe so ernst wie der Elaidas. Die Zuneigung jagte Egwene mehr Angst ein als die Strenge. »Manche Frauen sind hineingegangen und nie wieder herausgekommen. Wenn das *Ter'angreal* nicht mehr angeregt wurde, waren sie einfach nicht mehr da. Und man hat sie nie wieder gesehen. Wenn Ihr überleben wollt, müßt Ihr standhaft sein. Zögert, versagt, und …« Sheriams Gesichtsausdruck ließ über das Unausgesprochene keine Zweifel zu. Egwene schauderte. »Das ist Eure letzte Gelegenheit. Weigert Euch jetzt, und es wird nur als das erste Mal angerechnet. Ihr könnt es dann immer noch zweimal probieren. Wenn Ihr aber jetzt beginnt, gibt es kein Zurück mehr. Es ist keine Schande, sich zu weigern. Ich brachte es beim erstenmal auch nicht fertig hineinzugehen. Wählt!«

Sie kamen nie mehr heraus? Egwene mußte schwer schlucken. *Ich will eine Aes Sedai werden. Und deshalb muß ich zuerst Aufgenommene sein.* »Ich gehe.«

Sheriam nickte. »Dann bereitet Euch vor.«

Egwene blinzelte, und dann erinnerte sie sich: Sie mußte unbekleidet hineingehen. Sie beugte sich hinunter und wollte das Bündel Papiere hinlegen, das ihr Verin gegeben hatte. Dann zögerte sie. Wenn sie das hierließ, könnten Sheriam oder Elaida alles durchstöbern, während sie sich innerhalb des *Ter'angreals* befand. Sie könnten sogar das kleinere *Ter'angreal* in ihrer Gürteltasche finden. Wenn sie sich weigerte hineinzugehen, könnte sie alles verstecken oder vielleicht Nynaeve geben. Ihr stockte der Atem. *Ich kann mich jetzt nicht weigern. Ich habe bereits begonnen.*

»Habt Ihr Euch doch entschlossen, Euch zu weigern, Kind?« fragte Sheriam mit gerunzelter Stirn. »Obwohl Ihr wißt, was das nun für Folgen hätte?«

»Nein, Aes Sedai«, sagte Egwene schnell. Hastig entkleidete sie sich und faltete ihre Kleider sorgfältig. Dann legte sie alles oben auf die Gürteltasche und die Papiere. Das mußte reichen.

Neben dem *Ter'angreal* sprach Alanna plötzlich: »Es gibt da eine Art von … Rückkoppelung.« Sie nahm den Blick nicht von den Bögen. »Beinahe ein Echo. Ich weiß nicht, aus welcher Richtung.«

»Gibt es ein Problem?« fragte Sheriam in scharfem Ton. Auch sie klang überrascht. »Ich werde keine Frau hineinschicken, wenn es Schwierigkeiten gibt.«

Egwene blickte ihre aufgeschichteten Kleider sehnsuchtsvoll an. *Bitte, ja, Licht, laß ein Problem auftauchen. Etwas, damit ich diese Papiere verstecken kann, ohne mich weigern zu müssen hineinzugehen.*

»Nein«, sagte Alanna. »Es ist so, als summe ein Beißmich um deinen Kopf, wenn du nachdenken willst, aber es

stört nicht wirklich. Ich hätte es gar nicht erwähnt, aber so etwas ist noch nie geschehen, soweit ich weiß.« Sie schüttelte den Kopf. »Jetzt ist es weg.«

»Vielleicht«, sagte Elaida trocken, »hielten andere eine solche Kleinigkeit für nicht erwähnenswert.«

»Laßt uns fortfahren.« Sheriam drängte zur Eile. »Kommt.«

Nach einem letzten Blick auf ihre Kleider und die versteckten Papiere folgte ihr Egwene zu den Bögen. Der Steinboden unter ihren bloßen Füßen war kalt wie Eis.

»Wen bringt Ihr mit, Schwester?« begann Elaida zu singen.

Ohne ihren gemessenen Schritt zu unterbrechen, antwortete Sheriam: »Eine, die als Kandidatin kommt, um Aufgenommen zu werden, Schwester.« Die drei Aes Sedai, die um das *Ter'angreal* saßen, rührten sich nicht.

»Ist sie bereit?«

»Sie ist bereit, hinter sich zu lassen, was sie war, ihre eigenen Ängste zu durchwandern und so Aufgenommen zu werden.«

»Kennt sie ihre Ängste?«

»Sie ist noch nie mit ihnen konfrontiert worden, doch sie ist willens dazu.«

»Dann laßt sie dem gegenübertreten, was sie fürchtet.« Selbst bei diesen Formalitäten schwang in Elaidas Stimme eine gewisse Befriedigung mit.

»Das erste Mal«, sagte Sheriam, »ist für das, was war. Der Weg zurück erscheint nur ein einziges Mal. Seid standhaft.«

Egwene atmete tief durch und trat vor, durch den Torbogen und in das Glühen hinein. Das Licht verschluckte sie.

»Jaim Dawry ist vorbeigekommen. Der Händler hat eigenartige Sachen aus Baerlon berichtet.«

Egwene hob den Kopf und blickte über die Wiege hinweg, die sie gerade schaukelte, zu Rand, der in der Tür stand. Einen Moment lang wirbelte alles in ihrem Kopf durcheinander. Sie blickte von Rand – *mein Mann* – zu dem Kind in der Wiege – *meine Tochter* – und staunend wieder zurück.

Der Weg zurück erscheint nur ein einziges Mal. Seid standhaft. Das war nicht ihr eigener Gedanke, sondern eine körperlose Stimme, die sich in ihrem Kopf oder auch außerhalb befinden mochte, männlich oder weiblich und frei von Emotionen – unbekannt. Und doch war sie ihr nicht fremd.

Der Augenblick des Staunens ging vorüber, und dann war das einzige, worüber sie sich wunderte, daß sie das Gefühl gehabt hatte, etwas stimme nicht. Natürlich war Rand ihr Mann – ihr gutaussehender, liebevoller Mann –, und Joiya war ihre Tochter – das hübscheste, süßeste kleine Mädchen der Zwei Flüsse. Tam, Rands Vater, war mit den Schafen draußen, angeblich, damit Rand in der Scheune aufräumen konnte, aber in Wirklichkeit, um ihm mehr Zeit zu geben, mit Joiya zu spielen. Heute nachmittag würden Egwenes Eltern aus dem Dorf herüberkommen. Und vielleicht auch Nynaeve, um nachzuprüfen, ob Egwenes Rolle als Mutter sie vom Lernen abhielt. Schließlich sollte sie eines Tages Nynaeve als Dorfheilerin ablösen.

»Was für Neuigkeiten?« fragte sie. Sie fing wieder an, die Wiege zu schaukeln, und Rand kam herüber. Er grinste das winzige Kind an, das in Windeln darinnen lag. Egwene lachte in sich hinein. Er war so mit seinem Kind beschäftigt, daß er nicht hörte, was man zu ihm sagte. »Rand? Was für Neuigkeiten? Rand?«

»Was?« Sein Grinsen verflog. »Seltsame Sachen. Krieg. Es gibt irgendeinen großen Krieg, der den größten Teil der Welt erfaßt hat, wie Jaim behauptet.« Das waren allerdings seltsame Neuigkeiten. Berichte über Kriege irgendwo erreichten gewöhnlich die Zwei Flüsse erst, wenn der betreffende Krieg längst vorbei war. »Er sagt, jeder kämpft gegen irgendein Volk namens Schakin oder Schanschan oder so ähnlich. Ich habe noch nie von ihnen gehört.«

Egwene kannte sie – glaubte, sie zu kennen –, und dann war alles weg.

»Geht es dir gut?« fragte er. »Das ist nichts, was uns hier betrifft, mein Herz. Kriege kommen nie bis zu den Zwei Flüssen. Wir sind zu weit von allem entfernt, und niemand kümmert sich um uns.«

»Ich rege mich deshalb nicht auf. Hat Jaim sonst noch etwas berichtet?«

»Nichts Glaubhaftes. Es klang wie von einem Coplin. Er sagte, der Händler habe ihm berichtet, daß diese Leute in der Schlacht Aes Sedai einsetzen, und dann wieder behauptet er, sie hätten eine Belohnung von tausend Goldmark für jeden ausgesetzt, der ihnen eine Aes Sedai ausliefert. Und sie töten jeden, der eine davon versteckt und ihr hilft. Das ergibt doch keinen Sinn. Na ja, das soll uns nicht kümmern. Das ist alles weit weg von hier.«

Aes Sedai. Egwene faßte sich an den Kopf. *Der Weg zurück erscheint nur ein einziges Mal. Seid standhaft.* Sie bemerkte, daß auch Rand mit einer Hand nach seinem Kopf faßte. »Wieder Kopfschmerzen?« fragte sie.

Er nickte und verzog sein Gesicht. »Dieses Pulver von Nynaeve hat in den letzten Tagen nichts mehr genützt.«

Sie zögerte. Seine Kopfschmerzen machten ihr große Sorgen. Sie wurden ständig schlimmer. Und das

Schlimmste daran war etwas, das sie zunächst gar nicht bemerkt hatte und von dem sie sich nun wünschte, sie hätte es nicht bemerkt. Wenn Rands Kopf schmerzte, geschahen anschließend immer ungewöhnliche Dinge. Ein Blitz aus heiterem Himmel zum Beispiel, der diesen riesigen Eichenstumpf zerschmetterte, an dem er schon zwei Tage gearbeitet hatte, denn er wollte ihn entfernen, damit er mit Tam ein neues Feld anlegen konnte. Gewitterstürme, die Nynaeve nicht vorhergesehen hatte, als sie dem Wind lauschte. Waldbrände. Und je schlimmer die Schmerzen waren, desto schlimmer waren auch die Folgen. Niemand sonst brachte all das mit Rand in Verbindung, nicht einmal Nynaeve, und dafür war Egwene dankbar. Sie wollte nicht darüber nachdenken, was das bedeuten mochte.

Das ist doch alles zu dumm, sagte sie sich. *Ich muß wissen, was los ist, wenn ich ihm helfen will.* Denn sie hatte ihr eigenes Geheimnis, das ihr Angst einflößte. Trotzdem versuchte sie herauszufinden, was es zu bedeuten hatte. Nynaeve brachte ihr den Umgang mit Kräutern bei, lehrte sie, eine gute Dorfheilerin zu werden, damit sie sie eines Tages ablösen konnte. Nynaeves Heilmittel wirkten oft auf wunderbare Weise. Wunden heilten fast ohne Narbe, Kranke wurden gesund, die schon am Rande des Grabes gestanden hatten. Doch nun hatte Egwene bereits zum drittenmal jemanden geheilt, den Nynaeve aufgegeben hatte! Dreimal hatte sie sich an ein Krankenbett gesetzt, um in der letzten Stunde des Todkranken seine Hand zu halten, und dreimal war derjenige geheilt aufgestanden. Nynaeve hatte sie eingehend befragt, was sie angestellt habe, welche Kräuter sie benützt habe und in welcher Zusammenstellung. Bisher hatte sie nicht den Mut aufgebracht, ihr zu gestehen, daß sie gar nichts getan hatte. *Ich muß doch aber etwas getan haben. Beim erstenmal kann es Zufall gewesen sein, aber dreimal hintereinander … Ich muß es herausfinden. Ich muß das lernen.* Das ließ ihren Kopf klingen, als fänden die Worte ein Echo in ihrem Schädel. *Wenn ich etwas für sie tun konnte, kann ich auch meinem Mann helfen.*

»Laß mich mal versuchen, Rand«, sagte sie. Und als sie aufstand, sah sie durch die geöffnete Tür hindurch einen silbernen Bogen vor dem Haus, einen mit weißem Licht gefüllten Torbogen. *Der Weg zurück erscheint nur ein einziges Mal. Seid standhaft.* Sie tat unwillkürlich zwei Schritte auf die Tür zu, bevor sie stehenblieb.

Sie stand da, blickte auf Joiya zurück, die in ihrer Wiege fröhlich quietschte, und auf Rand, der sich den Kopf hielt und sie anschaute, als frage er sich, wohin sie wohl wolle. »Nein«, sagte sie. »Nein, das ist doch, was ich wollte. Ich will dieses Leben! Warum kann ich es nicht so haben?« Sie verstand ihre eigenen Worte nicht. Sicher, sie wollte dieses Leben führen, und das tat sie ja auch.

»Was willst du denn, Egwene?« fragte Rand. »Wenn ich dir etwas besorgen kann, dann tue ich das doch gerne. Und wenn ich es nicht bekomme, mache ich es selbst.«

Der Weg zurück erscheint nur ein einziges Mal. Seid standhaft.

Sie trat wieder einen Schritt auf den Ausgang zu. Der silberne Bogen lockte sie an. Etwas wartete auf der anderen Seite. Etwas, das sie mehr als alles andere auf der Welt begehrte. Etwas, das sie tun mußte.

»Egwene, ich …«

Hinter ihr ertönte ein dumpfer Aufschlag. Sie sah sich um und erblickte Rand, der auf den Knien lag und den Kopf in beiden Armen geborgen hatte. Der Schmerz hatte ihn noch nie derart mitgenommen. *Und was kommt danach?*

»Ach, Licht«, keuchte er. »Licht! Es tut so weh! Licht, es ist schlimmer als je zuvor! Egwene?«

Seid standhaft. Es wartete. Etwas, das sie tun mußte. Sie trat einen weiteren Schritt vor. Es war schwer, schwieriger als alles, was sie je in ihrem Leben getan hatte. Nach draußen, auf den Torbogen zu. Hinter ihr lachte Joiya.

»Egwene? Egwene, ich kann nicht …« Er brach unter lautem Stöhnen ab.

Standhaft.

Sie versteifte sich und ging weiter, doch sie konnte die Tränen nicht aufhalten, die ihr über die Wangen rannen. Rands Stöhnen wurde zum gequälten Aufschrei, der Joiyas Lachen übertönte. Aus dem Augenwinkel sah Egwene, wie Tam, so schnell er nur konnte, heranstürmte. *Er kann ihm nicht helfen,* dachte sie und schluchzte, daß es ihren ganzen Körper durchschüttelte. *Er kann gar nichts tun. Aber ich könnte. Ich könnte es.* Sie trat in das Licht und wurde von ihm aufgenommen.

Zitternd und schluchzend trat Egwene aus dem Bogen heraus, dem gleichen, durch den sie zu Anfang geschritten war, und alle ihre Erinnerungen kehrten schlagartig zurück, vor dem Hintergrund von Sheriams Gesicht. Kaltes, klares Wasser wusch ihre Tränen weg, als Elaida langsam eine Silberschale über ihrem Kopf ausleerte. Ihr Weinen hörte nicht auf. Sie glaubte, sie könne niemals mehr damit aufhören.

»Ihr seid reingewaschen«, verkündete Elaida, »von allen Sünden, die Ihr begangen haben mögt und die an Euch begangen wurden. Ihr seid reingewaschen von jedem Verbrechen, das Ihr begangen haben mögt und von jedem, das an Euch begangen wurde. Ihr kommt reingewaschen und unschuldig in Herz und Seele zu uns.«

Licht, dachte Egwene, als das Wasser an ihrem Körper herabrann, *laß es so sein. Kann Wasser wegwaschen, was ich tat?* »Sie hieß Joiya«, sagte sie unter Schluchzen zu Sheriam. »Joiya. Nichts kann das wert sein, was ich gerade … was ich …«

»Es fordert einen Preis, eine Aes Sedai zu werden«, antwortete Sheriam, und da lag wieder dieses Mitgefühl in ihrem Blick, stärker noch als zuvor. »Es fordert immer seinen Preis.«

»War es Wirklichkeit? Habe ich alles nur geträumt?« Die Tränen erstickten, was sie noch hatte sagen wollen. *Habe ich ihn sterbend zurückgelassen? Habe ich mein Kind im Stich gelassen?*

Sheriam legte ihr einen Arm um die Schultern und führte sie um den Bogenkreis herum. »Jede Frau, die ich je hier heraustreten sah, hat diese Frage gestellt. Die Antwort ist, daß niemand es weiß. Man hat darüber nachgedacht, daß vielleicht einige von denen, die nicht zurückkehrten, dort geblieben sind, weil sie ihr Glück dort fanden und ihr Leben zu Ende lebten.« Ihre Stimme verhärtete sich. »Wenn es Wirklichkeit ist und sie freiwillig dort blieben, dann hoffe ich, daß sie kein glückliches Leben führen können. Ich habe kein Mitgefühl für Menschen, die vor ihrer Verantwortung davonlaufen.« Wieder wurde ihr Tonfall etwas sanfter. »Was mich betrifft, glaube ich nicht, daß diese Welten real sind. Aber die Gefahren sind es durchaus. Denkt immer daran.« Sie blieb vor dem nächsten lichterfüllten Torbogen stehen. »Seid Ihr bereit?«

Egwene trat von einem Fuß auf den anderen, weil der Boden so kalt war, und nickte. Sheriam nahm ihren Arm weg.

»Das zweite Mal ist für das, was ist. Der Weg zurück erscheint nur ein einziges Mal. Seid standhaft.«

Egwene zitterte. *Was auch geschieht, schlimmer als das letzte kann es nicht sein. Bestimmt nicht.* Sie trat in das Glühen hinein.

Sie blickte auf ihr Kleid herunter. Es war aus blauer Seide und mit Perlen bestickt. Nun war es ganz staubig und zerrissen. Sie hob den Kopf und erblickte die Ruinen eines großen Palasts, in dessen Mitte sie stand: der Königliche Palast von Andor in Caemlyn. Das wußte sie, und sie hätte gern geschrien.

Der Weg zurück erscheint nur ein einziges Mal. Seid standhaft. Die Welt war leider nicht so, wie sie sich das wünschte. Woran sie auch dachte, immer hätte sie am liebsten geweint. Doch all ihre Tränen waren längst geweint, und die Welt war nicht zu ändern. Was sie zu sehen erwartete, waren Ruinen.

Unbesorgt darüber, daß ihr Kleid noch mehr Risse abbekommen könne, aber leise wie eine kleine Maus erkletterte sie einen Schutthügel und spähte in die Straßenzüge der Innenstadt hinein. Soweit sie in jeder Richtung blicken konnte, sah sie nur Ruinen und Zerstörung, Gebäude, die wie von einem wahnsinnigen Riesen zerfetzt schienen, dicke Qualmwolken, die von den noch immer brennenden Häusern aufstiegen. Auf den Straßen befanden sich Menschen. Banden von Bewaffneten und Plünderern machten die Straßen unsicher. Und Trollocs. Die Menschen mieden die Trollocs, wichen ihnen aus, und die Trollocs fauchten sie an und lachten hart und kehlig. Doch sie kannten sich gegenseitig und arbeiteten zusammen.

Ein Myrddraal kam die Straße herunter. Sein schwarzer Umhang schwankte lediglich ein wenig im Rhythmus seiner Schritte, aber selbst der böige Wind, der Staub und Abfälle mitriß, konnte ihn ansonsten nicht zum Flattern bringen. Menschen wie Trollocs duckten sich unter seinem augenlosen Blick. »Sucht!« Seine Stimme klang, als ob etwas schon lange Totes zerbröckle. »Steht nicht zitternd herum! Findet ihn!«

Egwene glitt genauso leise wie zuvor den Trümmerberg herunter. *Der Weg zurück erscheint nur ein einziges Mal. Seid standhaft.*

Sie blieb stehen, weil sie einen Moment lang fürchtete, es sei das Flüstern eines Schattenwesens gewesen. Aber auf gewisse Art war ihr klar, daß das nicht sein konnte. Sie blickte hinter sich aus Angst, der Myrddraal könne dort stehen, wo sie sich vorher befunden hatte. Dann eilte sie vorwärts in den zerstörten Palast hinein, kletterte über umgestürzte Balken, zwängte sich zwischen schweren Steinblöcken hindurch, aber sie kam voran. Einmal trat sie auf den Arm einer Frau, der unter einem Berg von Verputz und Klinkersteinen herausragte. Hier war eine Innenwand eingestürzt und vielleicht auch ein Teil der darüberliegenden Decke. Sie bemerkte den Arm genausowenig wie den Ring mit der Großen Schlange an einem der Finger. Sie hatte sich darauf eingestellt, die Toten in diesem Abfallhaufen nicht zu bemerken, den die Trollocs und Schattenfreunde aus Caemlyn gemacht hatten. Sie konnte für die Toten nichts mehr tun.

Sie quetschte sich durch eine enge Lücke, wo ein Teil der Saaldecke eingestürzt war, und fand sich in einem halb von Schutt ausgefüllten Raum wieder. Dort lag Rand. Ein schwerer Balken hatte sich über seiner Hüfte verklemmt, und seine Beine steckten unter Steinblöcken. Sein Gesicht war mit Staub und Schweiß verkrustet. Als sie sich ihm näherte, öffnete er die Augen. »Du bist zurückgekommen.« Er preßte die Worte als heiseres Flüstern aus sich heraus. »Ich hatte gefürchtet … Spielt keine Rolle. Du mußt mir helfen.«

Sie sank erschöpft zu Boden. »Ich könnte diesen Balken mit Hilfe der verdichteten Luft leicht anheben, aber dann stürzt alles über dir zusammen. Über uns beiden. Ich kann nicht alles auf einmal schaffen, Rand.«

Sein Lachen klang bitter und schmerzerfüllt und brach so schnell ab, wie es begonnen hatte. Frischer Schweiß glänzte auf seiner Stirn, und Egwene sah, wie ihm das Sprechen Mühe bereitete. »Ich könnte den Balken selbst verschieben. Das weißt du. Ich könnte ihn verschieben und auch die Steine darüber – alles auf einmal. Aber um das zu tun, muß ich mich *Saidin* öffnen, und das kann ich nicht. Ich kann nicht darauf vertrauen …« Er hielt inne und holte ächzend Luft.

»Ich verstehe nicht«, sagte sie langsam. »Wem vertraust du nicht?« *Der Weg zurück erscheint nur ein einziges Mal. Seid standhaft.* Sie rieb sich heftig die Ohren.

»Der Wahnsinn, Egwene. Ich halte ihn nur mit Mühe zurück.« Sein keuchendes Lachen ließ sie erschauern. »Aber ich brauche alle Kraft dazu, das zu bewerkstelligen. Wenn ich nur ein wenig lockerlasse, auch nur einen Augenblick lang, dann packt mich der Wahnsinn. Dann ist mir alles gleich. Deshalb mußt du mir helfen.«

»Wie denn, Rand? Ich habe alles versucht, was mir eingefallen ist. Sag mir, wie, und ich tue es.«

Er streckte eine schlaffe Hand nach dem Dolch aus, der mit blanker Klinge im Staub lag. »Der Dolch«, flüsterte er. Seine Hand sank unter Schmerzen auf seine Brust zurück. »Hier hinein. Ins Herz. Töte mich.«

Sie starrte ihn und den Dolch an, als seien beide Giftschlangen. »Nein! Rand, das tue ich nicht! Ich kann nicht! Wie kannst du nur so etwas von mir verlangen?«

Langsam bewegte sich seine Hand wieder auf den Dolch zu. Seine Finger erreichten ihn aber nicht. Er strengte sich an, stöhnte auf und berührte ihn mit einer Fingerspitze. Bevor er es noch mal versuchen konnte, schleuderte sie den Dolch mit einem Fußtritt von ihm weg. Er sackte schluchzend in sich zusammen.

»Sag mir, warum«, verlangte sie. »Warum verlangst du von mir, ich solle dich … töten? Ich werde dich Heilen, ich werde alles tun, um dich hier herauszubringen, aber ich kann dich nicht töten. Warum?«

»Sie können mich umdrehen, Egwene.« Sein Atmen klang so gequält, daß sie am liebsten geweint hätte. »Wenn sie mich fangen – die Myrddraals, die Schattenlords –, können sie mich für den Schatten einsetzen. Wenn mich der Wahnsinn in den Klauen hat, kann ich mich nicht dagegen wehren. Ich weiß dann überhaupt nicht, was sie machen, bis es zu spät ist. Wenn auch nur ein Funke Leben in mir ist, schaffen sie das. Bitte, Egwene. Um der Liebe des Lichts willen – töte mich!«

»Ich … ich kann nicht, Rand. Licht, hilf mir, ich kann nicht!«

Der Weg zurück erscheint nur ein einziges Mal. Seid standhaft.

Sie blickte hinter sich, und dort stand ein silberner, von weißem Licht erfüllter Torbogen auf all dem Schutt.

»Egwene, hilf mir.«

Seid standhaft. Sie erhob sich und trat einen Schritt auf den Bogen zu. Er befand sich geradewegs vor ihr. Noch ein Schritt, und …

»Bitte, Egwene. Hilf mir. Ich kann ihn nicht erreichen. Um der Liebe des Lichts willen, Egwene, hilf mir!«

»Ich kann dich nicht töten«, flüsterte sie. »Ich kann nicht. Vergib mir.« Sie trat vor.

»HILF MIR, EGWENE!« Das Licht verbrannte sie zu Asche.

Taumelnd trat sie aus dem Bogen heraus. Sie bemerkte die eigene Nacktheit nicht, und es kümmerte sie auch nicht. Ein Schaudern durchlief sie, und sie schlug beide Hände vor den Mund. »Ich konnte nicht, Rand«, flüsterte sie. »Ich konnte nicht. Bitte vergib mir.« *Licht, hilf mir. Bitte, Licht, hilf Rand!* Kaltes Wasser ergoß sich über ihren Kopf.

»Ihr seid reingewaschen von falschem Stolz«, sang Elaida. »Ihr seid reingewaschen von falschem Ehrgeiz. Ihr kommt reingewaschen zu uns, rein in Herz und Seele.«

Als sich die Rote Schwester abwandte, nahm Sheriam Egwene sanft bei den Schultern und führte sie zum letzten Bogen. »Noch einer, Kind. Noch einer, und es ist geschafft.«

»Er sagte, sie könnten ihn für den Schatten einsetzen«, murmelte Egwene. »Er sagte, die Myrddraals und die Schattenlords könnten ihn dazu zwingen.«

Sheriam wäre beinahe gestolpert und sah sich hastig um. Elaida war beinahe wieder hinten am Tisch. Die Aes Sedai am Bogenring des *Ter'angreals* sahen nur den und nahmen sonst wohl nichts wahr. »Eine unangenehme Sache, über die Ihr nicht reden solltet, Kind«, sagte Sheriam schließlich, und dann noch leiser: »Kommt. Einmal noch.«

»Können sie das fertigbringen?« fragte Egwene.

»Es ist Sitte«, sagte Sheriam, »nicht über das zu sprechen, was innerhalb des *Ter'angreals* geschieht. Die Ängste einer Frau gehören ihr selbst.«

»Aber können sie?«

Sheriam seufzte, sah sich wieder nach den anderen Aes Sedai um, senkte die Stimme zu einem Flüstern und sprach schnell: »Das wissen nur ganz wenige, Kind, selbst hier in der Burg. Eigentlich solltet Ihr nicht gerade jetzt davon erfahren, am besten überhaupt nicht, aber ich sage es Euch doch. Es gibt eine Schwäche, wenn man die Macht lenken kann. Wir lernen, uns der Wahren Quelle zu öffnen, aber damit öffnen wir uns auch … anderen Dingen.« Egwene schauderte. »Beruhigt Euch, Kind. Das geht nicht so einfach. Es ist, soweit ich weiß, Licht, laß es wahr sein, seit den Trolloc-Kriegen nicht mehr geschehen. Sie brauchten dazu dreizehn Schattenlords – Schattenfreunde, die die Macht benützen können –, die wiederum den Fluß der Macht durch dreizehn Myrddraals lenkten. Seht Ihr? Das geht wirklich nicht so einfach. Heutzutage gibt es keine Schattenlords mehr. Das ist ein Geheimnis der Burg, Kind. Wenn andere das wüßten, könnten wir sie bestimmt nicht mehr davon überzeugen, daß sie bei uns sicher sind. Nur eine, die die Macht lenken kann, vermag auf diese Art umgedreht zu werden. Die eine Schwäche bei all unserer Stärke. Alle anderen sind so sicher wie eine Festung; nur ihre eigenen Taten oder ihr Wille können sie zum Schatten hinführen.«

»Dreizehn«, sagte Egwene mit schwacher Stimme. »Die gleiche Anzahl hat die Burg verlassen. Liandrin und zwölf andere.«

Sheriams Gesichtszüge verhärteten sich. »Das ist nichts, was Ihr jetzt im Kopf haben solltet. Ihr werdet das wieder vergessen!« Ihre Stimme normalisierte sich. »Das dritte Mal ist für das, was sein wird. Der Weg zurück erscheint nur einmal. Seid standhaft.«

Egwene sah den glühenden Bogen an und blickte hindurch in die Ferne. *Liandrin und zwölf andere. Dreizehn Schattenfreunde, die mit der Macht umgehen können. Licht, hilf uns allen.* Sie trat in das Licht hinein. Es erfüllte sie. Es schien durch sie hindurch. Es verbrannte sie bis auf die Knochen, sengte hinein bis zu ihrer Seele. Brennend flammte sie auf in diesem Licht. *Licht, hilf mir!* Es gab nichts als das Licht. Und den Schmerz.

Egwene blickte in den hohen Standspiegel und war nicht sicher, worüber sie mehr überrascht war: die alterslose Glätte ihrer Gesichtshaut oder die gestreifte Stola, die um ihren Hals hing. Die Stola der Amyrlin.

Der Weg zurück erscheint nur ein einziges Mal. Seid standhaft.

Dreizehn.

Sie schwankte, griff hilfesuchend nach dem Spiegel und hätte ihn beinahe noch mitgerissen auf den blau gekachelten Boden ihres Ankleideraums. *Etwas stimmt nicht,* dachte sie. Das hatte aber nichts mit ihrem plötzlichen Schwindelgefühl zu tun, oder zumindest war es nicht das, was sie so beunruhigte. Es war etwas anderes. Doch sie hatte keine Ahnung, was es sein könnte.

An ihrer Seite stand eine Aes Sedai, eine Frau mit Sheriams hohen Backenknochen, aber dunklem Haar und besorgten braunen Augen. Sie trug die handbreite Stola der Bewahrerin auf den Schultern. Es war aber nicht Sheriam. Egwene hatte sie noch nie zuvor gesehen, doch sie war sicher, sie genausogut zu kennen wie sich selbst. Zögernd verlieh sie der Frau einen Namen: Beldeine.

»Seid Ihr krank, Mutter?«

Ihre Stola ist grün. Das bedeutet, sie wurde aus den Reihen der Grünen Ajah erhoben. Die Bewahrerin der Chroniken kommt immer aus der gleichen Ajah wie die Amyrlin, der sie dient. Das bedeutet: Wenn ich die Amyrlin bin – falls? – dann war ich auch eine Grüne Ajah. Der Gedanke rüttelte sie auf. Nicht, daß sie eine Grüne gewesen war, sondern, daß sie das erst herausfinden mußte. *Licht, mit mir stimmt wirklich etwas nicht.*

Der Weg zurück erscheint nur … Die Stimme in ihrem Kopf verklang zu einem bloßen Summen.

Dreizehn Schattenfreunde. »Mir geht es gut, Beldeine«, sagte Egwene. Der Name klang eigenartig aus ihrem Mund. Es war, als habe sie ihn schon jahrelang benützt. »Wir dürfen sie nicht warten lassen.« *Wen warten lassen?* Sie wußte es nicht, nur daß sie unendlich traurig darüber war, das Warten zu beenden, unendlich widerwillig.

»Sie werden bestimmt ungeduldig, Mutter.« In Beldeines Stimme lag ein gewisses Zögern, als habe sie die gleichen Hemmungen wie Egwene, aber aus einem anderen Grund. Wenn sich Egwene nicht gewaltig irrte, hatte Beldeine trotz all ihrer äußerlichen Ruhe furchtbare Angst.

»In diesem Fall sollten wir uns beeilen.«

Beldeine nickte und atmete dann tief durch, bevor sie über den Teppich hin zu der Stelle schritt, wo sie ihren Amtsstab mit der schneetropfenförmigen Flamme von Tar Valon neben die Tür gelehnt hatte. »Ich glaube auch, es muß sein, Mutter.« Sie nahm den Stab in die Hand und öffnete die Tür für Egwene. Dann eilte sie voran. Es war wie eine kleine Prozession. Die Bewahrerin der Chroniken führte die Amyrlin.

Egwene sah nicht viel von den Gängen, die sie durchschritten. Ihre gesamte Aufmerksamkeit war nach innen gerichtet. *Was ist mit mir los? Warum kann ich mich an nichts erinnern? Warum stimmt so vieles an dem nicht,*

woran ich mich ... beinahe erinnere? Sie berührte die Stola mit den sieben Streifen auf ihren Schultern. *Wieso bin ich beinahe sicher, noch Novizin zu sein?*

Der Weg zurück erscheint nur … Diesmal endete es mit einem Schlag.

Dreizehn Schwarze Ajah.

Darüber stolperte sie. Es war an sich schon ein furchteinflößender Gedanke, doch er ließ sie bis ins Mark hinein vor Angst erstarren. Das war mehr. Es war – persönlich. Sie wollte schreien, wegrennen, sich verstecken. Sie hatte das Gefühl, alle seien hinter ihr her. *Unsinn. Die Schwarzen Ajah wurden vernichtet.* Auch das erschien ihr eigenartig. Ein Teil von ihr erinnerte sich an etwas, das man die Große Säuberung nannte. Ein anderer Teil ihrer selbst war sicher, daß es so etwas nie gegeben hatte.

Mit starr nach vorn gerichtetem Blick ging Beldeine voran. Sie hatte ihr Stolpern nicht bemerkt. Egwene machte längere Schritte, um wieder aufzuholen. *Diese Frau ist durch und durch verängstigt. Licht, wohin bringt sie mich?*

Beldeine blieb vor einer großen Doppeltür stehen, die auf jedem Flügel im dunklen Holz eingelassen die große, silberne Flamme von Tar Valon aufwies. Sie wischte sich die Hände am Kleid ab, als schwitze sie mit einemmal, und dann öffnete sie den einen Türflügel und führte Egwene eine gerade Rampe hinauf, die aus dem gleichen silbergeäderten Stein bestand wie die Mauern von Tar Valon. Selbst hier drinnen schien er zu leuchten.

Die Rampe führte hinauf in einen großen, kreisförmigen Saal unter einer mindestens dreißig Schritt hohen Kuppeldecke. An der Außenseite entlang zog sich ein Podest, zu dem Stufen von innen hinaufführten. Die Stufen wurden in gleichmäßigem Abstand von drei solchen Rampen unterbrochen. Die Flamme von Tar Valon war im Mittelpunkt im Boden eingelassen und wurde von spiralförmigen Farbstreifen in den Farben der sieben Ajahs umspannt. Gegenüber der Rampe stand ein Stuhl mit hoher Lehne, schwer und mit Ranken und Blättern reich verziert und in den Farben aller Ajahs bemalt.

Beldeine klopfte mit ihrem Stab hart auf den Boden. Ihre Stimme bebte ein wenig. »Sie kommt. Die Hüterin der Siegel. Die Flamme von Tar Valon. Der Amyrlin-Sitz. Sie kommt.«

Unter dem Rascheln der Kleider standen die Frauen auf dem Podest von ihren Stühlen auf. Einundzwanzig Stühle waren es, die in drei Gruppen dort standen, immer drei davon in den gleichen Farben bemalt und gepolstert wie die Farben der Fransen an den Stolen der Frauen, die nun davor standen.

Der Saal des Burgrats, dachte Egwene, als sie den Innenkreis überquerte und sich zu ihrem Stuhl begab. Dem Stuhl der Amyrlin. *Das ist alles. Der Burgrat und die Sitzenden der Ajahs. Ich bin schon Tausende von Malen hier gewesen.* Aber sie konnte sich an nichts erinnern. *Was mache ich im Saal des Rats? Licht, sie werden mir die Haut bei lebendigem Leib abziehen, wenn sie merken, daß ich …* Ihr war nicht klar, was sie merken würden, nur flehte sie das Licht an, daß sie nichts bemerkten.

Der Weg zurück erscheint nur …

Der Weg zurück erscheint …

Der Weg …

Die Schwarzen Ajah warten. Der Gedanke zumindest war vollständig. Er kam von überall her. Warum schien sonst niemand ihn zu hören?

Sie setzte sich auf den Stuhl des Amyrlin-Sitzes – den Stuhl, der selbst der Amyrlin-Sitz war –, und ihr wurde klar, daß sie keine Ahnung hatte, was sie nun tun sollte. Die anderen Aes Sedai hatten sich gleichzeitig mit ihr hingesetzt, bis auf Beldeine, die neben ihrem Stab stand und nervös schluckte. Alle schienen auf sie zu warten.

»Beginnt«, sagte sie schließlich.

Das schien auszureichen. Eine der Sitzenden für die Roten stand auf. Egwene war erschrocken, als sie in ihr Elaida erkannte. Zugleich wußte sie auch, daß Elaida die Anführerin der Roten und ihre erbittertste Feindin war. Der Blick, mit dem Elaida sie über den Saal hinweg ansah, ließ Egwene erzittern. Er war streng und kalt und – triumphierend. Er versprach Dinge, an die sie lieber nicht dachte.

»Bringt ihn herein«, sagte Elaida laut.

Von einer der Rampen her – nicht der, über die Egwene hereingekommen war – ertönte das Knirschen von Stiefeln auf Steinboden: Menschen erschienen dort. Ein Dutzend Aes Sedai umgab drei Männer. Zwei davon waren kräftige Wachsoldaten mit der weißen Träne der Flamme von Tar Valon auf der Brust, und sie zerrten an Ketten den dritten Mann hinter sich her. Er wirkte wie betäubt.

Egwene riß es auf ihrem Stuhl nach vorn. Der Mann in Ketten war Rand. Mit halb geschlossenen Augen und gesenktem Kopf schien er beinahe zu schlafen. Er bewegte sich nur auf den Druck der Ketten hin.

»Dieser Mann«, verkündete Elaida, »hat sich zum Wiedergeborenen Drachen erklärt.« Ein Murmeln des Abscheus erklang vom Podest her. Nicht, daß die Zuhörerinnen überrascht schienen, aber es war wohl etwas, das

sie nicht hören wollten. »Dieser Mann hat die Eine Macht benützt.« Das Gemurmel wurde nun lauter, angeekelt und von Angst gefärbt. »Es gibt dafür nur eine Strafe, die in jedem Land bekannt und anerkannt ist, aber nur hier in Tar Valon verhängt wird, im Saal des Burgrats. Ich stelle den Antrag an den Amyrlin-Sitz, diesen Mann zu verurteilen und ihn einer Dämpfung zu unterziehen.«

Elaidas Augen funkelten Egwene an. *Rand. Was soll ich tun? Licht, was soll ich nur tun?*

»Warum zögert Ihr?« wollte Elaida wissen. »Das Urteil wird seit dreitausend Jahren vollstreckt. Warum zögert Ihr, Egwene al'Vere?«

Eine der Grünen Sitzenden sprang auf. Der Zorn glühte auf ihrem sonst so ruhigen Gesicht. »Das ist eine Schande, Elaida! Zeigt dem Amyrlin-Sitz gefälligst Respekt. Respekt vor der Mutter!«

»Respekt«, antwortete Elaida kalt, »kann sowohl verloren wie auch gewonnen werden. Also, Egwene? Kann es sein, daß du nun endlich deine Schwäche zeigst, daß du unfähig für dieses Amt bist? Kann es sein, daß du diesen Mann nicht verurteilen willst?«

Rand versuchte, den Kopf zu heben, scheiterte aber.

Egwene stand mühsam auf. In ihrem Kopf drehte sich alles. Sie versuchte, sich daran zu erinnern, daß sie die Amyrlin war und die Macht besaß, all diesen Frauen Befehle zu erteilen. Etwas anderes in ihr schrie ihr zu, sie sei eine Novizin, sie gehöre nicht hierher, etwas sei hier auf schreckliche Weise verdreht. »Nein«, sagte sie bebend. »Nein, ich kann nicht! Ich werde ihn nicht …«

»So verrät sie sich!« Elaidas Schrei übertönte Egwenes Versuch weiterzusprechen. »Sie verurteilt sich selbst! Nehmt sie gefangen!«

Als Egwene den Mund erneut öffnete, war Beldeine an ihrer Seite. Dann traf der Stab der Bewahrerin Egwenes Kopf.

Schwärze.

Zuerst war da der Schmerz in ihrem Kopf. Unter ihrem Rücken befand sich etwas Hartes und Kaltes. Dann drangen die Stimmen durch. Gemurmel.

»Ist sie noch bewußtlos?« Es klang rauh wie eine Feile auf Knochen.

»Keine Sorge«, sagte eine Frau von weit, weit her. Sie klang nervös, ängstlich, und bemühte sich, beides nicht zu zeigen. »Sie wird behandelt, bevor sie weiß, was geschieht. Dann gehört sie uns, und wir können mit ihr machen, was wir wollen. Vielleicht übergeben wir sie Euch als Spielzeug.«

»Nachdem Ihr sie für Eure Zwecke benützt habt.«

»Natürlich.«

Die fernen Stimmen wurden schwächer.

Eine Hand berührte ihr Bein, ihre bloße, schlaffe Haut. Sie öffnete die Augen ein ganz klein wenig. Sie lag nackt und geschunden auf einem rauhen Holztisch in einem offensichtlich unbenutzten Lagerraum. Splitter stachen in ihren Rücken. Im Mund hatte sie den metallischen Geschmack von Blut.

Eine Gruppe von Aes Sedai stand auf einer Seite des Raums und unterhielt sich leise und eindringlich. Die Kopfschmerzen machten ihr das Denken schwer, aber es erschien ihr wichtig, sie zu zählen. Dreizehn.

Eine Gruppe von schwarzgekleideten Kapuzenmännern kam herbei und schloß sich den Aes Sedai an. Die schienen zwischen Furcht und dem Wunsch, stärker als die Schwarzen zu sein, hin- und hergerissen. Einer der Männer wandte den Kopf und sah sich nach dem Tisch um. Das tote, weiße Gesicht unter der Kapuze hatte keine Augen.

Egwene mußte die Myrddraals nicht erst zählen. Sie kannte ihre Anzahl. Dreizehn Myrddraals und dreizehn Aes Sedai. Ohne nachzudenken, schrie sie vor Angst auf. Doch selbst inmitten dieser markerschütternden Angst griff sie nach der Wahren Quelle und versuchte verzweifelt, *Saidar* zu berühren.

»Sie ist wach!«

»Das kann nicht sein! Noch nicht!«

»Schirmt sie ab! Schnell! Schnell! Schneidet sie von der Quelle ab!«

»Es ist zu spät! Sie ist zu stark!«

»Packt sie! Schnell!«

Hände streckten sich nach ihren Armen und Beinen aus. Leichenblasse Hände, wie Larven unter einem Stein, unter ebenso blassen, augenlosen Gesichtern. Wenn diese Hände ihre Haut berührten, würde sie wahnsinnig werden, das war ihr klar. Die Macht erfüllte sie.

Flammen barsten aus der Haut des Myrddraals und fetzten wie feste, feurige Dolche durch den schwarzen Stoff. Schreiende Halbmenschen färbten sich schwarz und verbrannten wie Ölpapier. Faustgroße Steinbrocken lösten sich

aus den Wänden und zischten durch den Raum. Wo sie auf Fleisch trafen, ertönten Schreie und Stöhnen. Die Luft bewegte sich, drehte sich, heulte als Wirbelsturm durch den Raum.

Langsam und schmerzerfüllt stemmte sich Egwene von der Tischfläche hoch. Der Wind peitschte ihre Haare und ließ sie schwanken, doch sie trieb ihn weiter an, während sie zur Tür stolperte. Eine Aes Sedai ragte vor ihr auf, eine verschrammte und blutende Frau, die vom Glühen der Macht umgeben war. Eine Frau, in deren dunklen Augen der Tod geschrieben stand.

Egwenes Verstand fand den Namen der Frau: Gyldan. Elaidas engste Vertraute, die immer mit ihr in Ecken herumstand und flüsterte und die sich mit ihr in der Nacht einschloß. Egwene verzog den Mund. Sie mißachtete Steine und Wind, ballte die Hand zur Faust und schlug sie Gyldan, so hart sie konnte, zwischen die Augen. Die Rote Schwester – die *Schwarze* Schwester – sackte zusammen, als seien ihre Knochen geschmolzen.

Egwene rieb sich den Knöchel und taumelte auf den Gang hinaus. *Danke, Perrin,* dachte sie, *daß du mir gezeigt hast, wie ich das anstellen muß. Aber du hast mir nicht gesagt, wie weh einem das selber tut.*

Sie schob die Tür gegen den Druck des Windes zu und gebrauchte erneut die Macht. Steine rund um die Tür herum erzitterten, brachen heraus und schichteten sich vor der Tür auf. Das würde sie nicht lange aufhalten, aber alles, was ihr auch nur eine Minute mehr einbrachte, war es wert. Minuten konnten über Leben und Tod entscheiden. Sie raffte sich auf und rannte los. Es war ein unsicheres, schwankendes Rennen, doch immerhin …

Sie entschloß sich, zunächst etwas zum Anziehen zu suchen. Eine bekleidete Frau besaß mehr Autorität als eine nackte, und sie würde jedes bißchen Autorität brauchen. Sie würden zuerst in ihren Räumen nach ihr suchen, doch sie hatte im Arbeitszimmer ein Kleid für den Notfall hängen und auch ein Paar Schuhe stehen – und eine weitere Stola –, und das war nicht weit entfernt.

Dieses Laufen durch leere Gänge kostete sie Nerven. In der Weißen Burg lebten nicht mehr so viele wie früher, aber trotzdem traf man sonst immer jemanden. Das lauteste Geräusch war das Klatschen ihrer nackten Fußsohlen auf den Steinplatten.

Sie eilte durch das Vorzimmer zum inneren Arbeitszimmer, und hier fand sie endlich jemanden vor. Beldeine saß auf dem Boden, hatte den Kopf in die Hände gestützt und weinte.

Egwene blieb mißtrauisch stehen, als Beldeine den Kopf hob und ihre rotgeränderten Augen in die ihren blickten. Die Bewahrerin war nicht vom Glühen *Saidars* umgeben, doch Egwene war lieber vorsichtig. Und selbstbewußt. Sie konnte ihr eigenes Glühen natürlich nicht wahrnehmen, aber die Kraft – die Macht –, die sie durchströmte, reichte aus. Besonders, wenn man ihr Geheimnis hinzuzählte.

Beldeine rieb sich mit einer Hand über die tränenüberströmten Wangen. »Ich mußte. Ihr müßt das verstehen. Ich mußte. Sie … sie …« Sie atmete tief und bebend ein, und dann brach alles aus ihr heraus: »Vor drei Nächten haben sie mich im Schlaf überfallen und einer Dämpfung unterzogen.« Ihre Worte wurden zum Aufschrei: »Sie haben an mir eine Dämpfung vorgenommen! Ich kann die Macht nicht mehr lenken und fühlen!«

»Licht«, hauchte Egwene. Der Strom von *Saidar* besänftigte ihren Schock. »Das Licht helfe Euch und tröste Euch, Tochter. Warum habt Ihr mir nichts gesagt? Ich hätte dann …« Sie ließ die Worte verklingen, denn sie wußte, sie hätte ihr nicht mehr helfen können.

»Was hättet Ihr denn tun können? Was? Nichts! Ihr könnt nichts tun! Aber sie sagten, Ihr könntet mir die Gabe zurückgeben, mit Hilfe der Macht des … der Macht des Dunklen Königs.« Sie preßte die Augen zusammen, doch aus den Winkeln drangen Tränen. »Sie haben mir weh getan, Mutter, und ich mußte … O Licht, sie haben mir so weh getan! Elaida sagte mir, sie würden mich wieder Heilen und befähigen, die Macht zu lenken, wenn ich nur gehorchte. Deshalb habe ich … Ich mußte!«

»Also ist Elaida tatsächlich eine Schwarze Ajah«, stellte Egwene grimmig fest. An der Wand stand ein schmaler Kleiderschrank, und darin hing ein grünseidenes Kleid, das sie hier aufbewahrte, falls sie einmal keine Zeit fand, in ihre Räume zurückzukehren. Neben dem Kleid hing eine gestreifte Stola. Sie zog sich schnell an. »Was haben sie mit Rand gemacht? Wo haben sie ihn hingebracht? Antworte mir, Beldeine! Wo ist Rand al'Thor?«

Beldeine kauerte da mit zitternden Lippen, den traurigen Blick nach innen gewandt, aber schließlich riß sie sich doch zusammen und sagte: »Im Hof der Verräter, Mutter. Sie haben ihn zum Hof der Verräter gebracht.«

Egwene wurde von einem Anfall des Zitterns erfaßt. Angstzittern. Elaida hatte nicht gewartet, noch nicht einmal eine einzige Stunde. Man benützte den Hof der Verräter nur für drei Zwecke: Hinrichtungen, die Dämpfung einer Aes Sedai oder die eines Mannes, der die Macht lenken konnte. Doch alles konnte nur auf Befehl der Amyrlin geschehen! *Wer trägt dort draußen die Stola?* Ganz bestimmt Elaida. *Aber wie hat sie es angestellt, daß sie so schnell gewählt wurde, ohne daß ich angeklagt oder gar verurteilt wurde? Es kann keine andere Amyrlin geben, solange man mir nicht offiziell Stola und Stab aberkannt hat. Und das wird ihnen nicht leichtfallen. Licht! Rand!*

Sie ging zur Tür.

»Was könnt Ihr tun, Mutter?« rief Beldeine. »Was könnt Ihr denn tun?« Es war nicht klar, was sie meinte: für Rand oder für sie selbst.

»Mehr, als jeder glaubt«, sagte Egwene. »Ich habe den Eidstab nie in Händen gehalten, Beldeine.« Beldeines überraschtes Keuchen verfolgte sie aus dem Zimmer.

Egwenes Gedächtnis spielte ihr immer noch Streiche. Sie wußte, daß keine Frau Stola und Ring erhalten konnte, ohne die Drei Eide zu schwören und dabei den Eidstab fest in Händen zu halten, das *Ter'angreal,* das sie so an die Eide band, als hätte man sie ihr als Kind in die Knochen eingraviert. Keine Frau wurde zur Aes Sedai, ohne an sie gebunden zu sein. Und doch wußte sie, daß gerade bei ihr irgendwie, auf irgendeine Art und Weise, die sie vergessen hatte, die Eide ausgelassen worden waren.

Ihre Schuhe klapperten beim Laufen. Zumindest wußte sie jetzt, warum die Gänge leer waren. Jede Aes Sedai außer denen, die sie in dem Lagerraum zurückgelassen hatte, jede Aufgenommene, jede Novizin, sogar alle Dienerinnen waren jetzt im Hof der Verräter versammelt, wie es der Brauch verlangte, um zuzusehen, wie der Wille Tar Valons geschah.

Und die Behüter würden den Hof umringen, um jede Möglichkeit auszuschließen, daß jemand den Mann vor der Dämpfung befreien konnte. Die Überreste des Heeres von Guaire Amalasan hatten das am Ende dessen versucht, was man den Krieg des Zweiten Drachen nannte, kurz bevor sich Tar Valon über den Aufstieg Artur Falkenflügels Gedanken machen mußte. Auch die Anhänger von Raolin Dunkelbann hatten es lange Jahre zuvor versucht. Sie konnte sich nicht erinnern, ob Rand irgendwelche Anhänger hatte, aber die Behüter dachten an solche Dinge und bereiteten sich darauf vor.

Falls Elaida oder eine andere tatsächlich die Stola der Amyrlin trug, könnte es sein, daß die Behüter sie nicht auf den Hof der Verräter vorließen. Sie wußte, daß sie sich den Weg erzwingen konnte. Das mußte dann aber schnell geschehen. Es hatte keinen Zweck, noch in aller Ruhe die Behüter durch verfestigte Luft zu lähmen, während Rand bereits der Dämpfung unterzogen wurde. Selbst die Behüter würden wegrennen, wenn sie Blitze auf sie schleuderte und die Scheiterhaufen und den Boden unter ihren Füßen zerriß. *Scheiterhaufen?* fragte sie sich. Aber es wäre auch nicht gut, die Macht Tar Valons zu brechen, um Rand zu retten. Sie mußte beides erhalten.

Ein ganzes Stück, bevor sie den Weg zum Hof der Verräter erreichte, wandte sie sich seitwärts und erklomm Treppen und Rampen, die nach oben hin immer enger wurden, bis sie eine Falltür öffnete und auf ein schräges Turmdach hinauskletterte. Die Ziegel waren beinahe weiß gebleicht. Von hier aus konnte sie zwischen anderen Dächern und Türmen hindurch direkt in den weiten offenen Schlund des Hofs der Verräter hinunterblicken.

Der Hof war bis auf einen geräumten Platz in der Mitte mit Menschen angefüllt. Auch an den Fenstern drängten sich die Menschen, auf den Balkonen und sogar auf den Dächern standen welche. Trotzdem konnte sie den einzelnen Mann im Mittelpunkt der freien Fläche gut erkennen. Er sah so klein aus auf diese Entfernung und hing so schlaff in seinen Ketten. Rand. Zwölf Aes Sedai umringten ihn, und eine weitere – von der Egwene wußte, daß sie eine mit sieben Streifen versehene Stola tragen mußte, auch wenn sie die jetzt nicht ausmachen konnte – stand vor Rand. *Elaida.* Egwene erinnerte sich an die Worte, die sie wohl gerade sprach.

Dieser Mann, vom Licht verlassen, hat Saidin *berührt, die männliche Hälfte der Wahren Quelle. Deshalb halten wir ihn gefangen. In verabscheuungswürdigem Maße hat dieser Mann die Eine Macht gebraucht, wohl wissend, daß* Saidin *vom Dunklen König verdorben wurde, vom Stolz der Männer und von der Sünde der Männer gezeichnet. Deshalb legen wir ihn in Ketten.*

Mit Macht unterdrückte Egwene den Rest in ihren Gedanken. *Dreizehn Aes Sedai. Zwölf Schwestern und die Amyrlin, wie es der Tradition bei einer Dämpfung entspricht. Die gleiche Anzahl wie bei …* Sie schob auch das beiseite. Sie hatte keine Zeit, denn sie mußte etwas unternehmen. Sie hatte nur keine Ahnung, was.

Auf diese Entfernung konnte sie ihn womöglich mit Hilfe verdichteter Luft anheben, ihn direkt aus dem Kreis der Aes Sedai herausholen und zu ihr schweben lassen. Vielleicht. Aber selbst, wenn sie sich zu diesem Kraftakt aufraffen konnte und ihn nicht auf halbem Weg abstürzen ließ, würde es lange dauern. Inzwischen wäre er eine hilflose Zielscheibe für die Bogenschützen, und das Glühen *Saidars* würde jeder Aes Sedai dort unten zeigen, wo sie sich befand. Auch jedem Myrddraal natürlich.

»Licht«, knurrte sie, »es gibt keinen anderen Weg, wenn ich nicht einen Krieg innerhalb der Weißen Burg anzetteln will. Und das könnte sowieso geschehen.« Sie ließ sich von der Macht erfüllen, zweigte kleinere Ströme ab und lenkte sie.

Der Weg zurück erscheint nur ein einziges Mal. Seid standhaft. Es war schon so lange her, daß sie diese Worte zum letztenmal gehört hatte, und so fuhr sie zusammen, rutschte auf den glatten Ziegeln aus und fing sich

gerade noch vor der Dachkante. Der Boden befand sich hundert Schritt unter ihr. Sie blickte sich um.

Dort auf der Turmspitze, ein wenig gekippt, um sich den schräg nach unten verlaufenden Ziegeln anzugleichen, stand ein silberner, mit Licht gefüllter Torbogen. Er flackerte und verschwamm zwischenzeitlich etwas, und das weiße Licht wurde von zornigem Rot und Gelb durchzuckt.

Der Weg zurück erscheint nur ein einziges Mal. Seid standhaft. Der Bogen wurde dünn und durchscheinend, und dann verfestigte er sich wieder.

Verzweifelt sah Egwene in den Hof der Verräter hinunter. Sie brauchte Zeit. Es mußte einfach gehen. Alles, was sie brauchte, waren ein paar Minuten, vielleicht zehn, und etwas Glück.

In ihrem Kopf dröhnten Stimmen, nicht die körperlose, unbekannte Stimme, die sie ermahnte, standhaft zu sein, sondern Frauenstimmen, von denen sie beinahe sicher war, daß sie sie kannte.

... kann nicht viel länger halten. Wenn sie jetzt nicht herauskommt ...

Haltet durch! Durchhalten, seid verflucht, oder ich nehme Euch aus wie die Fische!

... bricht aus, Mutter! Wir können nicht mehr …

Die Stimmen wurden schwächer, summten nach und machten dann Schweigen Platz, doch die unbekannte Stimme meldete sich wieder.

Der Weg zurück erscheint nur ein einziges Mal. Seid standhaft.

Es fordert seinen Preis, Aes Sedai werden zu wollen.

Die Schwarzen Ajah warten.

Mit einem Aufschrei der Wut und des Schmerzes warf sich Egwene in den Bogen, der wie ein Hitzeschleier schimmerte. Sie wünschte sich beinahe, sie werde ihn verfehlen und zu Tode stürzen.

Licht pflückte sie Faser für Faser auseinander, zerschnitt die Fasern zu Haaren, spaltete die Haare zu dünnen Fäden des Nichts. Alles trieb auf der Oberfläche des Lichts auseinander; war für immer verloren.

Besiegelt

Licht riß sie Faser für Faser auseinander, spaltete die Fasern zu Haaren, die auseinandertrieben und brannten. Dahintreiben und brennen, für immer und ewig. Ewig.

Egwene trat frierend und steif vor Wut aus dem silbernen Torbogen. Sie versuchte, die Eiseskälte ihres Zorns gegen die sengende Hitze ihrer Erinnerungen einzusetzen. Ihr Körper erinnerte sich an das Brennen, doch andere Erinnerungen brannten viel tiefer. Zorn, so kalt wie der Tod.

»Ist das alles, was ich erlebe?« wollte sie wissen. »Ihn wieder und wieder im Stich zu lassen? Ihn zu verraten, zu versagen, und das immer wieder? Ist es das, was mich erwartet?«

Plötzlich wurde ihr klar, daß nicht alles so war, wie es sein sollte. Nun war die Amyrlin zugegen, so wie man es Egwene gelehrt hatte, und eine Schwester aus jeder Ajah in vollem Ornat, aber alle blickten sie besorgt an. Jetzt saßen zwei Aes Sedai an jedem der Punkte um das *Ter'angreal* herum, und ihnen rann der Schweiß über die Gesichter. Das *Ter'angreal* summte, vibrierte beinahe, und wilde Farbblitze durchzuckten das weiße Licht innerhalb der Bögen.

Ganz kurz hüllte das Glühen von *Saidar* Sheriam ein, als sie Egwene eine Hand auf den Kopf legte. Das ließ Egwene erneut erschauern. »Es geht ihr gut.« Die Herrin der Novizinnen klang erleichtert. »Sie ist unversehrt.« Als habe sie das nicht erwartet.

Die Spannung wich aus den anderen Aes Sedai, die Egwene anstarrten. Elaida atmete tief aus und eilte dann davon, um die letzte Schale zu holen. Nur die Aes Sedai um das *Ter'angreal* herum entspannten sich nicht. Das Summen hatte nachgelassen, und dann begann das Licht zu flackern. Das war das Zeichen, daß das *Ter'angreal* zur Ruhe kam, doch diese Aes Sedai machten den Eindruck, als müßten sie bis zum Ende darum kämpfen.

»Was …? Was ist geschehen?« fragte Egwene.

»Seid still«, sagte Sheriam, aber sehr sanft. »Im Moment solltet Ihr schweigen. Es geht Euch gut – das ist die Hauptsache –, und wir müssen die Zeremonie vollenden.«

Elaida kam fast im Laufschritt heran und legte die silberne Schale der Amyrlin in die Hände.

Egwene zögerte nur einen Moment, dann aber kniete sie nieder. *Was ist geschehen?* Die Amyrlin leerte die Schale langsam über Egwenes Kopf aus. »Ihr seid reingewaschen von Egwene al'Vere aus Emondsfelde. Ihr seid reingewaschen von allen Bindungen an die Welt. Ihr kommt zu uns, reingewaschen in Herz und Seele. Ihr seid Egwene al'Vere, eine Aufgenommene in der Weißen Burg.« Der letzte Tropfen fiel auf Egwenes Haar. »Ihr seid jetzt eine von uns, so ist es besiegelt.«

Diese letzten Worte schienen eine besondere Bedeutung zu haben zwischen Egwene und der Amyrlin. Die Amyrlin gab die Schale einer der anderen Aes Sedai und holte einen goldenen Ring in Form einer Schlange, die sich in den eigenen Schwanz biß, hervor. Unwillkürlich zitterte Egwene, als sie die linke Hand hob, und zitterte wieder, als die Amyrlin ihr den Ring der Großen Schlange an den Ringfinger steckte. Wenn sie einmal eine Aes Sedai war, würde sie den Ring an dem Finger tragen, den sie selbst wählte, oder auch gar nicht, wenn es notwendig war, zu verbergen, wer sie war, doch die Aufgenommenen trugen ihn nur an diesem einen Finger.

Mit ernstem Gesicht zog die Amyrlin sie auf die Füße. »Willkommen, Tochter«, sagte sie und küßte sie auf die Wange. Egwene war überrascht, daß es sie dabei kalt überlief. Nicht mehr ›Kind‹, sondern ›Tochter‹. Zuvor war sie immer als Kind angesprochen worden. Die Amyrlin küßte sie auf die andere Wange. »Willkommen.«

Dann trat sie zurück und betrachtete sie kritisch, worauf sie zu Sheriam sagte: »Trocknet sie ab und kleidet sie, und sorgt dafür, daß sie sich wohl fühlt. Versteht Ihr?«

»Selbstverständlich, Mutter.« Sheriam klang überrascht. »Ihr habt gesehen, wie ich in sie hineinfühlte.«

Die Amyrlin knurrte, und ihr Blick wanderte zu dem *Ter'angreal* hinüber. »Ich will wissen, was heute abend schiefgegangen ist.« Sie schritt mit zielbewußt schwankendem Rock dort hinüber. Auch die meisten der anderen Aes Sedai schlossen sich ihr an und versammelten sich um das *Ter'angreal,* das nun nichts mehr war als ein silbernes Gebilde von Bögen auf einem Ring.

»Die Mutter macht sich Sorgen um Euch«, sagte Sheriam und zog Egwene auf die Seite. Dort gab es ein flauschiges Handtuch für ihr Haar und noch eines für ihren Körper.

»Inwieweit hatte sie einen Grund dafür?« fragte Egwene. *Die Amyrlin will nicht, daß ihrer Jagdhündin etwas zustößt, bevor der Hirsch erlegt ist.*

Sheriam antwortete nicht. Sie runzelte nur leicht die Stirn und wartete dann, bis Egwene trocken war.

Anschließend reichte sie ihr ein weißes Kleid, das unten mit sieben Ringen gesäumt war.

Sie schlüpfte leicht enttäuscht in das Kleid. Sie gehörte zu den Aufgenommenen, hatte den Ring am Finger und die Streifen an ihrem Kleid. *Warum fühle ich mich nicht anders als zuvor?* Elaida kam herüber mit Egwenes Novizinnenkleid und den Schuhen, der Gürteltasche und den Papieren auf den Armen, die ihr Verin gegeben hatte. Elaida hatte sie in der Hand!

Egwene zwang sich dazu zu warten, bis die Aes Sedai ihr das Bündel reichte, und es ihr nicht statt dessen aus den Händen zu reißen. »Ich danke Euch, Aes Sedai.« Sie bemühte sich, die Papiere nur flüchtig anzusehen. Sie konnte nicht sagen, ob sie durchgeblättert worden waren. Die Kordel war noch verschnürt. *Wie kann ich wissen, ob sie das alles gelesen hat?* Sie drückte ihre Gürteltasche zurück unter das schützende Novizinnenkleid und fühlte kurz nach dem eigenartigen Ring darin, dem *Ter'angreal*. *Der ist wenigstens noch da. Licht, sie hätte ihn wegnehmen können, und ich weiß nicht einmal, ob mir das unrecht gewesen wäre. Doch, wäre es. Ich glaube, es wäre mir nicht recht gewesen.*

Elaidas Gesichtsausdruck war so kalt wie ihre Stimme. »Ich wollte nicht, daß man Euch heute abend hierherbringt. Nicht, weil ich voraussah, was geschehen würde – das konnte niemand wissen. Wohl aber, weil Ihr eine Wilde seid.« Egwene wollte widersprechen, doch Elaida fuhr unbeeindruckt fort: »O ja, ich weiß, Ihr habt bei einer Aes Sedai gelernt, die Macht zu lenken, aber Ihr seid immer noch eine Wilde. Eine Wilde im Geist und eine Wilde im Verhalten. Ihr habt ein enormes Potential, sonst hättet Ihr heute abend nicht überlebt, aber das Potential ändert nichts. Ich glaube nicht, daß Ihr jemals ein Teil der Weißen Burg sein werdet, nicht so, wie wir anderen es sind, gleich, an welchem Finger Ihr den Ring tragt. Es wäre besser für Euch gewesen, Ihr hättet lediglich gelernt zu überleben und wärt dann wieder in Euer verschlafenes Dorf zurückgekehrt. Viel besser.« Sie wirbelte herum und stolzierte aus dem Raum.

Wenn die keine Schwarze Ajah ist, dachte Egwene angeekelt, *dann steht sie ihnen jedenfalls nahe.* Laut sagte sie zu Sheriam: »Ihr hättet etwas sagen können. Ihr hättet mir helfen können.«

»Einer Novizin hätte ich geholfen, Kind«, antwortete Sheriam ruhig, und Egwene zuckte zusammen. Nun war sie wieder bei ›Kind‹ angelangt. »Ich bemühe mich, Novizinnen in Schutz zu nehmen, wenn es nötig ist, da sie sich noch nicht selbst helfen können. Ihr seid jedoch nun eine Aufgenommene. Es wird Zeit, daß Ihr lernt, Euch selbst zu beschützen.«

Egwene sah Sheriam in die Augen, um festzustellen, ob sie sich die besondere Betonung des letzten Satzes nur eingebildet hatte. Sheriam hatte genauso wie Elaida Gelegenheit gehabt, die Namensliste zu lesen und auf den Gedanken zu kommen, daß Egwene mit den Schwarzen Ajah zu tun hatte. *Licht, jetzt verdächtigst du schon jedermann. Aber besser das, als tot sein oder gefangen von dreizehn Schwarzen und …* Hastig verdrängte sie diesen Gedanken. »Sheriam, was ist heute abend geschehen?« fragte sie statt dessen. »Und vertröstet mich nicht wieder.« Sheriam zog die Augenbrauen fast bis zum Haaransatz hoch, und sie fügte ganz schnell hinzu: »Sheriam Sedai, meine ich natürlich. Vergebt mir, Sheriam Sedai.«

»Denkt daran, daß Ihr noch keine Aes Sedai seid, Kind.« Trotz des Stahls, der in ihrer Stimme mitschwang, lächelte Sheriam ein wenig, doch das Lächeln verschwand sofort wieder, als sie fortfuhr: »Ich weiß nicht, was passiert ist. Aber ich fürchte sehr, daß Ihr heute abend beinahe gestorben wärt.«

»Wer weiß, was mit denen geschieht, die nicht mehr aus einem *Ter'angreal* herauskommen?« sagte Alanna, die sich zu ihnen gesellte. Die Grüne Schwester war für ihr aufbrausendes Temperament und ihren Humor bekannt. Manche behaupteten, sie könne von dem einen auf das andere innerhalb eines Sekundenbruchteils umschwenken und auch wieder zurückkehren. Der Blick, den sie Egwene jetzt zuwarf, war beinahe mitleidig. »Kind, ich hätte alles aufhalten sollen, als ich die Möglichkeit hatte, als ich zuerst diese … Rückkoppelung bemerkte. Das geschah nämlich dann wieder. Diesmal war es tausendmal stärker. Zehntausendmal! Das *Ter'angreal* schien sich vor dem Strom von *Saidar* verschließen zu wollen, oder sich direkt durch den Fußboden hindurchzuschmelzen. Nehmt meine Entschuldigung an, obwohl ich weiß, daß Worte hier nicht genügen. Nicht für das, was mit Euch beinahe geschehen wäre. Ich sage das offen, und Ihr wißt, es ist die Wahrheit, beim Ersten Eid. Um meine Gefühle auszudrücken, werde ich die Mutter darum bitten, Eure Arbeit in der Küche mit Euch teilen zu dürfen. Und, ja, auch Euren Besuch bei Sheriam. Hätte ich meine Pflicht erfüllt, wärt Ihr nicht in Lebensgefahr geraten, und das will ich wiedergutmachen.«

Sheriam lachte höhnisch. »Das wird sie niemals erlauben, Alanna. Eine Schwester in der Küche, und noch dazu … Das hat es noch nie gegeben! Das ist unmöglich! Ihr habt getan, was Ihr für richtig hieltet. An Euch lag es nicht!«

»Es war nicht Eure Schuld, Alanna Sedai«, sagte Egwene. *Warum tut Alanna das? Oder will sie mich nur davon überzeugen, daß sie nichts mit der Panne zu tun hatte? Damit sie vielleicht künftig ein Auge auf mich*

haben kann? Doch dieses Bild – eine stolze Aes Sedai, die dreimal am Tag bis zu den Ellbogen in schmierigen Töpfen steckte, nur um jemanden im Auge zu behalten – überzeugte sie davon, daß ihre Phantasie mit ihr durchgegangen war. Denn es war wirklich undenkbar, daß Alanna so handeln sollte. Und auf jeden Fall hatte die Grüne Schwester keine Gelegenheit gehabt, die Namensliste zu sehen, während sie mit dem *Ter'angreal* arbeitete. *Aber wenn Nynaeve recht hat, braucht sie diese Liste keineswegs zu sehen, um mich umbringen zu wollen, falls sie eine Schwarze Ajah sein sollte. Hör endlich auf damit!* »Es war wirklich nicht Eure Schuld.«

»Hätte ich meine Pflicht erfüllt«, beharrte Alanna, »wäre es nie dazu gekommen. Das einzige Mal, daß ich so etwas Ähnliches erlebt habe, war vor Jahren, als wir versuchten, ein *Ter'angreal* zu benützen, das sich im gleichen Raum befand wie ein anderes. Das andere war möglicherweise irgendwie mit ihm verbunden. Es ist aber schon äußerst selten, daß man zwei von der gleichen Sorte findet. Beide schmolzen damals, und jede Schwester innerhalb von hundert Schritt Entfernung hatte eine Woche lang derartige Kopfschmerzen, daß sie nicht einen Funken der Macht lenken konnte. Was ist los, Kind?«

Egwenes Hand verkrampfte sich um ihre Gürteltasche, bis sich der verdrehte Steinring durch den dicken Stoff hindurch in ihre Handfläche drückte. War er warm? *Licht, ich bin selbst an allem schuld!* »Nichts, Alanna Sedai. Aes Sedai, Ihr habt nichts Falsches getan. Ihr habt keinen Grund, meine Strafe mit mir zu teilen. Keinen. Überhaupt keinen!«

»Ein wenig zu vehement vorgetragen«, sagte Sheriam, »aber wahr.« Alanna schüttelte nur den Kopf.

»Aes Sedai«, sagte Egwene bedächtig, »was bedeutet es, eine Grüne Ajah zu sein?« Sheriam riß amüsiert die Augen auf, und Alanna grinste ganz offen.

»Hat gerade den Ring am Finger«, sagte die Grüne Schwester, »und schon überlegt sie, welche Ajah sie erwählen soll? Zuerst müßt Ihr Männer lieben. Ich meine nicht, daß Ihr verliebt sein müßt, aber Ihr müßt sie lieben. Nicht wie eine Blaue, die Männer lediglich mag, solange sie mit ihr an einem Strang ziehen und nicht im Weg stehen. Und ganz sicher nicht wie die Roten, die sie verachten, als sei jeder einzelne Mann für die Zerstörung der Welt verantwortlich.« Alviarin, die Weiße Schwester, die mit der Amyrlin gekommen war, warf ihnen einen kühlen Blick zu und ging weiter. »Und nicht wie eine Weiße«, lachte Alanna, »die in ihrem Leben überhaupt keinen Platz für Leidenschaft hat.«

»Das habe ich nicht gemeint, Alanna Sedai. Ich will wissen, was es *bedeutet,* eine Grüne Schwester zu sein.« Sie war nicht sicher, ob Alanna ihre Frage verstehen würde, denn sie verstand selbst nicht, worauf sie eigentlich hinauswollte, doch Alanna nickte bedächtig, als habe sie verstanden.

»Die Braunen streben nach Wissen, die Blauen suchen nach Ursachen, und die Weißen unterziehen die Fragen nach der Wahrheit einer unerbittlich logischen Prüfung. Wir machen von jedem etwas, ganz klar. Aber eine Grüne zu sein heißt, sich bereitzuhalten.« In ihrer Stimme schwang ein gewisser Stolz mit. »Während der Trolloc-Kriege nannte man uns oft die Schlachten-Ajah. Alle Aes Sedai halfen, wo und wann sie konnten, aber die Grünen Ajah waren immer bei den kämpfenden Heeren, waren in fast jeder Schlacht dabei. Wir mußten die Schattenlords in Schach halten. Die Schlachten-Ajah. Und nun halten wir uns bereit, denn die Trollocs dringen immer weiter nach Süden vor. Tarmon Gai'don, die Letzte Schlacht, naht. Wir werden dabeisein. Das bedeutet es, eine Grüne zu sein.«

»Ich danke Euch, Aes Sedai«, sagte Egwene. *Das war ich also? Oder das werde ich sein? Licht, ich wünschte, ich wüßte, ob es Wirklichkeit war und ob es überhaupt irgend etwas mit dem Hier und Jetzt zu tun hat.*

Die Amyrlin kam zu ihnen herüber, und sie knicksten tief vor ihr. »Geht es Euch gut, Tochter?« fragte sie Egwene. Ihr Blick wanderte kurz zu den Papieren, die unter dem Novizinnenkleid in Egwenes Händen hervorlugten, und dann sofort wieder zurück zu ihrem Gesicht. »Ich muß wissen, was heute abend hier geschehen ist, bevor ich gehe.«

Egwenes Wangen liefen rot an. »Mir geht es gut, Mutter.«

Alanna überraschte sie, indem sie die Amyrlin das gleiche fragte, was sie vorher schon angedeutet hatte.

»So etwas habe ich ja noch nie gehört!« fauchte die Amyrlin. »Der Reeder packt doch nicht mit den Matrosen zusammen an, selbst wenn er das Schiff auf eine Schlammbank gesetzt hat!« Sie sah Egwene an, und ihre Augen zogen sich besorgt zusammen. Und zornig. »Ich teile Eure Sorge, Alanna. Was dieses Kind auch getan hat, sie hatte das jedenfalls nicht verdient. Also gut, ich werde Eure Gefühle beschwichtigen. Ihr mögt Sheriam besuchen. Aber es muß streng unter Euch bleiben. Ich will nicht, daß sich Aes Sedai lächerlich machen, auch nicht hier in der Burg.«

Egwene öffnete den Mund, um alles zu gestehen und ihnen den Ring zu übergeben – *ich will das verfluchte Ding wirklich nicht* –, aber Alanna kam ihr zuvor.

»Und das andere, Mutter?«

»Macht Euch nicht selbst lächerlich, Tochter.« Die Amyrlin ärgerte sich, und ihr Zorn steigerte sich mit jedem

Wort. »Innerhalb eines Tages würdet Ihr zum Gespött der Leute werden, außer bei denen, die glaubten, Ihr wärt verrückt geworden. Und glaubt nicht, daß es schnell wieder vorbei wäre. Geschichten wie diese verbreiten sich in Windeseile. Ihr würdet bald feststellen, daß man sich von Tear bis Maradon Geschichten von der Küchenmagd-Aes Sedai erzählt! Und das würde auf jede Schwester zurückfallen. Wenn Ihr irgendwelche Schuldgefühle loswerden wollt und damit nicht wie eine erwachsene Frau fertig werdet, na gut. Ich sagte Euch, Ihr solltet Sheriam besuchen. Begleitet sie heute abend, wenn Ihr hier weggeht. Dann habt Ihr den Rest der Nacht Zeit, zu überlegen, ob es hilfreich war. Und morgen könnt Ihr damit beginnen herauszufinden, was heute abend geschehen ist!«

»Ja, Mutter.« Alannas Stimme klang völlig ungerührt.

Der Wunsch zu gestehen war mittlerweile in Egwene gestorben. Alanna hatte nur einen kurzen Moment lang Enttäuschung gezeigt, als ihr klar wurde, daß die Amyrlin ihr nicht erlauben würde, Egwene in der Küche zu helfen. *Sie will genausowenig bestraft werden wie jeder andere. Sie brauchte eine Ausrede, um in meiner Nähe sein zu können. Licht, sie hat doch wohl nicht mit Absicht das* Ter'angreal *beeinflußt, daß es durchdreht? Ich habe das doch verursacht. Könnte sie eine Schwarze Ajah sein?*

In Gedanken versunken, bemerkte Egwene erst das Räuspern gar nicht. Als es sich wiederholte, schaute sie auf. Die Amyrlin blickte geradewegs in sie hinein, und als sie sprach, klang es sehr kurz angebunden.

»Da es scheint, daß Ihr im Stehen einschlaft, Kind, schlage ich vor, Ihr geht zu Bett.« Ihr Blick wanderte wieder zu den beinahe versteckten Papieren in Egwenes Hand. »Ihr habt viel zu tun morgen und das noch viele Tage lang!« Ihre Augen hielten Egwene noch einen Moment länger fest und dann schritt sie fort, bevor auch nur eine von ihnen knicksen konnte.

Sheriam ging beinahe auf Alanna los, sobald die Amyrlin außer Hörweite war. Die Grüne Ajah machte ein finsteres Gesicht und ertrug es schweigend. »Ihr seid wirklich verrückt, Alanna! Närrin, und noch mehr Närrin, wenn Ihr glaubt, ich lasse Euch mit einer leichten Strafe davonkommen, nur, weil wir gemeinsam als Novizinnen lernten! Seid Ihr vom Drachen besessen, daß Ihr …« Plötzlich bemerkte Sheriam, daß Egwene noch danebenstand, und so fand ihr Zorn ein neues Opfer. »Habt Ihr nicht gehört, daß die Amyrlin Euch befohlen hat, ins Bett zu gehen, Aufgenommene? Wenn Ihr auch nur ein Wort von dem Gehörten ausplaudert, werdet Ihr wünschen, ich hätte Euch in einem Feld vergraben, um den Boden zu düngen. Und Ihr werdet am Morgen in mein Arbeitszimmer kommen, wenn die Glocke zum erstenmal erklingt und keinen Atemzug später! Jetzt geht!«

Egwene ging. In ihrem Kopf drehte sich alles. *Gibt es denn irgend jemand, dem ich vertrauen kann? Der Amyrlin? Sie hat uns losgeschickt, um dreizehn Schwarze Ajah zu suchen und zu erwähnen vergessen, daß sie genau dreizehn sein müssen, um eine Frau, die mit der Macht umgehen kann, zum Schatten umzudrehen, und das gegen ihren Willen. Wem kann ich trauen?* Sie wollte nicht allein sein, konnte den Gedanken daran nicht ertragen, und so eilte sie zu den Quartieren der Aufgenommenen. Sie mußte daran denken, daß sie am nächsten Morgen selbst hier einziehen würde. Dann klopfte sie und stürmte sofort in Nynaeves Zimmer hinein. Ihr konnte sie wenigstens in jeder Hinsicht vertrauen. Ihr und Elayne.

Doch Nynaeve saß auf einem der beiden Stühle und hielt Elaynes Kopf in ihrem Schoß geborgen. Elaynes Körper wurde von Schluchzen erschüttert. Sie weinte leise, so, wie man weint, wenn man kaum noch die Energie dazu aufbringen kann. Auch Nynaeves Wangen waren feucht. Der Ring der Großen Schlange, der an ihrer Hand glänzte, als sie Elayne über das Haar strich, glich dem an Elaynes Hand, mit der sie sich an Nynaeves Rock festklammerte.

Elayne hob ihr rotes, vom Weinen verschwollenes Gesicht aus Nynaeves Schoß, und ihr Schluchzen verklang, als sie zu Egwene sagte: »Ich kann doch nicht so schlimm sein, Egwene. Ich konnte einfach nicht!«

Der Zwischenfall mit dem *Ter'angreal,* Egwenes Angst, jemand könne die Papiere lesen, die ihr Verin gegeben hatte, ihr Mißtrauen allen in diesem Raum Anwesenden gegenüber, all das war schrecklich gewesen, hatte sie aber auf eine ziemlich grobe Art und Weise von dem abgelenkt, was innerhalb des *Ter'angreals* geschehen war. Diese Einflüsse waren von außen gekommen, das andere hatte sich drinnen abgespielt. Elaynes Worte ließen jedoch alle Erinnerungen zurückkehren, und was dort drinnen geschehen war, traf Egwene so hart, als sei die Decke eingestürzt. Rand ihr Ehemann und Joiya ihr Baby. Rand eingeklemmt und darum bettelnd, ihn zu töten. Rand in Ketten einer Dämpfung unterzogen.

Bevor es ihr bewußt wurde, lag sie auf den Knien neben Elayne, und all die Tränen, die früher hätten fließen sollen, ergossen sich aus ihr. »Ich konnte ihm nicht helfen, Nynaeve«, schluchzte sie. »Ich habe ihn einfach dort liegenlassen!«

Nynaeve zuckte zusammen, als habe man sie geschlagen, schloß aber im nächsten Moment Egwene und Elayne in die Arme, drückte sie und schaukelte sie. »Ssch …«, machte sie leise. »Es heilt mit der Zeit. Es wird ein wenig

leichter. Eines Tages müssen sie dafür bezahlen. Ssch …«

Wieder unter den Lebenden

Sonnenschein, der durch die Lücken in den Fensterläden auf das Bett schien, weckte Mat auf. Einen Augenblick lang lag er nur mit gerunzelter Stirn da. Bevor der Schlaf ihn übermannt hatte, war er auf keinen vernünftigen Fluchtplan gekommen. Aber aufgegeben hatte er auch nicht. Zu viele Erinnerungen waren immer noch wie unter einem dichten Nebel verborgen, doch Aufgeben kam für ihn nicht in Frage.

Zwei Dienerinnen eilten geschäftig herein und brachten heißes Wasser und ein üppig mit Essen beladenes Tablett. Sie lachten und stellten fest, daß er schon soviel besser aussehe und bald wieder auf den Beinen sei, wenn er nur täte, was die Aes Sedai ihm sagten. Er sprach nur kurz mit ihnen und bemühte sich, keine Bitterkeit durchklingen zu lassen. *Laß sie nur glauben, daß ich alles mitmache.* Als ihm der Duft der Speisen in die Nase stieg, knurrte sein Magen.

Nachdem sie gegangen waren, schlug er die Bettdecke zur Seite und sprang aus dem Bett. Er stopfte sich schnell eine halbe Scheibe Schinken in den Mund und goß dann Waschwasser ein. Er wusch und rasierte sich. Als er beim Rasieren in den Spiegel über dem Waschtisch blickte, stellte er selbst fest, daß er besser aussah.

Seine Wangen waren noch eingefallen, aber nicht mehr so schlimm wie vorher. Die dunklen Ringe unter seinen Augen waren verschwunden, und auch die Augen selbst schienen nicht mehr so tief zu liegen. Es war, als habe jeder Bissen, den er gestern abend zu sich genommen hatte, das Fleisch auf seinen Knochen vermehrt. Er fühlte sich auch kräftiger.

»Wenn es so weitergeht«, murmelte er, »bin ich weg, ehe sie sich umsehen.« Und dann war er doch wieder überrascht davon, daß er sich hinsetzen und jeden Krümel Schinken, Kohlrabi und schließlich Birne verdrücken konnte.

Er war sicher, daß man von ihm erwartete, nach dem Essen gleich wieder ins Bett zu steigen, doch statt dessen zog er sich an. Er stampfte mit den Füßen auf, damit sie richtig in den Stiefeln steckten, betrachtete seine Reservekleider und entschloß sich, sie vorläufig liegenzulassen. *Ich muß erst genau wissen, was ich vorhabe. Und wenn ich sie zurücklassen muß ...* Er steckte die Würfelbecher in seine Taschen. Damit konnte er sich alle Kleider verdienen, die er brauchte.

Dann öffnete er die Tür und lugte hinaus. Er sah weitere mit blaßgoldenem Holz getäfelte Türen und dazwischen bunte Wandbehänge. Ein blauer Läufer bedeckte den ansonsten weißgefliesten Boden. Aber es stand niemand dort draußen. Kein Wächter. Er warf sich den Umhang über die Schultern und eilte hinaus. Jetzt aber einen Weg nach draußen finden …

Er mußte ein wenig umherwandern, treppauf und treppab, durch Korridore und über Innenhöfe, bevor er fand, was er gesucht hatte: eine Tür nach draußen. Unterwegs sah er doch noch viele Leute: Dienerinnen, weißgekleidete Novizinnen, die ihren Aufgaben nachgingen, wobei die Novizinnen schneller einherhasteten als die Dienerinnen, und auch eine Handvoll grob gekleideter Diener, die große Truhen und andere schwere Gegenstände trugen, dazu Aufgenommene in ihren mit Farbbändern gesäumten Kleidern und sogar ein paar Aes Sedai.

Die Aes Sedai schienen von ihm keine Notiz zu nehmen, als sie geschäftig entlangschritten, oder sie sahen ihn nur ganz flüchtig an. Er trug Bauernkleidung, wenn auch von gutem Schnitt. Er wirkte nicht wie ein Vagabund, und an den Dienern sah er auch, daß Männer in diesem Teil der Burg durchaus nichts Ungewöhnliches waren. Er hatte den Verdacht, sie betrachteten ihn ebenfalls als Diener, und das paßte ihm durchaus, solange niemand von ihm verlangte, schwere Sachen zu schleppen.

Er bedauerte, daß keine der Frauen, die er sah, Egwene oder Nynaeve oder Elayne war. *Das ist eine Hübsche, auch wenn sie die Nase die ganze Zeit ein wenig hoch trägt. Und sie könnte mir sicher sagen, wo ich Egwene und die Dorfheilerin finde. Ich kann nicht gehen, ohne ihnen auf Wiedersehen gesagt zu haben. Licht, ich glaube nicht, daß mich eine von ihnen melden würde, nur weil sie selbst Aes Sedai werden wollen, oder? Seng mich, alter Narr. Das würden sie niemals tun. Ich riskiere es auf jeden Fall.*

Aber sobald er draußen unter einem strahlenden Morgenhimmel mit nur wenigen weißen Wölkchen war, dachte er nicht mehr an die Frauen. Er überblickte einen breiten, mit Steinplatten belegten Hof. In der Mitte stand ein einfacher, gemauerter Brunnen und auf der anderen Seite ein aus grauem Naturstein errichtetes Kasernengebäude. Es wirkte beinahe wie ein Felsklotz inmitten der wenigen Bäume, die in ausgesparten Löchern zwischen den Bodenplatten wuchsen. Wachsoldaten in Hemdsärmeln saßen vor dem langen, niedrigen Gebäude und putzten Waffen und Rüstungen. Gerade Wachsoldaten kamen ihm nun recht.

Er schlenderte über den Hof und beobachtete die Soldaten, als habe er nichts Besseres zu tun. Sie unterhielten sich und lachten bei der Arbeit wie Männer nach der Ernte. Von Zeit zu Zeit sah einer von ihnen Mat neugierig an, aber keiner fragte ihn, was er hier zu suchen habe. Gelegentlich fragte er einen irgend etwas, und schließlich erhielt er die Antwort, auf die er gewartet hatte.

»Brückenwächter?« fragte ein stämmiger, dunkelhaariger Mann, der kaum fünf Jahre älter als Mat sein mochte. Er sprach mit starkem illianischen Akzent. So jung er auch war, hatte er doch eine schmale, weiße Narbe auf der linken Wange, und die Hände, die sein Schwert ölten, bewegten sich geübt und sicher. »Ich sein bei Brückenwache und haben Dienst heute abend. Warum du fragen?«

»Ich wollte eigentlich nur wissen, wie die Straßenverhältnisse auf der anderen Seite des Flusses sind.« *Das ist in jedem Fall nützlich zu wissen.* »Gut zu bereisen? Es wird doch hoffentlich nicht schlammig sein, außer Ihr habt mehr Regen gehabt, als mir bewußt war.«

»Welche Seite von Fluß?« fragte der Wachsoldat gelassen. Sein Blick verließ den Öllappen nicht, mit dem er sein Schwert bearbeitete.

»Äh … Ost. Die Ostseite.«

»Kein Schlamm. Weißmäntel.« Der Mann beugte sich zur Seite, um auszuspucken, doch sein Tonfall änderte sich nicht. »Weißmäntel ihre Nasen in alle Dörfer stecken auf Umkreis zehn Meilen. Sie nicht haben jemand verletzt bisher, aber sie aufregen Leute. Glück stich mich, wenn sie nicht versuchen, zu provozieren uns. Sie aussehen, als ob sie wollen am liebsten angreifen uns. Nicht gut für jemand, der will reisen.«

»Und wie steht es im Westen?«

»Das gleiche.« Der Wachsoldat hob den Blick und sah Mat an. »Aber Ihr nicht werdet reisen Ost oder West, Junge. Euer Name sein Matrim Cauthon, oder Glück mich verlassen haben. Letzten Abend eine Schwester persönlich kommen auf Brücke, wo ich stehen Wache. Sie uns Euer Aussehen beibringen, bis jeder können sagen rückwärts. Ein Gast, sie sagen, und ihm nichts tun. Aber nicht erlaubt außerhalb Stadt, und wenn wir Euch müssen festbinden Hand und Fuß, um nicht gehen raus.« Seine Augen verengten sich. »Ihr etwas von ihnen stehlen?« fragte er zweifelnd. »Ihr nicht aussehen wie Gast bei den Schwestern.«

»Ich habe nichts gestohlen«, sagte Mat mürrisch. *Seng mich, ich hatte noch nicht einmal die kleinste Chance, einen Ausweg zu finden. Sie kennen mich also wohl alle.* »Ich bin kein Dieb!«

»Nein, ich nicht das sehen in Eurem Gesicht. Keine Diebereien. Aber Ihr aussehen wie Bursche, der versuchen, mir verkaufen Horn von Valere vor drei Tagen. Er behaupten, das es sein, und es sein verbeult und alt. Ihr haben auch Horn von Valere zu verkaufen? Oder vielleicht es sein Schwert von Drache?«

Mat zuckte bei der Erwähnung des Horns zusammen, brachte es aber fertig, seinen Tonfall nicht zu verändern: »Ich war krank.« Andere Wachsoldaten sahen jetzt zu ihm herüber. *Licht, sie wissen jetzt alle, daß ich nicht fort darf.* Er zwang sich zum Lachen. »Die Schwestern haben mich mit ihrer Kraft Geheilt.« Ein paar der Soldaten runzelten die Stirn. Vielleicht waren sie der Meinung, daß andere Männer etwas mehr Respekt zeigen und die Aes Sedai nicht einfach nur Schwestern nennen sollten. »Ich glaube, die Aes Sedai wollen nicht, daß ich gehe, bevor ich wieder zu Kräften gekommen bin.« Er bemühte sich, so vertrauenerweckend zu wirken, daß sie ihm alle glaubten. *Nur ein Mann, der mit Hilfe der Macht geheilt wurde. Nicht mehr. Kein Grund, sich weiter Gedanken zu machen.*

Der Illianer nickte. »Ihr wirklich sehen nach Krankheit aus im Gesicht. Vielleicht das sein Grund. Aber nie ich haben gehört von soviel Mühe, damit ein Mann bleiben in Stadt.«

»Das ist der Grund«, beharrte Mat energisch. Sie sahen ihn immer noch alle an. »Na ja, ich muß weiter. Sie sagten, ich solle viel spazierengehen. Lange Spaziergänge. Um wieder zu Kräften zu kommen, wißt Ihr.«

Er fühlte ihre Blicke auf sich ruhen, als er weiterging. Seine Miene verfinsterte sich. Er hatte nur auf den Busch klopfen wollen, ob seine Beschreibung tatsächlich überall herumgegangen war. Falls nur die Offiziere unter den Brückenwächtern Bescheid gewußt hätten, hätte er vielleicht durchschlüpfen können. Es war immer eine seiner Stärken gewesen, ungesehen irgendwo hineinzukommen und auch wieder heraus. Das war ein Talent, das man entwickelte, wenn die Mutter einen immer in Verdacht hatte, wieder etwas anstellen zu wollen, und wenn man vier Schwestern hatte, die einen verpetzten. *Und jetzt habe ich es geschafft, daß die halbe Kaserne mich auch wirklich kennt. Blut und blutige Asche!* Ein großer Teil des Geländes der Weißen Burg bestand aus Gärten voller Bäume – Lederblatt und Korkeiche und Ulmen zumeist. Bald schlenderte er einen breiten, gewundenen Kiesweg entlang. Er hätte sich mitten auf dem Land befinden können, wenn nicht die Türme der Burg über den Baumwipfeln sichtbar gewesen wären. Und natürlich das mächtige, weiße Hauptgebäude der Burg, das wohl hinter ihm lag, aber dessen Gewicht er irgendwie auf den Schultern spürte, als trüge er es mit sich herum. Falls es unbewachte Ausgänge aus dem Burggelände gab, dann waren sie am ehesten hier zu finden. Falls sie existierten.

Ein Mädchen im weißen Novizinnenkleid erschien vor ihm auf dem Weg und schritt zielbewußt in seine Richtung. Sie war so in Gedanken versunken, daß sie ihn zunächst nicht wahrnahm. Als sie nahe genug war, daß er ihre großen, dunklen Augen sehen konnte und die Zöpfe, die sie trug, grinste er plötzlich. Er kannte dieses Mädchen – die Erinnerungen trieben aus verhüllten Tiefen herauf –, obwohl er niemals erwartet hätte, sie hier zu treffen. Er hatte überhaupt nicht erwartet, sie jemals wiederzusehen. Er grinste in sich hinein. *Glück und Unglück heben sich auf.* Wie er sich erinnerte, hatte sie sich sehr für Jungs interessiert.

»Else!« rief er ihr zu. »Else Grinwell. Erinnert Ihr Euch noch an mich? Mat Cauthon. Ein Freund und ich haben den Hof Eures Vaters besucht. Denkt Ihr noch daran? Habt Ihr Euch also entschlossen, Aes Sedai zu werden?«

Sie blieb abrupt stehen und sah ihn an. »Was tut Ihr hier draußen?« fragte sie kalt.

»Ihr wißt also auch Bescheid?« Er trat auf sie zu, doch sie wich vor ihm zurück und wahrte den Abstand. Er blieb stehen. »Es ist nicht ansteckend. Ich bin geheilt worden, Else.« Diese großen, dunklen Augen schienen mehr Wissen zu enthalten als damals, und sie wirkten nicht annähernd so warm, aber er glaubte, das käme eben davon, wenn man bei den Aes Sedai lernte. »Was ist los, Else? Ihr schaut drein, als kennt Ihr mich nicht.«

»Ich kenne Euch«, sagte sie. Ihr ganzes Benehmen entsprach nicht mehr dem, an das er sich erinnerte. Jetzt konnte sie beinahe Elayne noch eine Lektion in Hochnäsigkeit erteilen. »Ich habe … Arbeit zu erledigen. Laßt mich vorbei.«

Er verzog das Gesicht. Der Weg war breit genug, daß sechs nebeneinander einhergehen konnten, ohne sich zu behindern. »Ich sagte Euch doch, daß es nicht ansteckend ist.«

»Laßt mich vorbei!«

Er knurrte nur und trat an den Rand des Kieswegs. Sie ging ganz auf der gegenüberliegenden Seite an ihm vorbei und paßte genau auf, daß er sich ihr nicht näherte. Kaum vorbei, beschleunigte sie ihren Schritt und blickte so lange zu ihm zurück, bis sie hinter der nächsten Kurve außer Sicht war. *Wollte sichergehen, daß ich ihr nicht folge,* dachte er mürrisch. *Zuerst die Wächter und nun Else. Heute ist wohl nicht mein Glückstag.* Er ging weiter und hörte bald wildes Geklapper von der einen Seite vor ihm, als ob Dutzende von Stöcken aufeinanderschlügen. Neugierig bog er in diese Richtung ab und trat zwischen die Bäume.

Nach wenigen Schritten erreichte er einen weiten, festgetrampelten, kahlen Platz. Er war mindestens fünfzig Schritt breit und beinahe doppelt so lang. In Abständen sah er unter den Bäumen am Rand des Platzes Gestelle, in denen Bauernspieße und hölzerne Übungsschwerter hingen, einfache Waffen aus zusammengebundenen Latten, und einige wenige richtige Schwerter, Äxte und Speere.

Auf dieser freien Fläche sah er eine Reihe von Männerpaaren, meist mit freiem Oberkörper, die mit Übungsschwertern aufeinander losschlugen. Bei einigen wirkten die Bewegungen so flüssig, als tanzten sie miteinander, glitten aus einer Fechtfigur übergangslos in die andere und hieben und parierten ohne die kleinste Unterbrechung. Es gab außer ihrem offensichtlichen Können keinen sichtbaren Unterschied zwischen ihnen und den anderen, aber Mat war sicher, daß es sich um Behüter handelte.

Diejenigen, die sich nicht so elegant bewegten, waren ohne Ausnahme jünger, wobei ein älterer Mann jeweils eines dieser Paare überwachte. Diese Männer strahlten selbst im Stehen noch etwas Gefährliches aus. *Behüter und Schüler,* dachte Mat.

Er war nicht der einzige Zuschauer. Keine zehn Schritte von ihm entfernt standen ein halbes Dutzend Frauen mit alterslosen Aes Sedai-Gesichtern und noch einmal genauso viele in den mit Farbbändern gesäumten Kleidern der Aufgenommenen. Sie alle beobachteten ein Paar von Schülern, das mit nackten, schweißüberströmten Oberkörpern unter der Leitung eines Behüters focht, der wie ein Steinklotz wirkte. Er hielt eine kurzstielige Pfeife, aus der Tabakrauch quoll, in der Hand, mit der er seine beiden Schüler dirigierte.

Mat setzte sich mit übergeschlagenen Beinen unter einen Lederblattbaum, grub drei große Kieselsteine aus dem Boden und begann gelangweilt mit ihnen zu jonglieren. Er fühlte sich nicht unbedingt schwach, aber das Sitzen tat ihm dennoch gut. Falls es wirklich einen Weg aus dem Burggelände gab, würde der auch nicht weglaufen, während er ein wenig rastete.

Bevor er auch nur fünf Minuten dort war, wußte er, wen die Aes Sedai und die Aufgenommenen beobachteten. Einer der beiden Schüler des klotzigen Behüters war ein hochgewachsener, graziler junger Mann, der sich wie eine Katze bewegte. *Und beinahe so hübsch aussieht wie ein Mädchen,* dachte Mat trocken. Alle Frauen starrten diesen schlanken Burschen mit glänzenden Augen an, sogar die Aes Sedai.

Er ging mit seinem Übungsschwert beinahe so gut um wie die Behüter. Gelegentlich entlockte er seinem Lehrer eine anerkennende Bemerkung. Es war auch nicht so, daß sein Gegner, ein Junge, ungefähr in Mats Alter und mit rotgoldenem Haar, ungeschickt gewesen wäre. Ganz im Gegenteil, soweit Mat es beurteilen konnte. Natürlich hatte

Mat nie selbst mit einem Schwert umgehen gelernt. Der goldhaarige Jüngling parierte jeden Blitzangriff und ließ das Schwert seines Gegners abrutschen, bevor es ihn traf. Manchmal brachte er es sogar zu einem Gegenangriff. Aber der gutaussehende Bursche parierte diesen dann und griff einen Herzschlag später schon wieder geschmeidig selbst an.

Mat verlegte die Kieselsteine in nur eine Hand, ohne sein Jonglieren zu unterbrechen. Sie wirbelten nach wie vor durch die Luft. Er glaubte nicht, auch nur einem der beiden im Kampf gewachsen zu sein. Ganz bestimmt nicht mit einem Schwert.

»Pause!« Die Stimme des Behüters klang, als schütte man Steine aus einem Eimer. Schwer atmend senkten die beiden ihre Übungsschwerter. Ihr Haar war schweißverklebt. »Ihr könnt euch ausruhen, bis ich meine Pfeife fertiggeraucht habe. Aber erholt euch schnell, ich habe nicht mehr viel Tabak drinnen.«

Jetzt, da sie mit ihrem Herumtanzen aufgehört hatten, konnte Mat den Jungen mit dem rotgoldenen Haar endlich genauer sehen. Er ließ die Kieselsteine überrascht fallen. *Seng mich, aber ich wette alles, was ich im Geldbeutel habe, daß er Elaynes Bruder ist. Und der andere ist Galad, oder ich fresse meine Stiefel.* Auf der Reise von der Toman-Halbinsel hierher hatte Elayne die meiste Zeit über von Gawyns Tugenden und Galads Sünden geplappert. O ja, Gawyn hatte auch ein paar Schwächen, wenn man Elayne glaubte, aber sie waren unbedeutend. Mat klangen sie eher nach solchen Dingen, die bestenfalls in den Augen einer Schwester Schwächen darstellten. Was Galad betraf, hatte er aus ihren Erzählungen geschlossen, daß er wohl der perfekte Sohn sein mußte, den sich jede Mutter wünschte. Mat hatte keine Sehnsucht danach, viel Zeit in Galads Gesellschaft zu verbringen. Egwene wurde immer rot, wenn Galads Name fiel, auch wenn sie zu glauben schien, daß niemand es bemerkte.

Eine Welle schien die zuschauenden Frauen zu durchlaufen, als Galad und Gawyn aufhörten. Sie wären wohl am liebsten alle gleichzeitig vorgetreten, doch Gawyn erblickte Mat, sagte leise etwas zu Galad, und dann gingen die beiden an den Frauen vorbei. Die Aes Sedai und die Aufgenommenen wandten sich um und verfolgten sie mit Blicken. Mat stand auf, als sich die beiden ihm näherten.

»Du bist doch Mat Cauthon, nicht wahr?« sagte Gawyn grinsend. »Ich war sicher, daß ich dich aus Egwenes Beschreibung erkannte. Und aus Elaynes. Ich hörte, du warst krank. Geht es dir jetzt wieder besser?«

»Mir geht's gut«, sagte Mat. Er fragte sich, ob man von ihm erwartete, daß er Gawyn mit Lord anredete oder so ähnlich. Aber er hatte sich geweigert, zu Elayne Lady zu sagen – nicht, daß sie es verlangt hätte –, und er beschloß, ihren Bruder genauso zu behandeln.

»Bist du aufs Übungsgelände gekommen, um mit dem Schwert zu trainieren?« fragte Galad.

Mat schüttelte den Kopf. »Ich habe nur einen Spaziergang gemacht. Ich weiß nicht viel über Schwerter. Ich glaube, ich vertraue lieber auf einen guten Bogen oder einen Bauernspieß. Ich kann mit Schwertern nicht umgehen.«

»Wenn du viel mit Nynaeve zusammen bist«, sagte Galad, »dann brauchst du Bogen, Bauernspieß und Schwert, um dich zu schützen. Und ich weiß nicht, ob das ausreicht.«

Gawyn blickte ihn staunend an. »Galad, du hast ja beinahe einen Witz gerissen.«

»Ich habe durchaus Sinn für Humor, Gawyn«, sagte Galad stirnrunzelnd. »Du glaubst das nur nicht, weil ich mich nicht gern über Leute lustig mache.« Kopfschüttelnd wandte sich Gawyn wieder Mat zu. »Du solltest lernen, ein wenig mit dem Schwert umzugehen. Jeder kann diese Kenntnisse heutzutage gebrauchen. Dein Freund – Rand al'Thor – hatte ein ganz ungewöhnliches Schwert. Hast du was von ihm gehört?«

»Ich habe Rand schon lange nicht mehr gesehen«, sagte Mat schnell. Nur einen Moment lang, bei der Erwähnung von Rands Namen, hatte Gawyns Blick an Intensität zugenommen. *Licht, weiß er über Rand Bescheid? Das kann nicht sein. Wenn er es wüßte, dann würde er mich bestimmt als Schattenfreund anklagen, nur weil ich Rands Freund bin. Aber irgend etwas weiß er schon.* »Schwerter sind auch nicht der Weisheit letzter Schluß, oder? Ich glaube, ich könnte mich gegen jeden von euch ganz gut behaupten, wenn ihr ein Schwert habt und ich meinen Bauernspieß.«

Gawyns Hustenanfall sollte offensichtlich sein Lachen verdecken. Viel zu höflich sagte er: »Da mußt du aber sehr gut sein.« Galads Gesichtsausdruck war dagegen ganz eindeutig ungläubig.

Vielleicht geschah es, weil beide glaubten, er gebe gewaltig an. Vielleicht geschah es, weil er die Befragung der Brückenwächter falsch angefangen hatte. Vielleicht geschah es, weil Else, die so gern mit Jungs herummachte, nichts mit ihm zu tun haben wollte und weil all diese Frauen Galad ansahen wie eine Katze eine Schale mit Sahne. Aes Sedai und Aufgenommene oder nicht – Frauen waren sie immer noch. All diese Erklärungen schossen Mat durch den Kopf, doch er drängte sie ärgerlich zurück, besonders die letzte. Er machte es, weil er Spaß daran hatte. Und vielleicht verdiente er sich auf die Art etwas. Er mußte noch nicht einmal sein übliches Glück strapazieren.

»Ich wette«, sagte er, »zwei Silbermark gegen zwei von jedem von euch, daß ich euch beide gemeinsam

schlagen kann, wie ich es behauptet habe. Eine bessere Quote kann ich euch nicht bieten. Ihr seid zwei und ich bin nur einer, also ist zwei zu eins eine gute Quote.« Er lachte beinahe, als er ihre konsternierten Mienen sah.

»Mat«, sagte Gawyn, »du mußt doch nicht wetten. Du warst krank. Vielleicht versuchen wir es, wenn du wieder bei Kräften bist.«

»Es wäre wirklich keine faire Wette«, sagte Galad. »Ich werde sie nicht annehmen, weder jetzt noch später. Du kommst doch aus dem gleichen Dorf wie Egwene, nicht wahr? Ich … ich will nicht, daß sie wütend auf mich wird.«

»Was hat sie damit zu tun? Trefft mich nur einmal mit einem eurer Schwerter, und ich gebe jedem eine Silbermark. Wenn ich euch treffe, bis ihr aufgebt, gebt ihr mir jeder zwei. Glaubt ihr nicht, daß ihr das schafft?«

»Das ist lächerlich«, sagte Galad. »Du hättest keine Chance gegen einen geübten Schwertkämpfer, geschweige denn gegen zwei. Ich werde so etwas nicht ausnützen.«

»Glaubt ihr das wirklich?« fragte eine rauhe Stimme. Der klotzige Behüter kam herüber. Seine schwarzen Augenbrauen hatten sich finster zusammengezogen. »Ihr glaubt, zu zweit seid ihr gut genug mit dem Schwert, um einen Jungen mit einem Stock zu schlagen?«

»Es wäre nicht fair, Hammar Gaidin«, sagte Galad.

»Er war krank«, fügte Gawyn hinzu. »Das Ganze ist überflüssig.«

»Auf den Platz«, schnarrte Hammar und wies mit einem kurzen Ruck seines Kopfs die Richtung nach hinten. Galad und Gawyn sahen Mat bedauernd an und gehorchten. Der Behüter musterte Mat von oben bis unten und fragte zweifelnd: »Seid Ihr sicher, daß Ihr dem gewachsen seid, Junge? Jetzt, da ich Euch genauer sehe, glaube ich auch, daß Ihr ins Krankenbett gehört.«

»Ich bin gerade draußen«, sagte Mat, »und ich bin dem gewachsen. Ich muß. Ich will meine zwei Mark nicht verlieren.«

Hammars buschige Augenbrauen hoben sich überrascht. »Ihr wollt diese Wette tatsächlich durchziehen, Junge?«

»Ich brauche das Geld.« Mat lachte.

Sein Lachen brach abrupt ab, als er sich dem nächsten Gestell zuwandte, um einen Bauernspieß herauszuheben, und seine Knie beinahe nachgaben. Er richtete sich ganz schnell auf, damit jeder, der es bemerkt hatte, glauben mußte, er sei nur gestolpert. Dann nahm er sich Zeit bei der Auswahl eines Stocks. Er wählte schließlich einen, der fast drei Finger dick war und beinahe einen Fuß höher als er selbst. *Ich muß gewinnen. Ich habe mein dummes Maul aufgerissen, und jetzt muß ich gewinnen. Ich kann mir nicht leisten, die zwei Mark zu verlieren. Ohne die wird es ewig dauern, bis ich das Geld zusammengewinne, das ich brauche.* Als er sich umwandte, den Bauernspieß in beiden Händen vor sich haltend, warteten Galad und Gawyn bereits dort auf ihn, wo sie zuvor geübt hatten. *Ich muß gewinnen.* »Glück«, murmelte er. »Zeit, die Würfel rollen zu lassen.«

Hammar sah ihn eigenartig berührt an. »Ihr sprecht die Alte Sprache, Junge?«

Mat blickte ihn einen Moment lang wortlos an. Ihm war eiskalt. Mit Mühe brachte er seine Füße dazu, ihn auf den Übungsplatz hinauszutragen. »Vergeßt die Wette nicht«, sagte er laut. »Zwei Silbermark von jedem von euch gegen zwei von mir.« Ein Geraune erhob sich unter den Aufgenommenen, als ihnen klar wurde, was da geschah. Die Aes Sedai schauten schweigend zu. Das Schweigen schien Mißbilligung auszudrücken.

Gawyn und Galad bewegten sich voneinander fort, jeder auf einer Seite, und da hielten sie Abstand. Beide hatten ihre Schwerter kaum mehr als halb erhoben. »Kein Einsatz«, sagte Gawyn. »Es gibt keinen Einsatz.«

Zur gleichen Zeit sagte Galad: »Ich werde dir doch nicht dein Geld abnehmen.«

»Aber ich werde euch eures abnehmen«, sagte Mat.

»Gemacht!« brüllte Hammar. »Wenn sie Angst haben, deine Wette anzunehmen, Junge, dann zahle ich den Einsatz eben selbst!«

»Also gut«, sagte Gawyn. »Wenn du darauf bestehst – gemacht!«

Galad zögerte einen Moment, und dann grollte er: »Gemacht. Laßt uns dieser Farce ein Ende bereiten.«

Diese kurze Warnung war alles, was Mat benötigte. Als Galad auf ihn zustürmte, glitten seine Hände am Stock entlang, und er wirbelte herum. Das Ende des Stocks knallte dem hochgewachsenen jungen Mann in die Rippen, was ihn zum Aufstöhnen und ins Stolpern brachte. Mat ließ den Stock von Galad abprallen und drehte sich gedankenschnell. Der Stock war herum, gerade, als Gawyn in Reichweite kam. Das Ende senkte sich unter Gawyns Übungsschwert hindurch und riß ihm den Fuß am Knöchel unter dem Leib weg. Als Gawyn stürzte, vervollständigte Mat seine Drehung rechtzeitig, um Galad über den erhobenen Unterarm zu schlagen, so daß es ihm das Übungsschwert nach hinten riß. Doch Galad tauchte geschmeidig ab und kam mit dem Schwert in beiden Händen wieder auf die Beine.

Mat ignorierte ihn für den Augenblick, machte eine halbe Drehung und gab dem Stock mit einer schnellen

Bewegung aus dem Handgelenk Schwung nach hinten. Gawyn, der sich gerade hochrappeln wollte, bekam den Schlag auf die Schläfe ab. Der dumpfe Aufprall wurde nur teilweise durch das dichte Haar gedämpft. Er brach zusammen.

Mat war sich nur am Rande der Aes Sedai bewußt, die hinrannte, um sich um Elaynes gestürzten Bruder zu kümmern. *Ich hoffe, es geht ihm gut. Es sollte doch. Ich habe schon mehr abbekommen, als ich mal von einem Zaun fiel.* Er hatte immer noch Galad zum Gegner, und seiner Haltung nach zu schließen, wie er auf den Ballen seiner Füße ganz locker dastand und das Schwert korrekt gehoben hatte, nahm er ihn jetzt wohl ernst.

Diesen Augenblick wählten Mats Beine zum Zittern aus. *Licht, ich darf jetzt nicht schwach werden.* Doch er konnte fühlen, wie die Schwäche sich in ihm ausbreitete, das und der Hunger, als habe er seit Tagen nichts mehr gegessen. *Wenn ich darauf warte, daß er mich angreift, falle ich auf die Nase.* Es war schwierig, die Beine gerade zu halten, doch er trat vor. *Glück, bleib mir treu.*

Vom ersten Schlagabtausch an wußte er, daß sein Glück oder sein Geschick oder was immer ihn soweit gebracht hatte, durchaus noch vorhanden war. Galad schaffte es, seinen Schlag mit einem harten Ruck abzulenken, und dann den nächsten und den übernächsten, aber sein Gesicht war von Anstrengung gezeichnet. Dieser geschmeidige Schwertkämpfer, der beinahe so gut wie die Behüter war, brauchte jede Faser seines Könnens, um Mats Stock von sich fernzuhalten. Er griff nicht an; er konnte sich lediglich verteidigen. Er bewegte sich ständig zur Seite, hielt dagegen, um nicht weiter zurückgedrängt zu werden, und Mat trieb ihn vor sich her. Sein Stock verschwamm beinahe, so schnell zuckte er durch die Luft. Und Galad wich zurück, wich wieder zurück, und seine Holzklinge war nur ein dürftiger Schutz gegen den Bauernspieß.

Hunger nagte an Mat, als habe er ein paar Wiesel verschluckt. Schweiß rann ihm in die Augen, und seine Kraft begann nachzulassen, als verrinne sie mit dem Schweiß. *Noch nicht. Ich kann noch nicht fallen. Ich muß gewinnen. Jetzt.* Aufbrüllend warf er all seine Kraftreserven in einen letzten Gewaltangriff.

Der Bauernspieß huschte an Galads Schwert vorbei und traf in schneller Folge sein Knie, sein Handgelenk, seine Rippen, und schlug schließlich wie ein Speer in Galads Bauch ein. Stöhnend krümmte sich Galad zusammen, versuchte noch, den Sturz zu vermeiden. Der Stock zitterte in Mats Händen. Mat war bereit zu einem endgültigen, krachenden Schlag auf Galads Kehlkopf. Doch Galad sank zu Boden.

Mat ließ den Bauernspieß beinahe fallen, als ihm klar wurde, was er um ein Haar getan hätte. *Gewinnen, nicht umbringen. Licht, woran habe ich da gedacht?* Er entspannte sich und stützte das Ende des Stocks auf den Boden. In dem Moment mußte er sich aber auch schon daran festhalten, um auf den Beinen zu bleiben. Der Hunger bohrte in ihm wie ein Messer, das Mark aus einem Knochen schabt. Mit einemmal bemerkte er, daß nicht nur die Aufgenommenen und die Aes Sedai zusahen. Alles Üben auf dem ganzen Gelände hatte aufgehört. Sowohl die Behüter wie auch die Schüler standen da und beobachteten ihn.

Hammar ging zu Galad hin, der immer noch stöhnend am Boden lag und versuchte, sich aufzurichten. Der Behüter hob die Stimme und rief: »Wer war der größte Schwertmeister aller Zeiten?«

Aus den Kehlen von Dutzenden von Schülern ertönte laut im Chor: »Jearom, Gaidin!«

»Ja!« schrie Hammar und drehte sich dabei um, damit ihn alle hörten. »Zeit seines Lebens hat Jearom mehr als zehntausend Kämpfe bestehen müssen, in der Schlacht wie in Zweikämpfen. Er wurde nur ein einziges Mal besiegt: Von einem Bauern mit einem Bauernspieß wie diesem! Denkt daran! Erinnert euch später an das, was ihr gerade gesehen habt!« Er blickte auf Galad hinunter und fragte leiser: »Wenn du jetzt nicht hochkommst, Junge, ist der Kampf entschieden.« Er hob eine Hand, und die Aes Sedai und Aufgenommenen stürmten herbei und umringten Galad.

Mat rutschte am Stock auf die Knie herunter. Keine der Aes Sedai schaute sich auch nur nach ihm um. Eine der Aufgenommenen sah ihn an, ein molliges Mädchen, das er bestimmt um einen Tanz gebeten hätte, wenn sie nicht gerade Aes Sedai werden wollte. Sie blickte mit finsterer Miene herüber, schnaubte und wandte sich wieder um, weil sie sehen wollte, was die Aes Sedai mit Galad machten.

Gawyn war wieder auf den Beinen, stellte Mat erleichtert fest. Er rappelte sich auf, als Gawyn zu ihm herüberkam. *Nur nichts zugeben. Ich komme hier niemals heraus, wenn sie sich entschließen, mich von morgens bis abends zu bemuttern.* Blut verkrustete Gawyns Haar über der Schläfe, aber einen Schnitt oder eine größere Schramme konnte Mat nicht entdecken.

Er drückte Mat zwei Silbermark in die Hand und sagte trocken: »Ich glaube, nächstesmal werde ich auf dich hören.« Er bemerkte Mats Blick und berührte seine Schläfe. »Sie haben es bereits Geheilt, aber es war nicht so schlimm. Elayne hat mich mehr als einmal übler zugerichtet. Du kannst aber mit dem Ding umgehen!«

»Nicht so gut wie mein Pa. Er hat an Bel Tine jedes Jahr den Bauernspieß-Wettkampf gewonnen, solange ich

mich zurückerinnern kann, bis auf ein- oder zweimal, wo Rands Pa gewann.« Plötzlich war dieser interessierte Blick wieder in Gawyns Augen, und Mat verwünschte sich, daß er Tam al'Thor erwähnt hatte. Die Aes Sedai und die Aufgenommenen drängten sich immer noch um Galad. »Ich … ich muß ihn ganz schön erwischt haben. Das wollte ich nicht.«

Gawyn blickte hinüber, aber man konnte nichts erkennen außer zwei Ringen von weiblichen Rückenpartien. Die weißen Kleider der Aufgenommenen bildeten den äußeren Ring. Sie drückten sich fast auf die Aes Sedai, so gebannt starrten sie über diese hinweg Galad an. Gawyn lachte. »Du hast ihn nicht umgebracht. Ich habe sein Stöhnen gehört. Er sollte jetzt eigentlich wieder auf den Beinen sein, aber sie lassen natürlich diese Chance nicht verstreichen, wenn sie schon mal die Hände an ihm haben. Licht, vier davon sind Grüne Ajah!« Mat sah ihn verwirrt an – *Grüne Ajah? Was hat das mit ihm zu tun?* –, aber Gawyn schüttelte den Kopf. »Es ist nicht wichtig. Du kannst sicher sein, daß Galads einzige Sorge die ist, sich nicht plötzlich als Behüter bei einer Grünen Aes Sedai wiederzufinden, bevor sein Kopf wieder klar ist.« Er lachte abermals. »Nein, das würden sie nicht tun. Aber ich wette um die zwei Mark von mir in deiner Hand, daß einige von ihnen das am liebsten täten.«

»Nein, nicht das Geld. Das brauche ich.« Mat schob die Münzen in seine Tasche. Die Erklärung gab für ihn nicht viel her. Außer, daß es Galad gutging. Alles, was er über die Verhältnisse zwischen Behütern und Aes Sedai wußte, waren ein paar Dinge, die er von Lan und Moiraine mitbekommen hatte, und da kam nichts von dem vor, was Gawyn andeutete. »Glaubst du, sie hätten etwas dagegen, wenn ich den Einsatz von ihm hole?«

»Wahrscheinlich hätten sie etwas dagegen«, sagte Hammar trokken, der sich ihnen anschloß. »Ihr genießt bei diesen besonderen Aes Sedai im Moment kein sehr hohes Ansehen.« Er schnaubte. »Man sollte denken, daß selbst Grüne Ajah sich nicht mehr so benehmen sollten wie kleine Mädchen, die gerade vom Schürzenzipfel ihrer Mutter losgekommen sind. So gut sieht er auch wieder nicht aus.«

»Stimmt«, sekundierte Mat.

Gawyn grinste sie beide an, bis Hammar ihm einen bösen Blick zuwarf. »Hier«, sagte der Behüter und drückte Mat zwei Silbermünzen in die Hand. »Ich hole sie mir später von Galad zurück. Wo kommst du her, Junge?«

»Manetheren.« Mat erstarrte, als er den Namen aus seinem eigenen Mund hörte. »Ich meine, ich komme von den Zwei Flüssen. Ich habe wohl zu viele alte Geschichten gehört.« Sie blickten ihn nur wortlos an. »Ich … ich glaube, ich gehe jetzt zurück und sehe zu, daß ich etwas zu essen bekomme.« Die Vormittagsglocke hatte noch nicht einmal geläutet, aber sie nickten, als sei das selbstverständlich.

Er behielt den Bauernspieß, denn niemand hatte ihm gesagt, er solle ihn zurückgeben. Dann ging er langsam davon, bis die Bäume den Übungsplatz hinter ihm verdeckten. Anschließend lehnte er sich auf seinen Stock, als sei der das einzige, was ihn noch aufrecht halten könne. Das stimmte wohl auch.

Er glaubte, wenn er seinen Mantel öffnete, müsse ein Loch dort erscheinen, wo sein Magen gewesen war. Das Loch wurde immer größer und drohte auch den Rest von ihm aufzusaugen. Doch er dachte kaum an seinen Hunger. Er hörte immer wieder diese Stimmen in seinem Kopf. *Ihr sprecht die Alte Sprache, Junge? Manetheren.* Das ließ ihn schaudern. *Licht, hilf mir, ich schaufle mir noch mein eigenes Grab. Ich muß hier weg. Aber wie?* Er humpelte zur Burg zurück wie ein alter Mann. *Wie?*

Fragen

Egwene lag auf Nynaeves Bett, stützte ihr Kinn auf eine Hand und beobachtete Nynaeve, die im Zimmer unruhig auf und ab lief. Elayne saß vor dem Kamin, in dem noch die Asche vom Feuer des Vorabends lag. Noch einmal las Elayne die Liste der Namen durch, die Verin zusammengestellt hatte. Geduldig las sie Wort für Wort erneut. Die anderen Seiten mit der Liste der gestohlenen *Ter'angreale* lagen auf dem Tisch. Nachdem sie sie einmal erschrocken durchgelesen hatten, mieden sie dieses Thema in ihren Gesprächen. Dafür redeten und stritten sie über alles andere.

Egwene unterdrückte ein Gähnen. Es war erst Vormittag, aber keine von ihnen hatte viel geschlafen. Sie hatten früh aufstehen müssen, um in der Küche zu arbeiten und das Frühstück vorzubereiten. Und um andere Dinge zu erledigen, an die sie nicht zurückdenken wollte. Das bißchen Schlaf, das sie gefunden hatte, war von unangenehmen Träumen erfüllt gewesen. *Vielleicht könnte mir Anaiya helfen, sie zu verstehen, jedenfalls diejenigen, die ich verstehen möchte, aber ... Aber falls sie eine Schwarze Ajah ist ...?* Nachdem sie letzten Abend jede Frau in dem Saal daraufhin gemustert hatte, ob sie möglicherweise eine Schwarze Ajah sei, konnte sie kaum noch jemand anderem trauen, als eben ihren beiden Gefährtinnen. Aber sie hätte schon gern gewußt, was manche ihrer Träume bedeuteten.

Die Alpträume über das, was letzten Abend innerhalb des *Ter'angreals* geschehen war, waren leicht zu verstehen. Sie war mittendrin tränenüberströmt aufgewacht. Sie hatte auch von den Seanchanern geträumt, von Frauen in Kleidern mit auf der Brust aufgenähten Blitzen, die eine lange Reihe von Frauen mit Schlangenringen am Halsband führten und sie zwangen, Blitze auf die Weiße Burg zu schleudern. Das hatte ihr den kalten Schweiß aus den Poren getrieben, und sie war wieder aufgewacht. Zum Glück war es nur ein Alptraum gewesen. Wie auch der Traum von den Weißmänteln, die ihrem Vater die Hände fesselten. Sie glaubte, dieser Alptraum entstamme ihrem Heimweh. Aber die anderen …

Sie sah wieder die beiden anderen Frauen an. Elayne las noch. Nynaeve lief nach wie vor auf und ab.

Da war ein Traum von Rand gewesen, der nach einem anscheinend aus Kristall bestehenden Schwert gegriffen hatte und das feine Netz nicht bemerkte, das sich von oben her auf ihn senkte. Und einmal hatte er in einem Zimmer gekniet, wo ein heißer, trockener Wind Staub über den Boden fegte und Geschöpfe, ähnlich dem auf dem Drachenbanner, aber viel kleiner, auf dem Wind herantrieben und sich auf seiner Haut niederließen. Dann hatte sie geträumt, wie er in ein großes Loch in einem schwarzen Berg hineinmarschiert war. Das Loch war von innen her mit dem roten Glühen aus riesigen Feuern darunter erfüllt. Und in einem Traum schließlich stand er den Seanchanern gegenüber.

Bei diesem letzten Traum war sie sich nicht sicher, aber sie wußte, daß die übrigen etwas zu bedeuten hatten. Damals, als sie noch sicher war, Anaiya trauen zu können, bevor sie die Burg verlassen hatte, bevor sie erfuhr, daß die Schwarzen Ajah Wirklichkeit waren, hatte sie ja die Aes Sedai ganz vorsichtig ein wenig auszuhorchen versucht. Anaiya hatte das sicher nur für ihre übliche Neugier gehalten. Dabei hatte sie erfahren, daß die Träume von *Ta'veren* bei einem echten Träumer fast immer etwas zu bedeuten hatten, und je stärker *ta'veren* diese Person war, desto sicherer konnte die Bedeutung bestimmt werden.

Aber Mat und Perrin waren ebenfalls *Ta'veren,* und sie hatte auch von ihnen geträumt. Seltsame Träume, noch schwieriger zu verstehen als jene von Rand. Perrin mit einem Falken auf der Schulter und Perrin mit einem Habicht. Nur, daß der Habicht eine Leine im Schnabel hielt. Egwene war sich irgendwie sicher, daß sowohl Falke wie auch Habicht Weibchen waren. Der Habicht versuchte, Perrin die Leine um den Hals zu legen. Das ließ sie schaudern; sie mochte keine Träume von Leinen und Halsbändern. Und dieser Traum von Perrin – einem bärtigen Perrin! –, der ein riesiges Wolfsrudel anführte, das sich erstreckte, soweit das Auge sehen konnte. Die Träume von Mat waren noch schlimmer gewesen. Mat, der sein eigenes linkes Auge auf eine Waagschale legte. Mat, der an einem Baum aufgehängt war. Es war auch ein Traum von Mat und den Seanchanern dabeigewesen, aber den tat sie als wirklichen Alptraum ab. Das mußte einfach ein Alptraum gewesen sein. Genau wie der, in dem Mat die Alte Sprache sprach. Das mußte von dem herrühren, was sie während seiner Heilung gehört hatte.

Sie seufzte, und aus dem Seufzen wurde wieder ein Gähnen. Sie und die anderen waren nach dem Frühstück in Mats Zimmer gegangen, um nachzusehen, wie es ihm ging, doch er war nicht dagewesen.

Vielleicht geht es ihm schon wieder gut genug zum Tanzen! Licht, jetzt werde ich vermutlich davon träumen, wie er mit Seanchanern tanzt. Keine Träume mehr, sagte sie sich entschlossen. *Nicht jetzt. Ich denke wieder*

darüber nach, wenn ich nicht so müde bin. Sie dachte an die Küche, an das bevorstehende Mittagessen und dann das Abendessen und morgen wieder das Frühstück, und an Töpfe und nicht enden wollendes Putzen und Schrubben. *Falls ich die Müdigkeit jemals wieder loswerde.* Sie änderte ihre Position auf dem Bett und betrachtete ihre Freundinnen. Elayne studierte immer noch die Namensliste. Nynaeves Schritte waren langsamer geworden. *Jeden Augenblick wird Nynaeve wieder damit anfangen. Sie wird es wieder sagen.* Nynaeve blieb direkt vor Elayne stehen und sah auf sie hinab. »Leg das weg. Wir sind die Liste zwanzigmal durchgegangen, und sie enthält kein hilfreiches Wort. Verin hat uns da Quatsch aufgehalst. Die Frage ist nur: War das alles, was sie hatte, oder hat sie uns mit Absicht nur diesen Quatsch gegeben?«

Wie erwartet. In etwa einer halben Stunde wird sie es wieder sagen. Egwene blickte finster auf ihre Hände nieder, froh, daß sie sie nicht klar erkennen konnte. Der Ring der Großen Schlange wirkte ausgesprochen deplaziert an einer Hand mit solch runzliger Haut, nachdem sie einfach zuviel in heißem Seifenwasser gesteckt hatte.

»Es hilft schon, ihre Namen zu kennen«, sagte Elayne, die noch immer las. »Und es hilft auch, zu wissen, wie sie aussehen.«

»Du weißt ganz genau, was ich meine«, fauchte Nynaeve.

Egwene seufzte und verschränkte die Arme vor der Brust. Als sie diesen Morgen aus Sheriams Arbeitszimmer gekommen war – die Sonne hatte sich noch nicht am Horizont gezeigt –, da hatte Nynaeve mit einer Kerze in dem kalten, dunklen Gang auf sie gewartet. Sie hatte es nicht genau erkennen können, aber Nynaeve hatte den Eindruck gemacht, als wolle sie jeden Moment anfangen, die Steine anzufressen. Und als wisse sie, daß auch das in den nächsten Minuten überhaupt nichts ändern würde. Deshalb war sie so geladen. *Sie geht aus lauter Stolz hoch wie ein Mann. Aber das sollte sie nicht an Elayne und mir auslassen. Licht, wenn Elayne es aushalten kann, sollte sie auch. Sie ist nicht mehr die Dorfheilerin von früher.*

Elayne schien kaum zu bemerken, daß Nynaeve so geladen war. Sie hatte die Stirn gerunzelt und blickte in die Ferne. »Liandrin war die einzige Rote. Alle anderen Ajahs haben jeweils zwei verloren.«

»Ach, sei doch still, Kind«, sagte Nynaeve.

Elayne spreizte die Finger ihrer linken Hand, damit der Ring der Großen Schlange besser sichtbar war, warf Nynaeve einen bedeutungsschweren Blick zu und fuhr fort: »Keine zwei stammten aus der gleichen Stadt, und nicht mehr als zwei kamen aus dem gleichen Land. Amico Nagoyin war die jüngste, nur vier Jahre älter als Egwene und ich. Joiya Byir könnte unsere Großmutter sein.«

Egwene gefiel es gar nicht, daß eine der Schwarzen Ajah den gleichen Namen trug wie ihr Kind. *Närrin! Menschen tragen nun mal gelegentlich den gleichen Namen, und du hast keine Tochter. Es war nicht wirklich!*

»Und was sagt uns das?« Nynaeves Stimme klang zu ruhig. Sie stand kurz vor einer Explosion wie ein Wagen voller Feuerwerkskörper. »Welche Geheimnisse hast du darin entdeckt, die ich übersehen habe? Ich werde schließlich langsam alt und blind!«

»Es sagt uns, daß alles irgendwie zu gleichmäßig verteilt ist«, sagte Elayne bedächtig. »Dreizehn Frauen, die nur ausgewählt wurden, weil sie Schattenfreunde sind, und dann stammen sie so passend aus allen Altersstufen, allen Ländern, allen Ajahs? Sollten es nicht vielleicht drei Rote sein, oder vier, die in Cairhien geboren wurden, oder zwei im gleichen Alter? Das war doch alles kein Zufall. Sie hatten genügend Auswahl an Frauen, sonst hätten sie keine solche Anordnung finden können. Es gibt immer noch Schwarze Ajah in der Burg oder sonstwo. Das ist die Bedeutung.«

Nynaeve riß wild an ihrem Zopf. »Beim Licht! Ich glaube, du hast recht. Du bist wirklich auf etwas gestoßen, das ich übersehen habe. Beim Licht, ich hoffte, sie wären alle mit Liandrin geflohen.«

»Wir wissen noch nicht einmal, ob sie die Anführerin ist«, sagte Elayne. »Sie kann auch den Befehl erhalten haben, uns … zu beseitigen.« Ihr Mund verzog sich. »Ich fürchte, es kann nur einen Grund geben, daß sie sich die Mühe machen, eine solche Anordnung zu treffen, um jedes Muster zu meiden, außer eben dem Fehlen jedes Musters. Ich glaube, es bedeutet, daß es bei den Schwarzen Ajah eben doch eine Art von Muster gibt.«

»Wenn es vorhanden ist«, sagte Nynaeve entschlossen, »dann finden wir es. Elayne, wenn du diese Art von logischem Denken dabei gelernt hast, deine Mutter beim Regieren zu beobachten, dann bin ich froh darüber.« Elaynes Lächeln ließ ein Grübchen auf ihrer Wange erscheinen.

Egwene musterte die ältere Nynaeve genau. Es schien, daß sie nun wirklich bereit war, ihre Rolle als Bär mit einem schlimmen Zahn aufzugeben. Sie hob den Kopf. »Vielleicht wollen sie uns auch in dem Glauben lassen, sie hätten ein Muster zu verbergen, damit wir unsere Zeit damit verschwenden, etwas zu suchen, was es gar nicht gibt. Ich will damit nicht sagen, daß es nicht so ist, aber wir wissen es eben noch nicht genau. Laßt uns danach suchen, aber wir müssen auch noch nach anderen Dingen Ausschau halten, oder meint ihr nicht auch?«

»Also hast du dich endlich entschlossen, aus deinem Schlummer zu erwachen«, erwiderte Nynaeve. »Ich dachte wirklich, du seist mittlerweile eingeschlafen.« Aber sie lächelte dabei.

»Sie hat recht«, sagte Elayne mürrisch. »Ich habe uns eine Brücke aus Stroh gebaut. Schlechter noch als Stroh. Wunschdenken. Vielleicht hattest du auch recht, Nynaeve. Was soll dieser … dieser Quatsch?« Sie schnappte sich ein Blatt aus dem Stapel auf ihrem Schoß. »Rianna hat schwarzes Haar mit einer weißen Strähne über dem linken Ohr. Wenn ich nahe genug bin, um das zu erkennen, bin ich schon näher, als mir lieb ist.« Sie griff nach einem weiteren Blatt. »Chesmal Emry ist eine der talentiertesten Heilerinnen seit Jahren. Licht, könnt ihr euch vorstellen, sich von einer Schwarzen Ajah heilen zu lassen?« Ein drittes Blatt. »Marillin Gemalphin mag Katzen und tut alles, um verletzten Tieren zu helfen. Katzen! Pah!« Sie packte alle Blätter auf einmal und zerknüllte sie. »Es ist wirklich alles Quatsch.«

Nynaeve kniete sich neben sie und nahm ihr sanft die zerknüllten Papiere aus den Händen. »Vielleicht, vielleicht auch nicht.« Sie glättete die Blätter sorgfältig an ihrer Brust. »Du hast etwas darin entdeckt, wonach wir zumindest Ausschau halten können. Vielleicht finden wir noch mehr, wenn wir Ausdauer haben. Und dann ist da noch die andere Liste.« Sowohl sie wie auch Elayne blickten zu Egwene hinüber. Braune und blaue Augen sahen sie besorgt an.

Egwene vermied es, den Tisch anzusehen, wo die anderen Blätter lagen. Sie wollte nicht darüber nachdenken, konnte es aber doch nicht ganz vermeiden. Die Liste der *Ter'angreale* hatte sich in ihr Gehirn eingebrannt. Eins: ein Kristallstab, glatt und vollkommen durchsichtig, ein Fuß lang und zwei Finger breit im Durchmesser. Gebrauch unbekannt. Die letzte Studie stammt von Corianin Nedeal. Zwei: eine Alabasterskulptur von einer unbekleideten Frau mit einer sehr großen Hand. Gebrauch unbekannt. Die letzte Studie stammt von Corianin Nedeal. Drei: eine Scheibe, offensichtlich aus Eisen gefertigt, doch völlig rostfrei, eine Handbreit im Durchmesser; auf beiden Seiten jeweils eine enge Spirale eingraviert. Gebrauch unbekannt. Die letzte Studie stammt von Corianin Nedeal. Vier: zu viele Dinge und mehr als die Hälfte derer mit unbekannter Verwendung wurden zuletzt von Corianin Nedeal überprüft. Dreizehn waren es insgesamt.

Egwene schauderte. *Es wird immer schlimmer. Ich wage es kaum noch, an diese Zahl zu denken.*

Die *Ter'angreale* mit bekannter Anwendung waren auf dieser Liste selten. Nicht alle davon erschienen ihr wirklich nützlich, aber beruhigend wirkten sie deshalb nicht, fand Egwene. Ein holzgeschnitzter Igel, nicht größer als das letzte Glied eines Männerdaumens. Eine ganz einfache Sache und sicherlich harmlos. Eine Frau, die damit die Macht zu lenken versuchte, schlief unweigerlich ein. Ein halber Tag tiefen, traumlosen Schlafs. Das ging ihr aber schon wieder so nahe, daß sie eine Gänsehaut bekam. Drei weitere hatten noch in irgendeiner Form mit Schlaf zu tun. Es war beinahe eine Erleichterung, von einer Röhre aus schwarzem Stein zu lesen, einen ganzen Schritt lang, die Baalsfeuer hervorbrachte. Verin hatte so energisch eine Warnung darauf geschrieben – GEFÄHRLICH UND FAST UNMÖGLICH ZU KONTROLLIEREN –, daß das Blatt an zwei Stellen zerrissen war. Egwene hatte keine Ahnung, was Baalsfeuer war, doch obwohl es zweifellos gefährlich klang, hatte es wenigstens nichts mit Corianin Nedeal oder Träumen zu tun.

Nynaeve trug die geglätteten Papiere zum Tisch zurück und legte sie hin. Sie zögerte, und dann breitete sie die anderen aus und fuhr mit dem Finger erst eine Seite entlang und dann die nächste. »Hier ist eine Sache, das Mat gefallen würde«, sagte sie etwas zu leichthin und heiter. »Ein geschnitzter Satz mit sechs Punktewürfeln, die an den Kanten zusammenhängen. Zusammen weniger als vier Finger breit. Gebrauch unbekannt, außer daß es auf irgendeine Weise den Zufall aufhebt oder verdreht, wenn man damit die Macht lenkt.« Sie begann, laut vorzulesen: »›Geworfene Münzen zeigten jedesmal die gleiche Seite, und in einem Versuch blieben sie hundertmal hintereinander auf der Kante stehen. Bei eintausend Würfen erschienen eintausendmal fünf Kronen.‹« Sie lachte gequält. »Das würde Mat sicher gefallen.«

Egwene seufzte, stand auf und ging steif zum Kamin hinüber. Elayne erhob sich und sah genauso schweigend zu wie Nynaeve. Egwene schob ihren Ärmel so weit wie möglich hoch und faßte hinauf in den Kamin. Ihre Finger berührten Wolle, und sie zog einen gefütterten, angesengten Strumpf hervor. Wo die Zehen saßen, steckte ein harter Klumpen. Sie wischte sich einen Rußfleck vom Arm, ging dann mit dem Strumpf zum Tisch und leerte ihn aus. Der verdrehte Ring aus geflecktem, gestreiftem Stein kollerte über die Tischfläche und fiel auf eine Seite der Liste der *Ter'angreale*. Ein paar Augenblicke lang sahen ihn alle nur an.

»Vielleicht«, meinte Nynaeve schließlich, »hat Verin nur die Tatsache übersehen, daß so viele davon zuletzt von Corianin Nedeal studiert wurden.« Es klang nicht danach, als glaube sie das selbst.

Elayne nickte zweifelnd. »Ich sah einmal, wie sie völlig durchnäßt im Regen einhermarschierte. Ich habe ihr einen Umhang gebracht. Sie war so in Gedanken versunken – ich glaube nicht, daß sie den Regen überhaupt

bemerkte, bis ich ihr den Umhang um die Schultern legte. Sie könnte es vielleicht übersehen haben.«

»Vielleicht«, sagte Egwene. »Falls nicht, dann muß sie gewußt haben, daß es mir auffallen wird, sobald ich die Liste gelesen habe. Ich weiß nicht. Manchmal glaube ich, Verin merkt viel mehr, als sie alle wissen läßt. Ich weiß es einfach nicht.«

»Also müssen wir auch Verin verdächtigen«, seufzte Elayne. »Falls sie eine Schwarze Ajah ist, dann wissen sie genau, was wir machen. Und Alanna.« Sie warf Egwene einen unsicheren Seitenblick zu.

Egwene hatte ihnen alles erzählt, außer dem, was während ihrer Prüfung innerhalb des *Ter'angreals* geschehen war. Sie brachte es nicht fertig, davon zu erzählen, genausowenig wie Nynaeve oder Elayne zuvor. Ansonsten hatte sie alles berichtet: was im Prüfungsraum geschehen war, was Sheriam ihr über die schreckliche Schwäche gesagt hatte, die das Talent, die Macht zu lenken, mit sich brachte, jedes Wort Verins, gleich, ob es ihr wichtig erschien oder nicht. Das einzige, woran sie zweifelten, war die Sache mit Alanna. Aes Sedai machten so etwas einfach nicht. Niemand, der richtig im Kopf war, würde so etwas fertigbringen, und eine Aes Sedai noch weniger.

Egwene funkelte sie an. Sie konnte beinahe hören, wie sie ihr das sagten. »Aes Sedai sollen angeblich auch nicht lügen, aber was Verin und die Mutter uns erzählen, scheint dem doch ziemlich nahezukommen. Es soll ja angeblich auch keine Schwarzen Ajah geben.«

»Ich mag Alanna.« Nynaeve zuckte die Achseln. »Ach, na ja. Viellei … also, sie hat sich halt eigenartig benommen.«

»Danke schön«, sagte Egwene, und Nynaeve nickte ihr zu, als habe sie den Sarkasmus gar nicht bemerkt.

»Auf jeden Fall weiß die Amyrlin davon, und sie kann Alanna besser im Auge behalten als wir.«

»Was ist mit Elaida und Sheriam?« fragte Egwene.

»Ich habe Elaida noch nie gemocht«, sagte Elayne, »aber ich kann nicht ernsthaft daran glauben, daß sie eine Schwarze Ajah ist. Und Sheriam? Das ist unmöglich.«

Nynaeve schnaubte. »Es sollte bei allen unmöglich sein. Wenn wir welche finden, sagt uns nichts, daß nur welche dabei sein müssen, die wir nicht mögen. Aber ich will keine Frau so einfach verdächtigen – vor allem nicht, wenn es um eine solche Anschuldigung geht. Wir brauchen mehr Informationen, um einen Verdacht zu begründen, als nur den, daß sie etwas gesehen haben mögen, das sie nicht sehen sollten.« Egwene nickte genauso wie Elayne zustimmend, und Nynaeve fuhr fort: »Wir werden das der Amyrlin sagen und nicht mehr Gewicht darauf legen, als es verdient. Falls sie jemals bei uns vorbeikommt, wie sie gesagt hat. Falls du bei uns bist, wenn sie kommt, Elayne, dann denk daran: Du weißt von nichts.«

»Das vergesse ich bestimmt nicht«, sagte Elayne leidenschaftlich. »Aber wir sollten noch einen anderen Weg finden, ihr Informationen zuzuspielen. Meine Mutter hätte das besser geplant.«

»Nicht, wenn sie nicht einmal den eigenen Boten trauen kann«, sagte Nynaeve. »Wir warten. Außer, ihr seid der Meinung, eine von uns sollte mit Verin sprechen? Das würde niemand außergewöhnlich finden.«

Elayne zögerte, und dann schüttelte sie leicht den Kopf. Egwene machte das schneller und lebhafter. Geistesabwesend oder nicht: Verin hatte zuviel ausgelassen, um vertrauenswürdig zu sein.

»Gut.« Nynaeve klang mehr als nur zufrieden. »Es ist mir genauso recht, daß wir nicht nach unserem Gutdünken mit der Amyrlin sprechen können. Auf diese Weise treffen wir unsere eigenen Entscheidungen, ohne daß sie uns ständig bevormundet.« Ihre Hand fuhr wieder an der Liste der gestohlenen *Ter'angreale* entlang, als lese sie diese wieder, und dann schloß sie sich um den gestreiften Steinring. »Und bei unserer ersten Entscheidung geht es um den hier. Das ist das erste Mal, daß wir etwas haben, was eine wirkliche Verbindung zu Liandrin und den anderen darstellen könnte.« Sie blickte den Ring finster an und holte tief Luft. »Ich schlafe heute nacht damit.«

Egwene zögerte nicht und nahm Nynaeve den Ring aus der Hand. Sie wollte eigentlich lieber die Hände davon lassen, aber sie tat es nicht, und das freute sie plötzlich. »Ich bin diejenige, von der man vermutet, sie gehöre zu den Träumern. Ich weiß nicht, ob das ein Vorteil für mich ist, aber Verin meint, es sei gefährlich, das hier zu verwenden. Wer von uns ihn auch benützt, sie braucht jeden kleinen Vorteil, der überhaupt möglich ist.«

Nynaeve packte ihren Zopf und öffnete den Mund, als wolle sie protestieren. Als sie dann aber etwas sagte, war es nur: »Bist du sicher, Egwene? Wir wissen noch nicht einmal, ob du wirklich zu den Träumern gehörst, und ich kann mehr Macht beherrschen als du. Ich bin immer noch der Meinung, ich …« Egwene schnitt ihr das Wort ab.

»Du bist nur dann stärker, wenn du wütend bist. Kannst du sicher sein, daß du im Traum wütend wirst? Hast du Zeit genug, um dich in Rage zu steigern, bevor du die Macht benützt? Licht, wir wissen ja noch nicht einmal, ob jemand im Traum die Macht verwenden kann. Wenn eine von uns das tun muß – und falls du recht hast, ist das unsere einzige Verbindung –, sollte ich es sein. Vielleicht gehöre ich wirklich zu den Träumern? Außerdem hat Verin ihn mir gegeben.«

Nynaeve sah sie an, als wolle sie Einspruch erheben, aber schließlich nickte sie unwillig. »Also gut. Aber Elayne und ich sind dabei. Ich weiß nicht, was wir tun können, aber falls etwas schiefgeht, können wir dich vielleicht aufwecken, oder … Wir werden dabeisein.« Elayne nickte ebenfalls.

Jetzt waren sie sich einig, und Egwene hatte ein mulmiges Gefühl im Magen. *Ich habe sie dazu überredet. Und jetzt würde ich mir das am liebsten wieder ausreden lassen.* Ihr wurde plötzlich bewußt, daß eine Frau in der Tür stand, eine Frau im Weiß der Novizinnen, deren Haar zu langen Zöpfen geflochten war.

»Hat dir niemand beigebracht anzuklopfen, Else?« fragte Nynaeve.

Egwene schloß die Faust um den Ring, damit sie ihn nicht sehen konnte. Sie hatte das dumme Gefühl, daß Else ihn angestarrt hatte.

»Ich habe eine Nachricht für euch«, sagte Else ruhig. Sie betrachtete den Tisch, auf dem die Papiere verstreut lagen, und dann die drei Frauen, die ihn umstanden. »Von der Amyrlin.«

Egwene tauschte verblüffte Blicke mit Elayne und Nynaeve.

»Also, was ist?« wollte Nynaeve wissen.

Else zog amüsiert die Augenbrauen hoch. »Die von Liandrin und den anderen zurückgelassenen Besitztümer wurden in dem dritten Lagerraum auf der rechten Seite von der Haupttreppe aus im zweiten Keller unter der Bibliothek untergebracht.« Sie blickte noch einmal zu den Papieren auf dem Tisch hinüber und ging. Sie bewegte sich weder hastig noch langsam.

Egwene verschlug es den Atem. *Wir haben Angst, uns irgend jemand anzuvertrauen, und die Amyrlin traut Else Grinwell vor allen Frauen?*

»Diesem närrischen Mädchen kann man zutrauen, jedem alles zu erzählen, der sie danach fragt!« Nynaeve ging zur Tür.

Egwene raffte ihren Rock hoch und schoß an ihr vorbei. Ihre Schuhe glitten auf den Fliesen der Galerie fast aus, aber sie sah gerade noch einen weißen Schimmer von der nächstgelegenen Rampe verschwinden und hetzte hinterher. *Sie rennt bestimmt auch, sonst wäre sie nicht so weit voraus. Warum rennt sie?* Das weiße Aufblitzen zeigte sich bereits wieder ein Stück weiter unten. Egwene folgte ihr.

Eine Frau wandte sich am Fuß der Rampe zu ihr um, und Egwene blieb verwirrt stehen. Wer das auch war, Else war es bestimmt nicht. Ganz in Silber und weißer Seide erregte sie Gefühle in Egwene, die diese nicht von sich kannte. Sie war größer und viel schöner, und unter dem Blick aus ihren schwarzen Augen fühlte sich Egwene ganz klein, schäbig und schmutzig. *Sie kann vermutlich viel mehr an Macht beherrschen als ich. Licht, sie ist möglicherweise klüger als wir drei zusammen. Es ist nicht fair, daß eine Frau so …* Plötzlich wurde ihr klar, wohin ihre Gedanken führten. Ihre Wangen liefen rot an, und sie schüttelte sich schnell. Sie hatte sich niemals einer anderen Frau so … unterlegen … gefühlt, und damit sollte sie erst gar nicht anfangen.

»Kühn«, sagte die Frau. »Ihr seid kühn, so allein hier herumzurennen, wo so viele Morde geschehen sind.« Es klang beinahe erfreut.

Egwene richtete sich auf und strich ihr Kleid glatt. Sie hoffte, die andere Frau würde es nicht bemerken, was sie aber doch tat, und sie wünschte, die andere hätte sie nicht wie ein Kind rennen gesehen. *Hör auf damit!* »Verzeiht, aber ich suche eine Novizin, die hier durchkam, wie ich glaube. Sie hat große, dunkle Augen und dunkles Haar. Sie trägt Zöpfe. Sie ist mollig und durchaus hübsch. Habt Ihr gesehen, wohin sie ging?«

Die hochgewachsene Frau musterte sie belustigt von Kopf bis Fuß. Egwene war nicht sicher, aber sie hatte das Gefühl, die Frau habe ganz kurz ihre geballte Faust betrachtet, in der der Steinring noch steckte. »Ich glaube nicht, daß Ihr sie einholen werdet. Ich habe sie gesehen, und sie rannte ziemlich schnell. Ich schätze, mittlerweile ist sie weit weg.«

»Aes Sedai«, begann Egwene, aber sie bekam keine Chance, zu fragen, in welche Richtung Else gelaufen sei. Etwas wie Zorn oder Ärger blitzte aus diesen schwarzen Augen.

»Ich habe mir mit Euch genug Zeit genommen. Ich muß mich um wichtigere Dinge kümmern. Geht jetzt.« Sie deutete nach hinten in die Richtung, aus der Egwene gekommen war.

Der Befehlston war so ausgeprägt, daß Egwene sich umwandte und bereits drei Schritte die Rampe hoch war, bevor ihr klar wurde, was sie tat. Aufgebracht drehte sie sich um. *Aes Sedai oder nicht, ich …*

Die Galerie war leer.

Mit finsterer Miene überlegte sie. Die Türen hier kamen nicht in Frage, denn dort wohnte niemand – höchstens ein paar Mäuse. Sie rannte weiter hinunter, sah sich nach beiden Seiten um. Die ganze Biegung der Galerie herum war niemand zu sehen. Sie spähte über das Geländer hinunter in den kleinen Garten der Aufgenommenen und dann auch hoch zu den anderen Galerien. Sie sah zwei Aufgenommene in ihren gesäumten Kleidern. Die eine war

Faolain, und die andere Frau kannte sie vom Sehen her, auch wenn ihr der Name nicht einfiel. Aber nirgends zeigte sich eine Frau in Silber und Weiß.

Verschlossene Türen

Kopfschüttelnd ging Egwene zu den Türen zurück, die sie passiert hatte. *Sie muß doch irgendwohin gegangen sein!* Im ersten Zimmer waren die wenigen Möbelstücke nur formlose Klumpen unter verstaubten Laken, und die Luft war so schal, als sei die Tür lange Zeit nicht mehr geöffnet worden. Sie verzog das Gesicht. Auf dem Boden waren tatsächlich die Spuren von Mäusen zu sehen. Aber keine anderen. Hinter zwei weiteren hastig geöffneten Türen bot sich das gleiche Bild. Es war nicht überraschend. Es gab viele leere Zimmer an den Galerien der Aufgenommenen.

Als sie gerade den Kopf aus der Tür des dritten Zimmers zog, kamen Nynaeve und Elayne ohne besondere Eile die Rampe herunter.

»Hat sie sich versteckt?« fragte Nynaeve überrascht. »Dort drinnen?«

»Ich habe ihre Spur verloren.« Egwene sah sich noch einmal nach allen Seiten hin um. *Wo ist sie nur abgeblieben?* Sie meinte aber nicht Else.

»Wenn ich geglaubt hätte, daß Else dir entwischen könne«, sagte Elayne lächelnd, »hätte ich sie auch verfolgt, aber meiner Meinung nach war sie immer zu mollig, um schnell rennen zu können.« Doch ihr Lächeln wirkte ein wenig gezwungen.

»Wir müssen sie eben später suchen«, sagte Nynaeve. »Und dann müssen wir sichergehen, daß sie den Mund hält. Wie konnte die Amyrlin diesem Mädchen trauen?«

»Ich glaubte, ich sei gleich hinter ihr«, sagte Egwene bedächtig, »aber es war jemand anders. Nynaeve, ich habe ihr nur einen Moment lang den Rücken zugewandt, und sie war weg! Nicht Else – ich habe sie noch nicht einmal zu Gesicht bekommen –, sondern die Frau, die ich zuerst für Else hielt. Sie war einfach … weg, ich weiß nicht, wohin.«

Elayne stockte sichtlich der Atem. »Eine der Seelenlosen?« Sie sah sich hastig um, aber die Galerie war bis auf sie und ihre Freundinnen immer noch leer.

»Sie nicht«, sagte Egwene prompt. »Sie …« *Ich werde ihnen nicht auf die Nase binden, daß ich mich vor ihr fühlte, als sei ich noch sechs Jahre alt, mit einem zerrissenen Kleid, einem schmutzigen Gesicht und laufender Nase.* »Sie gehörte nicht zu den Grauen Männern. Sie war groß und auffallend, hatte schwarze Augen und schwarzes Haar. Ihr würdet sie unter tausend Leuten sofort erkennen. Ich habe sie nie zuvor gesehen, aber ich glaube, sie ist eine Aes Sedai. Sie muß eine sein.«

Nynaeve wartete darauf, daß sie fortfuhr, und dann sagte sie ungeduldig: »Wenn du sie wiedersiehst, dann zeig sie mir. Falls du es für nötig hältst. Wir haben keine Zeit, hier schwatzend herumzustehen. Ich will sehen, was sich in diesem Lagerraum befindet, bevor Else eine Gelegenheit hat, der falschen Person davon zu erzählen. Vielleicht waren sie leichtsinnig. Wir dürfen ihnen keine Chance geben, ihre Fehler zu korrigieren, falls sie welche begingen.«

Als sie neben Nynaeve weiterging, Elayne an ihrer anderen Seite, kam Egwene zu Bewußtsein, daß sie den Steinring – Corianin Nedeals *Ter'angreal* – immer noch in der geballten Faust hielt. Zögernd steckte sie ihn in die Tasche und zurrte den Riemen fest. *Solange ich nicht mit dem blutigen Ding schlafen gehe … Aber das habe ich doch vor, oder?* Doch das würde erst am Abend geschehen, und jetzt gab es andere Dinge, über die sie sich Gedanken machen mußte. Während sie durch die Burg schritten, hielt sie Ausschau nach der Frau in Silber und Weiß. Sie war sich nicht darüber im klaren, warum sie Erleichterung fühlte, als sie sie nicht fand. *Ich bin eine erwachsene Frau und durchaus selbst in der Lage, auf mich aufzupassen. Danke schön.* Sie war froh, daß niemand, den sie trafen, auch nur annähernd ähnlich aussah wie diese Frau. Je mehr sie über sie nachdachte, desto sicherer war sie, daß mit ihr etwas nicht stimmte. *Licht, fange ich nun an, schon unter meinem Bett Schwarze Ajah zu sehen? Na ja, vielleicht sind wirklich welche unter meinem Bett.*

Die Bibliothek stand ein wenig abseits von dem hohen, mächtigen Klotz des eigentlichen Burggebäudes. Der blasse Stein des Baus war von vielen blauen Streifen aufgelockert, und so wirkte er wie eine aufschäumende Woge, die auf dem Höhepunkt erstarrt war. Im Schein der Morgensonne schien diese Woge beinahe so hoch aufzuragen wie ein Palast, und Egwene wußte, daß die Bibliothek gewiß genauso viele Räume enthielt wie ein solcher. Doch alle diese Räume – jedenfalls die unterhalb der eigenartigen Korridore der oberen Stockwerke, wo Verin ihre Zimmer hatte – waren mit Regalen angefüllt, und die Regale wieder mit Büchern, Manuskripten, Papieren, Schriftrollen, Karten und Zeichnungen, die man im Laufe von dreitausend Jahren aus aller Herren Länder zusammengetragen hatte. Nicht einmal die großen Bibliotheken von Tear und Cairhien enthielten so viele.

Die Bibliothekarinnen – alles Braune Schwestern – behüteten diese Regale und genauso auch die Türen, um sicherzugehen, daß kein Fetzen Papier hinauswanderte, ohne daß sie genau wußten, wer ihn mitnahm und warum. Aber Nynaeve führte Egwene und Elayne nicht zu einem dieser bewachten Eingänge.

Unten am Sockel des Bibliotheksgebäudes lagen im Schatten hoher Pecanobäume andere Eingänge, kleine wie große. Arbeiter mußten manchmal in die darunterliegenden Lagerräume gehen, und die Bibliothekarinnen hatten es nicht gern, wenn schwitzende Männer durch ihr Heiligtum schritten. Nynaeve öffnete eine dieser Falltüren, nicht größer als die eines Bauernhauses, und deutete auf eine steile Treppe, die in die Dunkelheit hinabführte. Als sie die Falltür schloß, verschwand aller Lichtschein.

Egwene öffnete sich *Saidar*. Das ging so selbstverständlich, daß es ihr kaum bewußt wurde. Sie zog ein kleines Rinnsal der Macht an sich und lenkte es. Einen Augenblick lang fühlte sie sich überwältigt vom Strom der Macht, der sie erfüllte. Dann erschien eine kleine, blauweiße Lichtkugel, die in der Luft über ihrer Hand schwebte. Sie atmete tief durch und mußte sich erst zwingen, daran zu denken, warum sie so steif einherging. Es war ihr Bindeglied zur normalen Welt. Sie spürte wieder das Reiben des Leinenkleids an ihrer Haut, ihre Wollstrümpfe … Mit leichtem Bedauern vermied sie es, mehr Macht an sich zu ziehen, sich von *Saidar* überwältigen zu lassen.

Auch Elayne ließ eine glühende Kugel über ihrer Hand erscheinen, und zusammen ergab das mehr Licht als das von zwei Laternen. »Es ist ein so … wunderbares Gefühl, nicht wahr?« murmelte sie.

»Sei vorsichtig«, sagte Egwene.

»Bin ich.« Elayne seufzte. »Es ist halt nur … Ich bin schon vorsichtig.«

»Hier entlang«, sagte Nynaeve in scharfem Ton zu ihnen, und sie drückte sich an ihnen vorbei und führte sie hinunter. Sie ging aber nicht zu weit voran. Sie war nicht zornig und mußte sich an den Lichtkreis halten, der von den beiden Kugeln ausging.

Der staubige Seitengang, durch den sie hereingekommen waren, mit seinen Holztüren in den grauen Steinwänden, führte nach beinahe hundert Schritten in den viel breiteren Hauptkorridor, der sich der Länge nach unter der Bibliothek entlangzog. Der Lichtschein enthüllte Fußspuren im Staub, die wieder andere Fußspuren überlagerten. Die meisten stammten von großen Stiefeln, wie sie von Männern getragen wurden, und waren fast schon wieder vom Staub verdeckt. Hier war die Decke höher, und einige der Türen waren groß genug für eine Scheune. Am Ende stießen sie auf die Haupttreppe, die halb so breit war wie der ganze Korridor. Über sie wurden große Gegenstände transportiert. Daneben führte eine Treppe weiter hinunter. Nynaeve schritt sie, ohne zu zögern, hinab.

Egwene folgte ihr schnell. Das bläuliche Licht ließ Elaynes Gesicht noch blasser erscheinen, aber Egwene hatte das Gefühl, es sei auch so schon bleicher, als es sein sollte. *Und wenn wir uns da unten die Lunge aus dem Leib schreien, hört uns doch niemand.*

Sie fühlte in sich einen Blitz aufsteigen oder zumindest eine entsprechende Entladung sich andeuten, und sie stolperte deshalb beinahe. Sie hatte noch nie zuvor zwei Ströme der Macht gleichzeitig kontrolliert. Es schien überhaupt nicht schwierig zu sein.

Der Hauptkorridor des zweiten Kellerstockwerks sah fast genauso aus wie der weiter droben: breit und verstaubt – nur die Decke war niedriger. Nynaeve eilte zur dritten Tür auf der rechten Seite und blieb stehen.

Die Tür war nicht groß, aber ihre groben Holzbretter erweckten irgendwie den Eindruck von Dicke. Ein rundes Eisenschloß hing von einer stabilen Kette, die durch zwei eiserne Haken verlief, der eine an der Tür selbst angebracht und der andere daneben in die Mauer eingelassen. Schloß und Kette wirkten neu – es lag beinahe gar kein Staub auf ihnen.

»Ein Schloß!« Nynaeve riß daran. Weder Schloß noch Kette gaben im geringsten nach. »Habt ihr an irgendeiner anderen Tür ein Schloß bemerkt?« Sie zog erneut daran, und dann schleuderte sie es so hart gegen die Tür, daß es zurückprallte. Der Aufprall warf ein Echo durch den Korridor. »Ich habe keine einzige andere verschlossene Tür gesehen!« Sie schlug mit der Faust gegen das rauhe Holz. »Nicht eine!«

»Beruhige dich«, sagte Elayne. »Es ist überflüssig, einen Anfall deswegen zu bekommen. Ich könnte das Schloß selbst öffnen, wenn ich wüßte, wie es innen aussieht. Wir kriegen es schon irgendwie auf.«

»Ich will mich nicht beruhigen«, fauchte Nynaeve. »Ich will wütend sein. Ich will …!«

Egwene paßte nicht mehr auf. Sie verbannte alles andere aus ihren Gedanken und berührte die Kette. Seit sie Tar Valon verlassen hatte, hatte sie etwas mehr gelernt, als Blitze zu schleudern. Eines davon war ein Gefühl für Metalle. Das kam von dem Element Erde her, eine der Fünf Mächte, die nur von wenigen Frauen benützt wurde, so wie das Feuer auch, aber sie konnte damit umgehen, und sie konnte die Kette fühlen, in sie hineinfühlen, die winzigsten Metallteilchen spüren und die Muster, die sich daraus ergaben. Die Macht in ihr vibrierte im gleichen

Rhythmus wie diese Metallteilchen.

»Geh aus dem Weg, Egwene.«

Sie sah sich um und bemerkte, daß Nynaeve in das Glühen von *Saidar* gehüllt war und ein Stemmeisen in der Hand hielt, das der blauweißen Farbe des Lichts ganz nahe kam. Es war deshalb beinahe unsichtbar. Nynaeve runzelte die Stirn, sah die Kette an und murmelte etwas von Hebelwirkung. Das Stemmeisen war auf einmal doppelt so lang.

»Aus dem Weg, Egwene.«

Egwene trat zur Seite.

Nynaeve schob das eine Ende des Stemmeisens unter der Kette durch, spannte sie damit und drückte mit aller Kraft hoch. Die Kette zerriß wie ein dünner Faden. Nynaeve schnappte nach Luft und taumelte überrascht durch den halben Flur hinter ihr. Das Stemmeisen klirrte zu Boden. Nynaeve richtete sich auf und starrte erst auf das Stemmeisen und dann die Kette an. Das Stemmeisen verschwand.

»Ich glaube, ich habe irgendwas mit der Kette gemacht«, sagte Egwene. *Und ich weiß nicht einmal, was.*

»Du hättest ja etwas davon sagen können«, knurrte Nynaeve. Sie zog den Rest der Kette aus den Halterungen und öffnete die Tür. »Also? Wollt ihr den ganzen Tag hier herumzustehen?«

Der staubige Raum dahinter maß vielleicht zehn Schritt im Quadrat, aber er enthielt lediglich einen Haufen großer Taschen aus schwerem, braunen Stoff, alle vollgestopft, zugeschnürt und mit der Flamme von Tar Valon versiegelt. Egwene mußte nicht erst nachzählen, um zu wissen, daß es dreizehn waren.

Sie ließ ihre Lichtkugel zur Wand hinüberschweben und verankerte sie dort. Es war ihr selbst nicht klar, wie sie das anstellte, aber als sie die Hand wegnahm, blieb das Licht an Ort und Stelle. *Ich lerne ständig neue Sachen, ohne zu wissen, wie ich das mache,* dachte sie nervös.

Elayne blickte sie mit gerunzelter Stirn an, als überlege sie, und dann hängte sie ihr Licht ebenfalls an die Wand. Beim Zuschauen begriff nun auch Egwene, wie sie es gemacht hatte. *Sie hat es von mir gelernt, aber ich habe es gerade von ihr gelernt.* Sie schauderte.

Nynaeve ging geradewegs zu den Taschen hinüber, zog sie auseinander und las die Schilder daran. »Rianna. Joiya Byir. Das ist es, was wir gesucht haben.« Sie musterte das Siegel an einer Tasche, brach dann das Wachs entzwei und band die Schnur auf.

»Zumindest wissen wir jetzt, daß niemand vor uns hier war.«

Egwene entschied sich für eine Tasche und erbrach das Siegel, ohne den Namen auf dem Schildchen zu lesen. Sie wollte gar nicht wissen, wessen Besitztümer sie durchstöberte. Als sie alles auf den staubigen Boden ausleerte, stellte sich heraus, daß es vor allem alte Kleider und Schuhe waren, und dazu ein paar zerknüllte und halbzerrissene Stücke Papier, wie man sie durchaus unter dem Kleiderschrank einer Frau finden konnte, die nicht viel von Ordnung und Sauberkeit hielt. »Ich kann hier nichts Nützliches finden. Ein Umhang, der nicht einmal mehr als Putzlumpen geeignet wäre. Die abgerissene Hälfte irgendeines Stadtplans. Tear steht in einer Ecke darauf. Drei Strümpfe, die dringend gestopft werden müßten.« Sie steckte ihren Finger durch ein Loch in einem Samthausschuh, dessen Gegenstück fehlte, und wackelte damit herum. »Die hier hat keine Hinweise hinterlassen.«

»Amico hat auch nichts zurückgelassen«, sagte Elayne trübselig. Sie warf mit beiden Händen Kleider zur Seite. »Es könnten genausogut Lumpen sein. Wartet mal, hier ist ein Buch. Wer das alles zusammengetragen hat, muß es sehr eilig gehabt haben, so daß er auch noch ein Buch hineinwarf. *Gebräuche und Zeremonien am Hof von Tear.* Der Einband ist abgerissen, aber die Bibliothekarinnen werden es trotzdem haben wollen.« Das war sicher. Keiner warf Bücher weg, ganz gleich, wie stark sie beschädigt waren.

»Tear«, sagte Nynaeve mit gepreßter Stimme. Sie kniete inmitten des Plunders aus der Tasche, die sie gerade durchsuchte, und hob einen Fetzen Papier wieder auf, den sie schon weggeworfen hatte. »Eine Liste von Handelsschiffen auf dem Erinin mit den Daten, wann sie in Tar Valon ablegten und wann man sie in Tear erwartete.«

»Es könnte Zufall sein«, sagte Egwene bedächtig.

»Vielleicht«, entgegnete Nynaeve. Sie faltete das Blatt und steckte es in ihren Ärmel. Dann erbrach sie das Siegel an einer anderen Tasche.

Als sie schließlich fertig waren, jede Tasche zweimal durchsucht und an den Wänden entlang den Plunder aufgehäuft hatten, setzte sich Egwene auf eine leere Tasche. Sie war so versunken, daß sie kaum bemerkte, wie sie dabei ächzte. Sie zog die Knie an und betrachtete die kleine Sammlung, die sie auf dem Boden ausgebreitet hatten.

»Es ist zuviel«, sagte Elayne. »Es ist einfach zuviel.«

»Zuviel«, stimmte Nynaeve ihr zu.

Da lag noch ein zweites Buch, ein zerfledderter, ledergebundener Band mit dem Titel: *Beobachtungen bei einem Besuch in Tear*. Die Hälfte der Seiten fiel schon fast heraus. Eine weitere Liste von Handelsschiffen war am Saum eines zerschlissenen Umhangs in Chesmal Emrys Tasche hängengeblieben und wahrscheinlich durch einen Riß nach innen gerutscht. Sie enthielt nicht mehr als die Namen, aber die befanden sich alle auch auf der anderen Liste. Demnach hatten all diese Schiffe am frühen Morgen nach der Flucht Liandrins und der anderen den Hafen von Tar Valon verlassen. Da lag auch der hastig hingekritzelte Plan eines großen Gebäudes. Ein Raum war mit verblaßter Schrift als ›Herz des Steins‹ bezeichnet worden. Dabei befand sich auch eine Seite mit den Namen von fünf Schenken. Oben auf dem Blatt stand stark verschmiert und gerade noch lesbar das Wort ›Tear‹. Dann lag da …

»Es ist von jeder etwas dabei«, murmelte Egwene. »Jede von ihnen ließ etwas zurück, das auf eine Reise nach Tear schließen läßt. Wie konnte jemand so etwas beim Suchen übersehen? Warum sagte die Amyrlin nichts davon?«

»Die Amyrlin«, sagte Nynaeve bitter, »tut, was sie will, gleich, was mit uns geschieht!« Sie holte tief Luft und nieste wegen all des Staubs, den sie aufgewirbelt hatte. »Was mir Sorgen macht, ist die Tatsache, daß wir einen Köder vor uns haben.«

»Köder?« fragte Egwene. Aber im gleichen Moment wurde ihr das ebenfalls klar.

Nynaeve nickte. »Ein Köder. Eine Falle. Oder vielleicht ein Ablenkungsmanöver. Aber ob Falle oder Ablenkung – es ist so offensichtlich, daß niemand darauf hereinfallen würde.«

»Außer, es war ihnen völlig gleichgültig, ob der Finder es als Falle ansieht oder nicht.« Elaynes Tonfall war von Unsicherheit geprägt. »Oder vielleicht wollten sie es so offensichtlich machen, daß für jeden, der diese Hinweise findet, Tear augenblicklich nicht mehr in Frage kommt.«

Egwene wünschte sich, sie könne nicht glauben, daß Schwarze Ajah derart selbstsicher seien, um so zu planen. Ihr wurde bewußt, daß sie schon wieder ihre Tasche in den Fingern hatte und mit dem Daumen die Rundung des darin verborgenen Steinrings nachfuhr. »Vielleicht wollten sie diejenige, die es findet, damit herausfordern«, sagte sie leise. »Möglicherweise glaubten sie, die Finderin würde voller Zorn und verletztem Stolz hinter ihnen herhetzen.« *Wußten sie, daß wir es finden würden? Sehen sie uns so?*

»Seng mich!« grollte Nynaeve. Das war für die anderen wie ein Schock. Nynaeve gebrauchte sonst nie solche Worte.

Eine Weile lang betrachteten sie schweigend die Sammlung.

»Was machen wir nun?« fragte Elayne schließlich.

Egwene drückte den Ring mit aller Kraft. Das Träumen hing sehr eng mit der Vorhersage der Zukunft zusammen, und Ereignisse an anderen Orten konnten in den Träumen eines echten Träumers auftauchen. »Vielleicht wissen wir nach dieser Nacht bereits mehr.«

Nynaeve sah sie schweigend und ausdruckslos an. Dann wählte sie einen dunklen Rock aus, der nicht zu viele Löcher und Risse aufwies, und begann die gefundenen Dinge darin einzuwickeln. »Jetzt«, sagte sie, »werden wir vorläufig alles in mein Zimmer bringen und verstecken. Ich glaube, dazu reicht die Zeit gerade noch, wenn wir nicht zu spät in der Küche sein wollen.«

Zu spät, dachte Egwene. Je länger sie den Ring durch ihre Gürteltasche hindurch befühlte, desto größer wurde ihr Gefühl von Dringlichkeit. *Wir hinken sowieso einen Schritt hinterher, aber vielleicht kommen wir trotzdem nicht zu spät.*

Tel'aran'rhiod

Das Zimmer, das Egwene an der gleichen Galerie wie Nynaeve und Elayne bekommen hatte, unterschied sich kaum von den anderen. Ihr Bett war ein wenig breiter und ihr Tisch ein wenig kleiner. Ihr Läufer hatte ein Blumenmuster anstatt der Runen bei Nynaeve. Das war alles. Nach den dürftigen Zimmern der Novizinnen erschien ihr das allerdings wie ein Raum in einem Palast. Als die drei dann spätabends zusammensaßen, wünschte sich Egwene doch wieder ins Novizinnenquartier zurück, ohne den Ring an ihrem Finger und die Farbbänder an ihrem Kleid. Die anderen wirkten genauso nervös, wie sie sich fühlte.

Sie hatten zwei weitere Mahlzeiten in der Küche vorbereitet und hinterher die Spuren beseitigt, und dazwischen hatten sie versucht, die Bedeutung der im Lagerraum gefundenen Gegenstände zu enträtseln. War es eine Falle oder ein Ablenkungsmanöver, um ihre Suche zu erschweren? Wußte die Amyrlin von diesen Sachen, und wenn ja, warum hatte sie dann ihnen gegenüber nichts davon erwähnt? Alle Überlegungen führten nicht weiter, und die Amyrlin tauchte nicht auf, so daß sie ihr auch keine Fragen stellen konnten.

Verin war nach dem Mittagessen in der Küche erschienen, zwinkernd und unsicher, als sei ihr selbst nicht ganz klar, warum sie gekommen war. Als sie Egwene und die anderen beiden auf den Knien zwischen Kesseln und Töpfen entdeckte, blickte sie einen Augenblick lang überrascht drein, und dann ging sie zu ihnen hin und fragte so laut, daß es jeder hören konnte: »Habt ihr etwas herausgefunden?«

Elayne, die bis zu den Schultern kopfüber in einem riesigen Suppenkessel steckte, zuckte so zusammen, daß sie sich den Kopf hart am Kesselrand anschlug, als sie ihn herauszuziehen versuchte. Ihre blauen Augen schienen in dem Moment ihr ganzes Gesicht einzunehmen.

»Nichts als fettige Töpfe und Schweiß, Aes Sedai«, sagte Nynaeve. Sie zog an ihrem Zopf und hinterließ dabei eine Seifenspur in ihrem dunklen Haar. Ärgerlich verzog sie das Gesicht.

Verin nickte, als sei das die Antwort gewesen, die sie hören wollte. »Also, dann schaut mal weiter.« Sie sah sich noch einmal in der Küche um, runzelte die Stirn, als sei sie erstaunt, sich hier wiederzufinden, und ging.

Auch Alanna kam nach dem Essen in die Küche und holte sich eine Schüssel großer, grüner Stachelbeeren und einen Krug Wein. Elaida sah sich ebenfalls nach ihnen um, und nach dem Abendessen schauten erst Sheriam und anschließend Anaiya vorbei.

Alanna hatte Egwene gefragt, ob sie mehr über die Grünen Ajah erfahren wolle und wann sie eigentlich weiter lernen würden. Nur weil die Aufgenommenen sich ihre eigenen Studiengebiete und ihre eigene Zeit zum Lernen auswählen durften, hieß das ja nicht, daß sie überhaupt nichts tun müßten. Die ersten paar Wochen würden natürlich schlimm, aber sie mußten ihre Fächer auswählen, sonst würde man die Wahl einfach für sie treffen.

Elaida hatte nur eine Weile mit ernstem Gesicht dagestanden und sie schweigend angesehen, die Hände in die Hüften gestemmt, und bei Sheriam war es so in etwa das gleiche gewesen. Auch Anaiya hatte zunächst genauso dagestanden, aber ihr Blick war besorgter gewesen. Bis sie bemerkte, daß die drei auch sie musterten. Dann paßte sich ihr Gesichtsausdruck denen von Elaida und Sheriam an.

Keiner dieser Besuche hatte in Egwenes Augen irgendeine Bedeutung. Die Herrin der Novizinnen hatte ganz sicher Grund genug, nach ihren Schützlingen zu sehen und auch nach den anderen Novizinnen, die in der Küche arbeiteten, und Elaida wollte natürlich ein Auge auf die Tochter-Erbin von Andor haben. Egwene bemühte sich, nicht an das Interesse der Aes Sedai an Rand zu denken. Was Alanna betraf, war sie nicht die einzige Aes Sedai, die lieber ein Tablett mit Speisen in ihr Zimmer mitnahm, anstatt mit allen anderen gemeinsam zu essen. Die Hälfte der Schwestern in der Burg war einfach zu sehr beschäftigt, um unten zu essen oder sich die Zeit zu nehmen, nach einer Dienerin zu suchen, die ihnen das Essen bringen sollte. Und Anaiya? Anaiya war möglicherweise einfach besorgt um ihre ›Träumerin‹. Nicht, daß sie irgend etwas unternahm, um die von der Amyrlin ausgesprochene Strafe zu mildern. Sie kam wahrscheinlich Egwenes wegen. Das konnte jedenfalls der Grund sein.

Als sie ihr Kleid in den Schrank hängte, sagte sich Egwene noch einmal, daß Verins verbaler Ausrutscher wahrscheinlich völlig normal gewesen sei, denn die Braune Schwester war ja wohl ständig geistesabwesend. *Falls es ein Versehen war.* Sie setzte sich auf die Bettkante, zog ihr Nachthemd über und begann, ihre Strümpfe herunterzurollen. Langsam war ihr die Farbe Weiß fast genauso verhaßt wie Grau.

Nynaeve stand vor dem Kamin, hatte Egwenes Gürteltasche in der einen Hand, und mit der anderen zog sie schon wieder an ihrem Zopf. Elayne saß am Tisch und bemühte sich nervös, eine Unterhaltung in Gang zu bringen.

»Grüne Ajah«, sagte die junge Frau mit dem goldenen Haarschopf wohl zum zwanzigstenmal seit dem

Mittagessen. »Ich wähle vielleicht auch die Grünen Ajah, Egwene. Dann kann ich drei oder vier Behüter haben und einen davon heiraten. Wer wäre besser als Prinzgemahl von Andor geeignet als ein Behüter? Außer, es ist …« Sie ließ errötend die Worte verklingen.

Egwene fühlte Eifersucht in sich aufsteigen, obwohl sie die längst überwunden zu haben glaubte. Es mischte sich allerdings auch Sympathie darunter. *Licht, wie kann ich nur eifersüchtig werden, da ich doch Galad nicht einmal ansehen kann, ohne zu zittern und das Gefühl zu bekommen, ich schmelze, und das zur gleichen Zeit? Rand gehörte zu mir, aber jetzt nicht mehr. Ich wünschte, ich könnte ihn dir geben, Elayne, aber ich fürchte, er gehört keiner von uns. Es mag ja schön und gut für die Tochter-Erbin sein, einen Bürgerlichen zu heiraten, solange er wenigstens aus Andor kommt, aber nicht den Wiedergeborenen Drachen!* Sie ließ die Strümpfe auf den Boden fallen, weil sie sich sagte, daß es heute abend wichtigere Dinge gäbe als Ordnung und Sauberkeit. »Ich bin soweit, Nynaeve.«

Nynaeve gab ihr die Gürteltasche und ein langes, dünnes Lederband. »Vielleicht wirkt er bei mehr als einer Person gleichzeitig? Ich könnte … möglicherweise mit dir gehen.«

Egwene ließ den Steinring auf ihre Handfläche rollen, zog das Lederband durch und band es sich um den Hals. Die Streifen und die blauen, braunen und roten Flecken wirkten vor dem Hintergrund ihres weißen Nachthemds noch lebhafter. »Und soll Elayne dann uns beide beschützen? Obwohl es sein kann, daß die Schwarzen Ajah uns bereits auf den Fersen sind?«

»Das schaffe ich schon«, meinte Elayne tapfer. »Oder laß mich mit dir gehen, und Nynaeve kann Wache halten. Wenn sie zornig ist, ist sie sowieso die Stärkste von uns, und sollten wir eine Wächterin brauchen, kannst du sicher sein, daß sie rechtzeitig wütend wird.«

Egwene schüttelte den Kopf. »Und was ist, wenn es gar nicht bei zweien auf einmal wirkt? Wenn es zwei von uns versuchen, kann es sein, daß überhaupt nichts passiert. Und wir wüßten es nicht einmal, bevor wir wieder wach sind. Dann hätten wir die Nacht vertan. Wenn wir aufholen wollen, dürfen wir keine einzige Nacht verschwenden. Wir liegen ohnehin schon zu weit zurück.« Das waren stichhaltige Gründe, hinter denen sie stand, doch insgeheim hatte sie noch einen anderen Grund, der ihrem Herzen näher lag. »Und dann fühle ich mich auch wohler, wenn ich weiß, daß ihr beide mich behütet, falls …«

Sie wollte es nicht aussprechen. Falls jemand hereinkam, während sie schlief. Die Grauen Männer. Die Schwarzen Ajah. Irgendeine der Gestalten, die aus der Weißen Burg einen Ort gemacht hatten wie ein dunkler Wald, voll von Gruben und Fallen. Wenn etwas hereinkäme, während sie hilflos dalag. An ihren Gesichtern sah sie, daß die beiden sie verstanden.

Als sie sich auf dem Bett ausstreckte und sich ein Federkissen unter den Kopf stopfte, trug Elayne die Stühle heran und stellte jeden auf eine Seite des Bettes. Nynaeve löschte eine Kerze nach der anderen und setzte sich dann im Dunkeln auf den einen Stuhl. Elayne nahm den anderen.

Egwene schloß die Augen und versuchte einzuschlafen, aber sie war sich dieses Dings auf ihrer Brust einfach zu bewußt. Viel bewußter als der Striemen auf ihrer Hinterpartie, die sie von dem Besuch in Sheriams Arbeitszimmer davongetragen hatte. Der Ring schien ihr jetzt so schwer wie ein Backstein, und immer wieder verflogen alle Gedanken an zu Hause und stille Teiche im Mondlicht durch sein Gewicht auf ihrer Brust. Dabei wartete *Tel'aran'rhiod* auf sie. Die Unsichtbare Welt. Die Welt der Träume. Sie wartete gleich hinter dem Schlaf.

Nynaeve begann leise zu summen. Egwene erkannte darin eine namenlose, wortlose Melodie, die ihre Mutter ihr vorgesummt hatte, als sie noch klein war. Als sie im Bett lag, in ihrem eigenen Zimmer, auf einem flauschigen Kissen, unter warmen Decken, und von ihrer Mutter ging der vermischte Duft nach Rosenöl und Gebäck aus, und … *Rand, geht es dir gut? Perrin? Wo war er?* Sie schlief ein.

Sie stand inmitten weitgeschwungener Hügel, die mit Blumen übersät waren und in deren Senken und auf deren Kämmen kleine Dickichte aus immergrünen Büschen wuchsen. Schmetterlinge schwebten über den Blüten. Ihre Flügel schimmerten gelb und blau und grün. In der Nähe sangen sich zwei Lerchen gegenseitig etwas vor. Auf einem zartblauen Himmel trieben gerade genug Wattebauschwölkchen, und die leichte Brise war weder zu kühl noch zu warm. So etwas erlebte man nur an wenigen auserwählten Frühlingstagen. Dieser Tag war einfach zu vollkommen, um etwas anderes als ein Traum zu sein.

Sie blickte auf ihr Kleid herunter und lachte entzückt. Es war haargenau ihre Lieblingsfarbe – himmelblaue Seide mit weißen Falten am Rock, die sich nach einem leichten Stirnrunzeln grün färbten. Bestickt war es mit Reihen winzigkleiner Perlen an den Ärmeln und am Busen. Sie steckte einen Fuß unter dem Saum hervor und sah die Spitze eines Samthausschuhs. Das einzige, was die Harmonie störte, war der verdrehte, vielfarbige Steinring, der an einem Lederband um ihrem Hals hing.

Sie nahm den Ring in die Hand und schnappte nach Luft. Er war plötzlich federleicht! Wenn sie ihn nach oben warf, würde er wie eine Daunenfeder vom Wind fortgetragen. Mit einemmal hatte sie die Angst davor verloren. Sie steckte ihn in ihr Kleid, um ihn aus dem Weg zu haben.

»Also das ist *Tel'aran'rhiod*«, sagte sie. »Corianin Nedeals Welt der Träume. Sie wirkt nicht gefährlich auf mich.« Aber Verin hatte behauptet, sie sei gefährlich. Schwarze Ajah oder nicht, jedenfalls glaubte Egwene nicht, daß eine Aes Sedai bewußt lügen könne. *Sie irrt sich vielleicht.* Aber daran glaubte sie bei Verin auch nicht.

Nur um festzustellen, ob das klappte, öffnete sie sich der Einen Macht. *Saidar* erfüllte sie. Selbst hier war es gegenwärtig. Sie ergriff den Strom ganz leicht und vorsichtig, lenkte ihn in den Wind, wirbelte Schmetterlinge in flatternden Farbspiralen empor, trieb sie zu ineinander verschlungenen Ringen zusammen.

Abrupt ließ sie die Macht fahren. Die Schmetterlingen kehrten auf ihre Blüten zurück. Offensichtlich hatte ihnen ihr kurzes Abenteuer nichts ausgemacht. Die Myrddraals und andere Abkömmlinge des Schattens konnten fühlen, wenn jemand die Macht benützte. Wenn sie sich umsah, mochte sie sich wohl solche Wesen an diesem Ort nicht vorstellen, aber ihr Mangel an Vorstellungsvermögen mußte ja nicht bedeuten, daß es hier keine gab. Und die Schwarzen Ajah hatten all diese *Ter'angreale,* die Corianin Nedeal untersucht hatte. Das erinnerte sie auf unangenehme Weise an den Zweck ihres Hierseins.

»Wenigstens weiß ich nun, daß ich hier die Macht gebrauchen kann«, murmelte sie. »Aber ich erfahre nichts, wenn ich hier herumstehe. Ich sollte mich etwas umschauen …« Sie tat einen Schritt …

… und stand in der schalen Luft eines düsteren Ganges in einer Schenke. Sie war die Tochter eines Schankwirts – deshalb war sie sicher, daß es eine Schenke sein mußte. Es war aber kein Laut zu hören, und alle Türen zum Gang waren geschlossen. Als sie sich gerade fragte, wer wohl hinter der einfachen Holztür vor ihrer Nase hause, öffnete sie sich lautlos.

Das Zimmer dahinter war kahl. Kalter Wind seufzte in den offenen Fenstern und wirbelte die Asche auf dem Herd hoch. Ein großer Hund lag zusammengerollt auf dem Boden, den struppigen Schwanz über die Schnauze gelegt. Er lag zwischen der Tür und einem roh behauenen Pfeiler aus schwarzem Stein in der Zimmermitte. Ein hochgewachsener junger Mann mit zerzaustem Haar saß in Unterwäsche davor und hatte sich daran gelehnt. Sein Kopf hing wie im Schlaf zur Seite. Eine massive, schwarze Kette spannte sich um den Pfeiler und um seine Brust. Er hatte ihre Enden in seinen Fäusten. Ob er nun schlief oder nicht: Seine mächtigen Muskeln waren angespannt, um die Kette straff zu halten und sich selbst an den Pfeiler zu fesseln.

»Perrin?« fragte sie erstaunt. Sie trat in das Zimmer. »Perrin, was ist denn los mit dir? Perrin!« Der Hund rührte sich und stand auf. Es war kein Hund, sondern ein Wolf, ganz schwarz und grau. Er zog die Lefzen hoch und zeigte schimmernde, weiße Zähne. Gelbe Augen betrachteten sie, als sei sie eine Maus. Eine Maus, die er fressen wollte.

Egwene trat unwillkürlich in den Gang zurück. »Perrin! Wach auf! Ein Wolf ist da!« Verin hatte behauptet, was hier geschehe, sei Wirklichkeit, und sie hatte zum Beweis ihre Narbe gezeigt. Die Zähne des Wolfs sahen so groß wie Messer aus.

»Perrin, wach auf! Sag ihm, daß ich ein Freund bin!« Sie berührte *Saidar*. Der Wolf schlich näher heran.

Perrins Kopf fuhr hoch, und seine Augen öffneten sich schläfrig. Nun wurde sie von zwei gelben Augenpaaren beobachtet. Der Körper des Wolfs straffte sich. »Springer«, rief Perrin, »nein! Egwene!«

Die Tür knallte vor ihrer Nase zu, und sie befand sich in völliger Dunkelheit.

Sie konnte nichts sehen, doch sie fühlte, wie auf ihrer Stirn Schweißtropfen standen. Und die rührten nicht von Hitze her. *Licht, wo bin ich? Mir gefällt es hier nicht. Ich will aufwachen!*

Ein Zirpen erklang, und Egwene fuhr erschrocken zusammen. Dann wurde ihr klar, daß die Ursache eine Grille war. Ein Frosch quakte laut in der Dunkelheit, und ein ganzer Chor antwortete ihm. Als sich ihre Augen langsam eingewöhnt hatten, konnte sie schattenhaft Bäume um sich herum erkennen. Wolken verdeckten die Sterne, und der Mond war nur eine hauchfeine Sichel.

Zu ihrer Rechten konnte sie zwischen den Bäumen ein flackerndes Glühen erkennen – ein Lagerfeuer.

Sie überlegte einen Moment lang, bevor sie sich in Bewegung setzte. Der bloße Wille aufzuwachen hatte nicht gereicht, um sie von *Tel'aran'rhiod* wegzuholen, aber etwas Nützliches hatte sie auch noch nicht herausgefunden. Allerdings hatte sie auch noch keinerlei Verletzung erlitten. *Bis jetzt,* dachte sie schaudernd. Aber sie hatte keine Ahnung, wer – oder was – dort am Lagerfeuer saß. *Es könnte ein Myrddraal sein. Außerdem bin ich nicht gerade passend für den Wald angezogen.* Dieser letzte Gedanke gab den Ausschlag. Sie war stolz darauf, daß sie selbst merkte, wenn sie sich dumm anstellte.

Sie atmete tief durch, raffte ihren Rock hoch und schlich näher heran. Sie hatte vielleicht nicht Nynaeves Geschick darin, doch sie war schlau genug, nicht auf herumliegende Äste zu treten. Schließlich spähte sie vorsichtig

hinter dem Stamm einer alten Eiche hervor auf das Lagerfeuer.

Dort saß nur ein hochgewachsener junger Mann und starrte in die Flammen. Rand. Diese Flammen wurden nicht von Holz genährt. Es brannte dort überhaupt nichts Sichtbares. Das Feuer tanzte über einem Fleck kahlen Bodens. Sie glaubte nicht, daß es die darunterliegende Erde versengen würde.

Bevor sie sich auch nur rühren konnte, hob Rand den Kopf. Sie war überrascht, zu sehen, daß er Pfeife rauchte. Ein dünner Rauchfaden erhob sich aus dem Pfeifenkopf. Er wirkte müde, sehr müde.

»Wer ist dort?« fragte er laut. »Ihr habt genug mit Blättern geraschelt, um Tote aufzuwecken, also könnt Ihr genausogut herauskommen und Euch zeigen!«

Egwene preßte die Lippen zusammen, aber sie trat aus ihrer Deckung hervor. *Habe ich nicht!* »Ich bin es, Rand. Hab keine Angst. Es ist ein Traum. Ich muß mich in deinen Träumen befinden.«

Er war so plötzlich auf den Beinen, daß sie wie erstarrt stehenblieb. Irgendwie kam er ihr größer vor als in ihrer Erinnerung. Und ein wenig gefährlicher. Vielleicht sogar viel gefährlicher. Seine blaugrauen Augen schienen wie gefrorenes Feuer zu brennen.

»Glaubst du, ich wüßte nicht, daß es ein Traum ist?« höhnte er. »Ich weiß, daß alles dadurch nicht weniger wirklich wird.« Er blickte angestrengt in die Dunkelheit hinaus, als suche er nach jemandem. »Wie lange wirst du es noch versuchen?« schrie er in die Nacht hinein. »Wie viele Gesichter benützt du noch? Meine Mutter, meinen Vater und jetzt sie! Hübsche Mädchen können mich auch mit einem Kuß nicht in Versuchung bringen – noch nicht einmal eine, die ich kenne! Ich verweigere mich Euch, Vater der Lügen! Ich gebe nicht nach!«

»Rand«, sagte sie nervös, »ich bin es doch, Egwene. Ich bin wirklich Egwene.«

Plötzlich, wie aus dem Nichts gekommen, hielt er ein Schwert in der Hand. Die Klinge war aus einer einzigen Flamme geschmiedet, leicht gekrümmt und mit einem Reiher verziert. »Meine Mutter hat mir Honigkuchen gegeben, aber er roch nach Gift. Mein Vater hatte ein Messer in der Hand, das er mir in die Rippen stoßen wollte. Sie … sie hat mir Küsse geboten und noch mehr.« Schweiß rann über sein Gesicht. Sein Blick schien zu reichen, um sich daran zu entzünden. »Und was bringst du mir?«

»Du wirst mir zuhören, Rand al'Thor, und wenn ich mich auf dich setzen muß!« Sie berührte *Saidar* und lenkte den Strom, so daß die Luft ihn wie in einem Netz festhielt.

Das Schwert wirbelte in seiner Hand und dröhnte dabei wie das Feuer eines Hochofens.

Sie ächzte und taumelte. Es war, als sei ein zu straff gespanntes Seil gerissen.

Rand lachte. »Ich lerne es auch, wie du siehst. Wenn es funktioniert …« Er verzog das Gesicht und ging auf sie zu. »Ich könnte jedes Gesicht ertragen, aber nicht das. Nicht ihr Gesicht, seng dich!« Das Schwert blitzte auf.

Egwene floh.

Sie war sich nicht sicher, was sie da tat oder wie, aber sie befand sich mit einemmal wieder zwischen den Hügeln unter einem strahlenden Himmel, und Lerchen zwitscherten und Schmetterlinge tanzten. Sie atmete tief und zittrig ein.

Ich habe erfahren – was? Daß der Dunkle König noch hinter Rand her ist? Das weiß ich auch so. Daß der Dunkle König ihn wahrscheinlich töten will? Das ist etwas anderes. Außer, er ist tatsächlich bereits wahnsinnig und weiß nicht, was er sagt. Licht, warum konnte ich ihm nicht helfen? O Licht, Rand!

Sie atmete noch einmal tief durch, um ruhiger zu werden. »Der einzige Weg, ihm zu helfen, ist, ihn einer Dämpfung zu unterziehen«, murmelte sie. »Aber da kann man ihn ja gleich umbringen.« Ihr Magen verknotete sich bei diesem Gedanken. »Das werde ich niemals machen. Niemals!«

Ein Rotkehlchen ließ sich auf einem Schlehenbusch in der Nähe nieder und hielt den Kopf schräg, um sie zu beobachten. Sie sprach den Vogel an: »Also, ich helfe niemandem damit, wenn ich hier herumstehe und Selbstgespräche führe, nicht wahr? Oder wenn ich mit dir rede.«

Das Rotkehlchen flog auf, als sie auf den Busch zutrat. Beim zweiten Schritt war es nur noch ein weghuschender Farbfleck, und beim dritten war es in einem Dickicht verschwunden.

Sie blieb stehen und holte den Steinring an seinem Riemen aus ihrem Kleid hervor. Warum veränderte es sich nicht? Alles hatte sich bisher so schnell verändert, daß sie kaum zum Atemholen gekommen war. Warum nicht jetzt? Gab es hier in der Umgebung eine Antwort auf diese Frage? Sie sah sich unsicher um. Die Blumen neckten sie, und die Lieder der Lerchen verspotteten sie. Dieser Ort schien zu sehr ihrer eigenen Sehnsucht zu entspringen.

Entschlossen festigte sie ihren Griff um das *Ter'angreal*. »Bring mich dorthin, wo ich hin muß.« Sie schloß die Augen und konzentrierte sich auf den Ring. Er bestand schließlich aus Stein, und so sollte das Element Erde ihr ein Gefühl für ihn verleihen. »Mach schon. Bring mich dorthin, wo ich sein will.« Wieder rief sie *Saidar* herbei und ließ ein Rinnsal der Macht in den Ring hineinsickern. Sie wußte, daß er die Macht eigentlich nicht benötigte, um zu

funktionieren, und so versuchte sie auch nicht, etwas Bestimmtes damit zu erreichen. Sie wollte ihm nur mehr Energie zuleiten. »Bring mich dorthin, wo ich eine Antwort finde. Ich muß wissen, was die Schwarzen Ajah vorhaben. Bring mich zu der Antwort.«

»Tatsächlich. Ihr habt also endlich den Weg gefunden, Kind. Hier gibt es alle möglichen Antworten.«

Egwene riß die Augen auf. Sie stand in einem großen Saal. Die riesige Kuppel wurde von einem wahren Wald gedrungener Sandsteinsäulen gestützt. Mitten in der Luft hing ein Schwert aus Kristall. Es glitzerte und funkelte und drehte sich langsam. Sie war nicht sicher, glaubte aber, es könne das Schwert sein, nach dem Rand in diesem Traum gegriffen hatte. Diesem anderen Traum. Das hier erschien alles so wirklich! Sie mußte sich immer selbst daran erinnern, daß auch dies nur ein Traum war.

Eine alte Frau trat aus dem Schatten einer der Säulen. Sie humpelte gebückt an einem Stock einher. Häßlich war gar kein Ausdruck für sie. Sie hatte ein knochiges, hervorstehendes Kinn, eine noch härtere, spitzere Nase, und es schien, als wüchsen mehr Haare aus ihren Warzen im Gesicht, als sie auf dem Kopf hatte.

»Wer seid Ihr?« fragte Egwene. Die Menschen, die sie bisher in *Tel'aran'rhiod* angetroffen hatte, kannte sie alle, aber sie glaubte nicht, daß sie diese bedauernswerte Greisin jemals vergessen hätte.

»Nur die arme alte Sylvie, Lady«, krächzte die alte Frau. Zur gleichen Zeit brachte sie eine Art von Bückling zustande, der ein Zwischending darstellte zwischen Knicks und unterwürfigem Kriechen. »Ihr kennt doch die arme alte Sylvie, Lady. Hat Euch all die Jahre hindurch treu gedient. Fürchtet Ihr Euch immer noch vor diesem alten Gesicht? Bitte nicht, Lady. Wenn ich es brauche, dient es mir genauso wie ein hübscheres.«

»Natürlich«, sagte Egwene. »Es ist ein starkes Gesicht. Ein gutes Gesicht.« Sie hoffte, die Frau würde das schlucken. Wer auch diese Sylvie war, sie schien jedenfalls zu glauben, sie kenne Egwene. Vielleicht kannte sie auch Antworten. »Sylvie, Ihr habt etwas davon gesagt, daß es hier Antworten gebe.«

»Ach, Ihr seid an den rechten Ort gekommen, wenn Ihr Antworten sucht, Lady. Das Herz des Steins ist voll von Antworten. Und Geheimnissen. Die Hochlords wären nicht gerade erfreut, wenn sie uns hier sähen, Lady. O nein. Nur die Hochlords kommen hier herein. Und Diener natürlich.« Sie lachte schlau und krächzend. »Die Hochlords fegen bestimmt nicht den Boden. Aber wer nimmt schon eine Dienerin wahr?«

»Welche Geheimnisse gibt es denn hier?«

Aber Sylvie humpelte auf das Kristallschwert zu. »Intrigen«, sagte sie mehr zu sich selbst. »Alle geben vor, dem Großlord zu dienen, und alle intrigieren und planen, das wiederzugewinnen, was sie verloren haben. Jeder glaubt, daß er der einzige ist, der hier Intrigen spinnt. Ishamael ist ein Narr!«

»Was?« fragte Egwene scharf. »Was habt Ihr da von Ishamael gesagt?«

Die Alte wandte sich um und lächelte schief, aber dankbar für die Ansprache. »Nur etwas, was die armen Leute so sagen, Lady. Es lenkt die Macht der Verlorenen ab, wenn man sie Narren nennt. Da fühlt man sich gut und sicher. Selbst der Schatten kann es nicht ertragen, ein Narr genannt zu werden. Versucht es auch, Lady. Sagt, Ba'alzamon sei ein Narr!«

Egwenes Lippen zuckten im Anflug eines Lächelns. »Ba'alzamon ist ein Narr! Ihr habt recht, Sylvie.« Es war tatsächlich ein gutes Gefühl, wenn man den Dunklen König verspottete. Die alte Frau schmunzelte. Das Schwert drehte sich langsam hinter ihrer Schulter. »Sylvie, was ist das?«

»*Callandor,* Lady. Davon wißt Ihr doch, oder? ›Das Schwert, das nicht berührt werden kann.‹« Plötzlich schwang sie ihren Stock nach hinten auf das Schwert zu. Einen Fuß vom Schwert entfernt schlug der Stock mit einem dumpfen Laut auf etwas Unsichtbares und prallte zurück. Sylvie grinste noch breiter. »›Das Schwert, das kein Schwert ist‹, obwohl verdammt wenige nur wissen, was es tatsächlich ist. Aber niemand außer einem kann es berühren. Diejenigen, die es hierherbrachten, haben dafür gesorgt. Eines Tages wird der Wiedergeborene Drache *Callandor* in der Hand halten und allein schon damit der Welt beweisen, daß er der Drache ist. Jedenfalls wird das der erste Beweis sein. Lews Therin, der zurückgekehrt ist, und alle können es sehen und vor ihm im Staub liegen. Ach, die Hochlords finden es nicht gut, daß es hier ist. Sie haben nicht gern etwas mit der Einen Macht zu tun. Wenn sie könnten, würden sie es gern loswerden. Was würde nicht einer der Verlorenen darum geben, *Callandor* in Händen zu halten!«

Egwene blickte das schimmernde Schwert an. Wenn die Prophezeiungen des Drachen stimmten und wenn Rand wirklich der Drache war, wie Moiraine behauptete, dann würde er es eines Tages benützen. Allerdings – den Prophezeiungen nach zu schließen, konnte das eigentlich gar nicht sein! *Aber wenn es einen Weg gibt, es zu gewinnen, dann kennen ihn die Schwarzen Ajah vielleicht. Und wenn sie es wissen, kann ich es auch herausfinden.*

Vorsichtig tastete sie mit der Macht nach dem, was das Schwert dort festhielt und abschirmte. Ihr Fühler traf auf

… irgend etwas … und gelangte nicht weiter. Sie konnte feststellen, welche der Fünf Mächte hier eingesetzt worden waren: Luft und Feuer und Geist. Sie fuhr insgeheim das komplizierte Muster nach, das mit Hilfe von *Saidar* erzeugt worden war. Es war überraschend stark. Es gab Lücken im Gewebe, durch die ihr tastender Energiefinger dringen konnte. Aber als sie es versuchte, war das, als renne sie mit dem Kopf gegen den stärksten Teil des Gewebes überhaupt. Dann wurde ihr klar, was sie da mit Hilfe der Macht zu durchdringen versuchte, und sie gab auf. Die Hälfte dieser Wand war unter Einsatz von *Saidar* gewoben worden, und für die andere Hälfte hatte man *Saidin* verwendet. Diese Hälfte konnte sie weder fühlen noch berühren. So ähnlich mußte es gewesen sein. Doch die Wand war aus einem einzigen Stück gewebt! *Eine Steinmauer hält eine blinde Frau genauso zurück wie eine, die sehen kann.*

In einiger Entfernung erklang das Echo von Schritten. Stiefelschritten.

Egwene konnte nicht sagen, wie viele Personen es waren oder aus welcher Richtung die Schritte ertönten, aber Sylvie fuhr zusammen und blickte zwischen den Säulen hindurch. »Er kommt wieder, um es anzusehen«, murmelte sie. »Im wachen Zustand oder schlafend – immer will er …« Sie schien sich Egwenes Anwesenheit bewußt zu werden und setzte ein besorgtes Lächeln auf. »Ihr müßt nun gehen, Lady. Er darf Euch hier nicht finden und überhaupt nicht wissen, daß Ihr jemals hier wart.«

Egwene zog sich bereits zwischen die Säulen zurück, und Sylvie folgte ihr. Sie spreizte die Hände und wedelte mit ihrem Stock herum. »Ich gehe ja schon, Sylvie. Ich muß mich nur daran erinnern, wie.« Sie fühlte nach dem Steinring. »Bring mich zu den Hügeln zurück.« Nichts geschah. Sie lenkte einen haarfeinen Strang der Macht hinein. »Bring mich zu den Hügeln zurück.« Immer noch umgaben die Sandsteinsäulen sie. Die Schritte kamen näher, nahe genug, um nicht mehr vom eigenen Echo überlagert zu werden.

»Ihr kennt den Weg hinaus nicht«, sagte Sylvie mit tonloser Stimme. Dann fuhr sie flüsternd fort, wobei ihr Flüstern sowohl unterwürfig wie auch gleichzeitig spöttisch klang – eine alte Dienerin, die sich etwas herausnehmen konnte: »O Lady, das ist ein gefährlicher Ort, wenn man sich hierherbegibt, ohne zu wissen, wie man wieder herauskommt. Kommt, laßt Euch von der armen alten Sylvie hinausführen. Die arme alte Sylvie wird Euch sicher in Euer Bett stecken, Lady.« Sie nahm Egwene in die Arme und drängte sie noch weiter vom Schwert weg. Nicht, daß Egwene dazu erst gedrängt werden mußte. Die Schritte hatten aufgehört. Er – wer auch immer es sein mochte – stand wahrscheinlich da und blickte *Callandor* an.

»Zeigt mir nur den Weg«, flüsterte Egwene zurück. »Oder sagt ihn mir. Ihr braucht mich nicht drängen.« Irgendwie hatten sich die Finger der alten Frau in der Schnur mit dem Steinring verwickelt. »Faßt das nicht an, Sylvie.«

»Sicher in Euer Bett.«

Der Schmerz löschte die Welt aus.

Mit einem schrillen Schrei fuhr Egwene im Bett hoch. Sie saß in der Dunkelheit, und Schweiß rann über ihr Gesicht. Einen Augenblick lang wußte sie nicht mehr, wo sie sich befand, und es war ihr auch ganz egal. »O Licht«, stöhnte sie, »das tat weh! O Licht, war das schlimm!« Sie tastete ihren Körper ab, damit rechnend, daß ihre Haut angesengt war oder zumindest Brandblasen aufweisen mußte, doch ihre Hände fanden keine Spur.

»Wir sind ja hier«, erklang Nynaeves Stimme aus der Dunkelheit. »Wir sind hier, Egwene.«

Sie warf sich in Richtung der Stimme und klammerte sich voller Erleichterung an Nynaeve. »O Licht, ich bin wieder da. Licht, ich bin wirklich zurück!«

»Elayne«, sagte Nynaeve.

Nach wenigen Augenblicken erglühte das Licht einer der Kerzen. Elayne hielt mit der Kerze in der Hand inne. In der anderen Hand hielt sie noch den Fidibus, den sie mit einem Feuerstein und dem kleinen Stahlklotz entzündet hatte. Dann lächelte sie jedoch, und mit einem Schlag flammten alle Kerzen im Zimmer gleichzeitig auf. Sie ging kurz zum Waschtisch und kam mit einem kühlen, feuchten Tuch ans Bett, um Egwenes Gesicht abzuwischen.

»War es so schlimm?« fragte sie besorgt. »Du hast dich vorher überhaupt nicht gerührt und auch nicht im Schlaf gesprochen. Wir wußten nicht, ob wir dich aufwecken sollten oder nicht.«

Hastig zerrte sich Egwene das Lederband über den Kopf und schleuderte es mitsamt dem Steinring durch das Zimmer. »Das nächste Mal«, keuchte sie, »machen wir eine feste Zeit ab, und ihr weckt mich dann auf jeden Fall. Weckt mich, und wenn ihr meinen Kopf in ein Wasserbecken stecken müßt!« Es war ihr nicht klar, daß sie sich bereits entschlossen hatte, es ein zweites Mal zu wagen. *Würdest du deinen Kopf in den Rachen eines Bären stecken, nur um zu beweisen, daß du keine Angst hast? Würdest du es zum zweitenmal tun, weil du es einmal fertiggebracht hast, ohne dabei zu sterben?*

Und doch war es mehr, als nur sich selbst zu beweisen, daß sie keine Angst habe. Sie *hatte* Angst und war sich

dessen bewußt. Aber solange die Schwarzen Ajah die gestohlenen *Ter'angreale* in Händen hielten, die Corianin einst untersucht hatte, mußte sie immer wieder zurück. Sie war sicher, daß die Antwort auf die Frage, warum sie gerade diese *Ter'angreale* gestohlen hatten, in *Tel'aran'rhiod* zu finden war und nirgendwo sonst. Wenn sie das und mehr über die Schwarzen Ajah herausfinden konnte, wenn auch nur die Hälfte von dem stimmte, was man ihr über die Träumer berichtet hatte, dann mußte sie dorthin zurück. »Aber nicht mehr heute nacht«, sagte sie leise. »Noch nicht.«

»Was ist geschehen?« fragte Nynaeve. »Wovon hast du … geträumt?«

Egwene legte sich auf das Bett zurück und begann zu erzählen. Sie ließ nur das mit Perrin aus, wie er mit dem Wolf gesprochen hatte. Den Wolf erwähnte sie überhaupt nicht. Sie fühlte sich ein wenig schuldig deshalb, denn sie sollte doch nichts vor Nynaeve und Elayne verbergen, aber das war eben Perrins Geheimnis, und nur ihm stand es zu, davon zu erzählen, wann immer er es für richtig befand. Das übrige gab sie ihnen Wort für Wort wieder. Sie beschrieb alles genau. Als sie fertig war, fühlte sie sich ausgebrannt.

»Abgesehen davon«, sagte Elayne, »daß er müde wirkte: Sah es aus, als sei er verletzt? Egwene, ich kann nicht glauben, daß er dir jemals weh täte. Ich kann das einfach nicht glauben.«

»Rand«, meinte Nynaeve trocken, »wird noch eine Weile länger auf sich selbst aufpassen müssen.« Elayne wurde rot. Das sah hübsch aus. Egwene wurde wieder einmal bewußt, daß Elayne immer hübsch wirkte, was sie auch machte, selbst wenn sie weinte oder Töpfe schrubbte. *»Callandor«,* fuhr Nynaeve fort. »Das Herz des Steins. Das war auf dem Plan angestrichen. Ich glaube, wir wissen, wo die Schwarzen Ajah sind.«

Elayne hatte sich wieder gefangen. »Das ändert nichts an der Falle«, sagte sie. »Wenn es kein Ablenkungsmanöver ist, ist es eben eine Falle.«

Nynaeve lächelte grimmig. »Der beste Weg, den Fallensteller zu fangen, ist der, die Falle auszulösen und abzuwarten, wer dann kommt.«

»Heißt das, wir sollen nach Tear gehen?« fragte Egwene, und Nynaeve nickte.

»Die Amyrlin hat uns von der Leine gelassen, scheint mir. Wir treffen unsere eigenen Entscheidungen, denkt daran. Wenigstens wissen wir jetzt, daß die Schwarzen Ajah in Tear sind, und wir wissen sogar, wo wir nach ihnen suchen müssen. Hier sitzen wir nur herum, mißtrauen allen und haben Angst, da draußen könne ein weiterer Seelenloser auf uns warten. Ich bin lieber der Jagdhund als das Kaninchen.«

»Ich muß an meine Mutter schreiben«, sagte Elayne. Als sie die Blicke wahrnahm, die sie trafen, verteidigte sie sich: »Ich bin schon einmal verschwunden, ohne ihr zu sagen, wo ich war. Wenn ich das noch einmal mache … Ihr kennt Mutters Temperament nicht. Es könnte sein, daß sie dann Gareth Bryne mit dem ganzen Heer gegen Tar Valon aussendet. Oder daß sie uns suchen läßt.«

»Du kannst ja hierbleiben«, sagte Egwene.

»Nein. Ich werde euch doch nicht alleine losziehen lassen. Und ich bleibe nicht hier und frage mich die ganze Zeit, ob die Schwester, die mich gerade unterrichtet, nun eine Schwarze ist oder nicht, und ob der nächste Graue Mann zur Abwechslung mich aufs Korn nimmt.« Sie lachte ein wenig verlegen. »Außerdem will ich nicht in der Küche arbeiten, während ihr beiden auf Abenteuer aus seid. Ich muß nur meiner Mutter mitteilen, daß ich mich im Auftrag der Amyrlin außerhalb der Burg befinde, damit sie nicht durchdreht, wenn sie es aus Gerüchten erfährt. Ich muß ihr aber nicht mitteilen, wo wir uns befinden und warum.«

»Das solltest du wirklich nicht«, sagte Nynaeve. »Sie würde uns wahrscheinlich folgen, wenn sie von den Schwarzen Ajah wüßte. Aber natürlich kannst du nicht wissen, durch welche Hände dein Brief gehen wird, bevor er sie erreicht, oder was fremde Augen darin entdecken werden. Am besten schreibst du nichts, von dem du andere nichts wissen lassen willst.«

»Da ist aber noch etwas anderes«, seufzte Elayne. »Die Amyrlin weiß nichts davon, daß ihr mich eingeweiht habt. Ich muß eine Möglichkeit finden, den Brief abzuschicken, ohne daß sie davon erfährt.«

»Da muß ich mir etwas einfallen lassen.« Nynaeve runzelte die Stirn. »Vielleicht schickst du ihn erst ab, wenn wir unterwegs sind. Du könntest ihn auf dem Weg flußabwärts in Aringill abschicken, falls wir genug Zeit haben, dort jemanden aufzuspüren, der nach Caemlyn geht. Wenn wir diese Papiere vorzeigen, die uns die Amyrlin gegeben hat, können wir vielleicht jemanden für diese Aufgabe gewinnen. Wir müssen hoffen, daß die Papiere auch bei den Kapitänen von Flußschiffen Eindruck machen, außer, eine von euch hat erheblich mehr Geld als ich.« Elayne schüttelte bedauernd den Kopf.

Egwene dachte noch nicht einmal darüber nach. Alles Geld, das sie besessen hatten, hatte die Reise von der Toman-Halbinsel hierher verschlungen, bis auf ein paar Kupfermünzen vielleicht. »Wann …« Sie unterbrach und räusperte sich. »Wann brechen wir auf? Heute abend?«

Nynaeve sah sie einen Moment lang nachdenklich an, schüttelte dann aber den Kopf. »Du brauchst Schlaf nach …« Ihre Geste umfaßte alles, sogar den Steinring, der noch an dem Fleck lag, auf den er von der Wand her zurückgeprallt war. »Wir geben der Amyrlin noch eine Chance, mit uns zu sprechen. Wenn wir nach dem Frühstück fertig sind, packt ihr alles ein, was ihr mitnehmen wollt. Macht eure Bündel aber leicht. Denkt daran: Wir müssen die Burg unbemerkt verlassen. Wenn die Amyrlin uns bis Mittag nicht erreicht hat, will ich bereits auf einem Handelsschiff sein. Notfalls stopfe ich dem Kapitän diese Papiere in den Rachen, bevor die Ein-Uhr-Glocke läutet. Wie findet ihr das?«

»Das klingt ausgezeichnet«, sagte Elayne entschlossen, und Egwene stellte fest: »Heute abend oder morgen – je eher, desto besser, wie ich die Dinge sehe.« Sie wünschte, sie klänge genauso zuversichtlich wie Elayne.

»Dann sollten wir jetzt noch etwas schlafen.«

»Nynaeve«, sagte Egwene mit kläglicher Stimme, »ich … ich möchte heute nacht nicht allein sein.« Es tat ihr weh, das zugeben zu müssen.

»Ich auch nicht«, sagte Elayne. »Ich muß immer an die Seelenlosen denken. Ich weiß nicht, warum, aber vor ihnen fürchte ich mich noch mehr als vor den Schwarzen Ajah.«

»Ich glaube«, sagte Nynaeve bedächtig, »ich lege auch keinen Wert darauf, allein zu sein.« Sie musterte das Bett, auf dem Egwene lag. »Das sieht groß genug aus für drei, wenn jede die Ellbogen einzieht.«

Später, als sie sich herumwälzten und versuchten, trotz der Enge eine gute Lage zum Schlafen zu finden, mußte Nynaeve plötzlich lachen.

»Was ist los?« fragte Egwene. »Du bist doch sonst nicht kitzlig.«

»Ich habe gerade jemanden gefunden, der glücklich wäre, Elaynes Brief überbringen zu dürfen. Und auch glücklich, Tar Valon verlassen zu können. Darauf wette ich!«

Der Weg nach draußen

Mat hatte nur seine Hose an und beendete gerade einen kleinen Nachfrühstücks-Imbiß – etwas Schinken, drei Äpfel, Brot und Butter –, als sich die Tür zu seinem Zimmer öffnete und Nynaeve, Egwene und Elayne eintraten. Sie lächelten ihn strahlend an. Er stand auf, um sich ein Hemd zu holen, setzte sich dann aber doch wieder hin. Sie hätten ja wenigstens anklopfen können. Aber es tat gut, ihre Gesichter zu sehen. Jedenfalls im ersten Augenblick.

»Also, du siehst wirklich besser aus«, sagte Egwene.

»Als hättest du dich einen Monat lang ausgeruht und gut gegessen«, sagte Elayne.

Nynaeve legte ihm eine Hand auf die Stirn. Er zuckte zusammen, bevor er sich sagte, daß sie das gleiche mindestens fünf Jahre lang zu Hause getan hatte. *Damals war sie eben nur unsere Dorfheilerin,* dachte er. *Da hat sie diesen Ring nicht getragen.*

Sie hatte sein Zucken bemerkt. Nun lächelte sie ihn bedauernd an. »So wie ich das sehe, bist du wieder gesund und könntest weg. Hast du die Nase voll von diesem goldenen Käfig? Du hast es sonst nie auch nur zwei Tage hintereinander zu Hause ausgehalten.«

Er betrachtete zögernd den letzten Apfelbutzen und ließ ihn dann auf den Teller fallen. Beinahe hätte er sich noch den Saft von den Fingern geleckt, aber alle drei blickten ihn an. Und lächelten nach wie vor. Ihm wurde bewußt, daß er sich bemühte, zu entscheiden, welche von ihnen die hübscheste sei, aber das brachte er nicht fertig. Wären sie jemand anders gewesen, dann hätte er wohl alle drei um einen Tanz gebeten. Mit Egwene hatte er ja oft genug getanzt, damals in Emondsfelde, und sogar auch einmal mit Nynaeve, aber das schien alles so schrecklich lange her.

»›Eine hübsche Frau bedeutet Spaß beim Tanzen. Zwei hübsche Frauen bringen Probleme ins Haus. Drei hübsche Frauen, und man sollte besser wegrennen.‹« Er lächelte Nynaeve noch bedauernder an als sie ihn. »Das hat mein Pa immer gesagt. Du hast etwas vor, Nynaeve. Ihr lächelt alle wie Katzen, die beobachten, wie sich ein Fink im Dornbusch verfangen hat, und ich glaube, diesmal bin ich der Fink.«

Das Lächeln verflog von ihren Gesichtern. Er bemerkte ihre Hände und fragte sich, warum die aussahen, als hätten alle drei immer nur Geschirr abgewaschen. Die Tochter-Erbin von Andor nahm sicher kein Spültuch in die Hand, und er konnte sich das auch bei Nynaeve nur schwer vorstellen, obwohl sie sich zu Hause in Emondsfelde selbst versorgt hatte. Alle drei trugen jetzt Ringe mit der Großen Schlange. Das war neu. Und es war keine besonders angenehme Überraschung. *Licht, das mußte ja mal kommen. Es geht mich nichts an, basta. Geht mich nichts an. Nein!*

Egwene schüttelte den Kopf, aber wie es schien, ebenso als Zeichen für die beiden anderen wie für ihn. »Ich habe euch gesagt, wir sollten ihn einfach geradeheraus fragen. Wenn er will, ist er stur wie ein Maulesel und hinterhältig wie eine Katze. Das stimmt, Mat. Das weißt du selbst, also laß das Stirnrunzeln.«

Er setzte schnell sein Grinsen wieder auf.

»Pst, Egwene«, sagte Nynaeve. »Mat, nur weil wir dich um einen Gefallen bitten wollen, heißt das ja noch nicht, daß wir nicht an deinem Wohlergehen interessiert wären. Wir fühlen mit dir und das weißt du, wenn du nicht gerade noch wollköpfiger bist als sonst. Geht es dir gut? Du siehst bemerkenswert gut aus, verglichen mit dem letzten Mal, als ich dich sah. Es hat eher den Anschein, als hättest du dich einen ganzen Monat lang erholt, und nicht nur zwei Tage.«

»Ich bin bereit, zehn Meilen weit zu laufen und dann noch einen Tanz zu wagen.« Sein Magen knurrte und erinnerte ihn daran, daß es noch ziemlich lang bis zum Mittagessen war, doch das ignorierte er, und er hoffte, sie hätten es nicht bemerkt. Er fühlte sich tatsächlich beinahe wie nach einem Monat Ruhe und gutem Essen. Und dabei hatte er am letzten Tag nur eine Mahlzeit bekommen. »Was für einen Gefallen?« fragte er mißtrauisch. Seiner Erinnerung nach bat Nynaeve niemals um einen Gefallen; Nynaeve sagte den Leuten, was sie zu tun hätten, und dann erwartete sie auch die prompte Ausführung.

»Ich hätte gern, daß du einen Brief für mich überbringst«, sagte Elayne, bevor Nynaeve etwas sagen konnte. »Zu meiner Mutter nach Caemlyn.« Sie lächelte, und auf ihrer Wange zeigte sich ein Grübchen. »Ich wäre dir so dankbar, Mat!« Die Morgensonne, die durch die Fenster schien, ließ glitzernde Lichtpunkte in ihrem Haar erscheinen.

Ob sie wohl gerne tanzt? Er verdrängte diesen Gedanken rasch wieder. »Klingt nicht zu schwierig, aber es ist eine lange Reise. Was bekomme ich dafür?« Ihrem Gesichtsausdruck nach zu schließen, hatte dieses Grübchen wohl selten seinen Zweck verfehlt.

Sie richtete sich auf – schlank und stolz. Er konnte sich beinahe einen Thron hinter ihr vorstellen. »Bist du ein loyaler Untertan Andors? Willst du nicht dem Löwenthron dienen und deiner Tochter-Erbin?«

Mat grinste spöttisch.

»Ich habe dir doch gesagt, das funktioniert nicht«, sagte Egwene. »Nicht bei ihm.«

Elayne hatte ein gewisses Lächeln auf den Lippen. »Ich glaubte, es sei einen Versuch wert. Bei den Wachsoldaten in Caemlyn wirkt das immer. Ihr habt gesagt, wenn ich ihn anlächle …« Sie brach ab und blickte betont zur Seite.

Was hast du ihr gesagt, Egwene, dachte er wütend. *Daß ich auf jedes Mädchen hereinfalle, das mich anlächelt?* Äußerlich blieb er jedoch ruhig und brachte es sogar fertig, sein Grinsen beizubehalten.

»Ich wünschte, eine Bitte würde ausreichen«, sagte Egwene. »Aber du tust keine Gefallen, Mat, oder? Hast du jemals etwas getan, ohne daß man dich auf Knien anbetteln oder aber dazu prügeln mußte?«

Er lächelte sie nur an. »Ich tanze gern mit euch beiden, Egwene, aber ich bin kein Laufbursche.« Einen Moment lang glaubte er, sie werde ihm die Zunge herausstrecken.

»Können wir vielleicht jetzt wieder auf das zurückkommen, was wir von Anfang an vorhatten?« fragte Nynaeve mit etwas zu beherrschter Stimme. Die anderen beiden nickten, und sie wandte sich ihm zu. Zum erstenmal seit ihrem Eintreten wirkte sie wie die Dorfheilerin von früher. Ihr Blick konnte einen mitten im Schritt erstarren lassen, und man erwartete beinahe, daß ihr Zopf wie der Schwanz einer Katze ausschlagen werde.

»Du bist noch unhöflicher, als ich dich in Erinnerung hatte, Matrim Cauthon. Du warst so lange krank, so daß Elayne, Egwene und ich dich wie ein Baby umsorgen mußten, daß ich deine schlechten Manieren vergessen hatte. Aber selbst dann sollte man denken, daß du ein wenig Dankbarkeit empfindest. Du hast davon gesprochen, etwas von der Welt zu sehen, die großen Städte vor allem. Also, was könnte dann besser sein, als nach Caemlyn zu gehen? Tu, was du sowieso tun wolltest, zeige deine Dankbarkeit und hilf gleichzeitig jemandem.« Sie zog ein zusammengefaltetes Dokument aus der Innentasche ihres Umhangs und legte es auf den Tisch. Es war mit einer Lilie auf dem goldgelben, steinharten Wachs gekennzeichnet. »Mehr kannst du wirklich nicht erwarten.«

Er sah das Dokument bedauernd an. Er konnte sich kaum noch daran erinnern, wie er einmal, mit Rand, durch Caemlyn gekommen war. Es war eine Schande, sie jetzt noch hinzuhalten, aber er hielt es für das Beste. *Wenn du beim Tanzen deinen Spaß haben willst, mußt du früher oder später die Musikanten bezahlen.* Und wie sich Nynaeve jetzt benahm, war es besser, so schnell wie möglich zu bezahlen. »Nynaeve, ich kann nicht.«

»Was meinst du damit, du kannst nicht? Bist du eine Fliege an der Wand oder ein Mann? Eine Chance, der Tochter-Erbin von Andor einen Gefallen zu erweisen, Caemlyn zu sehen, wahrscheinlich Königin Morgase selbst kennenzulernen, und du kannst nicht? Ich weiß wirklich nicht, was du noch willst. Versuch nicht wieder, wegzuschlüpfen, wie ein Aal über der Pfanne, Matrim Cauthon! Oder hast du deine Meinung geändert, und es gefällt dir jetzt, all die hier ständig in deiner Umgebung zu sehen?« Sie wedelte mit der linken Hand vor seiner Nase herum und hätte ihn fast mit dem Schlangenring getroffen.

»Bitte, Mat!« sagte Elayne, und Egwene starrte ihn an, als seien ihm Trolloc-Hörner gewachsen.

Er wand sich auf seinem Stuhl. »Es ist nicht so, daß ich nicht will. Ich kann nicht! Die Amyrlin hat es so eingerichtet, daß ich nicht von dieser verd …, von dieser Insel herunter kann. Wenn ihr das ändern könnt, trage ich deinen Brief auch zwischen den Zähnen, Elayne!«

Die drei Frauen sahen sich an. Er fragte sich manchmal, ob Frauen gegenseitig ihre Gedanken lesen konnten. Auf jeden Fall lasen sie seine Gedanken, wenn er das am wenigsten brauchen konnte. Aber diesmal hatten sie es nicht getan, trotz dieser stummen Beratung untereinander.

»Erkläre uns das«, sagte Nynaeve knapp. »Warum will dich die Amyrlin hier behalten?«

Er zuckte die Achseln, sah ihr geradewegs in die Augen und schenkte ihr dabei sein unschuldigstes Lächeln. »Weil ich krank war. Und weil die Krankheit so lange gedauert hat. Sie sagte, sie werde mich nicht gehen lassen, bis sie sicher sei, daß ich nicht irgendwo doch noch daran sterben würde. Natürlich habe ich das nicht vor. Sterben, meine ich.«

Nynaeve runzelte die Stirn und zerrte an ihrem Zopf. Plötzlich nahm sie seinen Kopf in beide Hände. Ein Schauern durchlief ihn. *Licht, die Macht!* Bevor der Gedanke zu Ende war, hatte sie ihn schon losgelassen.

»Was … was hast du mit mir gemacht, Nynaeve?«

»Nicht den zehnten Teil von dem, was du wahrscheinlich verdienst«, sagte sie. »Du bist so gesund wie ein Stier. Schwächer, als du aussiehst, aber gesund.«

»Das habe ich dir doch gesagt«, verkündete er nervös. Er bemühte sich, wieder sein Grinsen aufzusetzen. »Nynaeve, sie hat genauso ausgesehen wie du. Die Amyrlin, meine ich. Hat es geschafft, mich irgendwie zu

überragen, obwohl sie einen Fuß zu klein ist dafür, und mich zu zwingen …« Als sich ihre Augenbrauen kritisch hoben, entschloß er sich, lieber nichts weiter in dieser Richtung zu sagen. Solange er sie davon abhalten konnte, an das Horn zu denken. Er fragte sich, ob sie überhaupt Bescheid wußten. »Na ja. Auf jeden Fall glaube ich, daß sie mich des Dolchs wegen hierbehalten. Ich meine, bis sie herausbekommen, wie er das fertiggebracht hat. Ihr wißt ja, wie Aes Sedai sind.« Er lachte ein wenig. Sie sahen ihn alle nur stumm an. *Das hätte ich vielleicht nicht sagen sollen. Verflucht! Sie wollen ja verdammte Aes Sedai werden. Seng mich, ich schwatze einfach zuviel. Hoffentlich hört Nynaeve bald auf, mich so anzustarren. Also, mach's kurz.* »Die Amyrlin hat es so arrangiert, daß ich keine Brücke überqueren oder an Bord eines Schiffes gehen kann, ohne daß sie es ausdrücklich befiehlt. Klar? Es ist wirklich nicht so, daß ich nicht helfen wollte. Ich kann einfach nicht.«

»Aber wenn wir dich aus Tar Valon herausbekommen, hilfst du uns?« fragte Nynaeve eindringlich.

»Bringt mich aus Tar Valon heraus, und ich trage Elayne auf dem Rücken zu ihrer Mutter.«

Diesmal hoben sich Elaynes Augenbrauen, aber Egwene schüttelte den Kopf und formte mit den Lippen seinen Namen. Dabei blickte sie ihn durchdringend an. Frauen hatten eben manchmal keinen Sinn für Humor.

Nynaeve bedeutete den beiden anderen, mit ihr zum Fenster hinüberzukommen. Dort drehten sie ihm den Rücken zu und sprachen so leise miteinander, daß er nur ein schwaches Murmeln hören konnte. Er glaubte, Egwene sagen zu hören, daß ihnen eines ja reichen werde, wenn sie zusammenblieben. Als er sie so beobachtete, fragte er sich, ob sie wirklich glaubten, den Befehl der Amyrlin umgehen zu können. *Wenn sie das schaffen, überbringe ich ihren verdammten Brief. Ich werde ihn wirklich zwischen den Zähnen tragen.*

Gedankenverloren nahm er einen Apfelbutzen und biß das eine Ende ab. Doch schnell spuckte er die bitteren Kerne wieder aus, daß sie auf den Teller klapperten.

Als sie zum Tisch zurückkehrten, reichte ihm Egwene ein dickes, gefaltetes Dokument. Er sah sie mißtrauisch an, bevor er es öffnete. Beim Lesen begann er unbewußt, vor sich hin zu summen.

Was der Besitzer tut, geschieht auf meinen Befehl und kraft meiner Autorität.
Gehorcht und schweigt gemäß meinem Befehl.
Siuan Sanche
Wächterin über die Siegel
Flamme von Tar Valon
Der Amyrlin-Sitz

Das Ganze war unten mit dem Siegel der Flamme von Tar Valon in weißem, steinharten Wachs versehen.

Ihm wurde plötzlich klar, daß er ›Eine Tasche voll Gold‹ summte, und er hörte auf damit. »Ist das echt? Ihr habt doch nicht …? Wie seid ihr daran gekommen?«

»Sie hat es nicht gefälscht, falls du das meinst«, sagte Elayne.

»Kümmere dich nicht darum, wie wir das bekommen haben«, sagte Nynaeve. »Es ist echt. Das ist alles, was dich interessieren muß. Ich würde es an deiner Stelle nicht herumzeigen, sonst holt die Amyrlin es sich zurück. Aber es wird dich an den Wachen vorbei und auf ein Schiff bringen. Du hast gesagt, du überbringst den Brief, wenn wir das schaffen.«

»Ihr könnt ihn bereits als überbracht betrachten.« Er hätte am liebsten das Dokument immer wieder gelesen, aber statt dessen faltete er es zusammen und legte es auf Elaynes Brief. »Ihr habt nicht zufällig ein bißchen Geld übrig, oder? Ein paar Silbermünzen? Eine Goldmark oder zwei? Ich habe fast genug für eine Passage, aber man sagt, flußabwärts steigen die Preise ständig.«

Nynaeve schüttelte den Kopf. »Hast du kein Geld? Du hast beinahe jede Nacht mit Hurin gespielt, bevor du zu krank warst, um die Würfel zu halten. Warum sollte flußabwärts alles teurer sein?«

»Wir haben nur um Kupfermünzen gespielt, Nynaeve, und nach einer Weile wollte er das auch nicht mehr riskieren. Es ist nicht wichtig. Ich komme schon durch. Hört ihr nicht, was die Leute so sagen? In Cairhien herrscht Bürgerkrieg, und angeblich herrschen auch in Tear schlimme Zustände. Ich habe gehört, daß in Aringill ein Zimmer in einer Schenke mehr kostet als zu Hause ein gutes Pferd.«

»Wir waren zu beschäftigt«, sagte sie in schneidendem Ton. Sie tauschte besorgte Blicke mit Egwene und Elayne, die ihm wiederum Kopfzerbrechen bereiteten.

»Es ist nicht wichtig. Ich komme durch.« In den Schenken am Hafen wurde bestimmt gespielt. Ein Abend mit den Würfeln, und am Morgen war er mit gefüllter Börse an Bord eines Schiffs.

»Bringe nur diesen Brief Königin Morgase, Mat«, sagte Nynaeve. »Und laß niemand wissen, daß du ihn hast.«

»Ich bringe ihn ihr. Ich habe es doch versprochen, oder? Als ob ich meine Versprechen nicht hielte.« Die Blicke, die Nynaeve und Egwene ihm zuwarfen, erinnerten ihn an einige, die er nicht gehalten hatte. »Ich mache es

schon. Blut und … ich überbringe ihn!«

Sie blieben noch eine Weile und sprachen die meiste Zeit über von zu Hause. Egwene und Elayne setzten sich aufs Bett, und Nynaeve holte sich den Lehnstuhl heran, während er auf dem Hocker sitzenblieb. Das Gerede von Emondsfelde ließ Heimweh in ihm hochsteigen, und es schien Egwene und Nynaeve traurig zu machen, so, als sprächen sie von etwas, das sie nie wiedersehen würden. Ihre Augen schimmerten feucht, doch wenn er das Thema wechseln wollte, kamen sie wieder darauf zurück, erzählten von Leuten, die sie kannten, von den Festen wie Bel Tine und Sonnentag, von Erntetänzen und Picknicks nach der Schur.

Elayne erzählte ihm von Caemlyn, was ihn im Königlichen Palast erwartete, mit wem er sprechen mußte und auch ein wenig über die Stadt. Manchmal war ihre Haltung so, daß er sie schon beinahe mit einer Krone auf dem Haupt sah. Der Mann wäre ein Narr, der sich mit einer Frau wie ihr einließe. Als sie sich schließlich erhoben, tat es ihm leid, sie gehen zu lassen.

Er stand auf. Mit einemmal war er verlegen. »Schaut mal, ihr habt mir einen großen Gefallen getan.« Er berührte das Dokument der Amyrlin auf dem Tisch. »Einen sehr großen Gefallen. Ich weiß, daß ihr alle Aes Sedai werdet« – das ging ihm nicht leicht über die Lippen –, »und du wirst eines Tages Königin sein, Elayne. Aber wenn du einmal Hilfe brauchst, wenn ich irgend etwas für dich tun kann, dann komme ich. Darauf kannst du zählen. Habe ich etwas Komisches gesagt?«

Elayne hatte die Hand auf ihren Mund gelegt, und Egwene kämpfte ganz offen gegen einen Lachanfall an. »Nein, Mat«, sagte Nynaeve verbindlich, aber ihre Lippen zuckten dabei. »Nur etwas, das mir an Männern aufgefallen ist.«

»Du müßtest eine Frau sein, um das zu verstehen«, bemerkte Elayne.

»Ich wünsche dir eine gute und sichere Reise, Mat«, sagte Egwene. »Und denk daran, wenn eine Frau einen Helden braucht, dann braucht sie ihn heute und nicht morgen.« Nun konnte sie ihr Lachen nicht länger zurückhalten.

Er starrte die Tür an, nachdem sie sich hinter ihnen geschlossen hatte. Frauen, dachte er sich zum hundertstenmal, sind eigenartig. Dann fiel sein Blick auf Elaynes Brief und das zusammengefaltete Blatt obenauf. Das nicht zu verstehende, aber wie ein Feuer im Winter willkommene Dokument der Amyrlin. Er tanzte vor Freude auf dem geblümten Teppich umher. Caemlyn sehen und eine Königin treffen. *Eure eigenen Worte werden mich befreien, Amyrlin. Und mich auch von Selene wegbringen.* »Ihr werdet mich nie erwischen«, lachte er, und damit meinte er beide. »Ihr erwischt Mat Cauthon nie!«

Aufbruchstimmung

In einer Ecke lag der Küchenhund gemütlich ausgestreckt. Nynaeve sah ihn wütend an, wischte sich mit einer Hand den Schweiß von der Stirn und zwang sich zum Weiterarbeiten. *Ich traue ihnen fast zu, daß sie mich in sein Korbrad stecken, um dort pausenlos zu treten und den Spieß zu drehen. Statt dessen muß es diese lichtverlassene Kurbel sein. Aes Sedai! Seng sie doch alle!* Man konnte den Grad ihrer Erregung daran messen, daß sie sich solcher Worte bediente und daß sie es noch dazu nicht einmal selbst bemerkte. Sie konnte nicht glauben, daß es in dem langen, grauen, gemauerten Kamin noch heißer sei als ihr jetzt. Und sie war sicher, daß der gefleckte Hund sie angrinste.

Elayne schöpfte mit einem langen Holzlöffel Fett aus der Pfanne, die auffangbereit unter den Braten stand, während Egwene mit einer Kelle das Fleisch übergoß. In der Großküche lief alles um sie herum wie jeden Mittag ab. Selbst die Novizinnen hatten sich so an die Aufgenommenen gewöhnt, daß sie die drei Frauen kaum noch beachteten. Nicht, daß die Köchinnen den Novizinnen überhaupt Pausen gegönnt hätten, um sie anzugaffen. Die Aes Sedai sagten immer, die Arbeit forme den Charakter, und die Köchinnen sorgten dafür, daß die Novizinnen sehr starke Charaktere entwickelten. Und auch die drei Aufgenommenen.

Laras, die Herrin der Küche – eigentlich war sie die Chefköchin, aber die andere Bezeichnung war von so vielen so lange schon benützt worden, daß sie beinahe offiziell war –, kam herüber, um die Braten zu begutachten. Und die Frauen, die daneben schwitzten. Sie war mehr als nur fett zu nennen, hatte mindestens ein Dreifachkinn und trug eine fleckenlose, weiße Schürze, aus der man die Kleider für drei Novizinnen hätte nähen können. Sie trug ihren eigenen langen Holzlöffel wie ein Zepter mit sich herum. Dieser Löffel diente nicht zum Umrühren. Er wurde dazu benützt, ihre Untergebenen zu dirigieren und derjenigen eins überzuziehen, die ihr nicht schnell genug ihren Charakter formte. Sie musterte die Braten, schnüffelte verächtlich und wandte sich stirnrunzelnd den drei Aufgenommenen zu.

Nynaeve erwiderte Laras' Blick ohne Scheu und drehte dabei weiter den Spieß. Der Gesichtsausdruck der massigen Frau änderte sich nie. Nynaeve hatte es mit Lächeln probiert, aber das bewirkte überhaupt nichts. Mit Arbeiten aufzuhören und ganz höflich mit ihr zu sprechen hatte katastrophale Auswirkungen gezeigt. Es war schon schlimm genug, sich von den Aes Sedai herumkommandieren zu lassen. Damit mußte sie fertig werden, so sehr es sie auch wurmte, wenn sie lernen wollte, ihre Fähigkeiten auszubauen und anzuwenden. Was sie tun mußte, gefiel ihr an sich auch überhaupt nicht. Einerseits waren die Aes Sedai ja noch lange keine Schattenfreunde, bloß weil sie die Macht benutzen konnten, aber andererseits graute ihr schon vor sich selbst, da sie die gleichen Fähigkeiten besaß. Aber sie mußte dazulernen, wenn sie sich eines Tages an Moiraine rächen wollte. Ihr Haß auf Moiraine, weil sie Egwene und die anderen Emondsfelder aus ihrem Leben gerissen und für ihre Zwecke mißbraucht hatte, war für sie die Hauptantriebskraft bei alledem. Aber sich von dieser Laras wie ein faules, begriffsstutziges Kind behandeln zu lassen, vor dieser Frau knicksen zu müssen und Laufburschendienste zu leisten, einer Frau, die sie zu Hause mit wenigen wohlüberlegten Worten zurechtgewiesen hätte, das ließ sie schon beinahe genauso mit den Zähnen knirschen wie der Gedanke an Moiraine. *Wenn ich sie vielleicht nicht ansehe ... Nein! Seng mich, wenn ich vor dieser ... dieser Kuh kusche!*

Laras schniefte lauter und stolzierte weg. Es war wie das Rollen eines Schiffs von einer Seite auf die andere, als sie so über die frischgeputzten grauen Fliesen watschelte.

Elayne stand immer noch gebückt mit dem Löffel und dem Fettnapf in der Hand da und blickte ihr finster hinterher. »Wenn diese Frau mich nur noch einmal schlägt, lasse ich sie von Gareth Bryne festnehmen und …«

»Sei ruhig«, flüsterte Egwene. Sie hörte nicht auf, die Braten zu übergießen, und sie sah Elayne dabei auch nicht an. »Sie hat Ohren wie eine …«

Laras drehte sich um, als hätte sie tatsächlich zugehört. Ihr Stirnrunzeln nahm zu, und ihr Mund öffnete sich zur vollen Breite. Bevor jedoch ein Ton herauskam, betrat die Amyrlin die Küche mit der Kraft eines Wirbelsturms. Selbst die gestreifte Stola über ihren Schultern schien aufgeladen. Ausnahmsweise einmal war Leane nirgends zu sehen.

Endlich, dachte Nynaeve grimmig. *Sie hat es nicht gerade eilig gehabt.* Aber die Amyrlin blickte gar nicht zu ihnen herüber. Die Amyrlin sagte kein Wort, gleich zu wem. Sie wischte mit der Hand über eine knochenweiß geschrubbte Tischfläche, sah ihre Finger an und verzog das Gesicht, als habe sie Schmutz entdeckt. Laras war einen Moment später an ihrer Seite und lächelte über das ganze breite Gesicht, aber der ausdruckslose Blick der Amyrlin

ließ das Lächeln sofort wieder verschwinden.

Die Amyrlin wanderte in der Küche herum. Sie sah die Frauen an, die den Maiskuchen schnitten. Sie funkelte die Frauen an, die das Gemüse putzten. Sie blickte spöttisch in die Suppenkessel und dann auf die Frauen, die darin rührten. Diese Frauen waren mit einemmal ganz versunken in den Anblick der Suppe. Ihr finsterer Blick ließ die Mädchen beinahe rennen, die Teller und Schüsseln hinaus in den Speisesaal trugen. Unter diesem Blick huschten die Novizinnen einher wie die Mäuse vor der Katze. Als sie die Hälfte des Wegs durch die Küche zurückgelegt hatte, arbeiteten alle Frauen doppelt so schnell wie vorher. Als sie die Runde beendet hatte, war Laras die einzige, die überhaupt noch wagte, sie anzuschauen.

Die Amyrlin blieb vor dem riesigen Bratspieß stehen, stemmte die Arme in die Hüften und sah Laras an. Sie sah sie nur einfach mit ihren ausdruckslosen, kalten und harten blauen Augen an.

Die große Frau schluckte, und ihre Kinne wabbelten. Sie glättete nervös ihre Schürze. Die Amyrlin blinzelte nicht einmal. Laras senkte den Blick und trat schwerfällig von einem Fuß auf den anderen. »Falls die Mutter mich entschuldigt«, sagte sie mit schwacher Stimme. Sie machte etwas, das einem Knicks entfernt ähnlich sah, und eilte davon. Sie vergaß sich sogar so weit, daß sie sich den Frauen an den Suppenkesseln anschloß und mit ihrem eigenen Löffel umzurühren begann.

Nynaeve lächelte, hielt aber den Kopf gesenkt, um es zu verbergen. Auch Egwene und Elayne arbeiteten weiter, blickten aber verstohlen zur Amyrlin hinüber, die keine zwei Schritt entfernt stand und ihnen den Rücken zuwandte.

Von ihrem Standpunkt aus konnte die Amyrlin die gesamte Küche überblicken und alle mit ihrem Blick einschüchtern. »Wenn sie sich so leicht einschüchtern lassen«, murmelte sie ganz leise, »dann sind sie vielleicht wirklich zu lange so davongekommen.«

Allerdings leicht eingeschüchtert, dachte Nynaeve. *Diese erbärmlichen Weibsbilder. Sie hat sie schließlich bloß angesehen!* Die Amyrlin blickte sich über eine stolabedeckte Schulter hinweg nach hinten um, und ihre Blicke trafen sich einen Moment lang. Plötzlich wurde Nynaeve klar, daß sie den Spieß schneller drehte. Sie sagte sich, sie müsse eben genauso eingeschüchtert tun wie alle die anderen.

Der Blick der Amyrlin fiel auf Elayne, und plötzlich sprach sie, und zwar beinahe laut genug, daß die Kupferkessel und Pfannen klapperten, die an der Wand hingen: »Es gibt einige Ausdrücke, die ich nicht aus dem Mund einer jungen Frau hören will, Elayne aus dem Hause Trakand. Wenn Ihr sie einlaßt, werde ich sie herauswaschen lassen!« Jeder in der Küche fuhr zusammen.

Elayne blickte verwirrt drein, und Egwenes Gesicht nahm langsam einen finsteren Ausdruck an.

Nynaeve schüttelte den Kopf hastig und warnend. *Nein, Mädchen! Halt den Mund! Siehst du nicht, was sie will?*

Doch Egwene öffnete den Mund und sagte in respektvollem, aber energischem Tonfall: »Mutter, sie hat nichts …«

»Ruhe!« Das Brüllen der Amyrlin löste überall weiteres Zusammenzucken aus. »Laras! Könnt Ihr irgendeinen Weg finden, zwei Mädchen beizubringen, nur zu sprechen, wenn sie gefragt sind und nur zu sagen, was man von ihnen erwartet, *Herrin* der Küche? Schafft Ihr das?«

Laras watschelte viel schneller heran, als Nynaeve die Frau sich jemals zuvor bewegen hatte sehen. Sie packte Egwene und Elayne jeweils an einem Ohr und wiederholte derweil unterwürfig: »Ja, Mutter. Sofort, Mutter. Wie Ihr befehlt, Mutter.« Sie zog die beiden jungen Frauen so schnell aus der Küche heraus, als sei sie heilfroh, dem Blick der Amyrlin zu entrinnen.

Die Amyrlin war Nynaeve jetzt so nahe, daß sie sie berühren konnte, sah sich aber immer noch in der Küche um. Eine junge Köchin wandte sich gerade mit einer Teigschüssel in der Hand um. Der Blick der Amyrlin fiel direkt auf sie, und sie schrie auf und rannte weg zu dem Tisch, auf dem der Teig geknetet wurde.

»Ich wollte Egwene nicht darin verwickeln.« Die Amyrlin bewegte kaum die Lippen beim Sprechen. Es wirkte, als knurre sie etwas in sich hinein, und bei ihrem Gesichtsausdruck hatte niemand in der Küche Interesse daran, was sie sagte. Nynaeve konnte sie gerade noch verstehen. »Aber vielleicht lernt sie daraus, erst nachzudenken, bevor sie etwas sagt.«

Nynaeve drehte den Spieß und behielt den Kopf unten. Sie bemühte sich, ebenfalls den Eindruck zu erwecken, als führe sie Selbstgespräche, für den Fall, daß jemand herschaute. »Ich dachte, Ihr wolltet ständig mit uns in Kontakt bleiben, Mutter. Damit wir über unsere Erkenntnisse berichten können.«

»Wenn ich jeden Tag komme und nach Euch schaue, Tochter, würden einige mißtrauisch.« Die Amyrlin behielt weiterhin die ganze Küche im Auge. Die meisten Frauen schienen jeden Blick in ihre Richtung zu vermeiden, um nicht ihren Zorn auf sich zu ziehen. »Ich wollte Euch an sich nach dem Mittagessen in mein Arbeitszimmer kommen

lassen, um Euch zu schelten, weil Ihr noch keine Studiengebiete ausgewählt habt. Jedenfalls hatte ich das Leane so gesagt. Aber es gibt Neuigkeiten, die nicht warten können. Sheriam hat wieder einen Grauen Mann gefunden. Eine Frau diesmal. Tot wie ein Fisch von der letzten Woche und keine Verletzung zu erkennen. Man hat sie hingelegt, als wolle sie sich nur ausruhen, und zwar ausgerechnet in Sheriams Bett. Nicht sehr angenehm für sie.«

Nynaeve erstarrte, und der Spieß stand einen Moment lang still, bevor sie weiter an der Kurbel drehte. »Sheriam hatte eine Möglichkeit, die Liste zu sehen, die Verin Egwene gab. Elaida übrigens auch. Ich beschuldige niemanden, aber sie hatten jedenfalls die Möglichkeit. Und Egwene sagte, Alanna habe sich auch … seltsam verhalten.«

»Das hat sie Euch auch erzählt, nicht wahr? Alanna kommt aus Arafel. Dort haben sie eigenartige Vorstellungen in bezug auf Ehre und Schuld.« Sie zuckte die Achseln, sagte aber noch: »Ich denke, ich werde ein Auge auf sie haben. Habt Ihr sonst etwas Nützliches erfahren, Kind?«

»Einiges«, murmelte Nynaeve grimmig. *Wie wäre es damit, auch Sheriam im Auge zu behalten? Vielleicht hat sie die Seelenlose nicht bloß gefunden. Und außerdem könnte die Amyrlin auch Elaida beobachten. Also stimmte das mit Alanna …* »Ich verstehe nicht, wieso Ihr Else Grinwell vertraut, aber Eure Nachricht war hilfreich.«

In kurzen, hastigen Sätzen berichtete Nynaeve von den Dingen, die sie in dem Vorratsraum unter der Bibliothek gefunden hatten. Sie ließ es so erscheinen, als seien nur sie und Egwene hingegangen, und fügte auch die Schlüsse hinzu, die sie aus dem Vorgefundenen gezogen hatten. Sie erwähnte Egwenes Traum nicht – oder was es gewesen sein mochte. Egwene bestand darauf, ihn als real zu betrachten – real eben in *Tel'aran'rhiod.* Und sie erzählte auch nichts von dem *Ter'angreal*, das Verin Egwene gegeben hatte. Sie brachte es einfach nicht fertig, der Frau mit der in sieben Farben gestreiften Stola voll und ganz zu vertrauen – sie vertraute keiner Frau ganz, die hier eine Stola tragen durfte –, und es schien ihr besser, ein paar Dinge zurückzuhalten.

Als sie fertig war, schwieg die Amyrlin so lange, daß Nynaeve schon fürchtete, sie habe das alles nicht gehört. Beinahe hätte sie alles etwas lauter wiederholt, doch da äußerte sich die Amyrlin endlich, wieder fast ohne jede Lippenbewegung: »Ich habe Euch keine Botschaft gesandt, Tochter. Die von Liandrin und den anderen zurückgelassenen Sachen wurden gründlich untersucht und verbrannt, nachdem nichts zu finden war. Keine andere hätte die von Schwarzen Ajah zurückgelassenen Sachen benützt. Was Else Grinwell betrifft … Ich erinnere mich an das Mädchen. Sie hätte wirklich etwas lernen können, wenn sie sich angestrengt hätte. Aber alles, was sie im Kopf hatte, war, die Männer anzulächeln, die auf dem Übungsgelände der Behüter kämpften. Else Grinwell wurde vor zehn Tagen auf ein Schiff gebracht und zu ihrer Mutter zurückgeschickt.«

Nynaeve versuchte, den Kloß in ihrem Hals herunterzuschlukken. Die Worte der Amyrlin erweckten in ihr die Vorstellung von den Rüpeln, die kleinere Kinder traktierten. Sie verachteten die Kleineren immer derart, waren immer so sicher, daß die Kleinen zu dumm seien, um zu erkennen, was sie taten, daß sie ihre Fallen überhaupt nicht erst zu verschleiern versuchten. Nun schien es ihr, die Schwarzen Ajah zeigten ihr gegenüber die gleiche Verachtung, und das brachte ihr Blut zum Kochen. Daß sie ihnen überhaupt eine solche Falle stellten, drehte ihr fast den Magen um. *Licht, wenn Else weggeschickt wurde … Licht, jede, mit der ich mich unterhalte, könnte dann ja auch Liandrin sein oder eine der anderen. Licht!* Der Spieß stand still. Schnell begann sie ihn weiterzudrehen. Aber niemand schien es bemerkt zu haben. Sie bemühten sich immer noch, den Blick der Amyrlin zu meiden.

»Und was wollt Ihr in bezug auf diese … offensichtliche Falle unternehmen?« fragte die Amyrlin leise, wobei sie immer noch von Nynaeve weg in die Küche blickte. »Wollt Ihr darauf auch wieder hereinfallen?«

Nynaeve wurde rot. »Ich weiß diesmal, daß es eine Falle ist, Mutter. Und der beste Weg, den zu fangen, der die Falle gestellt hat, ist eben nun mal, sie auszulösen und zu warten, wer dann kommt.« Es klang irgendwie kraftloser als zuvor, wo sie es Egwene und Elayne erklärt hatte. Sie war aber nach wie vor dazu entschlossen.

»Vielleicht, Kind. Vielleicht ist das die richtige Methode, sie zu finden. Falls sie nicht kommen und Euch in ihrem Netz gefangen vorfinden.« Sie seufzte schwer. »Ich werde Euch Gold für Eure Reise ins Zimmer bringen. Und ich werde verlauten lassen, daß ich Euch auf einen Bauernhof geschickt habe, um dort Kohl zu ernten. Geht Elayne mit Euch?«

Nynaeve vergaß sich so weit, daß sie die Amyrlin verblüfft anstarrte, doch dann senkte sie schnell den Blick wieder auf ihre Hände. Ihre Knöchel an der Kurbel des Bratspießes waren ganz weiß vor Anstrengung. »Ihr alte Ränkeschmie … Warum all das Gerede, wenn Ihr es die ganze Zeit über wußtet? Eure cleveren Intrigen bringen uns fast genauso ins Schwitzen wie die Gegenwart der Schwarzen Ajah. Warum?« Das Gesicht der Amyrlin spannte sich an, so daß sie sich zu einem respektvolleren Ton genötigt sah. »Falls ich fragen darf, Mutter.«

Die Amyrlin schnaubte. »Morgase auf den rechten Pfad zurückzubringen, ob sie nun will oder nicht, wird schon schwierig genug, ohne sie auch noch glauben zu lassen, daß ich ihre Tochter wieder in Gefahr gebracht habe. Auf

die Art kann ich wenigstens vor vornherein sagen, es sei nicht meine Schuld. Es mag ja für Elayne ziemlich hart werden, wenn sie schließlich ihrer Mutter gegenübersteht, aber jetzt habe ich drei Jagdhunde statt nur zweier. Ich habe Euch ja gesagt, ich könnte hundert gebrauchen, wenn es möglich wäre.« Sie rückte die Stola auf ihren Schultern zurecht. »Das war jetzt lange genug. Wenn ich Euch so nahe bleibe, wird es jemandem auffallen. Gibt es sonst noch etwas, was Ihr mir berichten müßt? Oder fragen? Dann macht schnell, Tochter.«

»Was ist *Callandor,* Mutter?« fragte Nynaeve.

Diesmal war es die Amyrlin, die sich vergaß und schon halb Nynaeve zugewandt war, bevor sie zurückzuckte. »Man darf ihnen nicht gestatten, das in die Hände zu bekommen.« Ihr Flüstern war kaum hörbar, als sei es nur für die eigenen Ohren bestimmt. »Sie können es bestimmt nicht bekommen, aber …« Sie atmete tief durch, und ihre Worte waren wieder laut genug, daß Nynaeve sie verstehen konnte, auch wenn sie zwei Schritte weiter nicht mehr hörbar waren. »Nicht mehr als ein Dutzend Frauen in der Burg wissen, was *Callandor* ist, und außerhalb vielleicht noch mal die gleiche Anzahl. Die Hochlords von Tear wissen es, aber sie sprechen nicht darüber, außer, wenn ein neuer Lord zu ihrem Rang erhoben wird und sie ihn einweihen. ›Das Schwert, das nicht berührt werden kann‹, ist ein *Sa'angreal,* Mädchen. Nur zwei mächtigere wurden jemals angefertigt, und dem Licht sei Dank, daß keines davon je benützt wurde. Mit *Callandor* in der Hand, Kind, könntet Ihr mit einem Schlag eine ganze Stadt vernichten. Wenn Ihr sterben müßt, um es nicht in die Hände der Schwarzen Ajah fallen zu lassen – Ihr und Egwene und Elayne, alle drei –, dann habt Ihr der ganzen Welt einen Dienst erwiesen, und der Preis ist noch gering zu nennen.«

»Wie könnten sie es denn in die Hände bekommen?« fragte Nynaeve. »Ich dachte, nur der Wiedergeborene Drache könne *Callandor* berühren?«

Die Amyrlin sah sie von der Seite her scharf an. »Sie sind vielleicht hinter etwas anderem her«, sagte sie nach einem Augenblick des Überlegens. »Hier haben sie die *Ter'angreale* gestohlen. Im Stein von Tear befinden sich beinahe genauso viele *Ter'angreale* wie hier in der Burg.«

»Ich glaubte, die Hochlords haßten alles, was mit der Macht zu tun hat«, flüsterte Nynaeve ungläubig.

»O ja, Kind, sie hassen alles. Sie hassen es und fürchten sich davor. Wenn sie ein Mädchen in Tear aufspüren, das die Macht lenken kann, dann verfrachten sie sie am gleichen Tag noch auf ein Schiff nach Tar Valon und geben ihr nicht einmal mehr Zeit, sich von ihrer Familie zu verabschieden.« Im Gemurmel der Amyrlin klang die Bitterkeit über das eigene Schicksal nach. »Und doch besitzen sie einen der mächtigsten Brennpunkte der Macht, welche die Welt je gesehen hat, und das innerhalb ihres gehüteten Steins. Ich glaube, sie haben deshalb über die Jahre hinweg so viele *Ter'angreale* und andere Dinge gesammelt, die mit der Macht zu tun haben, weil sie glauben, so die Macht des Dings schmälern zu können, das sie nicht loswerden, das sie immer und ewig an ihr eigenes Verderben erinnert, wenn sie das Herz des Steins betreten. Ihre Festung, an der hundert Heere scheiterten, wird als eines der Vorzeichen für die Wiedergeburt des Drachen fallen. Und es wird noch nicht einmal das einzige Vorzeichen sein, sondern eben nur eines von vielen. Wie das ihre stolzen Herzen zum Erzittern bringen muß! Ihr Fall wird noch nicht einmal das eine, große Fanal für die Veränderung der Welt darstellen! Und sie können es auch nicht einfach ignorieren, indem sie sich vom Herz des Steins fernhalten. Dort werden die Lords zu Hochlords erhoben, dort müssen sie viermal im Jahr etwas durchführen, was sie den Ritus der Bewachung nennen, denn sie behaupten ja, sie schützten die ganze Welt vor dem Drachen, indem sie *Callandor* bewachen und für ihn unerreichbar machen. Das muß an ihnen nagen wie ein Schwarm Barrakudas, und sie verdienen es!« Sie schüttelte sich leicht als habe sie mehr gesagt als ursprünglich vorgesehen. »Ist das alles, Kind?«

»Ja, Mutter«, entgegnete Nynaeve. *Licht, es kommt immer alles letzten Endes auf Rand an, oder? Immer der Wiedergeborene Drache.* Es kostete sie immer noch Mühe, an ihn als solchen zu denken. »Das ist alles.«

Die Amyrlin rückte noch einmal ihre Stola zurecht und überblickte finster das hastige Gewusel in der Küche. »Ich muß das wiedergutmachen. Ich mußte ohne Verzögerung mit Euch sprechen, aber Laras ist eine gute Frau, und sie verwaltet Küche und Vorratskammern ganz ausgezeichnet.«

Nynaeve schniefte und sprach zu ihren Händen am Griff der Kurbel. »Laras ist ein saurer Fettkloß und viel zu schnell mit diesem Löffel zur Hand.« Sie glaubte, das nahezu unhörbar geflüstert zu haben, aber dann hörte sie, wie die Amyrlin trocken auflachte.

»Ihr könnt Charaktere gut beurteilen, Kind. Ihr müßt für Euer Dorf eine gute Dorfheilerin gewesen sein. Es war Laras, die zu Sheriam ging, weil sie wissen wollte, wie lange sie Euch noch die schmutzigste und härteste Arbeit zumuten müsse, ohne Euch etwas Erleichterung zu gönnen. Sie sagte, sie wolle nicht verantworten, den Lebensmut und die Gesundheit einer Frau zu ruinieren, gleich, was ich befehle. Ihr könnt wirklich gut Charaktere beurteilen, Kind.«

Laras trat in dem Moment wieder in die Küchentür, zögerte aber, ihr eigenes Reich zu betreten. Die Amyrlin

ging ihr entgegen, und die finsteren Blicke wichen nun dem Lächeln.

»Es sieht meiner Meinung nach alles bestens aus, Laras.« Die Worte der Amyrlin waren in der gesamten Küche gut zu hören. »Ich fand nichts Ungewöhnliches – alles ist recht. Ich muß Euch loben. Ich glaube, ich werde ›Herrin der Küche‹ zu einem offiziellen Titel machen.«

Der Gesichtsausdruck der fetten Frau wandelte sich von nervös über erschrocken hin zu einem breiten Strahlen. Als die Amyrlin aus der Küche fegte, herrschte eitel Freude. Doch als sie sich dann in der Küche umsah, runzelte sie sogleich die Stirn, und die ganze Küchenbesatzung wandte sich blitzschnell wieder der Arbeit zu. Laras' grimmiger Blick traf Nynaeve.

Die drehte den Spieß und lächelte die massige Frau an.

Laras' Miene verfinsterte sich noch weiter, und sie begann, sich mit dem Löffel auf die Hüfte zu klatschen. Sie hatte wohl vergessen, daß er einmal wenigstens für seinen eigentlichen Zweck benützt worden war. Auf ihrer weißen Schürze blieben Suppenflecken zurück.

Ich lächle sie an, und wenn es mich umbringt, dachte Nynaeve, aber sie mußte dabei mit den Zähnen knirschen.

Egwene und Elayne kehrten zurück, verzogen die Gesichter und wischten sich die Münder mit den Ärmeln ab. Ein Blick von Laras, und sie eilten zum Bratspieß und nahmen ihre Arbeit wieder auf.

»Seife«, knurrte Elayne undeutlich, »schmeckt furchtbar!«

Egwene zitterte, als sie Saft aus der Pfanne über die Braten kippte. »Nynaeve, wenn du uns sagst, die Amyrlin wolle, daß wir hierbleiben, dann schreie ich. Dann laufe ich wirklich weg!«

»Wir gehen, sobald der Abwasch erledigt ist«, sagte sie zu ihnen. »So schnell wir eben unsere Sachen aus den Zimmern holen können.« Sie wünschte, sie könne die Freude teilen, die sich in zwei Augenpaaren zeigte. *Licht, hilf uns, daß wir nicht in eine Falle rennen, aus der wir nicht mehr entkommen können. Licht, hilf!*

Die Würfel rollen

Nachdem Nynaeve und die anderen gegangen waren, verbrachte Mat den größten Teil des Tages in seinem Zimmer, von einem kurzen Ausflug abgesehen. Er schmiedete Pläne. Und aß. Er aß fast alles, was ihm die Dienerinnen brachten, und er bat um mehr. Sie waren nur zu froh, seinem Wunsch nachzukommen. Er wollte Brot, Käse und Obst haben, und als er alles hatte, verstaute er die im Winter verschrumpelten Äpfel und Birnen, Käsestücke und Brotlaibe im Kleiderschrank. Die leeren Tabletts ließ er wieder abholen.

Um die Mittagszeit mußte er den Besuch einer Aes Sedai über sich ergehen lassen. Wenn er sich richtig erinnerte, hieß sie Anaiya. Sie nahm seinen Kopf in die Hände, und es überlief ihn kalt dabei. Es war die Eine Macht, das war ihm klar, und nicht einfach die Berührung einer Aes Sedai. Trotz ihrer glatten Wangen und der typischen Würde einer Aes Sedai war sie eine ganz einfache Frau.

»Es scheint Euch schon viel besser zu gehen«, sagte sie lächelnd. Ihr Lächeln erinnerte ihn an seine Mutter. »Noch hungriger, als ich erwartete, wie man mir sagte, aber um so besser. Ich wurde darüber aufgeklärt, daß Ihr Euch bemüht, die Vorratskammern leerzuessen. Glaubt mir, wenn ich Euch versichere: Wir werden dafür sorgen, daß Ihr alle Mahlzeiten bekommt, die Ihr benötigt. Ihr müßt keine Angst haben, daß Ihr auch nur eine Mahlzeit verpaßt, bevor Ihr völlig gesund seid.«

Er grinste sie auf die Art an, die er immer bei seiner Mutter benützt hatte, wenn er wollte, daß sie ihm unbedingt glaubte. »Ich weiß das zu schätzen. Und ich fühle mich auch viel besser. Ich denke, heute nachmittag sehe ich mich ein wenig in der Stadt um. Falls Ihr nichts dagegen habt, natürlich. Vielleicht besuche ich am Abend noch eine Schenke. Es gibt nichts Besseres als die Gespräche im Schankraum, um jemanden aufzumuntern.«

Er glaubte, ihre Lippen zucken zu sehen. Beinahe hätte sie noch breiter gelächelt. »Niemand wird versuchen, Euch aufzuhalten, Mat. Aber versucht nicht, die Stadt zu verlassen. Das wird die Wachen aufregen und Euch nichts weiter einbringen, als von ihnen hierher zurückgebracht zu werden.«

»Das würde ich niemals tun, Aes Sedai. Die Amyrlin meinte, ich würde nach wenigen Tagen verhungern, wenn ich die Stadt verließe.«

Sie nickte, als glaube sie ihm kein Wort. »Natürlich.« Als sie sich von ihm abwandte, fiel ihr Blick auf den Bauernspieß, den er vom Übungsgelände mitgebracht und in eine Zimmerecke gestellt hatte. »Ihr müßt Euch nicht vor uns schützen, Mat. Ihr seid hier so sicher, wie es nur geht. Bestimmt sicherer als außerhalb der Burg.«

»Ach, das weiß ich doch, Aes Sedai. Das weiß ich.« Nachdem sie gegangen war, sah er die Tür finster an und fragte sich, ob er wirklich überzeugend auf sie gewirkt habe.

Es war schon eher Abend als Nachmittag, da verließ er sein Zimmer zum, wie er hoffte, allerletzten Mal. Der Himmel färbte sich purpurn, und die Wolken im Westen strahlten in allen möglichen Rottönen. Als er seinen Umhang angelegt hatte und die große Ledertasche umhängte, die er bei seinem früheren ›Ausflug‹ gefunden hatte – vollgestopft mit dem Brot, Käse und Obst, die er sich erschwindelt hatte –, sah er in den Spiegel, und da wurde ihm klar, daß er seine Absicht so nicht verbergen konnte. Er schnappte sich eine Decke vom Bett, rollte seine Kleider hinein und hängte sich das Ganze auch noch über die Schulter. Der Bauernspieß erfüllte auch als Wanderstock seinen Zweck. Er ließ nichts zurück. Seine kleineren Besitztümer steckten in den Manteltaschen, und in der Gürteltasche befand sich das Allerwichtigste: das Dokument der Amyrlin. Elaynes Brief. Und seine Würfelbecher.

Er sah einige Aes Sedai, als er aus der Burg hinausmarschierte, und ein paar davon bemerkten ihn ebenfalls, doch sie hoben höchstens erstaunt eine Augenbraue, sprachen ihn aber nicht an. Eine davon war Anaiya. Sie lächelte ihn amüsiert an und schüttelte leicht mißbilligend den Kopf. Er antwortete mit einem Achselzucken und dem schuldbewußtesten Grinsen, das er fertigbrachte. Sie ging schweigend weiter und schüttelte dabei noch mal den Kopf. Die Wachen am Eingang der Burg blickten ihm lediglich nach.

Erst als er den großen Vorplatz überquert hatte und durch die Straßen der Stadt schlenderte, kam in ihm ein Gefühl der Erleichterung auf. Und des Triumphs. *Wenn du nicht verbergen kannst, was du vorhast, dann übertreibe so, daß dich die anderen für einen Narren halten. Dann stehen sie lediglich herum und warten darauf, daß du auf die Schnauze fällst. Diese Aes Sedai warten bestimmt darauf, daß ich von den Wachen zurückgebracht werde. Wenn ich am Morgen noch nicht zurück bin, werden sie zu suchen beginnen. Zuerst aber nicht so schrecklich eifrig, weil sie glauben, ich sei irgendwo in der Stadt untergetaucht. Wenn ihnen schließlich klar wird, was ich getan habe, bin ich schon weit genug flußabwärts. Dieses Kaninchen wird einen großen Vorsprung vor den Jagdhunden gewinnen.*

Sein Herz war so leicht wie seit Jahren nicht mehr. Jedenfalls schien es ihm so. Er begann, vor sich hin zu summen: ›Wir sind wieder auf der Walz‹, und richtete seine Schritte auf den Hafen, von wo aus Schiffe nach Tear segeln würden. Sie liefen natürlich all die vielen Dörfer und Städte dazwischen ebenfalls an. Er würde sicher nicht bis Tear fahren. Aringill, wo er sich für den Rest seiner Reise an Land begeben würde, lag ungefähr auf halbem Weg flußabwärts.

Ich überbringe deinen verdammten Brief. Die hat vielleicht Nerven! Erst glaubt sie, ich werde ihn ganz selbstverständlich hinbringen. Dann wieder nicht. Also, ich bringe das verdammte Ding nach Caemlyn, und wenn es mich umbringt.

Die Dämmerung breitete sich über Tar Valon aus. Der Schein der Abendsonne reichte aber gerade noch aus, um die phantastischen Gebäude und die seltsam geformten Türme bewundern zu können. Die Türme waren mehr als hundert Schritt hoch oben durch Brücken miteinander verbunden. Menschen füllten die Straßen. Sie trugen so viele verschiedene Trachten, daß Mat glaubte, es müsse so ziemlich jede Nation vertreten sein. An den großen Alleen arbeiteten die Laternenanzünder paarweise. Sie stellten ihre Leitern an die hohen Laternenpfähle, und einer kletterte hinauf, um den Docht zu erneuern und anzuzünden. Doch in dem Teil Tar Valons, in den er ging, kam das einzige Licht aus den Fenstern der Häuser.

Die großen Gebäude und Türme Tar Valons waren noch von Ogiern erbaut worden, aber die neueren Viertel stammten von Menschenhand. ›Neuer‹ hieß in manchen Fällen ›erst‹ zweitausend Jahre alt. Drunten in der Nähe des Südhafens hatten die menschlichen Baumeister versucht, die kunstvollen Ogierbauwerke zu kopieren. Schenken, in denen sich die Matrosen herumtrieben, erinnerten schon eher an Paläste. In den Nischen standen kleine Statuen, und auf den Dächern wölbten sich niedrige Kuppeln. Zierleisten und kunstvolle Friese schmückten die Wände der Läden von Kerzengießern und der Häuser von Kaufleuten. Auch hier spannten sich Brücken über die Straßen, doch die waren nur gepflastert und nicht mit den mächtigen Steinplatten ausgelegt, und viele der Brücken waren lediglich aus Holz gebaut und verbanden die zweiten Stockwerke der Häuser miteinander oder höchstens einmal die vierten.

Die unbeleuchteten Straßen waren mindestens genauso belebt wie die übrigen in Tar Valon. Händler von den Schiffen und andere, die ihre mitgebrachten Waren kauften, Menschen, die den Erinin als Reiseweg benutzten, und jene, die von ihm lebten – alle füllten sie die Tavernen und die Schankräume der Wirtshäuser. In ihrer Gesellschaft befanden sich auch solche, die hinter ihrem Geld her waren, entweder mit legalen Methoden oder etwas zwielichtigeren. Laute Musik von Flöten, Harfen und Hackbrettern erklang durch die Straßen. In der ersten Schenke, die Mat betrat, waren an drei Tischen Spiele im Gang. Männer hockten im Kreis in der Nähe der Wände und schrien und lachten, gewannen und verloren.

Er wollte nur vielleicht eine Stunde mit Spielen verbringen und sich dann ein Schiff suchen, gerade lange genug, um seinem kleinen Vermögen ein paar Münzen hinzuzufügen, aber dann gewann er. Er hatte schon immer häufiger gewonnen als verloren, solange er sich zurückerinnern konnte. Es hatte bei seinen Spielen mit Hurin und in Shienar Glückssträhnen gegeben, wo er sechs- oder achtmal hintereinander gewonnen hatte. Heute abend jedoch gewann er mit jedem Wurf. Mit jedem!

Einige der Männer, mit denen er spielte, blickten ihn so böse an, daß er froh war, nicht seine eigenen Würfel benützt zu haben. Deshalb entschloß er sich auch weiterzugehen. Überrascht stellte er fest, daß er nun beinahe dreißig Silbermark in der Börse hatte, aber er hatte zum Glück keinem einzelnen Mann soviel abgewonnen. Trotzdem waren sie froh, als er wieder ging.

Nur ein dunkelhäutiger Seemann mit einem Lockenkopf – einer aus dem Meervolk, hatte man ihm gesagt, auch wenn sich Mat fragte, was einer der Atha'an Miere so weit vom Meer weg wollte – folgte ihm durch die düsteren Straßen und wollte unbedingt eine Gelegenheit, seinen Verlust wieder einzuspielen. An sich wollte er jetzt zum Hafen, denn dreißig Silbermark waren mehr als genug, aber der Seemann redete weiter auf ihn ein, und er hatte auch nur eine halbe Stunde gebraucht, also gab er nach und betrat an der Seite des Mannes die nächste Taverne, an der sie vorbeikamen.

Er gewann wieder, und das Spielfieber ergriff ihn. Er gewann mit jedem Wurf. So ging er von einer Taverne zur nächsten, blieb aber niemals lange genug, um die Leute durch die Höhe seiner Gewinne zu verärgern. Und immer weiter gewann er mit jedem Wurf. Bei einem Geldwechsler tauschte er das Silber gegen Gold ein. Er spielte mit Kronen, Fünfern und beim Jungferntod. Er spielte mit fünf Würfeln, mit vier, mit drei und sogar nur mit zweien. Er spielte Spiele, die er noch gar nicht gekannt hatte, bevor er sich dort hinhockte oder einen Platz am Tisch einnahm. Und er gewann. Irgendwann in der Nacht torkelte der dunkle Seemann, der seinen Namen mit Raab angegeben hatte, müde, aber mit voller Geldbörse in die Dunkelheit hinaus. Er hatte auf Mat gewettet und kräftig gewonnen. Mat besuchte wieder einen Geldwechsler, vielleicht auch zwei. Das Spielfieber ließ ihm alles genauso verschwommen

erscheinen wie seine Vergangenheit. Weiter ging's zum nächsten Spiel und zum nächsten Gewinn.

Er wußte nicht, wie viele Stunden schon vergangen waren, als er sich schließlich in einer Taverne wiederfand, die mit Tabakrauch gefüllt war. Er glaubte, auf dem Wirtshausschild *Das Tremalkiner Tau* gelesen zu haben. Er blickte auf fünf Würfel herab, von denen jeder eine tief eingravierte Krone zeigte. Den meisten Gästen hier schien nur daran gelegen zu sein, soviel wie möglich zu trinken, aber in der entfernten Ecke klapperten ebenfalls Würfel und erschollen die Schreie der Spieler. All die Geräusche jedoch wurden von einer Frau übertönt, die – von einer Zither begleitet – eine fröhliche Tanzmelodie sang.

»Ich tanz mit einem Mädel mit dunklem Aug,
ich bin auch blauen Augen gern nah,
die Farbe der Augen ist mir ganz gleich,
doch deine sind die schönsten, die ich je sah!
Ich küß gern ein Mädchen mit schwarzem Haar,
eine Blonde macht das Herz mir auch warm,
egal welche Farbe die Haare haben,
am liebsten halt ich doch dich im Arm.«

Die Sängerin hatte das Lied angekündigt unter dem Titel: ›Was er mir sagte‹, doch Mat kannte es als ›Tanzt du mit mir?‹ mit einem anderen Text. Aber er konnte jetzt nur an die Würfel denken.

»Wieder ein König«, knurrte einer der Männer, die neben Mat hockten. Es war nun das fünfte Mal hintereinander, daß Mat einen König gewürfelt hatte.

Er hatte den Einsatz von einer Goldmark gewonnen. Diesmal kümmerte es ihn nicht einmal, daß seine andorische Mark mehr wog als die aus Illian, die sein Gegner dagegengesetzt hatte. Er schob die Würfel in den Lederbecher, schüttelte ihn stark und ließ die Würfel erneut über den Tisch rollen. Fünf Kronen. *Licht, das kann doch nicht wahr sein! Keiner hat je sechsmal nacheinander einen König geworfen. Keiner!*

»Des Dunklen Königs eigenes Glück«, grollte ein anderer Mann. Das war ein breit gebauter Bursche. Das dunkle Haar hatte er im Nacken mit einem schwarzen Band zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Seine Schultern waren breit, im Gesicht hatte er Narben, und die Nase war wohl mehr als einmal gebrochen worden.

Mat war sich seiner eigenen Bewegungen kaum bewußt, da hatte er diesen Mann schon am Kragen gepackt, auf die Beine gezerrt und gegen die Wand geknallt. »Sag das nicht noch einmal!« fauchte er ihn an. »Sag so was nie wieder!« Der Mann blinzelte völlig verblüfft. Er war einen Kopf größer als Mat.

»Ist doch nur 'ne Redensart«, sagte jemand hinter ihm. »Licht, das sagt man doch bloß so.«

Mat ließ den narbengesichtigen Mann los und trat zurück. »Ich … ich … ich mag es nicht, wenn jemand so was über mich sagt. Ich bin doch kein Schattenfreund!« *Seng mich, nicht das Glück des Dunklen Königs. Das nicht! O Licht, was hat denn dieser verfluchte Dolch bloß aus mir gemacht?*

»Keiner hat das behauptet«, knurrte der Mann mit der krummen Nase. Er schien langsam seine Überraschung zu überwinden und zu überlegen, ob er wütend werden sollte oder nicht.

Mat schnappte sich seine Bündel, die er hinter sich auf den Boden gelegt hatte, und ging aus der Taverne hinaus. Er ließ die Münzen liegen. Er hatte keine Angst vor dem Mann. Im Gegenteil, er hatte sowohl Mann wie auch Münzen einfach vergessen. Alles, was er wollte, waren frische Luft und Zeit zum Nachdenken.

Auf der Straße lehnte er sich an eine Wand unweit der Tür der Taverne und atmete die kühle Luft tief ein. Jetzt waren die dunklen Straßen des Südhafenviertels beinahe leer. Aus den Schenken und Tavernen drangen noch immer Musik und Gelächter, aber nur wenige Menschen schritten durch die Nacht. Er hielt den Bauernspieß senkrecht in beiden Händen vor sich, senkte den Kopf auf die Fäuste und versuchte, das Rätsel von allen Seiten her zu sehen.

Er wußte, daß er sich auf sein Glück verlassen konnte. Er hatte schon immer Glück gehabt. Aber irgendwie konnte er sich nicht daran erinnern, zu Hause in Emondsfelde bereits soviel Glück gehabt zu haben wie seit seiner Abreise. Sicher, er war sehr oft unentdeckt davongekommen, aber andererseits hatte man ihn auch bei so manchem Streich erwischt, den er für todsicher gehalten hatte. Seine Mutter schien immer geahnt zu haben, was er vorhatte, und Nynaeve durchschaute alle Ausflüchte, die er sich ausdachte. Aber die Glückssträhne hatte nicht damals begonnen, als sie von den Zwei Flüssen wegritten. Nein, es hatte begonnen, als er den Dolch in Shadar Logoth fand. Er erinnerte sich, wie er daheim einmal gewürfelt hatte. Sein Gegner war ein knochiger Mann mit stechendem Blick gewesen, der für einen Tabakhändler aus Baerlon arbeitete. Und er erinnerte sich noch besser, wie ihn sein Vater damals verprügelt hatte, als er erfuhr, daß Mat dem Mann eine Silbermark und vier Pfennig schuldete.

»Aber ich bin den verfluchten Dolch doch endlich los«, murmelte er. »Diese verdammten Aes Sedai haben gesagt, ich sei ihn endgültig los.« Er fragte sich, wieviel er wohl an diesem Abend gewonnen habe.

Als er mit den Händen in seine Manteltaschen faßte, fand er sie angefüllt mit einzelnen Münzen, Kronen und Mark, mit Silber und Gold, das glitzerte und im Lichtschein der nahen Fenster schimmerte. Es schien, daß er jetzt zwei Geldbörsen besaß, und beide waren prall voll. Er band sie auf und fand weitere Goldmünzen. Und noch mehr hatte er in seine Gürteltasche gestopft zwischen und über und neben seine Würfelbecher. Elaynes Brief und das Dokument der Amyrlin waren zerknittert. Er erinnerte sich dunkel daran, einigen Dienerinnen Silbermünzen hingeworfen zu haben, weil sie so nett lächelten oder hübsche Augen oder schöne Beine gehabt hatten und weil Silberpfennige einfach nicht wert waren, daß er sie behielt.

Das Behalten nicht wert? Na ja, vielleicht. Licht, ich bin reich! Ich bin verflucht reich! Vielleicht liegt es an den Aes Sedai und was sie mit mir gemacht haben? Irgendwas bei der Heilbehandlung? Möglicherweise nur ein Zufall. Das könnte sein. Besser das, als die andere Möglichkeit. Das müssen diese verdammten Aes Sedai fertiggebracht haben.

Ein großer Mann kam aus der Taverne heraus. Die Tür schloß sich, bevor er in dem von innen herausdringenden Licht das Gesicht erkennen konnte. Mat drückte sich an die Wand, stopfte die Börsen zurück in seinen Mantel und packte seinen Bauernspieß fester. Wo auch immer sein Glück heute abend herrühren mochte – er wollte nicht riskieren, all sein Gold wieder an einen Räuber zu verlieren.

Der Mann wandte sich ihm zu, starrte ihn mit vorgeschobenem Kopf an und fuhr ein wenig zusammen. »K-kalte Nacht«, stotterte er angetrunken. Er torkelte näher, und Mat sah, daß er vor allem fett war. »Ich muß … ich muß …« Der fette Mann ging stolpernd an ihm vorbei die Straße hinauf und führte dabei unzusammenhängende Selbstgespräche.

»Narr!« brummte Mat, aber nicht einmal er war sicher, ob er damit den fetten Mann oder sich selbst meinte. »Zeit, ein Schiff zu finden, das mich hier wegbringt.« Er blinzelte in den schwarzen Himmel und versuchte zu schätzen, wie lange es noch bis zur Morgendämmerung dauern würde. Zwei, vielleicht auch drei Stunden, dachte er. »Höchste Zeit.« Sein Magen knurrte. Er konnte sich dunkel daran erinnern, in einer der Schenken gegessen zu haben, aber was, das wußte er nicht mehr. Da hatte ihn noch das Spielfieber in den Klauen gehabt. Er schob eine Hand in die Ledertasche, fand aber nur ein paar Krumen. »Wirklich höchste Zeit. Sonst kommt eine von ihnen an, nimmt mich in die Finger und schiebt mich in ihre Tasche.« Er stieß sich von der Wand ab und ging los in Richtung Hafen, wo er sicher ein Schiff finden konnte.

Zuerst glaubte er, die schwachen Geräusche hinter ihm rührten vom Echo seiner eigenen Stiefelschritte auf den Pflastersteinen her. Dann wurde ihm klar, daß ihm jemand folgte. Und sich bemühte, leise aufzutreten. *Na ja, jetzt ist es bestimmt ein Straßenräuber.*

Er hob den Bauernspieß und überlegte kurz, ob er sich umdrehen und sich ihm stellen solle. Aber es war dunkel, und auf dem Pflaster rutschte man leicht aus. Außerdem hatte er keine Ahnung, ob es nur einer war oder mehrere. *Nur, weil du dich gegen Gawyn und Galad so gut geschlagen hast, bist du noch kein verdammter Held aus irgendeiner Geschichte.*

Er ging eine noch engere und gewundene Seitengasse hinunter. Er bemühte sich, auf Zehenspitzen zu laufen und auch noch schnell dazu. Hier waren alle Fenster dunkel und die meisten mit Läden verschlossen. Er näherte sich schon dem Ende der Gasse, da sah er zwei Männer, die an der nächsten Ecke in eine Seitenstraße hineinspähten. Und hinter sich hörte er langsame Schritte, das leichte Schaben von Stiefelsohlen auf dem Kopfsteinpflaster.

Augenblicklich drückte er sich in eine dunkle Ecke, wo ein Gebäude etwas hervorstand. Das schien im Moment das Beste zu sein. Er packte den Bauernspieß und wartete ab.

Ein Mann erschien von der Seite her, von der auch er gekommen war. Geduckt schlich er langsam, Schritt für Schritt, einher. Dann kam noch ein Mann. Beide hielten Messer in der Hand und bewegten sich lauernd.

Mats Muskeln spannten sich. Wenn sie nur noch ein paar Schritte näher kämen, ohne ihn im Schatten hinter der Hausecke zu entdecken, könnte er sie überraschen. Er wünschte, sein Magen würde sich endlich beruhigen. Diese Messer waren wohl viel kürzer als die Übungsschwerter, aber sie waren aus Stahl und nicht aus Holz.

Einer der Männer blickte angestrengt zum unteren Ende der engen Gasse hin und richtete sich plötzlich auf. Er rief: »Ist er bei euch auch nicht vorbeigekommen?«

»Ich habe nichts als Schatten gesehen«, kam die Antwort mit einem starken Akzent. »Ich steige aus. Heute nacht treiben sich seltsame Dinge herum.«

Keine vier Schritte von Mat entfernt sahen sich die beiden Männer an, steckten ihre Messer weg und schlenderten zurück, woher sie gekommen waren.

Er atmete erleichtert aus. *Glück. Seng mich, aber es hilft nicht nur beim Würfeln.* Er konnte die Männer am Ende der Straße auch nicht mehr erkennen, aber er wußte, daß sie sich noch irgendwo in der nächsten Straße

befinden mußten. Und natürlich auch die beiden anderen hinter ihm.

Eines der Gebäude, dasjenige, hinter dessen Ecke er sich gedrückt hatte, war hier nur ein Stockwerk hoch, und das Dach zeigte nur eine geringe Neigung. Und wo sich die beiden Gebäude berührten, war ein senkrechter Fries aus riesigen Weinreben in den Stein gehauen.

Er schob seinen Bauernspieß hoch bis an die Dachkante und gab ihm einen starken Schubs. Klappernd landete er auf den Dachziegeln. Er sah sich nicht um, ob ihn irgend jemand gehört habe, sondern kletterte an dem Fries hoch. Die großen Blätter boten selbst seinen Stiefeln guten Halt. Nach wenigen Sekunden hatte er seinen Stock wieder in der Hand und schlich über das Dach. Er vertraute auf sein Glück, nicht irgendwo den Halt zu verlieren.

Noch dreimal kletterte er, und jedesmal kam er ein Stockwerk höher. Das leicht geneigte, ziegelgedeckte Dach erstreckte sich ein Stück weit auf der gleichen Höhe, und hier oben wehte ein leichter Wind, der ihm durch seine Kühle die Nackenhaare aufrichtete. Beinahe hätte er geglaubt, wieder verfolgt zu werden. *Laß das, du Narr! Sie sind längst drei Straßen weiter und schauen sich nach jemand anders mit einer fetten Geldbörse um. Hoffentlich haben sie kein Glück!*

Nun rutschte er doch etwas auf den Dachziegeln aus, und so entschied er, daß es wohl besser sei, daran zu denken, wie er wieder auf die Straße hinunter kam. Vorsichtig schlich er an die Dachkante und blickte nach unten. Die leere Straße befand sich gut vierzig Fuß oder tiefer unter ihm. Aus drei Tavernen und einer Speisegaststätte drangen Licht und Musik auf die Straße. Aber ein Stück zu seiner Rechten spannte sich eine Steinbrücke vom obersten Stock seines Gebäudes hinüber zu einem Gebäude auf der anderen Seite.

Die Brücke wirkte furchtbar schmal. Sie erstreckte sich durch völlige Dunkelheit, und es drohte ein langer Absturz auf die harten Pflastersteine. So warf er seinen Stock hinunter und zwang sich dazu, ihm zu folgen, ohne noch lange nachzudenken. Seine Stiefel schlugen auf der Brücke auf, und dann rollte er sich auch schon ab wie einst als Junge, wenn er von einem Baum gefallen war. Er prallte beinahe gegen das hüfthohe Geländer.

»Schlechte Angewohnheiten zahlen sich auf die Dauer doch aus«, sagte er sich beim Aufstehen. Dann hob er seinen Stock auf.

Das Fenster am anderen Ende der Brücke war mit einem Laden verschlossen und dunkel. Er glaubte nicht, daß derjenige, der dahinter wohnte, gern mitten in der Nacht einen Fremden begrüßen würde. Er konnte viele Verzierungen an der Hauswand erkennen, aber falls es in Reichweite der Brücke irgendwelche Vorsprünge gab, an denen man sich festhalten konnte, wurden sie von der Nacht verborgen. *Also, Fremder oder nicht, ich muß hinein!* Er wandte sich vom Geländer ab und entdeckte mit einemmal einen Mann, der sich mit ihm zusammen auf der Brücke befand. Einen Mann mit einem Dolch in der Hand.

Mat faßte nach der Hand, als das Messer auch schon auf seinen Hals zufuhr. Er packte gerade noch das Handgelenk des Burschen mit seinen Fingern, und dann stolperte er über den Bauernspieß und fiel nach hinten gegen das Geländer. Sein Rücken ragte über das Geländer hinweg, und der Mann wurde mitgezogen und lag plötzlich auf ihm. Er konnte sich gerade so eben dort oben halten. Die gefletschten Zähne des Angreifers erreichten beinahe sein Gesicht. Er war sich des tiefen Abgrunds genauso bewußt wie der im schwachen Mondschein schimmernden Klinge, die sich auf seinen Hals zubewegte. Sein Griff um das Handgelenk des Mannes begann abzurutschen, und seine andere Hand, die den Bauernspieß hielt, war zwischen ihren Leibern eingeklemmt. Nur Sekunden waren vergangen, seit er den Mann entdeckt hatte, und in wenigen Sekunden würde er mit einem Messer in der Kehle sterben.

»Es ist Zeit, die Würfel rollen zu lassen«, ächzte er. Er glaubte, einen Moment lang Verwirrung auf dem Gesicht des anderen zu entdecken, aber dieser Moment reichte ihm. Mit einem gewaltigen Aufbäumen seiner Beine schleuderte Mat sie beide von der Brücke.

Einen endlosen Augenblick lang schien er gewichtslos. Die Luft pfiff an seinen Ohren vorbei und zerzauste sein Haar. Er glaubte, den anderen Mann schreien zu hören, oder es zumindest zu versuchen. Der Aufschlag trieb ihm die Luft aus der Lunge und ließ schwarzsilberne Flecken vor seinen Augen tanzen.

Als er wieder atmen und sehen konnte, wurde ihm klar, daß er oben auf dem Mann lag, der ihn angegriffen hatte. Sein Sturz war vom Körper des anderen gedämpft worden. »Glück gehabt«, flüsterte er. Langsam stand er auf und verfluchte den schmerzenden Fleck, den sein Bauernspieß in der Rippengegend hinterlassen hatte.

Er erwartete, daß der andere Mann tot sei. Nicht viele würden einen Sturz aus dreißig Fuß Höhe auf Pflastersteine überleben, wenn sie noch dazu das Gewicht eines weiteren Mannes tragen mußten. Was er jedoch nicht erwartet hatte, war die Tatsache, daß der Dolch des Burschen nun bis zum Knauf in dessen eigenem Herz steckte. Ein so gewöhnlich und unauffällig wirkender Mann, und der hatte versucht, ihn zu töten. Mat glaubte nicht, daß er ihn in einem vollen Raum überhaupt bemerkt hätte.

»Du hast eben Pech gehabt, mein Junge«, sagte er leicht bebend zu der Leiche. Plötzlich bestürmten ihn alle Erinnerungen an das, was passiert war. Die Straßenräuber in der gewundenen Gasse, das Klettern über die Dächer, dieser mörderische Bursche, der Sturz … Er blickte hoch zu der Brücke, und das Zittern überfiel ihn. *Ich muß verrückt gewesen sein. Ein kleines Abenteuer ist ja schön und gut, aber selbst Rogosh Adlerauge würde so was nicht freiwillig unternehmen.* Ihm wurde bewußt, daß er über einen toten Mann gebeugt dastand, der einen Dolch in der Brust stecken hatte. Es mußte nur jemand vorbeikommen und nach den Stadtwachen mit der Flamme von Tar Valon auf der Brust rufen. Das Dokument der Amyrlin mochte ihn ja in die Lage versetzen, sie wieder loszuwerden, aber möglicherweise erfuhr sie zu schnell davon. Dann würde er wieder in der Weißen Burg landen, ohne das Dokument, und man erlaubte ihm künftig nicht einmal mehr, das Burggelände zu verlassen.

Er wußte, daß er sich sofort auf den Weg zum Hafen machen und mit dem erstbesten Schiff lossegeln mußte, und wenn es ein verrotteter Kahn voll toter Fische war, doch seine Knie zitterten noch derart, daß er kaum gehen konnte. Er wollte sich wenigstens eine Minute lang irgendwo hinsetzen. Nur eine Minute, damit seine Knie sich beruhigten, und dann war er unterwegs zum Hafen.

Die Tavernen waren näher, aber er ging doch zu dem Speiselokal hinüber. Der Schankraum in einem Gasthaus war ein gemütlicher Ort, an dem sich ein Mann ausruhen konnte, ohne sich Gedanken darüber machen zu müssen, wer sich vielleicht von hinten anschlich. Aus den Fenstern fiel genug Licht, daß er das Schild lesen konnte. Eine Frau mit Zöpfen, die, wie er glaubte, einen Olivenzweig in der Hand hielt, und dazu die Worte: *Die Frau aus Tanchico*.

Die Frau aus Tanchico

Der Schankraum war hell erleuchtet und die Tische um diese Zeit nicht einmal mehr zu einem Viertel besetzt. Zwischen den Männern eilten ein paar Serviererinnen mit weißen Schürzen und Krügen voll Bier oder Wein umher. Unter den Klängen einer Laute unterhielten sich die Gäste leise. Einige der Gäste hatten Pfeifen im Mund, und ein Paar beugte sich über ein Spielbrett. Sie wirkten wie Schiffsoffiziere oder kleinere Kaufleute aus den niedrigeren Adelshäusern. Ihre Kleidung war gut geschnitten und aus feiner Wolle gefertigt, wies aber nicht die Gold- oder Silberstickereien der Reichen auf. Und ausnahmsweise einmal war kein Klicken und Rasseln von Würfeln zu hören. In den großen Kaminen an beiden Enden des Raums prasselten Feuer, aber selbst ohne deren Wärme lag eine gewisse innere Behaglichkeit über der Szenerie.

Der Harfner stand auf einem Tisch und rezitierte ›Mara und die drei närrischen Könige‹, wobei er sich selbst auf der Laute begleitete. Sein mit Gold und Silber eingelegtes Instrument hätte besser in einen Palast gepaßt. Mat kannte ihn. Er hatte Mat schon einmal das Leben gerettet.

Es war ein hagerer Mann, hochgewachsen, aber mit einer gebückten Haltung, die ihn weniger groß erscheinen ließ, und er humpelte, als er seine Stellung auf der Tischfläche wechselte. Selbst hier drinnen trug er seinen Umhang, der mit losen Flicken in hundert verschiedenen Farben benäht war. Er wünschte, daß jedermann klar sei, daß er ein Gaukler war. Sein langer Schnurrbart und die buschigen Augenbrauen waren genauso weiß wie sein dichtes Haar, und seine blauen Augen blickten beim Rezitieren traurig drein. Dieser Anblick kam genauso unerwartet wie der Mann selbst. Mat hatte Thom Merrilin nie als sorgengebeugten Mann kennengelernt.

Er setzte sich an einen Tisch, legte seine Sachen neben sich auf den Fußboden und bestellte zwei Krüge Wein. Die hübsche, junge Schankmaid blinzelte ihn an. »Zwei, junger Herr? Ihr wirkt gar nicht wie ein Trunkenbold.« Ihre Stimme klang neckend.

Er kramte in seiner Tasche herum und holte schließlich zwei Silberpfennige heraus. Der eine war für den Wein bestimmt, aber den anderen steckte er ihr ihrer schönen Augen wegen in die Hand. »Mein Freund wird sich zu mir setzen.«

Er wußte, daß Thom ihn gesehen hatte. Dem alten Gaukler war schier die Spucke weggeblieben, als Mat eintrat. Auch das war neu an ihm. Normalerweise ließ sich Thom nur äußerst selten so überraschen, daß er es zeigte. Sonst hätte höchstens ein Trolloc ihn dazu bringen können, mitten im Wort abzubrechen, meinte Mat. Als das Mädchen ihm die Weinkrüge und das Wechselgeld für den Wein brachte, ließ er ihn zunächst stehen und lauschte dem Ende der Geschichte.

»›Es war so, wie es von uns vorhergesagt wurde‹, sagte König Madel, während er versuchte, seinen langen Bart zu entwirren und den Fisch herauszuholen, der sich darin verfangen hatte.« Thoms Stimme schien beinahe ein Echo zu werfen. Der Schankraum wirkte in diesen Momenten wie der Saal eines Palastes. Seine Laute spottete der närrischen Bemühungen der drei Könige. »›Es war so, wie wir es vorausgesagt haben‹, verkündete Orander. Und er rutschte im Schlamm aus und schlug platschend lang hin. ›Es war so, wie wir schon vorher wußten‹, erklärte Kadar, der die Arme bis zu den Ellbogen im Fluß hatte, um nach seiner Krone zu suchen. ›Die Frau weiß nicht, wovon sie spricht. Sie ist eine Närrin!‹ Madel und Orander stimmten ihm laut zu. Nun hatte Mara endgültig genug. ›Ich habe ihnen jede Möglichkeit gegeben und noch mehr als das‹, knurrte sie leise. Sie steckte Kadars Krone zu den beiden anderen in ihre Tasche, kletterte auf ihren Karren, schnalzte mit der Zunge, um ihre Stute in Bewegung zu setzen, und fuhr geradewegs zu ihrem Dorf zurück. Und als Mara ihnen allen berichtet hatte, was geschehen war, wollten die Einwohner von Heape überhaupt keinen König mehr haben.« Er zupfte noch einmal das Hauptthema der närrischen Könige und ließ es in einem Crescendo ausklingen, das sich wie Lachen anhörte. Dann verbeugte er sich mit ausgebreiteten Armen und wäre fast vom Tisch gefallen.

Die Männer lachten und stampften mit den Füßen auf, obwohl jeder die Geschichte bestimmt schon viele Male gehört hatte. Sie verlangten nach mehr. Die Geschichte von Mara kam überall gut an; höchstens bei Königen nicht.

Thom stürzte beinahe, als er vom Tisch kletterte, und sein Gang war unsicherer, als das Hinken seines steifen Beins wegen erklären konnte. Er kam zu Mats Tisch herüber, legte ganz selbstverständlich seine Laute darauf, ließ sich auf den Stuhl vor dem zweiten Weinkrug fallen und sah Mat ausdruckslos an. Er hatte immer die scharfen Augen eines Adlers gehabt, doch nun schien er Schwierigkeiten damit zu haben.

»Gemeinsprache«, knurrte er. Seine Stimme klang noch immer tief, hallte aber nicht mehr so wie früher. »Die Geschichte klingt im Einfachen Gesang hundertmal besser, und tausendmal besser im Hochgesang, aber sie wollen

sie in der Gemeinsprache hören.« Ohne eine weiteres Wort vergrub er sein Gesicht im Weinkrug.

Mat konnte sich nicht daran erinnern, jemals bemerkt zu haben, daß Thom am Ende seiner Vorstellung die Laute nicht sofort wieder in ihrem festen Lederbehälter verstaut hatte. Er hatte ihn auch nie im geringsten betrunken erlebt. Es war eine Erleichterung, daß sich der Gaukler über sein Publikum beklagte. Thom hatte immer viel höhere Ansprüche gestellt als sie. Zumindest das hatte sich bei ihm nicht geändert.

Die Serviererin war wieder da, aber diesmal blinzelte sie nicht neckisch. »O Thom«, sagte sie leise, und dann wandte sie sich Mat zu. »Wenn ich gewußt hätte, daß er der Freund ist, den Ihr erwartet habt, dann hätte ich ihm nicht einmal für hundert Silberpfennige Wein gebracht.«

»Ich wußte nicht, daß er betrunken war«, protestierte Mat.

Aber ihre Aufmerksamkeit galt schon wieder Thom, und ihre Stimme klang viel sanfter: »Thom, du brauchst jetzt Ruhe. Wenn du es ihnen gestattest, lassen sie dich sonst Tag und Nacht deine Geschichten erzählen.«

Eine weitere Frau tauchte an Thoms anderer Seite auf und zog sich die Schürze über den Kopf hinweg aus. Sie war älter als die erste und nicht weniger hübsch. Die beiden hätten Schwestern sein können. »Ich habe das schon immer für eine sehr schöne Geschichte gehalten, Thom. Und du erzählst sie ganz wunderbar. Komm! Ich habe dir eine Wärmflasche ins Bett gesteckt, und du kannst mir vom Königshof in Caemlyn erzählen.«

Thom spähte in seinen Krug hinein, als sei er überrascht, ihn leer zu finden, pustete seine Schnurrbartenden weg und blickte von einer Frau zur anderen. »Hübsche Mada. Hübsche Saal. Habe ich euch je erzählt, daß mich in meinem Leben bereits zwei hübsche Frauen geliebt haben? Das ist mehr, als die meisten Männer von sich behaupten können.«

»Das hast du uns alles schon erzählt, Thom«, sagte die ältere der beiden Frauen traurig. Die jüngere funkelte Mat an, als sei alles seine Schuld.

»Zwei«, murmelte Thom. »Morgase hatte ihre Launen, aber ich glaubte, darüber hinwegsehen zu können, und so endete alles damit, daß sie mich umbringen wollte. Dena habe ich selbst umgebracht. Jedenfalls so gut wie. Kein großer Unterschied. Zwei Chancen habe ich gehabt, mehr als die meisten anderen, und ich habe beide vergeudet.«

»Ich kümmere mich um ihn«, sagte Mat. Nun funkelten ihn sowohl Mada wie auch Saal zornig an. Er lächelte sie strahlend an, aber das verfing nicht. Sein Magen knurrte vernehmlich. »Riecht es hier nicht nach Brathähnchen? Bringt mir bitte drei oder vier.« Die Frauen rissen die Augen auf und tauschten überraschte Blicke, als er hinzufügte: »Möchtest du auch etwas zu essen, Thom?«

»Ich hätte lieber etwas mehr von diesem guten andoranischen Wein.« Der Gaukler hob erwartungsvoll seinen Krug.

»Heute nacht gibt es keinen Wein mehr für dich, Thom.« Die ältere Frau hätte ihm am liebsten den Krug aus der Hand genommen, hätte er es zugelassen.

Die jüngere Frau fügte noch hinzu, wobei ihre Stimme gleichzeitig fest und doch bittend klang: »Iß doch ein wenig Hähnchen, Thom. Es ist sehr gut.«

Sie blieben beide so lange, bis der Gaukler ihnen versprach, etwas zu essen. Im Weggehen warfen sie Mat solche Blicke zu und schnieften dabei vernehmlich, daß er nur den Kopf schütteln konnte. *Seng mich, als wolle ich ihn dazu überreden, noch mehr zu trinken! Frauen! Aber die beiden haben hübsche Augen.*

»Rand sagte mir, daß du noch am Leben bist«, bemerkte er zu Thom, als sich Mada und Saal außer Hörweite befanden. »Moiraine hatte das ja schon immer behauptet. Aber ich hörte, du seist in Cairhien und wolltest von dort aus nach Tear.«

»Geht es Rand denn gut?« Thoms Blick klärte sich und wirkte beinahe so, wie Mat ihn von früher her kannte. »Das habe ich nicht unbedingt erwartet. Moiraine ist immer noch bei ihm, oder? Eine gutaussehende Frau. Überhaupt eine gute Frau, wenn sie keine Aes Sedai wäre. Wenn man mit so einer herummacht, verbrennt man sich nicht nur die Finger.«

»Warum hast du nicht unbedingt erwartet, daß es Rand gutgeht?« fragte Mat mißtrauisch. »Weißt du von etwas, das ihm schaden könnte?«

»Wissen? Ich weiß gar nichts, Junge. Ich vermute mehr, als gut für mich ist, aber ich weiß nichts.«

Mat ließ es dabei bewenden. *Nicht gut, seine Vermutungen auch noch zu bestärken. Und nicht gut, ihn wissen zu lassen, daß ich selbst mehr weiß, als gut für mich ist.*

Die ältere Frau, die Thom Mada nannte, kam mit drei Brathähnchen zurück, deren Haut knusprig braun war. Sie sah den weißhaarigen Mann besorgt an und warf Mat einen warnenden Blick zu, bevor sie wieder ging. Mat riß einen Schenkel ab und machte sich darüber her. Thom blickte finster in seinen leeren Krug und würdigte das Geflügel keines Blickes.

»Warum bist du hier in Tar Valon, Thom? Das ist der letzte Ort, an dem ich dich vermutet hätte, so, wie du den Aes Sedai gegenüberstehst. Ich hörte, daß du dein Geld in Cairhien verdientest.«

»Cairhien«, murmelte der alte Gaukler. Sein Blick trübte sich wieder. »Es ist so schwer, einen Mann zu töten, selbst wenn er den Tod verdient.« Er machte eine ausschweifende Bewegung mit einer Hand und hielt plötzlich ein Messer darin. Thom trug immer verborgene Messer bei sich. Er war vielleicht betrunken, aber das Messer in seiner Hand zitterte nicht. »Töte einen Mann, der es verdient, und manchmal müssen andere dafür bezahlen. Die Frage ist nur: War es die Tat wert? Es gibt immer einen Ausgleich für alles, weißt du? Gut und böse. Licht und Schatten. Wir wären keine Menschen, wenn sich nicht alles ausgleichen würde.«

»Steck das weg«, grollte Mat mit vollem Mund. »Ich will nicht von Töten sprechen.« *Licht, dieser Bursche liegt immer noch draußen auf der Straße. Seng mich, ich sollte eigentlich längst auf einem Schiff sein.* »Ich habe doch nur gefragt, warum du in Tar Valon bist. Falls du Cairhien verlassen mußtest, weil du jemanden umgebracht hast, dann will ich nichts davon wissen. Blut und Asche, wenn du es nicht schaffst, deinen Verstand aus dem Alkoholnebel zu ziehen und vernünftig mit mir zu sprechen, gehe ich auf der Stelle.«

Mit einem beleidigten Blick ließ Thom das Messer verschwinden. »Warum ich in Tar Valon bin? Ich bin hier, weil das der schlimmste Ort ist, an dem ich mich befinden könnte, außer möglicherweise Caemlyn. Das habe ich verdient, Junge. Einige der Roten Ajah erinnern sich noch an mich. Ich habe neulich Elaida auf der Straße gesehen. Wenn sie wüßte, daß ich hier bin, würde sie mir das Fell in Streifen über die Ohren ziehen und anschließend erst richtig unangenehm werden.«

»Ich habe nicht gewußt, daß du dich selbst so bemitleidest«, sagte Mat angewidert. »Willst du dich im Wein ersäufen?«

»Was weißt du denn davon, Junge?« fauchte Thom. »Werde ein paar Jahre älter, erlebe ein paar Dinge mehr, verliebe dich in ein oder zwei Frauen, und dann bist du weiser. Vielleicht, wenn dein Gehirn dazu ausreicht. Aaaaah! Du willst wissen, warum ich in Tar Valon bin? Warum bist du denn in Tar Valon? Ich erinnere mich daran, wie du vor Angst gezittert hast, als du erfuhrst, daß Moiraine eine Aes Sedai ist. Du hast dir fast in die Hosen gemacht, wenn jemand auch nur die Macht erwähnte. Was tust du denn in Tar Valon, wo überall Aes Sedai herumlaufen?«

»Ich verlasse Tar Valon. Das mache ich hier. Abhauen!« Mat verzog sein Gesicht. Der Gaukler hatte ihm das Leben gerettet und vielleicht noch mehr. Ein Blasser war darin verwickelt gewesen. Deshalb war Thoms rechtes Bein nun nicht mehr in Ordnung, und er hinkte. *Es kann auf einem Schiff nicht soviel Wein geben, daß er die ganze Zeit über betrunken bleibt.* »Ich gehe nach Caemlyn, Thom. Wenn du schon dein närrisches Leben für irgendwas riskieren willst, warum kommst du dann nicht mit?«

»Caemlyn?« fragte Thom nachdenklich.

»Caemlyn, Thom. Elaida wird früher oder später auch dorthin zurückkehren, also mußt du dir auch über sie Gedanken machen. Und meiner Erinnerung nach würdest du dir wünschen, daß Elaida dich gefangen hätte, falls dich Morgase in die Hände bekommt.«

»Caemlyn. Ja, Caemlyn paßt bestens zu meiner Stimmung.« Der Gaukler erblickte erst jetzt den Teller mit den Hähnchenknochen und fuhr zusammen. »Was hast du gemacht, Junge? Hast du sie dir in den Ärmel gestopft?« Von den drei Vögeln waren nur noch Knochen und Gerippe übrig, an denen ein paar verlorene Fetzen Fleisch hingen.

»Manchmal habe ich ziemlichen Hunger«, murmelte Mat. Es kostete ihn Mühe, sich nicht die Finger abzulecken. »Kommst du nun mit oder nicht?«

»Ach, ich komme schon mit, Junge.« Thom stand mühsam auf, aber er schien trotzdem nicht so unsicher auf den Beinen wie vorher. »Warte hier und versuche, nicht auch noch am Tisch zu nagen, während ich meine Sachen hole und auf Wiedersehen sage.« Er hinkte fort, kam aber nicht ein einziges Mal mehr ins Stolpern.

Mat trank ein wenig Wein und säuberte die Hähnchenknochen von dem letzten übriggebliebenen Fleisch. Er fragte sich, ob er noch eines bestellen solle, aber Thom kam bereits zurück. Auf seinem Rücken hingen seine Laute und Flöte in ihren dunklen Lederbehältern neben einer Deckenrolle. Er trug einen einfachen Wanderstock, der genauso lang war wie Thom selbst. Die beiden Serviererinnen kamen mit, jede an einer Seite. Mat war sicher, daß sie Schwestern waren. Die gleichen braunen Augen schauten mit dem gleichen Blick zu dem Gaukler auf. Thom küßte erst Saal und dann Mada. Er tätschelte ihre Wangen, während er bereits zur Tür unterwegs war und Mat mit einem Kopfrucken bedeutete, ihm zu folgen. Er war schon draußen, als Mat seine eigenen Sachen über der Schulter hatte und seinen Bauernspieß in die Hand nahm.

Die jüngere der beiden Frauen – Saal – hielt Mat an, als er die Tür erreichte. »Was Ihr ihm auch gesagt habt, ich werde Euch das mit dem Wein vergeben, obwohl Ihr ihn mit Euch fortnehmt. Ich habe ihn wochenlang nicht mehr so

lebhaft erlebt.« Sie drückte ihm etwas in die Hand, und als er nachschaute, riß er die Augen verwirrt auf. Sie hatte ihm eine Silbermark mit der Prägemarke von Tar Valon gegeben. »Für das, was Ihr ihm gesagt habt. Außerdem, wer immer Euch mit Essen versorgt, kümmert sich nicht genug um Euch. Aber Ihr habt trotzdem hübsche Augen.« Sie lachte über seinen verblüfften Gesichtsausdruck.

Mat mußte unwillkürlich auch lachen, als er auf die Straße trat und mit der Silbermünze in der Hand spielte. *So, hübsche Augen habe ich also?* Sein Lachen verging wie der letzte Tropfen in einem Weinfaß: Thom war da, aber die Leiche nicht. Aus den Fenstern der Tavernen weiter unten an der Straße fiel genug Licht auf die Pflastersteine, um ganz sicher zu sein. Die Stadtwache würde keine Leiche wegtragen, ohne Fragen zu stellen. Sie hätten bestimmt die Gäste der Tavernen und auch der *Frau aus Tanchico* befragt.

»Was guckst du so, Junge?« fragte Thom. »Es sind keine Trollocs hier in diesem Schatten verborgen.«

»Straßenräuber«, murmelte Mat. »Ich dachte an Straßenräuber.«

»In Tar Valon gibt es auch keine Straßenräuber oder Schläger, Junge. Wenn die Wache einen Räuber festnimmt – und es gibt nicht viele, die das hier überhaupt versuchen, denn Gerüchte verbreiten sich schnell –, dann schleift sie ihn zur Burg, und was die Aes Sedai auch mit ihm machen, jedenfalls verläßt er am nächsten Tag Tar Valon wieder mit den unschuldigen Augen einer Jungfrau. Wie ich hörte, behandeln sie eine Frau noch härter, wenn sie beim Klauen erwischt wird. Nein, die einzige Art, hier sein Geld loszuwerden, ist, wenn man poliertes Messing als Gold kauft oder wenn einer gezinkte Würfel verwendet. Straßenräuber gibt es hier nicht.«

Mat drehte sich auf dem Absatz um und ging an Thom vorbei in Richtung Hafen los. Sein Bauernspieß knallte auf die Pflastersteine, als könne er sich damit noch abstoßen und schneller laufen. »Wir werden das erste Schiff nehmen, das den Hafen verläßt. Das erste, Thom!«

Thoms Stock klapperte ihm hastig hinterher. »Langsam, Junge. Was hast du es denn so eilig? Es gibt eine Menge Schiffe. Tag und Nacht fahren welche ab. Mach langsam. Es gibt keine Straßenräuber hier.«

»Das erste verfluchte Schiff, Thom! Und wenn es am Sinken ist, wir werden trotzdem drauf sein!« *Wenn das keine Straßenräuber waren, was waren sie dann? Das müssen einfach Diebe gewesen sein. Was denn sonst?*

Das erste Schiff

Das Becken des Südhafens, von den Ogiern angelegt, war riesengroß, rund und von einer hohen Mauer aus dem gleichen mit Silber durchsetzten Stein erbaut wie der Rest Tar Valons. Bis auf eine Lücke zog sich der lange, überdachte Kai ganz um das Hafenbecken herum. Die Lücke ergab sich durch das breite Wassertor, das jetzt offenstand, um den Schiffen die Durchfahrt zum Fluß zu gestatten. Schiffe aller Größen lagen am Kai vertäut, meist mit dem Achterschiff voraus. Trotz der frühen Stunde eilten Schauerleute in groben, ärmellosen Hemden geschäftig umher und luden oder entluden Ballen und Kisten, Truhen und Fässer, entweder mit Hilfe von Tauen und Ladebäumen oder auf dem Rücken. Lampen hingen von den Dachbalken, beleuchteten den Kai und bildeten ein Lichtband, das sich um das schwarze Wasser im Becken herumzog. Kleine offene Boote huschten durch die Dunkelheit. Die viereckigen Laternen an den Heckmasten ließen sie wie Glühwürmchen erscheinen, die über den Hafen flogen. Sie waren allerdings nur dann klein, wenn man sie mit den Schiffen verglich; manche verfügten über bis zu sechs Ruderpaare.

Als Mat den immer noch knurrigen Thom durch ein Sandsteintor zur Treppe hinunter an den Kai führte, machten Besatzungsmitglieder gerade die Taue eines Dreimasters los, der keine zwanzig Schritt entfernt lag. Das Schiff war größer als die meisten anderen in Sichtweite. Es maß vielleicht fünfzehn oder zwanzig Spannen vom schnittigen Bug bis zum eckigen Heck. Das ebene Deck mit seinem Geländer darum lag beinahe auf gleicher Höhe wie der Kai. Das Wichtige daran war allerdings, daß es ablegte. *Das erste Schiff, das lossegelt.* Ein grauhaariger Mann kam über den Kai herangeschritten. Auf die Ärmel seines dunklen Mantels waren drei senkrechte Stücke Hanftau aufgenäht. Das wies ihn als Hafenmeister aus. Seine breiten Schultern deuteten an, daß er möglicherweise einst als Schauermann angefangen hatte und die Taue schleppte, die er jetzt am Ärmel trug. Er blickte kurz in Mats Richtung und blieb mit einemmal stehen. Auf seinem ledrigen Gesicht zeigte sich Überraschung. »An Euren Bündeln sehe ich, was Ihr vorhabt, Junge, doch das vergeßt Ihr besser wieder. Die Schwester zeigte mir eine Zeichnung von Euch. Ihr werdet kein Schiff im Südhafen betreten, Junge. Geht zurück, damit ich keinen Mann von der Wache abziehen muß, um Euch zu überwachen.«

»Was, unter dem Licht …?« knurrte Thom.

»Das hat sich geändert«, sagte Mat mit fester Stimme. Die Seeleute lösten gerade das letzte Tau. Die eingerollten dreieckigen Segel hingen wie dicke, blasse Bündel an den langen Rahen, aber jetzt machten die Männer die Ruder bereit. Er zog das Dokument der Amyrlin aus der Tasche und hielt es dem Hafenmeister unter die Nase. »Wie Ihr seht, bin ich im Auftrag der Amyrlin selbst unterwegs. Und ich muß mit diesem Schiff hier weg.«

Der Hafenmeister las den Text, und dann las er ihn noch mal. »So was habe ich noch nie im Leben gesehen. Warum sagt einem die Burg, Ihr dürftet nicht gehen, und dann gibt man Euch … das?«

»Fragt doch die Amyrlin, wenn Ihr wollt«, riet ihm Mat mit sanfter Stimme, als glaube er nicht, daß irgend jemand so dumm sei, das zu tun, »aber sie zieht mir und Euch das Fell über die Ohren, wenn ich nicht mit diesem Schiff segle.«

»Das schafft Ihr nicht«, sagte der Hafenmeister, aber er bildete doch mit den Händen einen Schalltrichter am Mund: »Ihr an Bord der *Grauen Möwe* dort! Haltet ein! Licht, seng euch, haltet ein!«

Der Bursche mit nacktem Oberkörper am Ruder blickte zurück und sprach dann mit einem hochgewachsenen Mann in einem dunklen Mantel mit Puffärmeln. Der große Mann blickte unverwandt die Besatzungsmitglieder an, die gerade die Ruder ins Wasser senkten. »Und alle zugleich!« rief er. Die Ruderblätter ließen das Wasser aufschäumen.

»Ich schaffe es«, fauchte Mat. *Ich sagte, das erste Schiff, und ich meinte das erste Schiff!* »Komm, los, Thom!«

Er wartete nicht darauf, daß der Gaukler ihm folgte, sondern rannte den Kai hinunter, wobei er um Männer und Karren herumkurven mußte, die mit ihrer Fracht dastanden. Die Lücke zwischen dem Heck der *Grauen Möwe* und dem Kai wurde breiter, als die Ruder fester ins Wasser eintauchten. Mat packte seinen Bauernspieß, schleuderte ihn wie einen Speer auf das Schiff, machte noch einen Schritt, und dann sprang er, so weit er nur konnte.

Das dunkle Wasser unter ihm wirkte eiskalt, aber einen Herzschlag später war er über die Reling des Schiffs und rollte sich auf dem Deck ab. Als er auf die Beine kam, hörte er hinter sich ein Grunzen und einen Fluch.

Thom Merrilin zog sich mit einem weiteren Fluch an der Reling hoch und kletterte an Deck. »Ich habe meinen Stock verloren«, knurrte er. »Ich werde einen neuen brauchen.« Er rieb sich das rechte Bein und blickte hinunter auf den immer breiter werdenden Wasserstreifen hinter dem Schiff. Er schauderte. »Ich habe doch heute schon

gebadet.« Der Rudergänger mit nacktem Oberkörper starrte erst Mat und dann ihn entgeistert an. Er packte das Ruder, als glaube er, sich gegen Verrückte zur Wehr setzen zu müssen.

Der hochgewachsene Mann schien beinahe genauso entgeistert. Seine blaßblauen Augen quollen heraus, und sein Mund bewegte sich, ohne einen Ton hervorzubringen. Sein dunkler Spitzbart zitterte vor Wut, und sein schmales Gesicht lief purpurrot an. »Beim Stein!« brüllte er schließlich. »Was soll das denn heißen? Ich habe auf diesem Schiff nicht einmal Platz für eine Katze, und selbst wenn, würde ich noch lange keine Vagabunden mitnehmen, die einfach auf mein Deck springen! Sanor! Vasa! Werft dieses Pack über die Reling!« Zwei erschreckend große Männer, barfuß und mit nacktem Oberkörper, richteten sich von den Taurollen auf und kamen zum Achterdeck herüber. Die Männer an den Rudern taten ihre Arbeit wie vorher, bückten sich, um die Ruderblätter anzuheben, machten drei Schritte auf dem Deck nach vorn, richteten sich auf und gingen wieder zurück. So brachten sie das Schiff langsam in Fahrt.

Mat wedelte dem bärtigen Mann mit dem Dokument der Amyrlin vor der Nase herum. Er nahm an, es müsse der Kapitän sein. Mit der anderen Hand fischte er eine Goldkrone aus seiner Manteltasche. Dabei achtete er trotz seiner Hast darauf, daß der Bursche auch die anderen Münzen sehen konnte. Er warf dem Mann die Goldkrone zu und sprach schnell, wobei er unablässig mit dem Dokument herumfuchtelte: »Wiedergutmachung für unser seltsames Eindringen, Kapitän. Unsere Passage bezahlen wir außerdem. Wir sind im Auftrag der Weißen Burg unterwegs. Auf persönlichen Befehl des Amyrlin-Sitzes. Es ist wichtig, daß wir sofort lossegeln. Nach Aringill in Andor. Größte Eile ist geboten. Der Segen der Weißen Burg gilt allen, die uns behilflich sind, und der Zorn der Burg allen, die uns hindern.«

Als Mat sicher war, daß der Mann die Flamme von Tar Valon gesehen hatte, aber möglichst nicht viel mehr, faltete er das Blatt wieder und steckte es weg. Er beäugte nervös die beiden Kraftprotze, die sich an die Seite des Kapitäns begaben – *Seng mich, die haben beide Arme wie Perrin!* –, und wünschte sich, er hätte seinen Bauernspieß in der Hand. Er konnte ihn weiter hinten an Deck liegen sehen. So bemühte er sich, selbstsicher und unbeirrbar zu wirken, wie die Sorte von Mann, der man sich besser nicht in den Weg stellt, ein Mann, hinter dem die Macht der Weißen Burg stand. *Ziemlich weit hinter mir, hoffe ich.* Der Kapitän blickte Mat zweifelnd und Thom noch finsterer an, wie der so in seinem Gauklerumhang nicht gerade sicheren Fußes dastand, aber er bedeutete Sanor und Vasa stehenzubleiben. »Ich möchte es mir mit der Burg nicht verderben. Seng meine Seele, in der ganzen Zeit, wo mich der Flußhandel von Tear heraufführte in dieses Nest von … habe ich mir schon zuviel Ärger eingehandelt …« Er lächelte ein wenig angespannt. »Aber ich habe die Wahrheit gesagt. Beim Stein, es ist wirklich so! Ich habe sechs Passagierkabinen, und alle sind besetzt. Für eine weitere Goldkrone von jedem könnt Ihr an Deck schlafen und mit der Besatzung essen.«

»Das ist ja wohl lächerlich!« fauchte Thom. »Es ist mir gleich, was der Krieg flußabwärts angerichtet hat, aber dieser Preis ist absurd!« Die beiden klotzigen Seeleute nahmen eine drohende Haltung ein.

»Das ist der Preis«, sagte der Kapitän mit fester Stimme. »Ich will mich mit niemandem anlegen, aber sonst geht eben nichts hier an Bord meines Schiffes. Ihr zahlt den Preis, oder Ihr geht über Bord, und dann kann die Amyrlin Euch ja persönlich abtrocknen. Und das hier behalte ich für die Schwierigkeiten, die Ihr mir gemacht habt. Danke schön.« Er steckte die Goldkrone, die ihm Mat zugeworfen hatte, in eine Tasche unter den Puffärmeln seines Mantels.

»Wieviel wollt Ihr für eine der Kabinen?« fragte Mat. »Allein für uns. Ihr könnt ja den Passagier zu jemand anderem mit hineinstecken.« Er wollte nicht draußen in der kalten Nacht schlafen. *Wenn man einen solchen Burschen nicht einfach übertölpelt, dann stiehlt er einem die Hosen und behauptet noch, er hätte dir einen Gefallen getan.* Sein Magen knurrte vernehmlich. »Und wir essen, was Ihr selbst eßt, und nicht mit der Mannschaft zusammen. Und auch noch reichlich!«

»Mat«, sagte Thom, »ich bin derjenige, der hier betrunken sein sollte.« Er wandte sich dem Kapitän zu, wobei er seinen Flikkenumhang genau wie die Instrumentenbehälter deutlich zur Schau stellte. »Wie Ihr schon bemerkt haben dürftet, Kapitän, bin ich ein Gaukler.« Selbst hier draußen an Deck schien seine Stimme plötzlich ein Echo zu werfen. »Als Gegenleistung für unsere Passagen werde ich gern Eure Passagiere und die Besatzung unterhalten …«

»Meine Besatzung ist an Bord, um zu arbeiten, und nicht, um sich unterhalten zu lassen.« Der Kapitän strich sich über seinen Spitzbart. Seine blassen Augen blickten Mat abschätzend an. »Also Ihr hättet gern eine Kabine, wie?« Er lachte laut auf. »Und meine Mahlzeiten? Na ja, Ihr könnt meine eigene Kabine und meine Mahlzeiten dazu haben. Das kostet aber jeden von Euch fünf Goldkronen. Andoranisches Gewicht!« Das waren die schwersten. Er begann, so schallend zu lachen, daß er beinahe ins Keuchen kam. Sanor und Vasa an seinen Seiten grinsten breit. »Für zehn Kronen bekommt Ihr meine Kabine und mein Essen, und ich ziehe zu den Passagieren und esse mit der Besatzung.

Seng meine Seele, das tue ich glatt! Beim Stein, ich schwöre es! Für zehn Goldkronen …« Er konnte vor Lachen nicht mehr weitersprechen.

Er lachte immer noch, schnappte nach Luft und wischte sich Tränen aus den Augen, da zog Mat seine beiden Geldbörsen heraus. Das Lachen hörte auf, als Mat ihm dann fünf Kronen in die Hand abzählte. Der Kapitän blinzelte ungläubig, und die beiden Seeleute wirkten wie vor den Kopf geschlagen.

»Andoranisches Gewicht, habt Ihr gesagt?« fragte Mat. Es war schwer, das ohne eine Waage festzustellen, und so legte er zur Sicherheit sieben weitere Kronen auf den Stapel. Zwei kamen wirklich aus Andor, und er glaubte, daß die anderen insgesamt das richtige Gewicht auf die Waage bringen würden. *Jedenfalls ist das genug für diesen Burschen.* Einen Augenblick später legte er noch mal zwei Goldkronen aus Tear obenauf. »Für denjenigen, den Ihr aus der Kabine werfen müßt, obwohl sie wahrscheinlich schon bezahlt wurde.« Er glaubte nicht daran, daß die Passagiere wirklich auch nur eine Kupfermünze davon in die Finger bekämen, aber manchmal zahlte sich Großzügigkeit aus. »Oder wolltet Ihr sowieso mit ihnen teilen? Nein, natürlich nicht. Sie sollten schon eine Entschädigung dafür bekommen, daß sie sich mit den anderen zusammendrängen müssen. Ihr müßt keineswegs mit Eurer Besatzung speisen, Kapitän. Ihr könnt jederzeit mit Thom und mir gemeinsam in Eurer Kabine essen.« Thom sah ihn genauso entgeistert an wie die anderen.

»Seid Ihr …?« Der Bärtige flüsterte nur noch heiser. »Seid Ihr … zufällig vielleicht … ein junger Lord, der inkognito reist?«

»Ich bin kein Lord«, lachte Mat. Er hatte wirklich Grund genug zu lachen. Die *Graue Möwe* befand sich jetzt schon weit draußen, mitten in der Dunkelheit des Hafenbeckens. Das Lichtband des Kais deutete auf die schwarze Lücke, die jetzt nicht mehr weit entfernt war, wo das Wassertor den Weg auf den Fluß wies. Die Ruder trieben das Schiff jetzt schnell darauf zu. Die Männer schwenkten bereits die langen, geneigten Segelbäume herum und bereiteten sich darauf vor, die Segel zu entfalten. Und mit Gold in der Hand schien der Kapitän auch nicht mehr gewillt, irgend jemanden über Bord zu werfen. »Falls Ihr nichts dagegen habt, Kapitän, könnten wir dann jetzt unsere Kabine sehen? Eure Kabine, meine ich. Es ist schon spät, und ich würde gern ein paar Stunden schlafen.« Sein Magen beklagte sich. »Und etwas essen!«

Während das Schiff den Bug in die Schwärze hineinschob, führte der Bärtige sie eine Leiter hinunter in einen kurzen, engen Gang, der zu beiden Seiten in geringen Abständen Türen aufwies. Dann entfernte der Kapitän einige seiner Sachen aus der Kabine. Sie war genauso breit wie das Heck des Schiffes. Das Bett und alle Möbel waren an die Wand angebaut, bis auf zwei Stühle und ein paar Truhen. Mat und Thom richteten sich daraufhin ein. Mat merkte denn auch schnell, daß der Mann keineswegs irgendwelche Passagiere ihretwegen aus ihrem Quartier warf. Er hatte zuviel Respekt vor dem Geld, das sie bezahlt hatten, und vielleicht auch vor ihnen selbst, um das zu tun. So nahm der Kapitän die Kabine seines Ersten Offiziers, und der würde das Bett des Zweiten beziehen. Jeder gab es an den Nächstunteren weiter, bis schließlich der Obermaat zum Schlafen mit zur Besatzung ins Mittelschiff mußte.

Mat hielt das, was er so erfahren konnte, nicht unbedingt für wichtig, aber er lauschte trotzdem aufmerksam allem, was der Mann sagte. Es war immer gut, nicht nur zu wissen, wohin man sich begab, sondern auch, mit wem man es zu tun hatte, sonst konnte es passieren, daß man Stiefel und Mantel loswurde und barfuß durch den Regen nach Hause mußte.

Der Kapitän kam aus Tear und hieß Huan Mallia. Als er seine erste Verblüffung schließlich überwunden hatte, sprach er lang anhaltend auf Mat und Thom ein. Er sei nicht von adliger Abstammung, sagte er, nein, er nicht, aber er wolle deshalb noch lange nicht, daß man ihn für einen Narren hielt. Ein junger Mann mit mehr Gold in der Tasche, als ein junger Mann eben rechtmäßig besitzen sollte, könnte ja auch ein Dieb sein. Aber andererseits wußte ja jeder, daß Diebe niemals mit ihrer Beute aus Tar Valon entkamen. Ein junger Mann, der wohl wie ein Bauernjunge angezogen war, sich aber mit der Selbstsicherheit eines Lords bewegte, was er jedoch zu sein abstritt … »Beim Stein, ich behaupte ja nicht, Ihr seid einer, wenn Ihr mir das Gegenteil versichert.« Mallia blinzelte und schmunzelte und zupfte sich an der Bartspitze. Ein junger Mann mit einem Dokument, das das Siegel des Amyrlin-Sitzes trug, und der nach Andor unterwegs war. Es war kein Geheimnis, daß Königin Morgase Tar Valon besucht hatte, auch wenn ihre Gründe dafür nicht bekannt waren. Für Mallia stand es fest, daß etwas zwischen Caemlyn und Tar Valon im Gange war. Und Mat und Thom waren Kuriere – für Morgase, wie er Mats Akzent nach glaubte. Alles, was er tun konnte, um bei einer so großen Sache behilflich zu sein, würde er mit Vergnügen tun; nicht, daß er aber seine Nase in Dinge stecken wolle, die ihn nichts angingen.

Mat tauschte überraschte Blicke mit Thom, der seine Instrumentenbehälter soeben unter einem an die Wand angebauten Tisch verstaute. Der Raum wies an beiden Seiten zwei kleine Fenster auf, und ein Lampenpaar auf einem zweiarmigen Leuchter sorgte für Beleuchtung. »Das ist Unsinn«, sagte Mat.

»Natürlich«, bekräftigte Mallia. Er richtete sich auf, nachdem er Kleidungsstücke aus einer Truhe am Fuß des Bettes geholt hatte, und lächelte: »Natürlich.« In einem Hängeschrank schienen sich Flußkarten zu befinden, die er benötigte. »Ich sage ja schon nichts mehr.«

Aber er war neugierig, auch wenn er es zu verbergen versuchte, und er plauderte weiter und bohrte dabei ganz schön hartnäckig. Mat hörte zu und beantwortete die Fragen mit einem Grunzen oder Achselzucken oder ein oder zwei Worten, während Thom noch weniger sagte. Der Gaukler schüttelte nur immer wieder den Kopf und verstaute seine Habseligkeiten.

Mallia war sein Leben lang Flußschiffer gewesen, obwohl er immer davon träumte, zur See zu fahren. Er sprach von fast allen Ländern außer Tear recht abwertend; nur Andor kam dabei noch besser weg, aber auch das Lob, das er schließlich herausbrachte, klang unwillig, obwohl er sich alle Mühe gab. »Gute Pferde in Andor, wie ich gehört habe. Nicht schlecht. Nicht so gut wie jene in Tear, aber gut genug. Ihr macht guten Stahl und gute Eisenwaren, auch aus Bronze und Kupfer – ich habe das oft genug befördert, auch wenn Eure Preise gesalzen sind – aber Ihr habt ja auch diese Bergwerke in den Verschleierten Bergen. Auch Goldminen. Wir in Tear müssen uns unser Gold verdienen.«

Am schlechtesten kam bei ihm Mayene weg. »Noch weniger ein Land zu nennen als Murandy. Eine Stadt und ein paar Meilen Land. Sie unterbieten den Ölpreis unserer guten Oliven, nur weil ihre Schiffer wissen, wie man die Ölfischschwärme aufspürt. Sie haben kein Recht, sich überhaupt eine Nation zu schimpfen.«

Er haßte Illian. »Eines Tages brandschatzen wir Illian und schleifen jede Stadt und jedes Dorf und säen Salz auf ihrem schmutzigen Boden.« Mallias Bart hätte wohl beinahe Funken gesprüht, so wütend war er auf dieses angeblich so schmutzige Land Illian. »Selbst ihre Oliven sind ranzig! Eines Tages legen wir jedes einzelne dieser illianischen Schweine in Ketten! Das sagt der Hochlord Samon auch!«

Mat fragte sich, ob der Mann darüber nachgedacht hatte, was Tear mit all diesen Gefangenen anfangen würde, sollte das einmal Wahrheit werden. Man würde den Illianern zu essen geben müssen, und in Ketten konnten sie nicht einmal arbeiten. Das ergab für ihn keinen Sinn, doch Mallias Augen glänzten, als er davon sprach.

Nur Narren ließen sich von einem König oder einer Königin regieren, also von einem einzigen Mann oder einer einzigen Frau. »Außer im Fall von Königin Morgase natürlich«, warf er hastig ein. »Wie ich gehört habe, ist sie eine gute Frau. Auch noch schön, wie man mir sagte.« Lauter Narren, die sich vor einem Narren verneigten. Die Hochlords regierten Tear gemeinsam, faßten gemeinsam ihre Entschlüsse, und so sollte es auch sein. Die Hochlords wußten schon, was richtig und gut und wahr sei. Besonders Hochlord Samon. Niemand handelte falsch, wenn er den Hochlords gehorchte. Besonders Hochlord Samon.

Doch von Königen und Königinnen und sogar von Illian abgesehen, haßte Mallia etwas noch mehr, auch wenn er das zu verbergen versuchte. Aber er redete soviel, um herauszufinden, was sie vorhätten, und der Klang seiner eigenen Stimme brachte ihn so auf Touren, daß er mehr herausließ, als er eigentlich wollte.

Sie mußten bestimmt viel herumreisen, wenn sie einer großen Königin wie Morgase dienten. Sie mußten auch schon viele Länder gesehen haben. Er träumte von der Seefahrt, denn so konnte er Länder sehen, von denen er vorher nur gehört hatte, und dann konnte er vielleicht die Ölfischschwärme der Mayener finden und das Meervolk und die dreckigen Illianer im Ölhandel ausstechen. Und das Meer war weit von Tar Valon entfernt. Das müßten sie doch verstehen, denn sie kamen auf ihren Reisen auch an Orte und zu Leuten, mit denen sie nichts zu tun haben wollten, außer halt auf Befehl von Königin Morgase.

»Es hat mir nie gepaßt, in Tar Valon anlegen zu müssen und nie zu wissen, wer vielleicht die Macht benützt.« Das Wort ›Macht‹ spie er beinahe aus. Aber seit er gehört hatte, was Hochlord Samon sagte … »Seng meine Seele, ich habe ein Gefühl, als hätte ich Würmer im Bauch, wenn ich nur ihre Weiße Burg sehe und weiß, was sie im Schilde führen.«

Hochlord Samon hatte gesagt, die Aes Sedai planten, die ganze Welt zu erobern. Sie wollten alle Nationen vernichten und ihren Fuß an den Hals jedes braven Mannes setzen. Samon hatte gesagt, Tear könne nicht einfach nur die Macht vom eigenen Land fernhalten und ansonsten glauben, das reiche. Samon hatte gesagt, der Tag des Ruhms für Tear sei nahe, und Tar Valon stehe zwischen Tear und seinem ihm zustehenden Ruhm.

»Da gibt es keinen anderen Weg. Früher oder später muß jede Aes Sedai, bis hin zur letzten, gejagt und getötet werden. Hochlord Samon meint, die anderen könne man retten – die jungen, die Novizinnen, die Aufgenommenen –, wenn man sie in den Stein bringt, doch die anderen müssen ausgelöscht werden. Das sagt Hochlord Samon. Die Weiße Burg muß zerstört werden.«

Einen Augenblick lang stand Mallia mitten in der Kabine, die Arme voll mit Kleidungsstücken, Büchern und zusammengerollten Karten, sein Haar berührte beinahe die Deckenbalken, und so starrte er mit seinen blaßblauen

Augen ins Leere, während die Weiße Burg zusammenstürzte. Dann fuhr er jedoch zusammen, da ihm wohl klar wurde, was er da gesagt hatte. Sein Spitzbart wackelte nervös.

»Das … das sagt er. Ich … ich für meinen Teil glaube, das geht vielleicht ein bißchen zu weit. Hochlord Samon … Er redet so, daß ein Mann manchmal übers Ziel hinausschießt. Wenn Caemlyn ein Bündnis mit der Burg schließen kann, dann wohl auch Tear.« Er schauderte offensichtlich unbewußt. »Das meine ich jedenfalls.«

»Wie Ihr meint«, sagte Mat, und in ihm brodelte es. Er hätte den Mann am liebsten kräftig auf den Arm genommen. »Ich glaube, Kapitän, Euer Vorschlag trifft den Nagel auf den Kopf. Aber holt Euch nicht nur ein paar Aufgenommene. Bittet ein oder zwei Dutzend Aes Sedai, nach Tear zu kommen. Überlegt doch mal, wie mächtig der Stein von Tear wäre, wenn ihm zwei Dutzend Aes Sedai zur Verfügung stünden!«

Mallia schauderte erneut. »Ich schicke einen Mann nach meiner Geldtruhe«, sagte er steif und stolzierte hinaus.

Mat blickte finster auf die sich schließende Tür. »Ich glaube, das hätte ich nicht sagen sollen.«

»Ich weiß gar nicht, wie du darauf kommst«, meinte Thom trocken. »Als nächstes erzählst du sicher dem kommandierenden Lordhauptmann der Weißmäntel, daß er die Amyrlin heiraten soll.« Seine Augenbrauen sanken wie zwei weiße Raupen herunter. »Hochlord Samon. Ich habe noch nie von einem Hochlord Samon gehört.«

Nun war Mat mit dem gleichen trockenen Sarkasmus an der Reihe. »Na ja, selbst du kannst nicht alles darüber wissen, welche Könige und Königinnen und Adlige es gibt, Thom. Ein oder zwei könnten deiner Aufmerksamkeit entgangen sein.«

»Ich kenne die Namen aller Könige und Königinnen, Junge, und auch die sämtlicher Hochlords von Tear. Ich schätze, sie haben vielleicht einen der kleineren Lords vom Land erhoben, aber andererseits hätte ich davon gehört, wenn ein alter Hochlord gestorben wäre. Wenn du lieber ein paar arme Burschen aus ihrer Kabine geworfen hättest und nicht gerade den Kapitän, hätten wir jeder ein eigenes Bett, wenn auch vielleicht ein wenig eng und hart. Jetzt müssen wir uns Mallias Bett teilen. Ich hoffe, du schnarchst nicht, Junge. Ich kann Schnarchen nicht ausstehen.«

Mat knirschte mit den Zähnen. Wie er sich erinnerte, schnarchte Thom derart, daß es klang wie in einer Sägemühle. Das hatte er vergessen.

Es war dann einer der beiden ungeschlachten Männer – entweder Sanor oder Vasa; seinen Namen nannte er nicht –, der kam und die eisenbeschlagene Geldtruhe des Kapitäns unter dem Bett hervorzog. Er sagte kein Wort, verbeugte sich nur knapp, blickte finster zu ihnen herüber, als er glaubte, sie bemerkten es nicht, und ging wieder.

Mat fragte sich langsam, ob das Glück, das ihm die ganze Nacht über hold gewesen war, ihn nun verlassen habe. Er mußte Thoms Schnarchen ertragen, und um die Wahrheit zu sagen, es war vielleicht doch nicht die allerbeste Wahl gewesen, ausgerechnet auf dieses Schiff zu springen und ein Dokument vorzuzeigen, das von der Amyrlin unterschrieben und mit der Flamme von Tar Valon gesiegelt war. Ohne weiteres Nachdenken zog er einen der zylindrischen Würfelbecher heraus, öffnete die Deckelklappe und kippte den Becher über dem Tisch aus.

Es waren Punktwürfel, und fünf einzelne Punkte blickten ihn nun an. Bei einigen Spielen nannte man das die Augen des Dunklen Königs. In denen verlor man mit dieser Konstellation, während man bei anderen Spielen damit gewann. *Aber welches Spiel spiele ich eigentlich?* Er hob die Würfel auf, schüttelte den Becher und ließ sie erneut rollen. Wieder fünf einzelne Punkte. Ein weiterer Wurf, und zum drittenmal blinzelten ihn die Augen des Dunklen Königs an.

»Wenn du diese Würfel dazu benützt hast, all das Gold zu gewinnen«, sagte Thom ruhig, »dann wundert es mich nicht im geringsten, daß du mit dem ersten möglichen Schiff abhauen mußtest.« Er zog das Hemd gerade aus und hatte es halb über dem Kopf, als er das sagte. Seine Knie waren knochig, und seine Beine schienen nur aus Muskeln und Sehnen zu bestehen. Das rechte war ein wenig geschrumpft. »Junge, ein zwölfjähriges Mädchen würde mit dem Messer auf dich losgehen, wenn sie ahnte, daß du solche gezinkten Würfel im Spiel mit ihr verwendest.«

»Es liegt nicht an den Würfeln«, knurrte Mat. »Es ist mein Glück.« *Das Glück der Aes Sedai? Oder das Glück des Dunklen Königs?* Er schob die Würfel in den Becher zurück und schloß ihn.

»Ich glaube«, sagte Thom, der nun ins Bett kletterte, »du wirst mir wohl nicht erzählen, wo du das ganze Gold herhast, oder?«

»Ich habe es gewonnen. Heute nacht. Mit ihren eigenen Würfeln.«

»Oho! Und ich schätze, du wirst mir auch nichts über dieses Papier erzählen, das du überall herumzeigst? Ich habe das Siegel gesehen, Junge! Oder was das ganze Geschwätz von einem Auftrag der Weißen Burg bedeutet und wieso der Hafenmeister eine Beschreibung der Aes Sedai von dir hatte?«

»Ich bringe einen Brief von Elayne zu Morgase, Thom.« Mat sagte das viel geduldiger, als es seiner Laune entsprach. »Nynaeve hat mir das Dokument gegeben. Ich weiß nicht, woher sie es hatte.«

»Also, wenn du mir sonst nichts erzählst, werde ich jetzt schlafen. Lösch die Lampen aus, ja?« Thom rollte sich

zur Seite und zog sich ein Kissen über den Kopf.

Auch nachdem Mat sich bis auf die Unterwäsche ausgezogen hatte und unter die Decken gekrochen war – die Lampen hatte er zuvor ausgeblasen –, fand er keinen Schlaf. Dabei hatte Mallia immerhin eine gute Matratze zurückgelassen. In bezug auf Thoms Schnarchen hatte er recht gehabt, und das Kissen dämpfte die Geräusche nicht. Es klang, als säge Thom Holz gegen die Faser und noch dazu mit einer rostigen Säge. Außerdem konnte er nicht mit dem Grübeln aufhören. Wie hatten Nynaeve und Egwene nur dieses Dokument von der Amyrlin bekommen können? Sie mußten direkt mit ihr zu tun haben, vielleicht in irgendeine dieser Intrigen der Weißen Burg verwickelt sein, aber wenn er es recht bedachte, mußten sie wohl auch selbst vor der Amyrlin Geheimnisse haben.

»›Bitte, Mat, bring meiner Mutter einen Brief‹«, sagte er leise mit hoher, spöttischer Stimme. »Narr! Die Amyrlin hätte doch einen Behüter geschickt, um einen Brief der Tochter-Erbin an die Königin zu überbringen. Blinder Narr! Ich war so darauf versessen, aus der Burg rauszukommen, daß ich das übersehen habe.« Thoms Schnarchen schien Zustimmung auszudrücken.

Aber am meisten grübelte er über das Glück nach und über Straßenräuber.

Als etwas dumpf gegen das Heck prallte, registrierte er das zunächst gar nicht. Er achtete auch nicht auf ein Plumpsen und Herumtapsen auf dem Deck über ihnen und auf die folgenden Stiefelschritte. Es gab auf einem Schiff immer genug Geräusche, und es mußte sich ja wohl jemand an Deck befinden, um das Schiff flußabwärts zu steuern. Aber dann vermischten sich leise Schritte im Gang nahe ihrer Kabinentür mit dem Gedanken an Straßenräuber, und er begann zu lauschen.

Er stieß Thom mit dem Ellbogen in die Rippen. »Wach auf«, sagte er leise. »Es ist jemand draußen auf dem Flur.« Er glitt bereits vom Bett und hoffte, daß der Fußboden – *Deck, Boden oder was auch zum Teufel sonst!* – nicht unter seinem Gewicht knarren werde. Thom grunzte, schmatzte mit den Lippen und fing wieder zu schnarchen an.

Er hatte keine Zeit mehr, sich um Thom zu kümmern. Die Schritte ertönten bereits direkt vor ihrer Tür. Mat nahm seinen Bauernspieß in die Hand, drückte sich an die Wand und wartete.

Die Tür schwang langsam auf, und er konnte im schwachen Mondschein, der durch die offene Luke von oben hereindrang, zwei vermummte Männer erkennen, einer hinter dem anderen stehend. Der Mondschein schimmerte auf nackten Messerklingen. Beide Männer schnappten überrascht nach Luft, denn sie hatten offensichtlich nicht erwartet, daß jemand auf sie wartete.

Mat stieß mit dem Bauernspieß zu und erwischte den vorderen Mann hart unterhalb des Rippenbogens. Beim Zustoßen hörte er im Innern die Stimme seines Vaters. *Das ist ein Todesstoß, Mat. Benütze ihn nur, wenn dein Leben in Gefahr ist!* Aber diese Messer sprachen eine deutliche Sprache, und in der Kabine war nicht genug Platz, um mit dem Stock auszuholen und ihn zu schwingen.

Im gleichen Moment, als der Mann erstickt gurgelte und zu Boden sank, wo er vergeblich nach Luft rang, trat Mat vor und trieb das Ende des Bauernspießes mit voller Wucht dem zweiten Mann in die Kehle. Es knirschte vernehmlich. Der Bursche ließ das Messer fallen, griff nach seinem Hals und stürzte neben seinem Kumpan zu Boden, wo beide mit den Beinen zuckten. Todesröcheln erklang aus zwei Kehlen.

Mat stand da und starrte auf sie hinab. *Zwei Männer. Nein, seng mich, jetzt sind es schon drei! Ich glaube nicht, daß ich vorher schon jemandem ernstlich weh getan habe, und nun habe ich in einer Nacht drei Männer getötet. Licht!* Der dunkle Gang lag wieder still da, aber vom Deck her hörte er das Tapsen von Stiefeln. Die Besatzungsmitglieder liefen alle barfuß herum.

Er bemühte sich, gar nicht erst nachzudenken, sondern zog dem einen toten Mann den Umhang aus und legte ihn sich um die Schultern. Das helle Leinen seiner Unterwäsche war so verborgen. Barfuß schlich er durch den Gang und kletterte die Leiter hoch. Vorsichtig spähte er über den Rand der Luke.

Fahles Mondlicht wurde von den straffen Segeln reflektiert, doch die Schatten der Nacht lagen noch dicht auf dem Deck. Er hörte keinen Laut, abgesehen vom Rauschen des Wassers an den Seiten des Schiffs. Nur ein Mann schien sich an Deck zu befinden. Er stand am Ruder und hatte seine Kapuze der Kühle wegen über den Kopf gezogen. Der Mann wechselte die Stellung, und die Ledersohlen von Stiefeln knirschten leise auf den Planken.

Er hielt den Bauernspieß ganz tief unten und hoffte, der Mann werde ihn nicht bemerken. Dann kletterte Mat hinauf. »Er ist tot«, flüsterte er leise und heiser.

»Ich hoffe, er hat gequiekt, als du ihm die Kehle durchgeschnitten hast.« Mat erinnerte sich an die Stimme mit ihrem starken Akzent. Er hatte sie auf dieser gewundenen Seitenstraße in Tar Valon gehört. »Dieser Junge, er macht uns einfach zu viele Schwierigkeiten. Wartet! Wer seid Ihr?«

Mat schwang den Stock mit aller Kraft. Das schwere Holz krachte auf den Kopf des Mannes nieder. Die Kapuze

dämpfte nur teilweise einen Laut, als fiele eine Melone auf den Boden.

Der Mann sank auf das Ruder und schob es mit seinem Gewicht zur Seite. Das Schiff schwankte, und Mat kam ins Taumeln. Aus den Augenwinkeln sah er, wie sich eine Gestalt im Schatten an der Reling aufrichtete, und das Schimmern einer Klinge. Er wußte, daß er seinen Stock nicht mehr rechtzeitig herumreißen konnte, bevor ihn diese Klinge durchbohrte. Etwas Blinkendes flirrte durch die Nacht und schlug mit einem dumpfen Aufschlag in der schwarzen Gestalt ein. Die Aufwärtsbewegung ging in einen Sturz über, und der Mann lag fast vor Mats Füßen.

Unter Deck erhob sich Stimmengewirr, als das Schiff erneut herumschwang. Das Ruder verschob sich wieder unter dem Gewicht des ersten Mannes.

Thom hinkte in Umhang und Unterwäsche gekleidet von der Luke her und schob die Klappe von der Öffnung einer Schiffslaterne. »Du hast Glück gehabt, Junge. Einer von denen unten hatte diese Laterne dabei. Hätte das ganze Schiff in Brand setzen können, wie sie so dalag.« Im Laternenschein sah Mat, daß in der Brust des Mannes vor ihm ein Messer steckte. Die Augen des Mannes waren weit aufgerissen und blickten starr. Mat hatte ihn nie zuvor gesehen, denn er war sicher, er hätte sich an einen Mann mit so vielen Narben im Gesicht erinnert. Thom stieß einen Dolch von der ausgestreckten Hand des Mannes weg, beugte sich nieder, zog sein eigenes Messer aus der Brust des Mannes und wischte es am Umhang des Toten ab. »Sehr viel Glück, Junge. Wirklich sehr viel Glück.«

An der Reling am Heck war ein Seil angebunden. Thom ging hinüber und leuchtete mit der Laterne am Heck hinunter. Am anderen Ende des Seils schwankte eines der kleinen Boote aus dem Südhafen. Seine eckige Laterne hatte man gelöscht. Zwei Männer standen neben den eingezogenen Rudern.

»Der Große Lord soll mich holen, das ist er!« keuchte einer davon. Der andere begann hastig, den Knoten des Seils zu lösen.

»Willst du die beiden auch noch töten?« fragte Thom mit hallender Stimme, als trete er gerade in irgendeinem Saal auf.

»Nein, Thom«, sagte Mat ruhig. »Nein.«

Die Männer im Boot mußten wohl die Frage gehört haben, aber nicht die Antwort. Sie ließen das Boot Boot sein und sprangen unter großem Getöse ins Wasser. Mat und Thom hörten sie geräuschvoll im Fluß davonschwimmen.

»Narren«, knurrte Thom. »Der Fluß wird hinter Tar Valon wohl etwas schmaler, aber er muß hier bestimmt noch eine halbe Meile breit sein oder mehr. Das schaffen sie in der Dunkelheit nie.«

»Beim Stein!« erscholl es von der Luke her. »Was ist hier los? Im Gang liegen tote Männer! Wieso liegt Vasa auf dem Ruder? Er wird uns noch auf eine Schlammbank setzen!« Mallia rannte, nackt bis auf eine leinene Unterhose, hinüber zum Ruder und hievte die lange Ruderstange herum, um das Schiff wieder auf Kurs zu bringen. Dabei rutschte der tote Mann endgültig herunter. »Das ist nicht Vasa! Seng meine Seele, wer sind all diese toten Männer?« Nun kletterten auch andere an Deck, barfüßige Besatzungsmitglieder und aufgescheuchte Passagiere, die sich in Umhänge oder Decken gehüllt hatten.

Thom schirmte mit seinem Körper die Sicht ab und schnitt mit seinem Messer von unten her das Seil mit einer schnellen Bewegung durch. Das Boot blieb in der Dunkelheit rasch zurück. »Flußpiraten, Kapitän«, sagte er. »Der junge Mat und ich haben Euer Schiff vor Flußpiraten gerettet. Wenn wir nicht gewesen wären, hätten sie vielleicht allen die Kehlen durchgeschnitten. Vielleicht solltet Ihr Euch den Preis für unsere Passagen noch mal durch den Kopf gehen lassen.«

»Piraten!« rief Mallia. »Es gibt viele davon unten in der Gegend von Cairhien, aber ich habe noch nie von welchen so weit hier oben im Norden gehört!« Die eng zusammenstehenden Passagiere begannen, über Piraten und durchgeschnittene Kehlen zu diskutieren.

Mat schritt steif hinüber zur Luke. Hinter sich hörte er, wie Mallia sagte: »Das ist vielleicht ein kaltschnäuziger Bursche. Ich habe noch nie davon gehört, daß Andor Attentäter einsetzt, aber seng meine Seele, er ist wirklich kaltschnäuzig.«

Mat stolperte die Leiter hinunter, stieg über die beiden Leichen im Gang hinweg und knallte die Tür zur Kapitänskajüte hinter sich zu. Er schaffte es beinahe bis zum Bett, bevor ihn das große Zittern überfiel, und dann konnte er nur noch auf die Knie sinken. *Licht, in welches Spiel bin ich da verwickelt worden? Ich muß das Spiel kennen, wenn ich gewinnen will. Licht, welches Spiel ist das?*

Rand blickte in sein Lagerfeuer und spielte leise ›Rose des Morgens‹ auf seiner Flöte. Über dem Feuer schmorte ein Kaninchen an einem Stock. Der Nachtwind ließ die Flammen flackern. Er bemerkte den Duft des Kaninchens kaum, obwohl ihm kurz durch den Kopf ging, daß er sich im nächsten Dorf oder der nächsten Stadt Salz besorgen mußte. ›Rose des Morgens‹ war eine der Melodien, die er bei den Hochzeiten gespielt hatte.

Wie viele Tage ist das nun her? Waren es wirklich so viele, oder bilde ich mir das nur ein? Daß sich jede

Frau im Dorf gleichzeitig entschloß, sofort zu heiraten? Wie hieß das Dorf wieder? Bin ich schon dabei, dem Wahn zu verfallen?

Schweiß rann ihm über das Gesicht, aber er spielte weiter, wenn auch so leise, daß er es gerade noch hören konnte, und er starrte weiter ins Feuer. Moiraine hatte ihm gesagt, er sei *ta'veren.* Alle sagten, er sei *ta'veren.* Vielleicht war er es wirklich. Solche Menschen … veränderten … die Dinge in ihrer Umgebung. Ein *Ta'veren* konnte all diese Hochzeiten *verursacht* haben. Aber das war schon zu nahe an einem anderen Gedanken, den er aus seinem Kopf verbannen wollte.

Sie sagen auch, ich sei der Wiedergeborene Drache. Alle behaupten es. Die Lebenden wie die Toten. Deshalb muß es noch nicht stimmen. Ich mußte mich von ihnen zum Wiedergeborenen Drachen ausrufen lassen. Pflicht. Ich hatte keine andere Wahl, aber deshalb muß es doch nicht stimmen.

Er schien einfach nicht aufhören zu können, immer wieder diese eine Melodie zu spielen. Sie erinnerte ihn an Egwene. Einst hatte er geglaubt, er werde Egwene heiraten. Es schien lange Zeit her gewesen zu sein. Das war jetzt sowieso vorbei. Aber sie war in seinen Träumen zu ihm gekommen. *Vielleicht war sie es wirklich. Ihr Gesicht. Es war ihr Gesicht.*

Aber es waren so viele Gesichter gewesen, Gesichter, die er kannte: Tam und seine Mutter und Mat und Perrin. Alle versuchten, ihn zu töten. Natürlich waren es nicht wirklich sie alle gewesen. Nur ihre Gesichter auf Kreaturen des Schattens. Er glaubte jedenfalls, daß sie es nicht gewesen waren. Es schien, daß sogar in seinen Träumen diese Kreaturen des Schattens ihr Unwesen trieben. Waren das nur Träume? Manche Träume waren Wirklichkeit, das wußte er. Und andere wieder waren nur Träume, Alpträume oder Hoffnungen. Doch wie sollte man sie voneinander unterscheiden? In einer Nacht war Min durch seine Träume gegangen und hatte versucht, ihm ein Messer in den Rücken zu jagen. Er war noch immer überrascht davon, wie sehr ihn das getroffen hatte. Er war unvorsichtig gewesen, hatte sie zu nahe an sich herangelassen. Seine Wachsamkeit hatte nachgelassen. Aber bei Min hatte er das Gefühl, er müsse nicht wachsam und mißtrauisch sein, trotz der Dinge, die sie voraussah, wenn sie ihn lange anblickte. Bei ihr zu sein war Balsam auf seine Wunden gewesen.

Und dann versuchte sie, mich zu töten! Seiner Flöte entwichen einige schrille Mißtöne, doch schnell fand er die rechte Melodie und Sanftheit des Ausdrucks wieder. *Nicht sie. Ein Schattenwesen mit ihrem Gesicht. Von allen würde Min mich am wenigsten verletzen.* Er verstand selbst nicht, wieso er das glaubte, aber er war sicher, daß es so war.

So viele Gesichter in seinen Träumen. Auch Selene war gekommen, kühl und geheimnisvoll und so wunderschön, daß sein Mund austrocknete, wenn er nur an sie dachte. Sie bot ihm Ruhm, wie schon einmal vor langer, langer Zeit, aber nun hatte der Ruhm mit einem Schwert zu tun, das er besitzen mußte, wie sie sagte. Und sie werde mit dem Schwert zu ihm kommen. *Callandor.* Das war immer in seinen Träumen. Immer. Und diese verwunschenen Gesichter. Hände, die Egwene und Nynaeve und Elayne in Käfige zwangen, sie mit Netzen fingen, sie verletzten. Warum weinte er mehr um Elayne als um die beiden anderen?

In seinem Kopf drehte sich alles. Der Kopf schmerzte genauso schlimm wie seine Seite, und Schweiß rann ihm übers Gesicht, und er spielte leise ›Rose des Morgens‹ in die Nacht hinein und hatte Angst einzuschlafen. Er hatte Angst vor den Träumen.

Im Gewebe

Vom Sattel aus blickte Perrin stirnrunzelnd auf die flache Steinplatte hinunter, die an der Seite der Straße halb unter Unkraut verborgen war. Die Straße bestand aus einer dicken, festgefahrenen Lehmschicht, aber Moiraine hatte ihnen vor zwei Tagen gesagt, sie sei früher gepflastert gewesen. Teile des ehemaligen Straßenpflasters traten von Zeit zu Zeit noch an die Oberfläche. Hier nannte man sie die Lugard-Straße, denn sie befanden sich bereits in der Nähe des Flusses Manetherendrelle und an der Grenze nach Lugard. Diese alte Steinplatte wies seltsame Markierungen auf.

Falls Hunde auf Stein Spuren hinterlassen könnten, dann sähen sie wohl so ähnlich aus. Jedenfalls hätte man meinen können, ein großer Hund habe hier seine Pfotenabdrücke hinterlassen. Auf dem gesamten Boden ringsum waren aber keine Hundespuren zu sehen, nicht einmal dort, wo der Boden einigermaßen weich war, und außerdem roch es nicht nach einer Hundespur. In der Luft lag nur der schwache Geruch von etwas Verbranntem, beinahe wie der Schwefelgestank nach einem Feuerwerk. Vor ihnen lag ein Dorf, genau dort, wo die Straße den Fluß erreichte. Vielleicht hatten einige Kinder hier draußen heimlich mit Feuerwerkskörpern gespielt.

Das ist aber ziemlich weit weg, weiter, als sich Kinder normalerweise fortschleichen, wenn sie etwas Verbotenes vorhaben. Aber er hatte auch Bauernhöfe gesehen. Vielleicht waren es Bauernkinder gewesen. *Was auch immer, es hat nichts mit den eigenartigen Markierungen zu tun. Pferde fliegen nicht, und Hunde hinterlassen keine Spuren auf Stein. Ich bin einfach zu müde, um noch einen klaren Gedanken zu fassen.*

Gähnend gab er Traber seine Fersen zu spüren, und der Braune galoppierte den anderen nach. Moiraine hatte sie hart vorangetrieben, seit sie Jarra verlassen hatten, und sie wartete nicht, wenn jemand auch nur einen Moment lang zurückblieb. Wenn die Aes Sedai sich etwas vorgenommen hatte, dann hielt sie sich auch eisern daran. Loial hatte sogar das Lesen aufgegeben, nachdem er vor sechs Tagen einmal von seinem Buch aufgeblickt hatte und feststellen mußte, daß er bereits eine halbe Meile zurückgeblieben war und die anderen sich schon über dem nächsten Hügelkamm außer Sicht befanden.

Perrin ließ Traber neben dem großgewachsenen Pferd des Ogiers halten, hinter Moiraines weißer Stute, und wieder mußte er gähnen. Lan war irgendwo voraus und erkundete den Weg. Die Sonne hinter ihnen stand nur noch etwa eine Stunde über den Baumwipfeln, aber der Behüter hatte ihnen gesagt, sie würden noch vor Einbruch der Dunkelheit eine kleine Stadt namens Remen am Manetherendrelle erreichen. Perrin wollte eigentlich gar nicht sehen, was sie dort vielleicht erwartete. Er wußte ja nicht, was es sein würde, aber seit Jarra war er äußerst mißtrauisch.

»Ich weiß nicht, warum du nicht schlafen kannst«, sagte Loial zu ihm. »Wenn sie uns endlich zur Nacht anhalten läßt, bin ich so müde, daß ich bereits schlafe, bevor ich auch nur liege.«

Perrin schüttelte nur den Kopf. Er konnte Loial nicht erklären, daß er Angst davor hatte, fest einzuschlafen, und daß sogar sein leichtester Schlaf von Alpträumen durchsetzt war. Wie dieser seltsame Traum, in dem Egwene und Springer vorgekommen waren. *Na ja, kein Wunder, daß ich von ihr träume. Licht, wie mag es ihr nur gehen? Ist wohl mittlerweile in der Burg in Sicherheit und lernt, wie man eine Aes Sedai wird. Verin wird sich um sie kümmern und auch um Mat.* Er glaubte nicht, daß sich jemand um Nynaeve kümmern müsse. In Nynaeves Nähe waren es seiner Ansicht nach gewöhnlich die anderen, um die man sich kümmern mußte.

Er wollte nicht weiter über Springer nachdenken. Er bemühte sich ja erfolgreich darum, nicht an die lebenden Wölfe zu denken, auch wenn er sich dabei wie zerschlagen fühlte; da wollte er nicht, daß sich auch noch ein toter Wolf in seine Gedanken einschlich. Er schüttelte sich und riß die Augen weit auf. Nicht einmal Springer.

Es gab aber noch andere Gründe außer den schlimmen Träumen, daß er nicht schlafen konnte. Sie hatten wieder Spuren gefunden, die deutlich zeigten, daß Rand hier durchgekommen war. Zwischen Jarra und dem Flüßchen Eldar hatte Perrin nichts entdecken können, aber als sie den Eldar auf einer Steinbrücke überquerten, die sich von einer fünfzig Fuß hohen Klippe zu einer anderen auf der gegenüberliegenden Seite spannte, hatten sie ein Städtchen namens Sidon hinter sich gelassen, das ganz in Schutt und Asche lag. Jedes Gebäude. Nur ein paar Steinmauern und Schornsteine ragten noch über den Schutt hinaus.

Betrübte Einwohner hatten ihnen erzählt, daß eine umgefallene Laterne in einem Heuschober das Feuer verursacht habe. Dann habe es sich rasend ausgebreitet, und alles ging schief. Die Hälfte aller auffindbaren Eimer wies Löcher auf. Jede einzelne brennende Hauswand war nach außen umgestürzt statt nach innen, und damit wurden auch die Häuser in der Nähe in Brand gesteckt. Brennende Balken aus der Schenke waren irgendwie bis in den Dorfbrunnen auf dem Vorplatz gerollt, und so hatte niemand mehr Wasser holen können, um die Brände zu

bekämpfen. Es gab noch drei weitere Brunnen, aber sie alle wurden durch umstürzende Häuser begraben. Selbst der Wind hatte sich gedreht und aus jeder Richtung die Flammen erst richtig entfacht.

Es war nicht notwendig gewesen, Moiraine zu fragen, ob Rands Anwesenheit alles ausgelöst hatte; ihr Gesicht, so kalt wie Eis, war Antwort genug. Das Muster formte sich um Rand herum, und dem Zufall war Tür und Tor geöffnet.

Nach Sidon waren sie durch vier kleine Städtchen geritten, in denen nur Lans Künste als Spurenleser ihnen sagten, daß sich Rand nach wie vor ein Stück vor ihnen befand. Rand war nun schon eine Weile lang zu Fuß marschiert. Unweit von Jarra hatten sie sein Pferd tot aufgefunden. Es sah aus, als sei es von Wölfen oder wilden Hunden gerissen worden. Perrin war es schwergefallen, nicht mit seinem Geist hinauszufühlen, besonders als Moiraine von dem Pferd aufblickte und ihn mit gerunzelter Stirn ansah. Glücklicherweise hatte Lan in dem Moment Rands Fußspuren gefunden, die sich von dem toten Pferd entfernten. Ein Stiefel hatte eine dreieckige Scharte von einem scharfen Felsen abbekommen, und deshalb waren seine Spuren leicht zu erkennen. Aber zu Fuß oder beritten: Er schien immer vor ihnen zu bleiben.

In den vier Dörfern nach Sidon war das Aufregendste, woran sich die Einwohner erinnern konnten, die Ankunft von Loial. Bei der Gelegenheit erfuhren sie, daß er wirklich und wahrhaftig ein Ogier war. Das nahm sie völlig in Anspruch, und so bemerkten sie Perrins Augen kaum. Als ihnen dann die Farbe seiner Augen auffiel … Nun, wenn Ogier schon Wirklichkeit waren und keine Sage, dann durften Menschen ja wohl so ziemlich jede Augenfarbe haben.

Aber danach kamen sie in einen ganz kleinen Ort namens Willar, und dort feierte man. Die Quelle auf dem Dorfanger sprudelte endlich wieder, nachdem die Bürger ein Jahr lang das Wasser von einem Bach herschleppen mußten, denn sie hatten keine andere Quellen oder Brunnen erschließen können, und die Hälfte der Einwohner war bereits weggezogen. Nun würde Willar nicht sterben. Dann folgten drei weitere Dörfer ohne sichtbare Spuren am gleichen Tag, und anschließend erreichten sie Samaha, wo jeder Brunnen im Ort gerade erst in der Nacht zuvor ausgetrocknet war. Die Menschen flüsterten etwas vom Dunklen König. Als nächstes kam Tallan. Dort war am Morgen vorher jeder noch so alte Streit, den seine Einwohner in den letzten Jahren untereinander ausgetragen hatten, wieder hochgekommen – eine wahre Flut von Auseinandersetzungen! Es mußten drei Morde geschehen, bis die Menschen in diesem Ort wieder zur Besinnung kamen. In Fyall sah es so aus, daß die Ernte in diesem Jahr wohl ganz schlecht ausfallen würde. Doch der Bürgermeister stieß beim Graben hinter seinem Haus, wo er einen neuen Abort anlegen wollte, auf mehrere halbverfallene Ledersäcke voll Gold. So würde niemand verhungern müssen. Keiner in Fyall kannte die dicken Münzen, die auf der einen Seite ein Frauengesicht und auf der anderen einen Adler trugen, aber Moiraine sagte, sie seien in Manetheren geprägt worden.

Perrin hatte sie nach alledem, als sie eines Nachts um das Lagerfeuer saßen, schließlich doch gefragt: »Nach Jarra dachte ich … Sie waren alle so glücklich bei ihren Hochzeiten. Selbst die Weißmäntel waren am Ende nur die Narren. Fyall hat auch Vorteile aus Rands Eigenschaften gezogen: Er kann mit der bevorstehenden Mißernte nichts zu tun gehabt haben, denn das war schon vor seiner Ankunft klar, und das ganze Gold war ja ein Segen! Doch all die anderen Dinge … Diese brennende Stadt und die ausgetrockneten Brunnen und … Das ist schlimm, Moiraine. Ich kann nicht glauben, daß Rand böse ist. Das Muster formt sich vielleicht um ihn herum, aber wie kann denn das Muster soviel Böses vollbringen? Das ergibt keinen Sinn, und letzten Endes muß doch alles einen Sinn haben. Wenn man ein sinnloses Werkzeug herstellt, ist das reine Materialverschwendung. Aber das Muster verschwendet doch nichts.«

Lan warf ihm einen sarkastischen Blick zu und verschwand in der Dunkelheit, um eine Runde um das Lager zu drehen. Loial hatte sich schon unter seinen Decken ausgestreckt, und jetzt hob er den Kopf und spitzte buchstäblich die Ohren, um zu lauschen.

Moiraine schwieg eine Weile und wärmte sich die Hände. Schließlich antwortete sie und starrte dabei in die Flammen: »Der Schöpfer ist gut, Perrin. Der Vater der Lügen ist böse. Das Muster eines Zeitalters und auch das Gewebe der Zeitalter selbst ist weder das eine, noch das andere. Das Muster *ist* einfach. Das Rad der Zeit webt alle Leben in das Muster hinein, alle Handlungen. Ein Muster, das nur aus einer Farbe besteht, ist kein Muster. Für das Muster eines Zeitalters sind Gut und Böse soviel wie Kette und Schuß.«

Selbst jetzt, drei Tage später, als sie im Schein der Spätnachmittagssonne einherritten, fühlte Perrin noch die Eiseskälte, die ihn überfallen hatte, als er diese Worte zum erstenmal von ihr hörte. Er wollte einfach an das Gute des Musters glauben. Er wollte glauben, daß Menschen, die böse Dinge taten, damit gegen das Muster handelten und es verformten. Für ihn war das Muster eine wundervoll fein gewirkte Schöpfung eines Meisterschmieds. Daß darin wertloses Metall und noch Schlimmeres ganz selbstverständlich mit gutem Stahl verschmelzen sollte, war für ihn ein bedrückender Gedanke.

»Es geht mir nahe«, murmelte er leise. »Licht, wie mir das nahegeht.« Moiraine erwiderte seinen Blick, und er schwieg. Er wußte nicht genau, was der Aes Sedai naheging, außer Rand natürlich.

Ein paar Minuten später kehrte Lan zurück und lenkte sein schwarzes Streitroß neben Moiraines Stute. »Remen liegt gleich hinter dem nächsten Hügel«, sagte er. »Sie hatten ein oder zwei aufregende Tage, wie es scheint.«

Loials Ohren zuckten. »Rand?«

Der Behüter schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht. Vielleicht kann Moiraine das feststellen, wenn sie es sieht.« Die Aes Sedai betrachtete ihn forschend und trieb ihre Stute zu einer schnelleren Gangart an.

Sie erreichten den Hügelkamm, und unter ihnen erstreckte sich Remen bis ganz zum Fluß hin. Der Manetherendrelle war hier eine gute halbe Meile breit, und es gab keine Brücke. Nur zwei überfüllte bootsähnliche Fähren überquerten, von langen Rudern vorwärtsgetrieben, den Fluß in eine Richtung, und in der Gegenrichtung fuhr eine weitere, beinahe leere Fähre herüber. Noch drei weitere lagen an einer langen Kaimauer, zusammen mit fast einem Dutzend Flußhandelsschiffen, einige davon mit einem Mast, andere mit zweien. Zwischen dem Anlegeplatz und der kleinen Stadt selbst lagen einige massige, graue, aus Stein erbaute Lagerhäuser. In der Stadt waren die meisten Häuser ebenfalls aus Stein. Nur ihre Dächer waren mit Ziegeln in allen Farben gedeckt, von Gelb über Rot bis zu Purpur. Ein wildes Durcheinander von Straßen erstreckte sich um einen Platz im Stadtzentrum.

Moiraine zog sich die weite Kapuze an ihrem Umhang über den Kopf, um ihr Gesicht zu verbergen, bevor sie hinabritten.

Wie üblich starrten die Passanten auf der Straße Loial an, aber diesmal hörte Perrin ehrfürchtiges Gemurmel: »Ogier.« Loial saß höher aufgerichtet im Sattel als seit einiger Zeit, seine Ohren waren steif, und der Anflug eines Lächelns verzog ein wenig seine Mundwinkel. Er bemühte sich offensichtlich, nicht zu zeigen, daß er sich geschmeichelt fühlte, aber er sah aus wie eine Katze, die man hinter den Ohren krault.

Remen wirkte auf Perrin wie ein ganz gewöhnlicher Ort. Es roch nach Menschen und von Menschen erzeugten Gerüchen, auch der Geruch des Flusses mischte sich natürlich kräftig unter, und er überlegte gerade, was Lan wohl gemeint haben könnte – da stellten sich ihm die Nackenhaare auf, denn plötzlich witterte er etwas, das nicht hierher gehörte. Kaum hatte er die Witterung in der Nase, da war sie auch schon wieder verschwunden wie ein Pferdehaar auf glühenden Kohlen, doch er erinnerte sich daran. In Jarra hatte er genau das gleiche gewittert, und auch dort war die Witterung so schnell verflogen. Es war kein Entstellter oder Ungeborener – *Trolloc, verflucht, das heißt nicht ›Entstellter‹! Und auch kein Ungeborener! Ein Myrddraal, ein Blasser, Halbmensch oder was sonst, aber kein Ungeborener!* – kein Trolloc und kein Blasser, aber der Gestank war kein bißchen angenehmer, genauso beißend und widerlich. Wer auch immer diesen Geruch verströmte, hinterließ offensichtlich keine bleibende Spur.

Sie erreichten schließlich den Marktplatz. Genau in der Mitte hatte man eine der großflächigen Pflasterplatten herausgenommen, damit eine Art von Galgen errichtet werden konnte. Aus dem Erdboden erhob sich ein dicker Balken mit einem Querbalken obenauf, an dem ein eiserner Käfig etwa vier Schritt über dem Boden hing. Im Käfig saß ein hochgewachsener Mann in Grau und Braun gekleidet, das Kinn auf die Knie gestützt. Er hatte keinen Platz, um sich zu bewegen. Drei kleine Jungen warfen gerade Steine nach ihm. Der Mann blickte stur geradeaus und zuckte nicht einmal, als ihn ein Stein zwischen die Gitterstäbe hindurch traf. Blutige Rinnsale waren bereits auf seinem Gesicht zu sehen. Die Stadtbewohner achteten im Vorbeigehen genausowenig auf das, was die Jungen taten, wie der Mann selbst, obwohl sie sich alle die Hälse nach dem Käfig verdrehten, die meisten zustimmend und ein paar auch ängstlich.

Moiraine gab einen Laut von sich, in dem Ekel mitschwang. »Es gibt noch mehr«, sagte Lan. »Kommt. Ich habe bereits Zimmer in einer Schenke für uns genommen. Ich glaube, Ihr werdet es interessant finden.«

Perrin blickte sich zu dem Mann im Käfig um, während er hinter den anderen herritt. Etwas an dem Mann kam ihm bekannt vor, doch er konnte den Finger nicht darauf legen.

»So was sollten sie nicht tun.« Loials Stimme klang wie eine Mischung aus Grollen und Fauchen. »Die Kinder, meine ich. Die Erwachsenen sollten sie daran hindern.«

»Stimmt«, meinte Perrin, obwohl er nicht recht aufgepaßt hatte. *Warum kommt er mir so bekannt vor?*

Auf dem Schild über der Tür der Schenke in der Nähe des Flusses, zu der Lan sie führte, stand *Wanderers Schmiede*, und das schien Perrin ein gutes Omen, auch wenn das Haus nichts von einer Schmiede an sich hatte, abgesehen von dem Mann mit dem Lederschurz und dem Hammer, den man auf das Schild gemalt hatte. Es war ein großes, dreistöckiges Gebäude mit rotem Dach und aus gleichmäßigen, matt glänzenden grauen Steinen erbaut. Die Fenster waren groß, die Türen mit Runen eingelegt, und so wirkte das Ganze recht wohlhabend. Stallburschen kamen angerannt, um sich um die Pferde zu kümmern. Sie verbeugten sich noch tiefer, nachdem Lan ihnen ein paar Münzen zugeworfen hatte.

Drinnen musterte Perrin aufmerksam die Gäste. Die Männer und Frauen an den Tischen hatten, wie es ihm schien, alle Festtagsgewänder an. Er bemerkte mehr bestickte Mäntel, mehr Spitzenbesätze an Kleidern, mehr bunte Bänder und fransenbesetzte Schals, als er seit langer Zeit gesehen hatte. Nur vier Männer an einem der Tische trugen einfache Mäntel, und sie waren auch die einzigen, die nicht erwartungsvoll aufblickten, als Perrin und die anderen eintraten. Die vier Männer unterhielten sich leise weiter. Er konnte kaum etwas von dem verstehen, was sie sagten. Es klang ihm nach den Vorzügen von Eispfeffer gegenüber Fellen als Ladung und welchen Einfluß die Unruhen in Saldaea wohl auf die Preise hätten. Er stufte sie daraufhin als Kapitäne von Handelsschiffen ein. Die anderen schienen Ortsansässige zu sein. Selbst die Bedienungen trugen ihre besten Kleider. Ihre langen Schürzen bedeckten bestickte Kleider mit Spitzenkragen.

In der Küche wurde hektisch gearbeitet. Er konnte den Duft von Hammel, Lamm, Hähnchen und Rindfleisch wahrnehmen und dann noch einige Gemüsesorten. Dazu kam ein Gewürzkuchen, der ihn für den Augenblick sogar das Fleisch vergessen ließ.

Der Wirt begrüßte sie sogleich. Er war ein dicker Mann mit Glatze und leuchtend braunen Augen in einem glatten rosa Gesicht. Er verbeugte sich und rang ergeben die Hände. Wenn er nicht zu ihnen hergekommen wäre, hätte ihn Perrin nie für den Wirt gehalten, denn statt der üblichen weißen Schürze trug er wie jedermann sonst eine lange Jacke, deren kräftiges blaues Tuch mit weißen und grünen Stickereien geschmückt war. Der Mann schwitzte heftig darunter.

Warum tragen sie alle ihre Festgewänder? fragte sich Perrin.

»Ah, Meister Andra«, begrüßte der Wirt Lan. »Und ein Ogier, wie Ihr es angekündigt hattet. Nicht, daß ich daran gezweifelt hätte. Nicht bei alldem, was passiert ist, und an Eurem Wort zweifle ich sowieso nicht, Meister. Warum auch kein Ogier? Ach, Freund Ogier, Euch im Haus zu haben macht mir mehr Freude, als Ihr Euch vorstellen könnt. Das ist eine schöne Sache und krönt einfach alles. Ach, und die Lady …« Er musterte ihr tiefblaues Seidenkleid und die kostbare Wolle ihres Umhangs, der wohl staubig war von der Reise, aber ansonsten unbeschädigt. »Vergebt mir bitte, Lady.« Seine Verbeugung machte aus ihm beinahe ein Hufeisen. »Meister Andra hat mir nichts von Eurem Rang erzählt, Lady. Ich muß Euch den rechten Respekt zollen. Ihr seid natürlich sogar noch willkommener hier als ein Ogier, Lady. Bitte, stoßt Euch nicht an Gainor Furlans ungehobelter Sprache.«

»Keine Ursache.« Moiraine akzeptierte gelassen den Titel, den ihr Furlan verliehen hatte. Es war ja nicht eben das erstemal, daß die Aes Sedai unter falschem Namen reiste oder vorgab, jemand zu sein, der sie nicht war. Es war auch nicht das erstemal, daß Perrin den Namen Andra für Lan gehört hatte. Die Kapuze verbarg immer noch Moirainens glatte Aes Sedai-Gesichtszüge, und sie hielt mit einer Hand ihren Umhang zusammen, als friere sie ein wenig. Aber nicht mit der Hand, an der sich der Ring der Großen Schlange befand. »Hier im Ort sind seltsame Dinge geschehen, Wirt, wie man mir sagte. Aber ich hoffe, es wird für Reisende deshalb keine Schwierigkeiten geben, oder?«

»O Lady, man kann das wahrhaftig seltsam nennen! Eure strahlende Gegenwart allein ist beinahe zuviel Ehre für dieses einfache Haus, Lady, und noch dazu mit einem Ogier in Eurer Begleitung. Aber wir haben auch Jäger hier in Remen. Hier in des *Wanderers Schmiede* befinden sich welche. Jäger nach dem Horn von Valere, die sich aus Illian auf der Suche nach Abenteuern aufgemacht haben. Und sie haben tatsächlich ein Abenteuer gefunden, Lady, hier in Remen oder ein, zwei Meilen flußaufwärts. Sie haben ausgerechnet gegen wilde Aiel-Männer kämpfen müssen. Könnt Ihr Euch Aiel-Wilde mit dem schwarzen Schleier in Altara vorstellen, Lady?«

Aiel. Nun wußte Perrin, was ihm an dem Mann im Käfig bekannt vorgekommen war. Er hatte schon einmal einen Aiel gesehen, einen dieser harten, beinahe legendären Einwohner des unwirtlichen Landes, das man die Aiel-Wüste nannte. Der Mann hatte Rand sehr ähnlich gesehen, sehr hochgewachsen, mit grauen Augen und rötlichem Haar, und er war in etwa wie der Mann im Käfig angezogen gewesen, nur in Braun und Grau, das sich kaum von Felsen oder Unterholz abhob, und dazu weiche, kniehoch geschnürte Stiefel. Perrin hörte beinahe Mins Stimme wieder: *Ein Aielmann in einem Käfig. Ein Wendepunkt in deinem Leben, oder etwas Wichtiges, das bald geschehen wird.*

»Warum habt Ihr …?« Er hielt inne und räusperte sich, damit es nicht ganz so grob klang. »Wie kommt es, daß ein Aiel in einem Käfig auf Eurem Marktplatz hängt?«

»Ach, junger Meister, das ist wieder eine Geschichte, die …« Furlan sprach nicht weiter und musterte ihn erst einmal von Kopf bis Fuß. Er sah die einfache Bauernkleidung und den Langbogen, den er trug, und sein Blick stockte kurz bei der Axt an seinem Gürtel gegenüber dem Köcher. Der dicke Mann fuhr leicht zusammen, als er in seiner Musterung bei Perrins Gesicht ankam. Er hatte wohl, abgelenkt durch die Anwesenheit einer Lady und eines Ogiers, Perrins gelbe Augen noch gar nicht bemerkt. »Ist er Euer Diener, Meister Andra?« fragte er vorsichtshalber.

»Antwortet ihm«, war alles, was Lan darauf entgegnete.

»Ah. Ja, natürlich, Meister Andra. Aber hier ist jemand, der Euch das besser erzählen kann als ich. Es ist Lord Orban selbst. Seinetwegen haben wir uns hier versammelt, um ihm zu lauschen.«

Ein dunkelhaariger junger Mann im roten Mantel kam mühsam die Treppe auf der Seite des Schankraums herunter. Er humpelte an zwei Krücken, deren gepolsterte Oberkanten unter seinen Achseln steckten. Das linke Hosenbein war weggeschnitten, und sein Bein war vom Knie bis zu den Knöcheln dick bandagiert. Eine weitere Bandage trug er um die Stirn. Unter den Bewohnern von Remen entstand ein Gemurmel, als sei da etwas Wundervolles zu sehen. Die Kapitäne fuhren in ihrer leisen Unterhaltung fort, die sich mittlerweile den Pelzen zugewandt hatte.

Furlan glaubte vielleicht, der Mann im roten Mantel könne die Geschichte besser erzählen, aber er fuhr dann doch selbst fort: »Lord Orban und Lord Gann standen mit nur zehn Knechten zwanzig wilden Aielmännern gegenüber. Ach, das war ein wilder und harter Kampf. Viele Wunden wurden da geschlagen. Sechs gute Knechte starben, und jedermann wurde verwundet, am schlimmsten Lord Orban und Lord Gann, aber sie töteten alle Aiel außer denen, die flohen, und sie nahmen einen gefangen. Das ist der, den Ihr draußen auf dem Marktplatz seht. Er wird die Gegend nicht mehr mit seinem wilden Gebaren unsicher machen, und die Toten auch nicht.«

»Ihr habt in dieser Gegend Schwierigkeiten mit Aiel gehabt?« fragte Moiraine.

Perrin fragte sich das auch, und es regte ihn ziemlich auf. Wenn einige Leute immer noch den Ausdruck ›Aiel mit schwarzem Schleier‹ für etwas Gewaltsames gebrauchten, dann zeigte das nur, daß der Aiel-Krieg wohl seit zwanzig Jahren vorbei war, aber nicht vergessen. Dabei waren die Aiel weder vorher noch nachher aus ihrer Wüste hervorgekommen. *Aber ich habe einen auf dieser Seite des Rückgrats der Welt gesehen, und mit dem hier sind es nun schon zwei.*

Der Wirt rieb sich über die Glatze. »Äh. Äh … nein … Lady, nicht direkt. Aber wir hätten mit diesen zwanzig Wilden welche gehabt, da könnt Ihr sicher sein. Schließlich weiß ja noch jeder, wie sie plündernd und brandschatzend quer durch Cairhien zogen. Männer aus diesem Dorf marschierten zur Schlacht an der Leuchtenden Mauer, als sich die Heere der Länder versammelten, um sie zurückzuschlagen. Ich litt zu der Zeit gerade an einer Rückgratverkrümmung und konnte nicht mit, aber ich erinnere mich noch gut daran, genau wie die anderen. Wie sie nun hierherkamen, so weit von ihrem Land entfernt, das weiß ich nicht, aber Lord Orban und Lord Gann haben uns vor ihnen gerettet.« Von den Menschen in ihren Festtagsgewändern her erklang zustimmendes Gemurmel.

Orban kam durch den Schankraum zu ihnen herübergehumpelt. Er schien nur den Wirt im Auge zu haben. Perrin roch schalen Wein an ihm, bevor er sie erreicht hatte. »Wohin ist die alte Frau mit ihren Kräutern verschwunden, Furlan?« wollte Orban ungehalten wissen. »Gann hat große Schmerzen, und mir zerreißt es bald den Kopf.«

Furlan verbeugte sich fast bis auf den Boden hinunter. »Oh, Mutter Leich kommt am Morgen wieder, Lord Orban. Eine Geburt, Lord. Aber sie sagte, sie habe Eure und Lord Ganns Wunden genäht und gesäubert, so daß es keinen Grund zur Sorge gibt. Ach, Lord Orban, ich bin sicher, sie wird morgen früh gleich als erstes zu Euch kommen.«

Der verbundene Mann knurrte etwas in sich hinein, was nur für Perrins Ohren noch verständlich war. Es ging darum, daß sie einer Bäuerin half, ihre Jungen zu werfen, und von ihr wie ein Sack Mehl geflickt zu werden. Er blickte sich mürrisch um und schien zum erstenmal die Neuankömmlinge zu bemerken. Über Perrin sah er geflissentlich hinweg, was den nicht im geringsten überraschte. Er riß beim Anblick Loials die Augen auf, aber nicht so sehr überrascht, wie man vermuten sollte. *Er hat bereits Ogier gesehen,* dachte Perrin, aber er erwartete nicht, hier einen anzutreffen. Orbans Augen zogen sich etwas zusammen, als er Lan musterte. *Er erkennt einen Kämpfer, wenn er ihn sieht, aber er freut sich nicht gerade darüber.* Dann hellte sich seine Miene auf, als er unter Moiraines Kapuze spähte, obwohl er nicht nahe genug war, um ihr Gesicht deutlich erkennen zu können.

Perrin beschloß, nicht weiter darüber nachzudenken, wo es doch keine Aes Sedai betraf, und er hoffte, auch Lan und Moiraine würden es ignorieren. Aber ein gewisser Blick des Behüters strafte seine Hoffnung Lügen.

»Zwölf von Euch haben gegen zwanzig Aiel gekämpft?« fragte Lan mit ausdrucksloser Stimme.

Orban richtete sich auf und verzog das Gesicht vor Schmerz. In bewußt beiläufigem Tonfall sagte er: »Ja. Solche Dinge muß man eben in Kauf nehmen, wenn man nach dem Horn von Valere sucht. Es war nicht die erste Auseinandersetzung dieser Art für Gann und mich, und es wird wohl auch nicht die letzte sein, bis wir das Horn finden. Falls uns das Licht gnädig ist.« Es klang, als bliebe dem Licht überhaupt nichts anderes übrig. »Natürlich haben wir nicht jedesmal gegen Aiel gekämpft, aber es gibt immer Leute, die einen Jäger daran hindern wollen, das Horn zu finden. Gann und mich kann man aber nicht so leicht aufhalten.« Wieder erhob sich zustimmendes Gemurmel von den Ortsansässigen. Orban richtete sich noch ein wenig mehr auf.

»Ihr habt sechs Mann verloren und einen Gefangenen gemacht.« Aus Lans Tonfall konnte man nicht entnehmen,

ob er das für eine gute oder eine schlechte Ausbeute hielt.

»Ja«, sagte Orban. »Die anderen haben wir getötet bis auf diejenigen, die flüchten konnten. Zweifellos werden sie nun ihre Toten verstecken. Ich habe gehört, daß dies bei ihnen Sitte ist. Die Weißmäntel suchen gerade nach ihnen, aber sie werden sie nicht finden.«

»Sind Weißmäntel hier?« fragte Perrin in scharfem Ton.

Orban sah ihn an und dann wieder über ihn hinweg. Der Mann sprach statt dessen wieder Lan an: »Die Weißmäntel stecken immer ihre Nase in alles, ob es sie etwas angeht oder nicht. Unfähige Hitzköpfe sind das. Ja, sie werden tagelang durch die Gegend reiten, aber ich bezweifle, daß sie mehr als ihre eigenen Schatten finden.«

»Das denke ich auch«, sagte Lan.

Der bandagierte Mann runzelte die Stirn, als sei ihm unklar, was Lan damit sagen wolle. Dann fuhr er wieder den Wirt an: »Hört mal, Ihr sucht jetzt diese alte Frau! Mein Kopf platzt beinahe!« Mit einem letzten Blick auf Lan humpelte er weg und nahm wieder mühsam eine Stufe nach der anderen hoch in Richtung seines Zimmers. Bewundernde Äußerungen für den Jäger des Horns, der Aiel-Männer bezwungen hatte, folgten ihm nach oben.

»Das ist ja eine ereignisreiche Zeit für diese Stadt.« Loials tiefe Stimme zog alle Blicke auf ihn. Nur die Kapitäne, bei denen es jetzt um Tauwerk ging, soweit Perrin verstehen konnte, achteten nicht darauf. »Wo ich auch hinkomme, immer seid Ihr Menschen so in Eile, immer passieren Euch solche Sachen. Wie könnt Ihr nur soviel Aufregung ertragen?«

»Ach, Freund Ogier«, sagte Furlan, »wir Menschen brauchen eben diese Aufregung. Wie ich es bedaure, daß ich nicht in der Lage war, mit zur Schlacht an der Leuchtenden Mauer zu marschieren. Laßt mich Euch sagen …«

»Unsere Zimmer.« Moiraine sprach nicht lauter als vorher, aber sie schnitt dem Wirt das Wort wie mit einem scharfen Messer ab. »Andra hat doch Zimmer bestellt, oder nicht?«

»Ach, Lady, vergebt mir. Ja, Meister Andra hat wirklich Zimmer gebucht. Vergebt mir bitte. Es ist nur all diese Aufregung, daß ich mein Herz so ausschütten muß. Bitte vergebt mir, Lady. Wenn Ihr mir bitte folgen wollt?« Mit tiefen Verbeugungen und unter weiteren Entschuldigungen führte Furlan sie die Treppe hoch. Er hörte dabei nicht mit Reden auf.

Oben blieb Perrin stehen und schaute zurück. Er hörte Gemurmel wie »Lady« und »Ogier«, fühlte die Blicke auf sich ruhen, aber es schien ihm, daß besonders ein Augenpaar nicht auf Moiraine und Lan, sondern auf ihn gerichtet war.

Er sah sie sofort. Zum einen hob sie sich von den anderen ab, und dann war sie die einzige Frau im Schankraum, die nicht die geringste Spur von Spitzen trug. Ihr dunkelgraues, fast schwarzes Kleid war genauso schmucklos wie die Kleider der Kapitäne mit seinen weiten Ärmeln und dem engen Rock. Keine einzige Rüsche, keine Stickerei oder sonstiger Zierat waren zu sehen. Ihr Rock war zum Reiten geteilt, wie er bemerkte, als sie sich bewegte. Sie trug weiche Stiefel, die unter dem Rocksaum hervorlugten. Sie war jung – vielleicht nicht älter als er – und groß für eine Frau. Ihr schwarzes Haar fiel ihr auf die Schultern. Die Nase war gerade noch klein genug, die Lippen voll, die Wangenknochen eher hoch und die Augen dunkel und ein wenig schrägstehend. Er konnte nicht ganz entscheiden, ob er sie nun schön nennen solle oder nicht.

Sobald er sie anblickte, wandte sie sich einer Serviererin zu und sah nicht mehr zu ihm hoch, aber er war sich durchaus sicher. Sie hatte ihn lange angesehen.

Ein besonderer Tanz

Furlan plapperte weiter, während er sie zu ihren Zimmern führte. Perrin hörte gar nicht hin. Er war zu sehr damit beschäftigt, nachzugrübeln, ob das schwarzhaarige Mädchen die Bedeutung von gelben Augen kannte. *Verdammt, sie hat mich wirklich so angeschaut!* Dann hörte er, wie der Wirt etwas sagte von »in Ghealdan den Drachen ausgerufen«, und er spitzte die Ohren, beinahe wie Loial.

Moiraine blieb am Eingang zu ihrem Zimmer wie angewurzelt stehen. »Es gibt noch einen falschen Drachen, Wirt? In Ghealdan?« Die Kapuze an ihrem Umhang verbarg ihr Gesicht noch immer, aber sie schien vollkommen erschüttert. Selbst als er der Antwort des Mannes lauschte, konnte Perrin nicht anders, als sie anzustarren. Er witterte fast so etwas wie Angst.

»Ach, Lady, fürchtet Euch nicht. Es sind hundert Wegstunden bis Ghealdan, und hier wird Euch niemand etwas antun, nicht, wenn Meister Andra zugegen ist und Lord Orban und Lord Gann. Also …«

»Antwortet ihr!« sagte Lan mit harter Stimme. »Gibt es in Ghealdan einen falschen Drachen?«

»Ach. Ach, nein, Meister Andra, nicht direkt. Ich sagte, da sei ein Mann in Ghealdan, der den Drachen dort ausruft, wie wir vor ein paar Tagen hörten. Predigt von seiner Ankunft, könnte man sagen. Er spricht von diesem Burschen drüben in Tarabon, von dem wir gehört haben. Obwohl andere behaupten, er sei in Arad Doman und nicht in Tarabon. Auf jeden Fall weit von hier. Also, an jedem anderen Tag hätte ich erwartet, daß man hier mehr darüber redet als über alles andere, darüber und über die wilde Geschichte von der Rückkehr des Heeres von Artur Falkenflügel …« Lans kalter Blick hätte auch eine Messerklinge sein können, so brachte er Furlan zum Schwitzen und Schlucken. »Ich weiß nur, was ich so höre, Meister Andra. Man sagt, dieser Bursche habe einen Blick, der einen auf dem Fleck festnageln könne, und er redet allen möglichen Unsinn über den Drachen, der komme, um uns zu retten, und daß wir ihm alle folgen müßten, und daß sogar die Tiere für den Drachen kämpften. Ich weiß nicht, ob sie ihn schon festgenommen haben oder nicht. Es ist wahrscheinlich; die Leute in Ghealdan lassen sich solche Sprüche nicht lange gefallen.«

Masema, dachte Perrin staunend. *Das ist bestimmt dieser verdammte Masema.*

»Ihr habt recht, Wirt«, sagte Lan. »Dieser Bursche wird uns wahrscheinlich keine Schwierigkeiten bereiten. Ich habe mal so einen Burschen gekannt, der auch wilde Sprüche klopfte. Erinnert Ihr Euch noch an ihn, Lady Alys? Masema?«

Moiraine fuhr zusammen. »Masema. Ja. Natürlich. Ich hatte ihn ganz vergessen.« Ihre Stimme klang wieder fest. »Wenn ich Masema das nächste Mal sehe, wird er sich wünschen, jemand hätte ihm die Haut abgezogen, um sich daraus Stiefel zu machen.« Sie schlug die Tür so hart hinter sich zu, daß der Krach im Gang Echos warf.

»Ruhe!« erklang ein gedämpftes Brüllen vom hinteren Ende des Ganges her. »Mein Kopf schmerzt!«

»Ach.« Furlan rang die Hände erst in der einen Richtung und dann in der anderen. »Ach. Vergebt mir, Meister Andra, aber Lady Alys ist eine temperamentvolle Frau.«

»Nur bei denen, die ihr Mißfallen erregen«, sagte Lan gelassen. »Sie kann erheblich stärker beißen als bellen.«

»Ach. Ach. Ach. Eure Zimmer sind hier drüben. Oh, Freund Ogier, als Meister Andra mir sagte, Ihr würdet kommen, habe ich ein altes Ogier-Bett vom Speicher herunterholen lassen, wo es vielleicht dreihundert Jahre Staub angesammelt hatte. Also, das ist …«

Perrin hörte nicht mehr hin – so wenig, wie ein Flußfelsen das Rauschen des Wassers wahrnimmt. Die schwarzhaarige junge Frau beschäftigte ihn. Und der Aiel im Käfig.

Er bewegte sich ganz mechanisch und grübelte nach, als er in sein Zimmer trat. Der Raum war klein und lag ganz hinten. Lan hatte nichts getan, um den Wirt von seiner Meinung abzubringen, Perrin sei ein Diener. Er zog die Sehne von seinem Bogen und stellte ihn in eine Ecke. Wenn man ihn zu lange Zeit gespannt ließ, ruinierte man beide, Bogen wie Sehne. Dann legte er seine Deckenrolle und die Satteltaschen neben den Waschtisch und warf den Umhang darüber. Er hängte seine Gürtel mit Köcher und Axt an einen Haken an der Wand. Beinahe hätte er sich auf das Bett gelegt, aber ein langgedehntes Gähnen erinnerte ihn daran, wie gefährlich das sein konnte. Das Bett war eng, und die Matratze wies eine Unmenge Klumpen auf, und damit wirkte es auf ihn einladender als jedes andere Bett in letzter Zeit. Statt dessen setzte er sich auf einen dreibeinigen Hocker und grübelte. Er wollte ja immer alles richtig durchdenken.

Nach einer Weile klopfte Loial an die Tür und steckte seinen Kopf herein. Die Ohren des Ogiers zitterten vor Erregung, und sein Grinsen spaltete beinahe das breite Gesicht in zwei Hälften. »Perrin, das glaubst du nicht! Mein

Bett ist aus besungenem Holz! Also, das muß mehr als tausend Jahre alt sein! Kein Baumsänger hat in dieser ganzen Zeit ein so großes Stück besungen. Ich würde mich nicht daran wagen, und mein Talent ist nun stärker als das der meisten anderen. Na ja, um die Wahrheit zu sagen, es gibt überhaupt nicht mehr viele mit diesem Talent unter uns. Aber ich gehöre zu den besten unter denen, die Holz besingen können.«

»Das ist sehr interessant«, sagte Perrin. *Ein Aiel in einem Käfig. Das hat Min gesagt. Warum hat mich dieses Mädchen so angesehen?*

»Das dachte ich auch.« Loial klang ein wenig pikiert, daß Perrin seine Erregung offensichtlich nicht teilte, aber Perrin wollte einfach nur nachdenken. »Das Abendessen ist fertig, Perrin. Sie haben zu Ehren der Jäger ihre besten Sachen aufgetischt, aber wir bekommen auch etwas ab.«

»Geh du nur, Loial. Ich habe keinen Hunger.« Die Düfte von brutzelndem Fleisch aus der Küche kümmerten ihn nicht. Er bemerkte kaum, daß Loial ging.

Mit den Händen auf den Knien und immer wieder gähnend, versuchte er sich über alles klar zu werden. Es schien ihm wie eines dieser Puzzles, die Meister Luhhan anfertigte. Ihre metallenen Einzelteile schienen untrennbar miteinander verknüpft. Aber es gab immer einen Trick, mit dem man die eisernen Ringe und Wirbel voneinander lösen konnte, und den mußte es hier auch geben.

Das Mädchen hatte eindeutig ihn angesehen. Seine Augen konnten die Erklärung dafür sein, doch der Wirt hatte sie ignoriert, und sonst hatte niemand sie überhaupt bemerkt. Sie hatten ja einen Ogier zum Angaffen und dazu die Jäger des Horns im Haus und eine Lady zu Besuch und einen Aiel im Käfig auf dem Marktplatz. Etwas so Nebensächliches wie die Augenfarbe eines Mannes konnte ihre Aufmerksamkeit wohl kaum auf sich ziehen. Ein Diener hatte nichts an sich, was ihn von anderen abhob. *Aber warum hat sie mich dann so angesehen?*

Und der Aiel im Käfig. Was Min sah, spielte immer eine wichtige Rolle. Doch wie? Was sollte er tun? *Ich hätte diese Kinder davon abhalten können, weiter Steine auf ihn zu werfen. Ich hätte es tun sollen.* Es half nichts, daß er sich sagte, die Erwachsenen hätten ihm sicher entgegnet, er solle sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern, daß er ein Fremder in Remen sei und der Aiel ihn nichts angehe. *Ich hätte es trotzdem versuchen sollen.*

Er kam auf keine plausible Antwort, und so kehrte er zum Anfang zurück und ging geduldig das Ganze noch einmal durch, und danach wieder und dann erneut. Trotzdem fand er nichts außer dem Bedauern darüber, daß er nicht eingegriffen hatte.

Nach einer Weile wurde ihm bewußt, daß die Nacht angebrochen war. Das Zimmer war dunkel bis auf ein bißchen Mondschein, der durchs Fenster fiel. Er dachte an die Talgkerze und die Zunderschachtel, die er auf dem Kaminsims gesehen hatte, aber für seine Augen reichte das Licht aus. *Ich muß doch wahrscheinlich etwas unternehmen, oder?*

Er schnallte sich den Gürtel mit der Axt um und hielt dann überrascht inne. Er hatte das völlig gedankenlos getan. Die Axt zu tragen war für ihn so natürlich wie das Atmen geworden. Das gefiel ihm nicht. Doch er ließ den Gürtel, wo er nun war, und ging hinaus.

Der Lichtschein von der Treppe her ließ in seinen Augen den Flur beinahe strahlend hell erscheinen, wenn er ihn mit dem Licht in seinem Zimmer verglich. Aus dem Schankraum erschollen Gespräche und Gelächter, und aus der Küche drangen die Düfte feiner Speisen. Er ging weiter nach vorn zu Moiraines Tür, klopfte einmal an und trat ein. Und dann blieb er mit puterrotem Gesicht stehen.

Moiraine zog die blaßblaue Robe, die sie sich umgehängt hatte, um sich zusammen. »Was wünscht Ihr?« fragte sie kühl. In der einen Hand hielt sie eine Haarbürste mit silbernem Griff, und ihr dunkles Haar fiel glänzend in dichten Wellen bis auf ihre Schultern. Ihr Zimmer war viel besser als seines. Die Wände waren mit poliertem Holz getäfelt, sie hatte Lampen in silbernen Haltern, und im gemauerten Kamin brannte ein Feuer. Es roch nach Rosenduftseife.

»Ich … ich glaubte, Lan sei hier«, brachte er mühsam heraus. »Ihr steckt sonst immer die Köpfe zusammen, und deshalb dachte ich, er … ich dachte …«

»Was wollt Ihr, Perrin?«

Er atmete tief durch. »Ist das Rands Werk? Ich weiß, daß ihm Lan hierher gefolgt ist, und all das wirkt so eigenartig – die Jäger, der Aiel –, aber ist er dafür verantwortlich?«

»Ich glaube nicht. Ich weiß mehr, wenn Lan mir berichtet, was er heute nacht herausbekommt. Mit Glück kann mir das dabei helfen, eine Entscheidung zu treffen, die ich nun treffen muß.«

»Eine Entscheidung?«

»Rand könnte einerseits den Fluß überquert und sich zu Fuß auf den Weg nach Tear gemacht haben, und andererseits könnte er sich auf einem Schiff flußabwärts nach Illian befinden, um von dort aus auf einem anderen

Schiff Tear zu erreichen. Die Reise ist so wohl um vieles weiter, aber dafür um Tage kürzer.«

»Ich glaube nicht, daß wir ihn einholen, Moiraine. Ich weiß nicht, wie er es anstellt, aber selbst zu Fuß ist er uns immer voraus. Wenn Lan recht hat, beträgt sein Vorsprung noch einen halben Tag.«

»Man könnte beinahe den Verdacht hegen, er habe gelernt, mit Hilfe der Macht zu reisen«, sagte Moiraine mit leichtem Stirnrunzeln, »aber dann wäre er sicherlich direkt nach Tear gegangen. Nein, er trägt einfach das Erbe von Wanderern und ausdauernden Läufern in sich. Aber vielleicht nehmen wir doch den Wasserweg. Wenn ich ihn nicht einholen kann, werde ich zumindest kurz nach ihm in Tear ankommen. Oder dort auf ihn warten.«

Perrin trat unruhig von einem Fuß auf den anderen. In ihrer Stimme lag so etwas wie ein eiskaltes Versprechen. »Ihr habt mir einmal gesagt, Ihr könntet einen Schattenfreund riechen, oder zumindest einen, der bereits ganz dem Schatten angehört. Lan kann das auch. Habt Ihr so etwas hier gewittert?«

Sie schniefte laut und wandte sich dem hohen Standspiegel zu. Seine Halterungen waren mit fein gewirktem Silber eingelegt. Mit einer Hand hielt sie ihre Robe zusammen, mit der anderen bürstete sie ihr Haar. »Nur wenige Menschen sind in solchem Maße verloren, Perrin, selbst unter den schlimmsten Schattenfreunden.« Sie hielt im Bürsten inne. »Warum fragt Ihr?«

»Da war so ein Mädchen unten im Schankraum, das mich angestarrt hat. Nicht Euch oder Loial, wie die anderen. Nein, mich.«

Die Bürste fuhr wieder durch ihr Haar, und Moiraine lächelte ganz kurz. »Manchmal vergeßt Ihr, Perrin, daß Ihr ein gutaussehender junger Mann seid. Manche Mädchen bewundern solche Schultern wie Eure.« Er grunzte nur. »Gab es noch etwas, Perrin?«

»Ach … nein.« Sie konnte ihm in bezug auf das, was Min vorhergesehen hatte, nicht weiterhelfen. Sie hätte ihm doch nur das sagen können, von dem er bereits wußte, daß es wichtig sei. Und er wollte ihr auch gar nicht anvertrauen, was Min gesagt hatte. Oder, was das betraf, daß Min überhaupt etwas gesehen hatte.

Draußen auf dem Flur lehnte er sich einen Moment lang an die Wand, nachdem er die Tür geschlossen hatte. *Licht, einfach so bei ihr hineinspazieren, und sie …* Sie war eine attraktive Frau. *Und wahrscheinlich alt genug, um meine Mutter zu sein oder noch mehr.* Er glaubte, Mat an seiner Stelle hätte sie jetzt hinunter in den Schankraum gebeten, um mit ihr zu tanzen. *Nein, wohl doch nicht. Selbst Mat ist nicht so dumm, mit einer Aes Sedai flirten zu wollen.* Moiraine tanzte durchaus. Er hatte sogar selbst schon einmal mit ihr getanzt. Und dabei wäre er beinahe über die eigenen Füße gestolpert vor Aufregung. *Denk nicht immer so an sie, als sei sie ein Mädchen vom Dorf, nur weil du sie so gesehen … Sie ist eine verdammte Aes Sedai! Du solltest dir besser über diesen Aiel Gedanken machen.* Er schüttelte sich und ging hinunter.

Der Schankraum war vollgestopft mit Menschen. Jeder Stuhl war besetzt, und man hatte weitere Stühle und Bänke hereingetragen. Trotzdem hatten einige keinen Platz gefunden und standen an der Wand. Er sah das schwarzhaarige Mädchen nicht, und sonst warf ihm keiner einen zweiten Blick zu, als er sich durch den Raum zwängte.

Orban saß allein an einem Tisch, hatte sein bandagiertes Bein auf ein Kissen auf einem Stuhl hochgelegt – an diesem Fuß trug er einen Hausschuh – und hielt einen silbernen Pokal in der Hand, den eine Dienerin immer wieder mit Wein füllte. »Ja«, sagte er zu allen im Raum, »wir wußten, daß die Aiel wilde Kämpfernaturen sind, Gann und ich, aber wir hatten überhaupt keine Zeit, um es uns zu überlegen. Ich zog mein Schwert und gab Löwe meine Fersen zu spüren …«

Perrin fuhr auf, aber dann wurde ihm klar, daß der Mann sein Pferd mit diesem Namen meinte. *Sähe ihm ähnlich, wenn er behauptete, auf einem Löwen geritten zu sein.* Er schämte sich ein wenig. Nur weil er den Mann nicht leiden konnte, mußte er doch nicht gleich annehmen, daß der seine Angebereien so weit trieb. Er eilte hinaus, ohne sich noch einmal umzublicken.

Die Straße vor der Schenke war genauso voll wie der Schankraum. Menschen, die drinnen keinen Platz gefunden hatten, drängten sich vor den Fenstern, um einen Blick hineinzuwerfen, und doppelt so viele standen direkt vor der Tür, um wenigstens Orbans Erzählung lauschen zu können. Keiner warf Perrin einen zweiten Blick zu, obwohl er einige dazu brachte, sich zu beklagen, als er sich durch die Menge zwängte.

Jeder, der an diesem Abend auf den Beinen war, mußte sich bei der Schenke befinden, denn er sah nicht einen einzigen, als er zum Marktplatz ging. Manchmal huschte der Schatten eines Menschen über ein beleuchtetes Fenster, aber das war alles. Trotzdem hatte er das Gefühl, beobachtet zu werden. Er sah sich ständig nervös um: nichts als in die Nacht gehüllte Straßen und erleuchtete Fenster. Um den Marktplatz herum waren die meisten Fenster bis auf ein paar in den oberen Stockwerken dunkel.

Der Galgen stand genauso da, wie er ihn in Erinnerung hatte, und der Mann – der Aiel – hing etwas oberhalb

seiner Reichweite. Der Aiel schien wach zu sein. Zumindest hatte er den Kopf gehoben. Aber er blickte nicht zu Perrin herunter. Unter dem Käfig lagen die Steine, die von den Kindern auf ihn geschleudert worden waren.

Der Käfig hing an einem dicken Seil, das ganz oben durch einen Ring gezogen war. Es lief am Balkenkreuz über eine schwere Seilrolle und war dann ganz unten rechts und links von dem Galgen jeweils an einer hüfthoch angebrachten Querstrebe befestigt. Der Rest des Seils lag in achtlos hingeworfenen Schleifen am Boden neben dem Gestell.

Perrin sah sich wieder um und suchte den dunklen Platz ab. Er hatte immer noch das Gefühl, beobachtet zu werden, entdeckte aber nach wie vor nichts. Er lauschte und hörte ebenfalls nichts. Er roch den Rauch aus den Schornsteinen und das Essen in den Häusern und Menschenschweiß und getrocknetes Blut an dem Mann im Käfig. Es ging aber kein Geruch nach Angst von ihm aus.

Sein Gewicht und das Gewicht des Käfigs, dachte er, und er näherte sich dem Galgen. Es war ihm selbst nicht klar, wann er sich dazu entschlossen hatte oder ob er sich überhaupt dazu entschlossen hatte, aber er wußte, daß er es tun würde.

Er hakte sich mit einem Bein am Galgen ein und zog an dem Seil, worauf der Käfig ein wenig nach oben ruckte. Dadurch hatte er ein Stückchen schlaffes Seil in der Hand. Allerdings ruckte jetzt das Seil, und damit wußte er, daß sich der Mann im Käfig endlich bewegt hatte. Doch er hatte es zu eilig, um jetzt innezuhalten und ihm zu sagen, was er vorhatte. Durch den gewonnenen Spielraum war er jetzt in der Lage, das Seil von einer der Querstreben abzuwickeln. Er hielt sich immer noch mit einem Bein am Balken fest und senkte nun den Käfig Hand über Hand bis auf die Pflastersteine.

Der Aiel sah ihn nun an und musterte ihn schweigend. Perrin sagte nichts. Als er den Käfig endlich genauer sah, verzog er den Mund. Wenn man etwas macht, selbst ein Ding wie dieses, sollte man es richtig machen. Die gesamte Vorderfront des Käfigs war eine Tür, die, offensichtlich hastig zusammengebaut, an unförmigen Scharnieren hing. Ein gutes Eisenschloß hing davor, doch an einer Kette, die genausoschlecht angefertigt war wie der ganze Käfig. Er fummelte an dieser Kette herum, bis er das schwächste Glied aufgespürt hatte, Dann steckte er den dicken Dorn seiner Axt hindurch und zerbrach das Glied mit einer schnellen Drehung aus dem Handgelenk. Sekunden später hatte er die Kette geöffnet, ließ sie zu Boden rasseln und zog die Tür des Käfigs auf.

Der Aiel saß bloß da, die Knie unter dem Kinn, und blickte ihn an. »Also?« flüsterte Perrin heiser. »Ich habe ihn aufgemacht, aber ich werde dich, verdammt noch mal, nicht auch noch raustragen.« Er sah sich schnell wieder um. Auf dem nachtdunklen Platz bewegte sich nichts, doch unsichtbare Augen schienen ihm weiterhin zu folgen.

»Du bist stark, Feuchtländer.« Der Aiel zuckte nur ein wenig mit den Schulter. »Sie brauchten drei Männer, um mich da hochzuziehen. Und nun holst du mich herunter. Warum?«

»Ich will keine Menschen in Käfigen sehen«, flüsterte Perrin. Er wollte weg. Der Käfig war offen, und diese Augen sahen zu. Aber der Aiel rührte sich immer noch nicht. *Wenn du etwas tust, dann tue es richtig.* »Gehst du da jetzt raus, bevor jemand kommt?«

Der Aiel packte den vordersten Bügel des Käfigs über sich und schwang sich, Füße voran, mit einer fließenden Bewegung heraus. Dann hing er da, immer noch mit den Händen an dem Bügel. Hätte er aufrecht dagestanden, hätte er Perrin sicher um einen Kopf überragt. Er blickte Perrins Augen an – Perrin wußte, wie sie im Mondschein wie poliertes Gold glitzerten –, erwähnte sie aber nicht. »Ich war seit gestern da drin, Feuchtländer.« Es klang wie bei Lan. Nicht, daß Stimme oder Akzent einander geähnelt hätten, aber der Aiel wirkte genauso kühl und selbstsicher wie Lan. »Es braucht einen Moment, bis ich wieder auf den Beinen stehen kann. Ich bin Gaul von der Imran-Sept der Shaarad Aiel, Feuchtländer. Ich bin ein *Shae'en M'taal,* ein Steinhund. Mein Wasser ist dein.«

»Also, ich heiße Perrin Aybara und komme von den Zwei Flüssen. Ich bin Schmied.« Jetzt war der Mann draußen und konnte eigentlich gehen. Wenn aber jemand kam, bevor Gaul wieder richtig zu laufen imstande war, war er ganz schnell wieder drin, außer, sie töteten ihn gleich. In jedem Fall wäre Perrins Mühe umsonst gewesen. »Wenn ich daran gedacht hätte, hätte ich eine Wasserflasche oder einen Wasserschlauch mitgebracht. Warum nennst du mich ›Feuchtländer‹?«

Gaul deutete in Richtung des Flusses. Selbst bei seinen guten Augen konnte Perrin nicht sicher sein, aber er hatte das Gefühl, der Aiel sei dabei ziemlich nervös. »Vor drei Tagen habe ich ein Mädchen beobachtet, das in einem riesigen Wasserloch schwamm. Es muß mindestens zwanzig Schritt Durchmesser gehabt haben. Sie … ist freiwillig da hineingegangen.« Er ahmte ungeschickt Schwimmbewegungen nach. »Ein tapferes Mädchen. Diese … Flüsse zu überqueren hat mich beinahe entmannt. Ich habe nicht gewußt, daß es irgendwo zuviel Wasser geben würde, und nicht geahnt, daß es überhaupt soviel Wasser auf der Welt gibt wie bei Euch Feuchtländern.«

Perrin schüttelte den Kopf. Er wußte ja schon, daß es in der Aiel-Wüste kaum Wasser gab, denn das war eines

der wenigen Dinge in bezug auf dieses Land, dessen er sicher war, doch er hatte nicht geahnt, daß es so selten war, um eine solche Reaktion hervorzurufen. »Du bist weit weg von zu Hause, Gaul. Warum bist du hier?«

»Wir suchen«, sagte Gaul bedächtig. »Wir suchen nach dem Mann, ›Der mit der Morgendämmerung kommt‹.«

Perrin hatte diese Bezeichnung schon früher gehört und war sich klar darüber, wer damit gemeint war. *Licht, alles kommt immer wieder auf Rand zurück. Ich bin an ihn gebunden wie ein wildes Pferd, das man beschlagen will.* »Du suchst in der falschen Richtung, Gaul. Ich suche ebenfalls nach ihm, und er ist auf dem Weg nach Tear.«

»Tear?« Der Aiel war sichtlich überrascht. »Wieso …? Dann muß es wohl so sein. Die Prophezeiung sagt, wenn der Stein von Tear fällt, werden wir das Dreifache Land endlich verlassen.« So nannten die Aiel ihre Wüste. »Es steht geschrieben, daß wir verändert werden und wiederfinden, was einst unser war und verloren ging.«

»Das mag sein. Ich kenne eure Prophezeiungen nicht, Gaul. Bist du soweit, daß du gehen kannst? Jede Minute könnte jemand vorbeikommen.«

»Dazu ist es jetzt zu spät«, sagte Gaul, und eine tiefe Stimme schrie: »Der Wilde ist los!« Zehn oder zwölf Männer in weißen Umhängen rannten über den Platz heran und zogen die Schwerter. Ihre kegelförmigen Helme schimmerten im Mondschein. Kinder des Lichts.

Als hätte er alle Zeit der Welt zur Verfügung, nahm Gaul seelenruhig ein schwarzes Tuch von der Schulter und band es sich um den Kopf, so daß sein Gesicht bis auf die Augen darunter verborgen war. »Tanzt du gern, Perrin Aybara?« fragte er. Mit diesen Worten sprang er vom Käfig weg direkt auf die anstürmenden Weißmäntel los.

Einen Moment lang waren die Angreifer völlig überrascht, und dieser Moment war alles, was der Aiel brauchte. Er trat dem ersten, der ihn erreichte, das Schwert aus der Hand, und dann traf seine versteifte Hand wie ein Dolch die Kehle des Weißmantels. Der stürzte, und der Aiel wand sich um ihn herum. Der Arm des nächsten Mannes krachte hörbar, als Gaul ihn brach. Er stieß den Mann vor die Füße eines dritten und trat dem vierten im Sprung ins Gesicht. Es war wirklich einem Tanz ähnlich – von einem zum anderen, ohne stehenzubleiben oder die Bewegungen auch nur zu verlangsamen. Obwohl der Gestürzte wieder auf die Beine kam und der mit dem gebrochenen Arm sein Schwert in die andere Hand nahm, tanzte Gaul weiter mitten unter ihnen.

Perrin hatte nur einen Augenblick lang Zeit, seiner Überraschung zu überwinden, denn nicht alle Weißmäntel hatten sich auf den Aiel gestürzt. Gerade rechtzeitig konnte er mit beiden Händen den Schaft seiner Axt packen und damit einen Schwertstich abblocken. Dann schwang er die Axt und hätte am liebsten geschrien, als ihre halbmondförmige Schneide die Kehle des Mannes zerfetzte. Aber er hatte weder zum Schreien noch zum Bedauern Zeit. Weitere Weißmäntel stürzten sich auf ihn, noch bevor der erste am Boden lag. Er haßte die klaffenden Wunden, die seine Axt schlug, haßte es, wie sie durch Schuppenpanzer hindurch das Fleisch darunter aufschlitzte, wie sie genauso leicht Helm und Schädel auf einmal spaltete. Er haßte das alles. Aber er wollte nicht sterben.

Die Zeit schien stillzustehen, und gleichzeitig lief doch alles auch schneller ab. Sein Körper fühlte sich wie nach einem stundenlangen Kampf, und er atmete stoßweise durch eine rauh gewordene Kehle. Die Männer schienen sich zu bewegen, als schwömmen sie durch dicke Gelatine. Es dauerte aber nur einen Moment vom ersten Hieb bis zum Sturz. Der Schweiß rann ihm über das Gesicht, und doch war ihm kühl wie in einem erfrischenden Bad. Er kämpfte um sein Leben und wußte nicht, ob alles nur Sekunden gedauert hatte oder die ganze Nacht über.

Als er schließlich schwer atmend und halb betäubt dastand und ein Dutzend in Weiß gehüllte Männer auf den Pflastersteinen des Marktplatzes liegen sah, schien der Mond noch kein Stückchen weitergewandert zu sein. Ein paar der Männer stöhnten noch; die anderen lagen leblos da. Gaul stand über ihnen, immer noch vermummt, immer noch mit leeren Händen. Die meisten Männer hatte er niedergestreckt. Perrin wäre es lieber gewesen, der Aiel hätte alle allein besiegt. Doch dann schämte er sich dieses Gedankens. Der Geruch nach Blut und Tod war scharf und bitter zugleich.

»Du tanzt den ›Tanz des Speers‹ nicht gerade schlecht, Perrin Aybara.«

Mit Schwindelgefühlen im Kopf murmelte Perrin mühsam: »Ich verstehe nicht, wie zwölf Mann gegen zwanzig von euch gekämpft und euch auch noch besiegt haben sollen, selbst wenn zwei der anderen Jäger waren.«

»Haben sie das behauptet?« Gaul lachte leise. »Sarien und ich waren leichtsinnig, nachdem wir uns schon so lange in diesen Weichling-Ländern aufhielten, und der Wind kam aus der falschen Richtung, so daß wir nichts witterten. Wir stolperten unversehens über sie. Nun ja, Sarien ist tot, und mich hat man wie einen Narren in den Käfig gesperrt, also haben wir wohl teuer für unseren Leichtsinn bezahlt. Jetzt ist die Zeit gekommen, um wegzulaufen, Feuchtländer. Tear – ich werde es nicht vergessen.« Endlich zog er den schwarzen Schleier vom Gesicht. »Mögest du immer Wasser und Schatten finden, Perrin Aybara.« Er wandte sich um und rannte in die Nacht hinaus.

Perrin wollte auch wegrennen, doch dann wurde ihm klar, daß er eine blutige Axt in Händen hielt. Schnell

wischte er die Klinge am Umhang eines der Toten ab. *Er ist tot, verflucht, und es klebt sowieso schon Blut daran.* Er zwang sich dazu, erst den Schaft durch die Schlaufe an seinem Gürtel zu stecken, bevor er lostrabte.

Beim zweiten Schritt sah er sie – eine schlanke Gestalt mit einem dunklen, engen Rock am Rand des Marktplatzes. Sie wandte sich ab, um fortzurennen, und er sah, daß der Rock zum Reiten geteilt war. Sie huschte in die Gasse hinein und war verschwunden.

Lan kam ihm entgegen, bevor er den Fleck erreichte, an dem sie gestanden hatte. Der Behüter erblickte den leeren Käfig, der unter dem Galgen stand, die halb im Schatten liegenden stillen weißen Haufen unter dem Mond, und sein Kopf ruckte hoch, als wolle er vor Zorn explodieren. Mit beherrschter, aber harter Stimme fragte er: »Ist das dein Werk, Schmied? Das Licht verbrenne mich! Kann irgend jemand dich dabei beobachtet haben?«

»Ein Mädchen«, sagte Perrin. »Ich glaube, daß sie es gesehen hat. Aber ich will ihr nichts tun, Lan! Es könnten ja auch eine Menge anderer gesehen haben. Überall sind beleuchtete Fenster.«

Der Behüter packte Perrin am Ärmel seines Mantels und zog ihn in Richtung Schenke. »Ich habe ein Mädchen wegrennen sehen, aber ich glaubte … Spielt keine Rolle. Du holst den Ogier aus dem Bett und schleifst ihn zum Stall hinunter. Wir müssen unsere Pferde so schnell wie möglich zum Anlegeplatz schaffen. Das Licht allein weiß, ob heute nacht noch ein Schiff ablegt oder was wir zahlen müssen, damit eines extra für uns segelt. Stell mir keine Fragen mehr, Schmied. Los, renn!«

Der Falke

Der Behüter mit seinen langen Beinen war Perrin schnell ein Stück voraus, und als er sich durch die Menge am Eingang zur Schenke drängte, stieg Lan schon die Treppe hinauf, wobei er es nicht eilig zu haben schien. Perrin zwang sich dazu, ebenfalls langsam zu gehen. Von der Tür hinter ihm ertönten mürrische Kommentare über Leute, die sich einfach vordrängten.

»Noch mal?« fragte Orban und hielt seinen silbernen Pokal zum Nachfüllen hoch. »Also gut. Sie lagen im Hinterhalt an der Straße, die wir genommen hatten. Ich erwartete so nahe bei Remen keinen Überfall. Schreiend rannten sie aus den Büschen auf uns zu. Im Handumdrehen waren sie mitten unter uns, stachen mit ihren Speeren zu und töteten sofort zwei meiner besten Männer und einen von Gann. Ja, ich erkannte die Aiel, als ich sie sah, und …«

Perrin eilte die Treppe hoch. *Na ja, jetzt kennt Orban sie.*

Hinter Moiraines Tür ertönten Stimmen. Er wollte lieber nicht hören, was sie zu sagen hatte. Er huschte vorbei und steckte den Kopf in Loials Zimmer.

Das Ogier-Bett war ein niedriges, massives Ding, doppelt so lang und um die Hälfte breiter als jedes für Menschen gezimmerte Bett, das Perrin je gesehen hatte. Es nahm den größeren Teil des Raums ein, und dieser war genauso groß und fein eingerichtet wie Moiraines Unterkunft. Perrin erinnerte sich dunkel daran, daß Loial gesagt hatte, es sei aus besungenem Holz, und jedes andere Mal wäre er auch stehengeblieben, um die fließenden Linien des Bettkastens zu bewundern, die es aussehen ließen, als sei es an diesem Fleck natürlich gewachsen. In der Vergangenheit mußten Ogier öfters in Remen Station gemacht haben, denn der Wirt hatte auch noch einen hölzernen Sessel aufgetrieben, der für Loials Größe gemacht war, und ihn mit Kissen ausgepolstert. Der Ogier saß bequem darin, war in Hose und Hemd gekleidet, kratzte sich abwesend mit einem Zehennagel an der Wade und schrieb etwas in ein großes, leinengebundenes Buch, das er auf eine Sessellehne gelegt hatte.

»Wir reisen ab«, sagte Perrin.

Loial fuhr zusammen und kippte beinahe sein Tintenfaß auf das Buch. »Abreisen? Wir sind gerade erst angekommen!« grollte er.

»Ja, wir reisen ab. Komm, so schnell du kannst, zum Stall. Und laß dich nicht dabei beobachten. Ich glaube, neben der Küche gibt es eine Hintertreppe.« Der Geruch nach Speisen war an diesem Ende des Flurs zu stark gewesen. Es mußte bestimmt noch eine Treppe geben.

Der Ogier warf dem Bett einen wehmütigen Blick zu und begann seine hohen Stiefel anzuziehen. »Aber warum?«

»Die Weißmäntel«, sagte Perrin. »Ich erzähle dir später mehr.« Er ging rückwärts hinaus, bevor Loial weitere Fragen stellen konnte.

Er hatte gar nicht ausgepackt gehabt. Sobald er seinen Köcher umgeschnallt, den Umhang übergeworfen, sich Deckenrolle und Satteltaschen über die Schulter gehängt und den Bogen in die Hand genommen hatte, erinnerte nichts mehr daran, daß er je hier gewesen war. Keine Falte in den zusammengelegten Decken am Fuß des Bettes, kein Wasserspritzer in der gesprungenen Waschschüssel auf dem Tischchen. Selbst die Talgkerze wies noch einen unbenützten Docht auf, wie ihm plötzlich bewußt wurde. *Ich muß irgendwie gewußt haben, daß ich nicht hierbleibe. In letzter Zeit scheine ich keine Anzeichen für meine Anwesenheit zurückzulassen.*

Wie er vermutet hatte, führte eine enge Treppe in einen Flur neben der Küche. Vorsichtig spähte er in die Küche hinein. Ein Küchenhund trabte in seinem großen Korbrad einher und drehte einen langen Spieß, auf den man eine Lammkeule, ein großes Stück Rindfleisch, fünf Hähnchen und eine Gans gesteckt hatte. Aus einem Suppenkessel, der an einem Flaschenzug über einem zweiten Herd hing, entwichen würzige Düfte. Aber es war kein Koch zu sehen und überhaupt keine lebendige Seele außer dem Hund. Er war Orban für seine Lügen dankbar und eilte hinaus in die Nacht.

Der Stall war ein großes Gebäude aus dem gleichen Stein wie die Schenke, auch wenn hier nur die Steinfratzen neben der großen Tür poliert worden waren. Eine einzelne Laterne, die an einem der Pfosten hing, warf ein trübes Licht. Traber und die anderen Pferde standen in Boxen in Türnähe. Loials großes Reittier füllte seine Box fast ganz aus. Der Geruch nach Heu und Pferden war vertraut und beruhigend. Perrin war als erster angekommen.

Nur ein Stallbursche hatte Nachtdienst, ein Bursche mit schmalem Gesicht und einem schmutzigen Hemd, der wissen wollte, wer Perrin sei, daß er so einfach anordnete, vier Pferde zu satteln, und wer sein Herr sei und was er mitten in der Nacht mitsamt seinem Reisegepäck hier mache und ob Meister Furlan überhaupt wisse, daß er sich so

hinausschleiche und was in diesen Satteltaschen versteckt sei und was mit seinen Augen nicht stimmte, ob er krank sei …

Über Perrin hinweg segelte eine Münze durch die Luft. Das Gold glitzerte im Laternenschein. Der Stallbursche schnappte sie mit einer Hand aus der Luft und biß darauf.

»Sattelt sie«, sagte Lan. Seine Stimme war sanft, auf eine Art, auf die auch kaltes Eisen sanft ist, und der Stallbursche deutete eine kurze Verbeugung an und wuselte los, um die Pferde zu richten. Moiraine und Loial kamen gerade rechtzeitig in den Stall, um ihre Zügel selbst in die Hand zu nehmen, und dann führten sie ihre Pferde hinter Lan her eine Straße entlang, die sich hinter dem Stall in Richtung Fluß hinunterzog. Das sanfte Klappern der Pferdehufe auf den Pflastersteinen lockte nur einen abgemagerten Hund heran, der einmal bellte und dann wegrannte, als sie an ihm vorübergingen. »Das löst Erinnerungen aus, nicht wahr, Perrin?« flüsterte Loial.

»Sprich leiser«, raunte Perrin. »Was für Erinnerungen?«

»Das ist doch wie in alten Zeiten.« Der Ogier schaffte es, seine Stimme noch weiter zu dämpfen. Es klang wie eine Hummel, die von der Größe eines Pferdes auf die eines Hundes geschrumpft war. »Sich in der Nacht heimlich davonstehlen, hinter uns Feinde und vielleicht andere voraus. Gefahr liegt in der Luft und der kalte Hauch des Abenteuers.«

Perrin runzelte die Stirn in Loials Richtung über Trabers Sattel hinweg. Das war nicht weiter schwierig, denn seine Augen befanden sich ein Stück über Sattelhöhe, und Loial überragte sein Pferd sowieso um die Hälfte. »Wovon sprichst du? Ich glaube, du fängst an, die Gefahr zu mögen. Loial, du spinnst ja!«

»Ich lege mich nur im Geist auf eine Stimmung fest«, sagte Loial ein wenig steif. Oder vielleicht trotzig. »Für mein Buch. Ich muß ja alles darin festhalten. Ich glaube wirklich, es gefällt mir immer besser. Auf Abenteuer ausziehen. Aber sicher doch.« Seine Ohren zuckten zweimal ziemlich heftig. »Es muß mir gefallen, wenn ich darüber schreiben will.«

Perrin schüttelte den Kopf.

An der Kaimauer lagen die breiten Fährboote für die Nacht vertäut, verlassen und dunkel wie die meisten der Schiffe. Aber vor einem Zweimaster herrschte noch Betrieb. Laternen wurden geschwenkt, und Menschen liefen am Ufer und an Deck des Schiffes umher. Es roch vor allem nach Teer und Tauen, dazu nach Fisch. Etwas im nächstgelegenen Lagerhaus gab einen würzigen, scharfen Geruch von sich, der aber von den anderen beinahe ganz überlagert wurde.

Lan entdeckte den Kapitän, einen kleinen, schlanken Mann, der seinen Kopf beim Zuhören ganz eigenartig schief hielt. Das Feilschen war schnell vorüber, und Ladebäume mit ledernen Seilschlingen wurden hergerichtet, um die Pferde an Bord zu hieven. Perrin paßte gut auf die Tiere auf und sprach mit ihnen. Pferde vertrugen wenig Ungewöhnliches, wie zum Beispiel einfach in die Luft gehoben zu werden, aber selbst der Hengst des Behüters ließ sich von seiner Stimme beruhigen.

Lan gab dem Kapitän Gold und zwei Seeleuten Silber, die barfuß zu einem Lagerhaus hinüberrannten, um Säcke mit Hafer zu holen. Weitere Besatzungsmitglieder spannten Taue zwischen den Masten, um so etwas wie einen Pferch zu bilden, und dann wurden die Pferde dorthin geführt. Die Leute beklagten sich allerdings heftig, daß sie hinterher den ganzen Mist würden beseitigen müssen. Perrin glaubte nicht, daß die Worte für andere Ohren bestimmt waren, aber seine waren eben scharf genug, um sie zu verstehen. Die Männer waren nicht daran gewöhnt, Pferde an Bord zu haben.

Nach kurzer Zeit war die *Schneegans* zum Ablegen bereit, sogar ein wenig früher, als der Kapitän geplant hatte. Der Kapitän hieß Jaim Adarra. Lan führte Moiraine unter Deck, als die Leinen losgemacht wurden, und Loial stiefelte gähnend hinterher. Perrin blieb an der Reling in der Nähe des Bugs stehen, obwohl das Gähnen des Ogiers bei ihm die gleiche Reaktion hervorgerufen hatte. Er fragte sich, ob die *Schneegans* schneller als Wölfe flußabwärts vorankäme, ob er mit ihr seinen Träumen davonsegeln könne. Die Männer machten die Ruder fertig, um das Schiff vom Kai abzustoßen.

Als die letzte Leine hinüber zu einem Hafenarbeiter geworfen wurde, rannte aus dem Schatten zwischen zwei Lagerhäusern ein Mädchen in einem engen, geteilten Rock hervor, ein Bündel auf den Armen und mit flatterndem Umhang. Sie sprang mit einem Satz an Deck, gerade als die Männer das Schiff mit Hilfe der Ruder von der Mauer abstießen.

Adarra stürzte von seinem Platz am Steuerruder auf sie zu, aber sie legte nur seelenruhig ihr Bündel ab und sagte knapp: »Ich buche eine Passage flußabwärts, ach, sagen wir, soweit der da drüben fährt.« Sie nickte in Richtung Perrin, ohne ihn dabei anzuschauen. »Ich habe nichts dagegen, an Deck zu schlafen. Kälte und Nässe machen mir nichts aus.«

Dann feilschten sie ein paar Minuten lang. Sie gab ihm drei Silbermark, runzelte die Stirn, als sie nur wenige Kupfermünzen zurückbekam, steckte sie in ihre Börse und kam herüber zu Perrin.

Sie verströmte einen sanften Kräuterduft – leicht und frisch und sauber. Diese dunklen, etwas schrägstehenden Augen über den hohen Wangenknochen blickten ihn an, und dann wandte sie sich um und sah zum Ufer hinüber. Er entschied, daß sie wohl etwa im gleichen Alter sein müsse wie er. Er war nicht sicher, ob ihre Nase zu ihrem Gesicht paßte oder doch etwas zu groß war. *Du bist ein Narr, Perrin Aybara. Warum interessiert es dich, wie sie aussieht?*

Der Abstand zum Kai betrug nun etwa zwanzig Schritt. Die Ruder tauchten tief ins schwarze Wasser und hinterließen weiße Schaumspuren. Einen Augenblick lang überlegte er, ob er sie über Bord werfen solle.

»Na ja«, sagte sie nach einem Moment des Wartens. »Ich habe nicht erwartet, daß mich meine Reise so schnell nach Illian zurückführt.« Ihre Stimme war hoch, und sie sprach ein wenig ausdruckslos, doch sie war nicht unangenehm. »Du fährst doch nach Illian, oder?« Er verzog den Mund. »Nicht schmollen«, sagte sie. »Du hast zusammen mit dem Aielmann ein ganz schönes Durcheinander hinterlassen. Der Aufruhr hat gerade begonnen, als ich ging.«

»Du hast ihnen nichts gesagt?« fragte er überrascht.

»Die Leute im Ort glauben, der Aielmann hätte sich durch die Kette durchgekaut oder sie mit bloßen Händen zerbrochen oder so einen Quatsch. Sie hatten sich noch nicht geeinigt, als ich weglief.« Sie gab etwas von sich, was verdächtig nach Kichern klang. »Orban hat ziemlich laut sein Bedauern verkündet, daß er auf Grund seiner Wunden den Aielmann nicht selbst jagen könne.«

Perrin schnaubte. »Wenn er jemals wieder einen Aiel sieht, wird er sich in die Hose machen.« Dann räusperte er sich und knurrte: »Tut mir leid.«

»Dazu kann ich nichts sagen«, stellte sie fest, als sei seine Bemerkung keineswegs ungewöhnlich gewesen. »Ich habe ihn im Winter in Jehannah getroffen. Er kämpfte gegen vier Mann gleichzeitig, tötete zwei, und die anderen beiden ergaben sich. Natürlich begann er den Kampf selbst, und das mindert den Erfolg ein wenig, aber sie wußten schon, was sie taten. Er suchte keinen Kampf mit Männern, die sich nicht wehren konnten. Aber er ist trotzdem ein Narr. Er hat immer noch solche komischen Vorstellungen in bezug auf den Großen Schwarzwald, den einige den Wald der Schatten nennen. Hast du je davon gehört?«

Er musterte sie verstohlen. Sie erzählte genauso gelassen von Kämpfen und vom Töten wie andere Frauen vom Backen. Er hatte noch nie vom Großen Schwarzwald gehört, aber der Wald der Schatten lag gleich im Süden der Zwei Flüsse. »Verfolgst du mich eigentlich? Du hast mich in der Schenke angestarrt. Warum eigentlich? Und warum hast du nicht erzählt, was du gesehen hast?«

»Ein Ogier«, sagte sie und blickte dabei auf den Fluß hinaus, »ist offensichtlich eben genau das, nämlich ein Ogier, und bei den anderen von euch war es auch nicht sehr schwierig dahinterzukommen, was ihr seid. Ich konnte viel besser unter die Kapuze von *Lady Alys* sehen als Orban, und bei ihrem Gesicht muß der Mann mit den steinernen Zügen ein Behüter sein. Licht seng mich, aber ich möchte nicht, daß der einmal wütend auf mich ist. Sieht er immer so aus, oder hat er zum Abendessen einen Felsbrocken verspeist? Na ja, und dann bist nur noch du übriggeblieben. Ich mag Dinge nicht, die ich nicht unterbringen kann.«

Noch einmal überlegte er, ob er sie über Bord werfen solle. Diesmal im Ernst. Aber Remen war nur noch ein Lichtschimmer am Himmel weit hinter ihnen in der Dunkelheit, und er wußte nicht, wie weit es zum Ufer war.

Sie schien sein Schweigen als Aufforderung zum Weitersprechen zu betrachten. »Also, da habe ich nun eine …« – sie sah sich um und senkte die Stimme, obwohl das nächste Besatzungsmitglied mindestens zehn Fuß entfernt an seinem Ruder pullte – »eine Aes Sedai, einen Behüter, einen Ogier – und dich. Auf den ersten Blick ein Landmann.« Ihre schrägstehenden Augen blickten aufmerksam in seine. Er hielt ihrem Blick stand, und sie lächelte. »Nur, daß du einen Aielmann aus seinem Käfig befreist, dich lange mit ihm unterhältst und ihm dann hilfst, ein Dutzend Weißmäntel zu Wurst zu verarbeiten. Ich nehme an, das tust du öfters. Es schien, als sei es nichts Besonderes für dich. Ich wittere etwas Seltsames bei einer Reisegruppe wie der euren, na ja, und wir Jäger halten eben nach seltsamen Spuren Ausschau.«

Er zwinkerte – die Betonung war unmißverständlich. »Ein Jäger? Du? Du kannst doch kein Jäger sein! Du bist doch ein Mädchen!«

Ihr Lächeln war so unschuldig, daß er beinahe fortgelaufen wäre. Sie trat zurück, machte mit jeder Hand eine ausschweifende Bewegung und hielt plötzlich zwei Messer darin. Selbst Thom Merrilin hätte es nicht geschickter machen können. Einer der Männer am Ruder gab einen erstickten Laut von sich, und zwei andere kamen ins Stolpern. Ihre Ruder krachten gegeneinander, und die ganze Seite war ein einziges Durcheinander. Die *Schneegans*

lief schwankend aus dem Kurs, bis der Kapitän die Lage mit ein paar kräftigen Flüchen wieder entspannte. Zu der Zeit hatte das schwarzhaarige Mädchen die Messer auch wieder verschwinden lassen.

»Geschickte Finger und ein cleverer Verstand bringen dich ein gutes Stück weiter als ein Schwert und Muskeln. Scharfe Augen sind auch hilfreich, und glücklicherweise verfüge ich über das alles.«

»Und auch über Bescheidenheit«, knurrte Perrin. Sie nahm keine Notiz davon.

»Ich habe den Eid auf dem Großen Platz in Tammaz in Illian abgelegt und den Segen erhalten. Vielleicht war ich tatsächlich die jüngste, aber in dieser Menge und bei all dem Lärm von Trompeten und Trommeln und Becken und dem Geschrei … Ein Sechsjähriger hätte da genauso den Eid ablegen können, und keiner hätte es bemerkt. Wir waren mehr als tausend, vielleicht sogar zweitausend, und jeder hatte irgendeine Vorstellung davon, wo das Horn von Valere zu finden sei. Ich habe auch eine – es könnte auch stimmen –, aber kein Jäger kann es sich leisten, eine so eigenartige Spur außer acht zu lassen. Das Horn liegt bestimmt am Ende einer solchen Spur, na ja, und ich habe noch nichts Eigenartigeres gesehen als euch vier. Wo wollt ihr hin? Illian? Woanders?«

»Was hast du dir vorgestellt?« fragte er. »Wo das Horn sein soll?« *In Sicherheit in Tar Valon, hoffe ich, und das Licht gebe, daß ich es nie wieder sehe.* »Glaubst du, es ist in Ghealdan?«

Sie runzelte die Stirn. Er hatte das Gefühl, sie würde eine Witterung vermutlich nicht mehr aufgeben, wenn sie sie schon aufgespürt hatte, aber er war bereit, sie mit so vielen Ablenkungsmanövern zu verwirren, wie es nur möglich war. Dann sagte sie: »Hast du jemals von Manetheren gehört?«

Er erstickte beinahe. »Ich habe davon gehört«, sagte er vorsichtig.

»Jede Königin von Manetheren war eine Aes Sedai, und der König war ihr Behüter. Ich kann mir so etwas gar nicht vorstellen, aber so steht es in den Büchern geschrieben. Es war ein großes Land, umfaßte wohl ganz Andor und Ghealdan und noch mehr, aber die Hauptstadt, ich meine die Stadt selbst, lag in den Verschleierten Bergen. Und ich glaube, dort ist das Horn. Außer, ihr führt mich zu ihm hin.«

Seine Nackenhaare sträubten sich. Sie hielt ihm einen Vortrag, als sei er ein ungebildeter Dorflümmel. »Du wirst weder das Horn noch Manetheren finden. Die Stadt wurde während der Trolloc-Kriege zerstört, als die letzte Königin zuviel der Macht lenken wollte, um die Schattenlords zu vernichten, die ihren Mann getötet hatten.« Moiraine hatte ihm die Namen dieses Königspaares genannt, aber er erinnerte sich nicht mehr an sie.

»Nicht in Manetheren, Bauernjunge«, sagte sie ruhig, »obwohl es in einem solchen Land sicher gut versteckt wäre. Aber es gab andere Staaten, andere Städte in den Verschleierten Bergen, doch das ist so lange her, daß sich selbst die Aes Sedai nicht mehr daran erinnern. Und denk einmal an all die Geschichten, daß es Unglück bringe, das Gebiet der Verschleierten Berge zu betreten. Welcher Ort wäre besser als Versteck für das Horn geeignet als eine dieser vergessenen Städte?«

»Ich habe davon gehört, daß etwas in den Bergen versteckt sein soll.« Würde sie ihm das abnehmen? Er war noch nie ein guter Lügner gewesen. »In diesen Geschichten wird nie gesagt, was es ist, aber man nimmt an, es sei der größte Schatz auf der Welt. Vielleicht ist es das Horn? Aber die Verschleierten Berge erstrecken sich über Hunderte von Meilen. Wenn du es finden willst, solltest du deine Zeit nicht damit verschwenden, uns zu folgen. Du mußt das Horn vor Orban und Gann finden.«

»Ich habe dir doch gesagt, die beiden haben die aberwitzige Idee, das Horn sei im Großen Schwarzwald versteckt.« Sie lächelte zu ihm auf. Wenn sie lächelte, war ihr Mund keineswegs mehr zu groß. »Und ich sagte dir, daß ein Jäger den seltsamsten Spuren folgen muß. Du hast Glück, daß Orban und Gann beim Kampf gegen all diese Aielmänner verwundet wurden, sonst wären sie vielleicht jetzt auch an Bord. Zumindest werde ich euch nicht im Weg stehen oder versuchen, euch herumzukommandieren oder gar den Behüter zum Kampf aufstacheln.«

Er grollte angewidert. »Wir sind nur Reisende auf dem Weg nach Illian, Mädchen. Wie heißt du eigentlich? Wenn ich tagelang dieses Schiff mit dir teilen muß, kann ich dich nicht immer nur ›Mädchen‹ nennen.«

»Ich nenne mich Mandarb.« Er konnte sich nicht helfen und lachte schallend los. Ein erhitzter Blick aus schrägstehenden Augen traf ihn. »Ich werde dich lehren, mich auszulachen, Bauernjunge.« Ihre Stimme blieb ruhig. Gerade so eben. »In der Alten Sprache heißt Mandarb soviel wie ›Klinge‹. Das ist ein Name, der eines Jägers nach dem Horn würdig ist!«

Er beherrschte sich mühsam, als er auf den Pferch zwischen den Masten deutete. »Siehst du diesen schwarzen Hengst? Er heißt Mandarb.«

Der Zorn verschwand aus ihrem Blick, und ihre Wangen bekamen rote Flecke. »Oh. Ich wurde bei meiner Geburt Zarine Bashere genannt, aber Zarine ist kein Name für einen Jäger. In den Legenden haben die Jäger Namen wie Rogosh Adlerauge.«

Sie wirkte aber so zerknirscht, daß er schnell sagte: »Mir gefällt der Name Zarine. Er paßt zu dir.« Sofort kehrte

hitziger Zorn in ihren Blick zurück, und einen Moment lang glaubte er, sie werde gleich eines ihrer Messer ziehen. »Es ist spät, Zarine. Ich will schlafen.«

Er wandte sich um und ging hinüber zur Luke, die zu den Räumen unter Deck führte. Zwischen seinen Schulterblättern prickelte es. Besatzungsmitglieder trabten immer noch deckauf und deckab, um die Ruder zu bedienen. *Narr. Ein Mädchen würde mich doch nicht mit einem Messer angreifen. Nicht, wenn all diese Leute zuschauen. Oder doch?* Gerade in dem Moment, als er die Luke erreichte, rief sie ihm etwas zu: »Bauernjunge! Vielleicht nenne ich mich Faile. So hat mich mein Vater genannt, als ich klein war. Das heißt: Falke.«

Er zuckte zusammen und verfehlte beinahe die oberste Strebe der Leiter. *Zufall.* Er zwang sich dazu hinunterzusteigen, ohne einen Blick zurückzuwerfen. Es muß einer sein. Der Gang unten war unbeleuchtet, aber der Mond hinter ihm schien hell genug, daß er seinen Weg fand, ohne zu stolpern. In einer der Kabinen schnarchte jemand laut. *Min, warum mußt du nur solche Dinge vorhersehen?*

Tochter der Nacht

Da er keine Ahnung hatte, welche Kabine für ihn vorgesehen war, steckte er den Kopf einfach in mehrere. Sie lagen im Dunkel, und es schliefen jeweils zwei Männer in den engen Kojen. Nur in einer befand sich lediglich Loial, der auf dem Boden zwischen den Kojen saß – er paßte gerade so eben in die Lücke – und im Licht einer an einem Eisenring aufgehängten Laterne in sein Notizbuch kritzelte. Der Ogier wollte die Ereignisse des Tages mit ihm durchsprechen, doch Perrin, dem schon der Unterkiefer schmerzte, so gewaltsam mußte er das Gähnen unterdrücken, war der Meinung, das Schiff müsse sich jetzt weit genug flußabwärts befinden, daß er in Ruhe schlafen könne. Und vielleicht träumen. Selbst wenn sie es versuchten, würden Wölfe nicht mit einem von Rudern und einer starken Strömung vorwärtsgetriebenen Schiff mithalten können.

Schließlich fand er eine fensterlose Kabine, in der sich noch niemand aufhielt, und das paßte ihm sehr. Er wollte allein sein. *Der Name muß ein Zufall sein, ganz klar,* dachte er beim Anzünden der an der Wand fest angebrachten Laterne. *Außerdem heißt sie in Wirklichkeit Zarine.* Aber das Mädchen mit den hohen Wangenknochen und den schrägstehenden Augen war nicht, was ihn am meisten beschäftigte. Er legte seinen Bogen und die anderen Habseligkeiten auf ein enges Bett, warf seinen Umhang darüber und setzte sich auf die andere Koje, um die Stiefel auszuziehen.

Elyas Machera hatte einen Weg gefunden, um mit dem zu leben, was er war: ein Mann, der irgendwie mit den Wölfen verbunden war, und trotzdem war er nicht dem Wahnsinn verfallen. Wenn er so im Geist zurückblickte, war er sicher, daß Elyas schon jahrelang so gelebt hatte, bevor sie zusammentrafen. *Er will ja so sein. Jedenfalls nimmt er es hin.* Doch das war keine Lösung. Perrin wollte nicht so leben, wollte es nicht hinnehmen. *Aber wenn du das Rohmaterial hast, um ein Messer anzufertigen, dann nimmst du es und machst eben ein Messer, selbst wenn du lieber eine Axt hättest. Nein! Mein Leben ist mehr als Eisen, das man in seine Form hämmert.*

Vorsichtig fühlte er mit seinem Geist hinaus, fühlte nach den Wölfen und fand – nichts. Ja, da war ein verschwommener Eindruck von Wölfen irgendwo in großer Entfernung, aber er verschwand, kaum daß er ihn berührt hatte. Zum erstenmal seit langer Zeit war er allein. Wundervoll einsam.

Er blies die Laterne aus und legte sich hin. Das war auch das erste Mal seit Tagen. *Wie beim Licht wird Loial es schaffen, in einer solchen Koje zu schlafen?* All diese schlaflosen Nächte überkamen ihn jetzt, und die Erschöpfung ließ seine Muskeln erschlaffen. Ihm fiel auf, daß er den Aiel ganz aus seinen Gedanken verdrängt hatte. Und auch die Weißmäntel. *Lichtverlassene Axt! Seng mich, ich wünschte, ich hätte sie nie gesehen,* war sein letzter Gedanke vor dem Einschlafen.

Dichter, grauer Nebel umgab ihn. Unten war er so dicht, daß er seine eigenen Stiefel nicht erkennen konnte, und nach den Seiten hin konnte er auch kaum zehn Schritt weit sehen. In diesem Umkreis gab es sicher nichts zu sehen. Aber im Nebel konnte sich alles verbergen. Der Nebel löste in ihm unangenehme Gefühle aus – irgendwie war er nicht feucht. Er griff mit der Hand nach seinem Gürtel, um sich das wohltuende Gefühl zu gönnen, daß er sich verteidigen könne, und dann erschrak er. Seine Axt war nicht da.

Etwas bewegte sich im Nebel – ein Wirbeln in der Düsternis. Es kam auf ihn zu.

Er spannte seinen Körper an und fragte sich, ob es besser sei, wegzulaufen, oder zu bleiben und sich notfalls mit bloßen Händen zu verteidigen, und ob da überhaupt etwas sei, gegen das er kämpfen müsse.

Der schwadentreibende Wirbel im Nebel kam näher und nahm die Gestalt eines Wolfs an. Sein zerzauster Umriß verschwamm beinahe noch mit dem Nebel dahinter.

Springer? Der Wolf zögerte und kam dann zu ihm heran. Es war Springer – da war er sicher –, aber etwas an der Haltung des Wolfs, etwas in den gelben Augen, deren Blick ihn ganz kurz traf, verlangte nach Schweigen, sowohl im Geist wie auch körperlich. Diese Augen verlangten auch, daß er ihm folge.

Er legte dem Wolf eine Hand auf den Rücken, und sofort schritt Springer vorwärts. So ließ er sich führen. Das Fell unter seiner Hand war dicht und struppig. Es fühlte sich echt an.

Der Nebel verdichtete sich wieder, bis ihm nur seine Hand mitteilte, daß Springer noch da sei, bis ein Blick nach unten nicht einmal mehr seine eigene Brust sichtbar fand. Nur grauer Nebel. Er hätte genausogut von Kopf bis Fuß in frisch geschorene Wolle gehüllt sein können, so wenig sah er. Es fiel ihm auf, daß er auch nichts hörte. Nicht einmal den Klang seiner eigenen Schritte. Er wackelte mit den Zehen und war erleichtert, die Stiefel noch an seinen Füßen zu spüren.

Das Grau färbte sich dunkler, und schließlich schritten er und der Wolf durch pechschwarze Nacht. Er konnte

nicht einmal seine Hand sehen, wenn er seine Nase damit berührte. Davon abgesehen konnte er auch seine Nase nicht sehen. Er versuchte es damit, die Augen einen Moment lang zu schließen, doch einen Unterschied spürte er nicht. Auch hörte er nach wie vor keinen Laut. Seine Hand fühlte das rauhe Fell auf Springers Rücken, aber was unter seinen Stiefeln lag, war ungewiß.

Plötzlich blieb Springer stehen, und er war ebenfalls zum Stehenbleiben gezwungen. Er sah sich um … und schloß sofort die Augen. Nun war ein Unterschied spürbar. Ihm wurde beinahe schlecht. Sein Magen drehte sich um. Trotzdem zwang er sich, die Augen wieder zu öffnen und hinunterzublicken.

Was er da sah, konnte eigentlich nicht sein, es sei denn, er und Springer stünden mitten in der Luft. Sich selbst und den Wolf konnte er nun nicht mehr sehen. Es war, als hätten sie beide keinen Körper mehr – allein dieser Gedanke machte ihn schwindeln. Doch unter ihm, klar, als beleuchteten tausend Lampen die Szenerie, erstreckte sich eine ungeheure Reihe von Spiegeln, die so gleichmäßig in der Schwärze hingen, als stünden sie fest auf dem Boden eines unendlichen Saals. Die Reihe setzte sich in jeder Richtung fort, so weit sein Auge sehen konnte, nur gerade unter ihm klaffte eine Lücke. Und darin befanden sich Menschen. Mit einemmal verstand er, was sie sagten, als befände er sich mitten unter ihnen.

»Großer Herr«, sagte der eine Mann leise, »wo sind wir hier?« Er blickte sich einmal um und zuckte zusammen, als sein Spiegelbild sich viele tausend Male umblickte. Danach sah er nur noch starr geradeaus. Die anderen hatten offensichtlich noch mehr Angst und drückten sich beinahe an ihn. »Ich habe in Tar Valon im Bett gelegen und geschlafen, Großer Herr. Ich schlafe doch noch immer dort! Wo bin ich hier? Bin ich verrückt geworden?«

Ein paar der um ihn versammelten Männer trugen kostbar bestickte Mäntel, während andere schlicht gekleidet waren und einige sogar nackt oder in Unterwäsche dastanden.

»Ich schlafe auch noch!« schrie ein nackter Mann. »In Tear. Ich weiß doch, daß ich mit meiner Frau im Bett liege!«

»Und ich schlafen in Illian«, sagte ein Mann in Rot und Gold. Es klang erschüttert. »Ich weiß, ich schlafend im Bett liegen, aber das kann doch nicht sein. Ich weiß, ich träumen, aber das sein unmöglich! Wo sein wir, Großer Herr? Ihr wirklich und wahrhaftig zu mir gekommen seid?«

Der dunkelhaarige Mann, dem sie gegenüberstanden, war ganz in Schwarz gekleidet und trug an Kragen und Manschetten silberne Spitzen. Immer wieder faßte er sich an die Brust, als habe er dort Schmerzen. Dort unten war es wohl hell, ohne daß man eine Lichtquelle erkennen konnte, aber dieser Mann schien Perrin in Schatten gehüllt zu sein. Die Dunkelheit ballte sich um ihn zusammen und liebkoste ihn.

»Ruhe!« Der schwarzgekleidete Mann sprach nicht einmal laut, aber das war auch gar nicht nötig. Während dieses einen Wortes hatte er den Kopf gehoben. Seine Augen und sein Mund waren Öffnungen, durch die man in eine wütende Feuerhölle blickte – nur Flammen und feuriges Glühen.

Nun erkannte ihn Perrin. Ba'alzamon. Er starrte hinab. Die Angst durchbohrte ihn wie mit glühenden Nadeln. Er wollte wegrennen, konnte aber seine Füße nicht mehr spüren.

Springer rührte sich. Er spürte das dichte Fell unter seiner Hand und griff hart zu. Da war etwas Wirkliches. Wirklicher als das, so hoffte er jedenfalls, was er dort sah. Doch er wußte, daß beides Wirklichkeit war.

Die dicht aneinandergedrängten Männer duckten sich.

»Ihr habt Eure Aufgaben erhalten«, verkündete Ba'alzamon. »Manche dieser Aufgaben habt Ihr erfüllt. Bei anderen habt Ihr versagt.« Von Zeit zu Zeit flammten seine Augen und sein Mund wieder auf, und das Feuer wurde vieltausendfach von den Spiegeln reflektiert. »Diejenigen, die dafür mit dem Tod bestraft werden, müssen sterben. Diejenigen, die dafür vorgesehen wurden, sich mir ganz hinzugeben, müssen sich mir beugen. Vor dem Großen Herrn der Dunkelheit zu versagen ist etwas Unverzeihliches.« Feuer flammte aus seinen Augen hervor, und die Dunkelheit brodelte und wirbelte um ihn herum. »Ihr.« Sein Finger deutete auf den Mann, der von Tar Valon gesprochen hatte, einen Burschen, der wie ein Kaufmann gekleidet war. Seine Kleidung war einfach geschnitten, aber vom feinsten Tuch. Die anderen scheuten vor ihm zurück, als habe er die Pest, und er duckte sich verängstigt und allein vor seinem Herrn. »Ihr habt dem Jungen gestattet, aus Tar Valon zu entkommen.«

Der Mann schrie auf und begann zu zittern wie eine Feile, die man gegen einen Amboß geschlagen hat. Er schien durchscheinend zu werden, und auch sein Schreien wurde dünner.

»Ihr träumt alle«, sagte Ba'alzamon, »aber was in diesem Traum geschieht, ist Wirklichkeit.« Der Schreiende war nur noch ein Nebelknoten in Gestalt eines Mannes; sein Schrei erklang aus weiter Ferne, und schließlich war auch der Nebel verschwunden. »Ich fürchte, er wird nie mehr erwachen.« Er lachte, und aus seinem Mund tosten Flammen. »Der Rest von Euch wird nicht mehr versagen. Geht! Erwacht und gehorcht!« Die anderen Männer verschwanden augenblicklich.

Einen Moment lang stand Ba'alzamon allein da, und dann plötzlich war eine Frau bei ihm, ganz in Weiß und Silber gekleidet.

Perrin war wie vom Schlag getroffen. Er hätte eine so wunderschöne Frau niemals vergessen können. Es war die Frau aus seinem Traum, die ihn beschworen hatte, nach Ruhm zu streben.

Ein kunstvoll gearbeiteter silberner Thron erschien hinter ihr, und sie setzte sich darauf und zupfte sorgfältig ihr Seidenkleid zurecht. »Ihr benützt großzügig mein eigenes Reich«, sagte sie.

»Euer Reich?« fragte Ba'alzamon. »Dann beansprucht Ihr es jetzt für Euch? Dient Ihr nicht mehr dem Großen Herrn der Dunkelheit?« Die Finsternis in seiner Umgebung verdichtete sich einen Augenblick lang und schien zu kochen.

»Ich diene«, sagte sie schnell. »Ich habe dem Herrn des Zwielichts lange gedient. Lange war ich dafür gefangen, lag in endlosem, traumlosem Schlaf. Nur Grauen Männern und Myrddraals gesteht man keine Träume zu. Selbst Trollocs können träumen. Die Träume waren immer schon mein. Ich konnte in ihnen wandeln und sie benutzen. Nun bin ich wieder frei, und ich werde das nutzen, was mein ist.«

»Was Euer ist«, wiederholte Ba'alzamon. Die Schwärze, die ihn umwirbelte, schien belustigt. »Ihr habt Euch immer für größer gehalten, als Ihr wart, Lanfear.«

Der Namen schnitt in Perrins Fleisch wie ein frisch geschliffenes Messer. Eine der Verlorenen war in seinen Träumen gewesen. Moiraine hatte recht gehabt. Ein paar von ihnen waren frei.

Die Frau in Weiß stand jetzt wieder, und ihr Thron war verschwunden. »Ich bin so groß, wie ich eben bin. Was ist denn aus Euren Plänen geworden? Dreitausend Jahre und mehr in Ohren flüstern und an den Fäden hinter Thronen oder denen von Aes Sedai ziehen!« Diese Bezeichnung klang, von ihr ausgesprochen, wie pure Verachtung. »Dreitausend Jahre, und trotzdem wandelt Lews Therin wieder auf dieser Welt, und die Aes Sedai haben ihn beinahe schon an der Leine. Könnt Ihr ihn führen? Könnt Ihr ihn umdrehen? Er war mein, bevor diese strohhaarige Ilyena ihn je gesehen hatte! Er wird wieder mein sein!«

»Dient Ihr jetzt nur noch Euch selbst, Lanfear?« Ba'alzamons Stimme klang sanft, aber in seinen Augen und in seinem Mund wüteten unaufhörlich Flammen. »Habt Ihr Eure Eide dem Großen Herrn der Dunkelheit gegenüber gebrochen?« Einen Augenblick lang löschte ihn die Dunkelheit beinahe aus, und nur die glühenden Flammen leuchteten noch hindurch. »Man kann sie aber nicht so leicht brechen wie jene, die Ihr einst dem Licht geschworen und dann gebrochen habt, als Ihr in der Halle der Diener Euren neuen Herrn anerkanntet. Euer Herr beansprucht Euch für die Ewigkeit, Lanfear. Werdet Ihr weiterhin dienen, oder bevorzugt Ihr eine Ewigkeit voller Schmerz, einen endlosen Tod, aus dem Ihr nicht mehr entkommt?«

»Ich diene.« Trotzdem stand sie hochaufgerichtet und trotzig da. »Ich diene dem Großen Herrn der Dunkelheit und niemand anderem. Für immer!«

Die endlose Reihe von Spiegeln begann nun zu verschwinden, als werde sie von schwarzen Wogen überrollt. Die Schwärze kam dem Mittelpunkt immer näher. Sie überrollte Ba'alzamon und Lanfear. Dann war da nur noch Schwärze.

Perrin spürte, wie Springer sich bewegte, er war nur zu glücklich, ihm folgen zu können, geleitet ausschließlich vom Gefühl seines Fells unter seiner Hand. Erst als er sich tatsächlich bewegte, begriff er, daß das wieder möglich war. Er bemühte sich, all das zu verarbeiten, was er gesehen hatte, schaffte es aber nicht. Ba'alzamon und Lanfear. Seine Zunge klebte am Gaumen. Aus irgendeinem Grund fürchtete er Lanfear mehr als Ba'alzamon. Vielleicht, weil sie in den Bergen in seinen Träumen gewesen war. *Licht! Eine der Verlorenen in meinen Träumen! Licht!* Und wenn er sich nicht irrte, hatte sie dem Dunklen König getrotzt. Man hatte ihm beigebracht, daß der Schatten keine Macht über einen Menschen habe, der ihm widersteht, ihn ablehnt, aber wie konnte ein Schattenfreund – nicht irgendein beliebiger Schattenfreund, sondern einer der Verlorenen! – dem Schatten widerstehen? *Ich muß verrückt sein wie Simions Bruder. Diese Träume haben mich in den Wahnsinn getrieben!*

Langsam wurde aus der Schwärze wieder Nebel, und der Nebel wurde allmählich dünner, bis er schließlich an der Seite Springers in hellem Tageslicht auf einen grasbewachsenen Hügel trat. In einem Dickicht am Fuß des Hügels sangen Vögel. Er blickte zurück. Bis zum Horizont erstreckte sich eine hügelige Ebene mit einzelnen Baumgruppen. Es gab nirgends ein Anzeichen für Nebel. Der große, angegraute Wolf stand abwartend neben ihm und sah ihn an.

»Was war das?« wollte er wissen, und er bemühte sich, im Geist die Frage so zu gestalten, daß der Wolf sie verstehen konnte. »Warum hast du mir das gezeigt? Was war das?«

Gefühle und Eindrücke überschwemmten seine Gedanken, und sein Verstand fügte die Worte hinzu. *Was du sehen mußtest. Sei vorsichtig, Junger Bulle! Dieser Ort ist gefährlich. Sei so behutsam wie ein Welpe, der ein*

Stachelschwein jagt. Das hätte man besser als ›Kleiner dorniger Rücken‹ übersetzen sollen, aber sein Verstand gab dem Tier den Namen, den er als Mensch gehört hatte. *Du bist zu jung, zu neu.*

»War es wirklich?«

Alles ist wirklich, was du sehen oder auch nicht sehen kannst. Das schien alles zu sein, was Springer auf diese Frage zu antworten bereit war.

»Springer, wie kommst du hierher? Ich habe dich sterben sehen. Ich habe gefühlt, wie du starbst!«

Alle sind hier. Alle Brüder und Schwestern, die sind, die waren und die sein werden. Perrin wußte, daß Wölfe nicht lächeln, jedenfalls nicht so wie die Menschen, aber einen Augenblick lang hatte er den Eindruck, daß Springer grinste. *Hier – ich kann fliegen wie ein Adler.* Der Wolf spannte sich an und sprang hoch in die Luft. Hoch und immer höher trug es ihn, bis er nur noch ein ferner Fleck am Himmel war. Dann kam ein letzter Gedanke: *Ich schwebe.*

Perrin sah ihm mit offenem Mund nach. *Er hat's tatsächlich getan.* Seine Augen brannten plötzlich, und er räusperte sich und rieb sich die Nase. *Demnächst plärre ich wie ein Mädchen.* Ohne zu überlegen, sah er sich um, ob ihn jemand beobachtete, und dann veränderte sich alles sehr schnell.

Er stand auf einer Anhöhe. Um ihn herum lagen schattenhafte Täler und Höhen. Sie schienen zu früh mit dem Horizont zu verschmelzen. Rand stand unterhalb von ihm. Rand und ein unregelmäßiger Kreis von Myrddraals und Männern und Frauen, die sein Blick nicht richtig erfassen konnte. Irgendwo in der Ferne heulten Hunde, und Perrin wußte, daß sie etwas jagten. Der Gestank nach Myrddraals und nach verbranntem Schwefel erfüllte die Luft. Perrins Nackenhaare sträubten sich.

Der Kreis der Myrddraals und Menschen zog sich enger um Rand zusammen. Alle schritten wie im Schlaf einher. Und Rand begann, sie zu töten. Feuerbälle flogen aus seinen Händen und verschlangen zwei von ihnen. Blitze zuckten aus der Höhe herab, und weitere verschmorten. Andere wurden von Lichtstrahlen aus seinen geballten Fäusten getroffen, Lichtstrahlen, die wie weißglühender Stahl wirkten. Und die Überlebenden kamen näher und näher, als sähe keiner von ihnen, was geschah. Einer nach dem anderen starb, bis keiner mehr übrig war. Rand sank schwer atmend auf die Knie nieder. Perrin war sich nicht sicher, ob er nun lachte oder weinte; es schien ein Gemisch aus beidem zu sein.

Auf den Höhen erschienen weitere Gestalten, weitere Menschen, weitere Myrddraals, und alle schritten auf Rand zu.

Perrin legte die Hände an den Mund und rief: »Rand! Da kommen noch mehr!«

Rand blickte aus seiner gebückten Haltung zu ihm auf und knurrte ihn an. Sein Gesicht glänzte vor Schweiß.

»Rand, sie …!«

»Seng dich!« heulte Rand.

Licht brannte in Perrins Augen, und der Schmerz verschlang alles.

Stöhnend krümmte er sich auf dem engen Bett zusammen. Das Licht brannte immer noch hinter seinen geschlossenen Lidern. Seine Brust schmerzte. Er berührte sie mit der Hand und ächzte kurz, als er unter seinem Hemd eine Brandwunde fühlte, einen Fleck, nicht größer als ein Silberpfennig.

Mühsam brachte er seine verkrampften Muskeln dazu, sich zu entspannen, so daß er seine Beine ausstrecken und in der dunklen Kabine flach auf dem Rücken liegen konnte. *Moiraine. Diesmal muß ich Moiraine davon berichten. Muß nur warten, bis der Schmerz weg ist.*

Doch als der Schmerz allmählich verflog, packte ihn die Erschöpfung. Er dachte gerade noch daran, daß er aufstehen mußte, bevor er wieder einschlief, da war es auch schon geschehen.

Als er die Augen erneut öffnete, lag er zunächst nur da und starrte die Deckenbalken über sich an. Lichtstreifen oben und unten an der Tür deuteten an, daß der Morgen gekommen war. Er faßte sich mit der Hand an die Brust, um sich davon zu überzeugen, daß er sich alles nur eingebildet hatte, bis hin zu dieser Brandwunde …

Seine Fingerspitzen fanden die Wunde. *Also habe ich es mir nicht eingebildet.* Er erinnerte sich dunkel an weitere Träume, aber die Erinnerung verflog, noch während er sie sich ins Gedächtnis zurückzurufen versuchte. Gewöhnliche Träume. Er fühlte sich sogar ausgeruht, als habe er gut geschlafen. *Und jetzt würde ich am liebsten noch einmal weiterschlafen.* Doch das alles bedeutete: Er konnte wirklich wieder schlafen. *Jedenfalls solange sich keine Wölfe in der Gegend aufhalten.*

Er erinnerte sich auch daran, während der kurzen Unterbrechung seines Schlafs nach dem Traum mit Springer darin eine Entscheidung getroffen zu haben, und er war der Meinung, sie sei gut gewesen.

Er mußte an fünf verschiedene Türen klopfen, wobei er zweimal mit Flüchen empfangen wurde und zweimal leere Kabinen vorfand, weil die Insassen schon an Deck gegangen waren, bevor er endlich Moiraine fand. Sie war

bereits ganz angezogen, saß aber mit überschlagenen Beinen auf einem der schmalen Betten und las im Lichtschein der Laterne in ihren Aufzeichnungen. Weit vorn, fast am Anfang, sah er … Notizen, die aus der Zeit noch vor ihrer Ankunft in Emondsfelde stammen mußten. Lans Sachen lagen ordentlich zusammengelegt auf der anderen Koje.

»Ich hatte einen Traum«, verkündete er, und dann erzählte er ihr davon. Alles. Er zog sogar sein Hemd hoch, um ihr die kleine runde Brandwunde auf der Brust zu zeigen. Rote wellenförmige Striemen gingen davon aus. Vorher hatte er ihr immer Dinge verschwiegen, und das würde er wahrscheinlich wieder tun, aber diesmal war es zu wichtig. Der Scharnierstift war das kleinste und einfachste Teil einer Schere, doch ohne ihn konnte die Schere keinen Stoff schneiden. Als er fertig war, stand er abwartend vor ihr.

Sie hatte ihm mit ausdruckslosem Gesicht zugehört. Nur diese dunklen Augen hatten jedes Wort aus seinem Mund untersucht, abgewogen, gemessen und ans Licht gehalten. Nun saß sie noch genauso da, aber es war an ihm, sie forschend und abwägend anzublicken.

»Also, war es wichtig?« fragte er schließlich. »Ich denke, das war einer dieser Wolfsträume, von denen Ihr mir erzählt habt – ganz gewiß war es ein solcher; es kann nicht anders sein – aber deshalb muß das noch nicht wirklich sein, was ich gesehen habe. Nur, daß Ihr mir gesagt hattet, ein paar der Verlorenen seien frei, und er nannte sie Lanfear, und … Ist es wichtig, oder stehe ich nur hier umsonst herum und mache mich zum Narren?«

»Es gibt Frauen«, sagte sie bedächtig, »die ihr Bestes tun würden, um Euch einer Dämpfung zu unterziehen, falls sie hörten, was Ihr mir gerade erzählt habt.« Seine Lunge schien einzufrieren; er bekam keine Luft. »Ich beschuldige Euch nicht, die Macht benützen zu können«, fuhr sie fort, und das Eis in ihm schmolz, »oder auch nur in der Lage zu sein, es zu erlernen. Der Versuch, Euch einer Dämpfung zu unterziehen, würde Euch nicht schaden, abgesehen von der etwas – rauhen – Behandlung durch die Roten Ajah, bevor sie ihren Irrtum bemerken. Männer wie Ihr sind so selten, daß selbst die Roten bei all ihren Nachforschungen in den letzten zehn Jahren nur drei gefunden haben. Jedenfalls vor dieser Schwemme von falschen Drachen. Was ich Euch damit klarzumachen versuche, ist, daß ich nicht glaube, Ihr könntet plötzlich anfangen, die Macht zu lenken. Davor müßt Ihr keine Angst haben.«

»Na danke für alles«, sagte er bitter. »Ihr hättet mich nicht so in Schrecken versetzen müssen, nur um mir hinterher zu sagen, daß ich mich nicht fürchten solle!«

»Oh, Ihr habt allen Grund, Euch zu fürchten! Oder zumindest sehr vorsichtig zu sein, wie es der Wolf Euch schon sagte. Rote Schwestern oder auch andere würden Euch vielleicht töten, bevor sie merken, daß es bei Euch nichts zu dämpfen gibt.«

»Beim Licht! Beim Licht, soll man mich zu Asche verbrennen!« Er blickte sie finster an. »Ihr versucht, mich an der Nase herumzuführen, Moiraine, aber ich bin kein Kalb und trage keinen Ring in der Nase. Die Roten Ajah oder andere würden nicht glauben, bei mir eine Dämpfung durchführen zu müssen, wenn nicht an meinen Träumen etwas Reales wäre. Heißt das, die Verlorenen sind tatsächlich wieder frei?«

»Ich habe Euch schon vorher gesagt, das könnte sein. Einige davon. Eure … Träume allerdings habe ich nicht erwartet, Perrin. Manche Träumer haben bereits von Wölfen berichtet, aber ich habe das jetzt nicht erwartet.«

»Also, ich glaube, es war wirklich. Ich habe etwas gesehen, das wirklich geschah und das ich eigentlich nicht hätte sehen sollen.« *Was du sehen mußt.* »Ich glaube, daß zumindest Lanfear frei ist. Was werdet Ihr unternehmen?«

»Ich gehe nach Illian. Und von dort aus nach Tear, was ich noch vor Rand zu erreichen hoffe. Wir mußten Remen zu schnell verlassen, so daß Lan nicht mehr feststellen konnte, ob er den Fluß überquert oder sich eingeschifft hat. Aber das sollten wir schon herausfinden können, bevor wir Illian erreichen. Falls er diesen Weg gewählt hat, werden wir seine Spuren finden.« Sie blickte in ihr Buch, als wolle sie jetzt weiterlesen.

»Ist das alles, was Ihr tun wollt? Obwohl Lanfear frei ist, und das Licht allein weiß, wie viele noch?«

»Fragt mich nicht aus«, sagte sie kalt. »Ihr wißt nicht, welche Fragen Ihr stellen müßt, und Ihr würdet nicht einmal die Hälfte meiner Antworten verstehen, wenn ich sie Euch gäbe. Was ich nicht tun werde.«

Er trat unter ihrem Blick nervös von einem Fuß auf den anderen, bis klar war, daß sie nichts mehr zu sagen gewillt war. Sein Hemd scheuerte schmerzhaft über den Brandfleck auf seiner Brust. Es schien keine schlimme Verletzung zu sein – *nicht, wenn man nur vom Blitz getroffen worden ist* –, aber wie er daran gekommen war, war eine ganz andere Sache. »Äh … Könnt Ihr diese Wunde heilen?«

»Habt Ihr keine Angst mehr davor, daß an Euch die Eine Macht benützt wird, Perrin? Nein, ich werde das nicht heilen. Es ist keine ernsthafte Wunde, und sie wird Euch daran erinnern, daß Ihr Euch besser in acht nehmen müßt.« In acht nehmen davor, sie zu sehr zu bedrängen, genau wie in bezug auf künftige Träume und auch darauf, andere von seinen Träumen wissen zu lassen. »Gibt es noch etwas, Perrin?«

Er wollte schon zur Tür gehen, blieb aber doch noch einmal stehen. »Da ist noch etwas. Wenn Ihr wüßtet, daß eine Frau Zarine heißt, würdet Ihr glauben, der Name hätte irgendeine Bedeutung?«

»Warum beim Licht stellt Ihr mir eine solche Frage?«

»Ein Mädchen«, platzte er heraus. »Eine junge Frau. Ich habe sie letzte Nacht kennengelernt. Sie gehört zu den Passagieren.« Er würde sie selbst herausfinden lassen, daß Zarine über sie als Aes Sedai Bescheid wußte. Und daß sie glaubte, wenn sie ihnen folgte, könne sie das Horn von Valere finden. Er würde künftig nichts zurückhalten, was er für wichtig hielt, aber wenn Moiraine Geheimnisse hatte, konnte er auch welche haben.

»Zarine. Der Name kommt aus Saldaea. Keine Frau würde ihre Tochter so nennen, wenn sie nicht glaubte, daß aus ihr eine große Schönheit würde. Und eine Herzensbrecherin. Eine, die in Palästen auf Kissen liegt, von Dienern und Verehrern umlagert.« Sie lächelte kurz und höchst amüsiert. »Vielleicht habt Ihr noch einen Grund, vorsichtig zu sein, Perrin, falls eine Zarine auf diesem Schiff mitfährt.«

»Ich habe vor, auf der Hut zu sein«, sagte er zu ihr. Zumindest wußte er nun, warum Zarine ihr eigener Name nicht gefiel. Er paßte wohl kaum zu einer Jägerin des Horns. *Solange sie sich nicht ›Falke‹ nennt …*

Als er an Deck ging, war Lan schon da und kümmerte sich um Mandarb. Zarine saß auf einer Taurolle nahe der Reling, schliff eines ihrer Messer und beobachtete ihn. Die großen, dreieckigen Segel waren gesetzt und blähten sich im Wind. Die *Schneegans* machte gute Fahrt flußabwärts.

Zarines Blick folgte Perrin, als er an ihr vorbei zum Bug ging. Das Wasser wurde vom Bug des Schiffes aufgeworfen wie die Scholle von einem guten Pflug. Er grübelte über Träume und Aiel-Männer nach, über Mins Voraussagen und Falken. Seine Brust tat weh. Sein Leben war noch nie so kompliziert verlaufen wie jetzt.

Rand fuhr aus seinem Schlaf der Erschöpfung hoch und schnappte nach Luft. Der Umhang, den er als Decke benutzt hatte, rutschte herunter. Seine Seite schmerzte. Die alte Wunde aus Falme pochte fiebrig. Sein Feuer war bis auf die Glut einiger Kohlen heruntergebrannt, und nur gelegentlich züngelten daraus noch Flammen empor, doch es reichte, um die Schatten in Bewegung zu versetzen. *Das war Perrin. Bestimmt! Er war es selbst, nicht bloß im Traum. Irgendwie. Und ich habe ihn beinahe umgebracht! Licht, ich muß vorsichtiger sein!*

Vor Kälte zitternd, nahm er ein Stück eines Eichenasts in die Hand und wollte es zwischen die Kohlen schieben. Es gab nur vereinzelte Bäume in diesen Hügeln von Murandy nahe dem Manetherendrelle, aber er hatte genügend abgebrochene Äste gefunden, gerade alt genug, um richtig zu brennen, aber noch nicht verrottet. Bevor jedoch das Holz die Kohlen berührte, hielt er in der Bewegung inne. Pferde näherten sich, zehn oder zwölf, langsam, im Schrittempo. *Ich muß vorsichtig sein. Ich kann mir keine Fehler mehr leisten.*

Die Pferde bogen in Richtung seines niedergebrannten Feuers ab, traten in den trüben Lichtkreis und blieben stehen. Der Schatten ließ ihre Reiter nur als schemenhafte Gestalten erscheinen, aber die meisten schienen Männer mit groben Gesichtern zu sein, die runde Helme und lange Lederwämser trugen, mit Metallscheiben wie mit Fischschuppen besetzt. Ein Reiter allerdings war eine Frau mit ergrautem Haar und einem strengen Gesichtsausdruck. Ihr dunkles Kleid war aus einfacher Wolle, aber vom feinsten Webmuster. Daran trug sie eine silberne Nadel, deren Kopf einen Löwen darstellte. Sie hätte zu den Kaufleuten gehören können, die immer zu den Zwei Flüssen kamen und dort Tabak und Wolle kauften. Eine Kauffrau und ihre Leibwächter.

Ich muß vorsichtig sein, dachte er beim Aufstehen. *Keine Fehler.*

»Ihr habt einen guten Lagerplatz gewählt, junger Mann«, sagte sie. »Ich habe ihn auf dem Weg nach Remen schon oft benützt. In der Nähe ist eine kleine Quelle. Ich hoffe, Ihr habt nichts dagegen, ihn mit uns zu teilen?« Ihre Leibwächter stiegen bereits ab, rückten ihre Schwertgurte zurecht und lösten die Sattelgurte ihrer Pferde. »Nichts«, entgegnete Rand. *Vorsicht.* Zwei Schritte brachten ihn nahe genug heran, und dann sprang er hoch in die Luft, wirbelte herum – ›Daunenfedern im Sturmwind‹ –, hielt ein aus Flammen entstandenes Reiherschwert in der Hand und hieb ihr den Kopf ab, bevor sich auf ihrem Gesicht auch nur Überraschung zeigen konnte. *Sie war die gefährlichste.*

Er war schon wieder auf den Beinen, als der Kopf der Frau von ihrem Pferd rollte. Die Wächter schrien und griffen nach ihren Schwertern, und sie schrien erst recht, als sie erkannten, daß sein Schwert brannte. Er tanzte so zwischen ihnen hindurch, wie Lan es ihn gelehrt hatte, und er wußte, daß er alle zehn auch mit gewöhnlichem Stahl hätte töten können, doch die Klinge, die er führte, war ein Teil seiner selbst. Der letzte Mann fiel, und es war seinen Fechtübungen unter Lan so ähnlich gewesen, daß er schon sein Schwert zurück in die Scheide stecken wollte – ›Den Fächer zusammenfalten‹ nannte man das –, als er sich daran erinnerte, daß er gar keine Scheide trug, und das Schwert hätte bei der ersten Berührung sowieso jede Scheide zu Asche zerfallen lassen. Er ließ das Schwert verschwinden und wandte sich den Pferden zu. Die meisten waren weggelaufen, aber ein paar davon nicht weit, und der hochgewachsene Wallach der Frau stand mit rollenden Augen da und wieherte nervös. Ihre kopflose Leiche, die am Boden daneben lag, hatte die Zügel nicht losgelassen und zog den Kopf des Tieres immer noch herunter.

Rand zog der Toten die Zügel aus der Hand, suchte schnell seine spärlichen Besitztümer zusammen und schwang

sich in den Sattel. *Ich muß vorsichtig sein,* dachte er, als er die Leichen überblickte. *Keine Fehler.*

Die Macht erfüllte ihn noch, dieser Strom von *Saidin* – süßer als Honig, verdorbener als verwesendes Fleisch. Mit einemmal lenkte er die Macht erneut, ohne eigentlich richtig zu wissen, warum er das tat oder was er überhaupt wollte. Er wußte nur, daß es richtig war, und es funktionierte auch. Die Leichen schwebten hoch, und dann setzte er sie alle ihm gegenüber auf die Knie. Sie fielen um, und ihre Gesichter lagen im Schmutz. Die Gesichter derjenigen jedenfalls, die überhaupt noch welche hatten. Aber sie hatten vor ihm gekniet.

»Ich bin der Wiedergeborene Drache«, sagte er zu ihnen, »und so sollte es doch sein, oder?« *Saidin* wieder loszulassen fiel ihm schwer, doch er brachte es fertig. *Wenn ich zu lange daran festhalte, wie kann ich dann den Wahnsinn zurückhalten?* Er lachte bitter auf. *Oder ist es dafür schon zu spät?*

Mit gerunzelter Stirn blickte er die Reihe entlang. Er war sicher gewesen, daß es nur zehn waren, doch nun lagen elf Männer vor ihm, einer davon ohne irgendwelche Kampfausrüstung, doch immer noch mit einem Dolch in der Hand.

»Du hast dir die falsche Gesellschaft ausgesucht«, sagte Rand zu dem Mann.

Er riß den Wallach herum, trieb ihm die Fersen in die Flanken und ließ das Tier durch die Dunkelheit galoppieren. Es war noch ein langer Weg bis Tear, aber er wollte so schnell wie möglich dorthin, und wenn er Pferde dabei zuschanden reiten oder neue stehlen mußte. *Ich werde dem allem ein Ende machen. Der Verlockung. Den Ködern. Ich werde diesen Zustand beenden! Callandor.* Es zog ihn magisch an.

Es brennt in Cairhien

Egwene erwiderte die respektvolle Verbeugung des Matrosen, der barfuß an ihr vorbeipatschte, mit einem graziösen Kopfnicken. Er zog an einem Tau, das sowieso schon straff gespannt schien, und verschob damit vielleicht die Stellung eines der großen, quadratischen Segel um ein Weniges. Als er dann zurücktrabte, dorthin, wo der Kapitän neben dem Rudergänger stand, verbeugte er sich noch mal, und sie nickte abermals. Dann wandte sie ihre Aufmerksamkeit wieder dem bewaldeten Ufer Cairhiens zu, das weniger als zwanzig Spannen entfernt an dem *Blauen Kranich* vorbeiglitt.

Sie kamen an einem Dorf vorbei, oder dem, was einmal ein Dorf gewesen war. Die Hälfte aller Häuser bestand nur noch aus qualmenden Schutthaufen, aus denen höchstens noch die Schornsteine wie kahle Bäume herausragten. An den anderen Häusern standen die Türen offen und wurden vom Wind hin und her geschlagen, während einzelne Möbelstücke, Kleider und Haushaltsgegenstände auf der Straße herumlagen. Der Wind packte auch sie und warf sie umher. Nichts Lebendiges rührte sich im Dorf bis auf einen halbverhungerten Hund, der das vorübergleitende Schiff nicht weiter beachtete und hinter den eingestürzten Mauern eines Gebäudes verschwand, das wohl eine Schenke gewesen war. So etwas konnte sie nicht sehen, ohne ein flaues Gefühl im Magen zu spüren, doch sie bemühte sich, die leidenschaftslose Würde zu wahren, die sie sich bei einer Aes Sedai vorstellte. Es half nicht viel. Jenseits des Dorfes stieg eine dicke Rauchwolke in den Himmel. Drei oder vier Meilen weiter, schätzte sie.

Das war nicht die erste solche Rauchwolke, die sie gesehen hatte, seit der Erinin an der Grenze nach Cairhien entlanggeflossen war, und es war nicht das erste zerstörte Dorf. Wenigstens sah man diesmal keine Leichen herumliegen. Kapitän Ellisor mußte manchmal der sich verschiebenden Sandbänke im Fluß wegen ganz nahe am Ufer Cairhiens entlangsteuern. Trotzdem hatten sie bisher keinen einzigen lebenden Menschen gesehen.

Dorf und Rauch entschwanden hinter dem Schiff, doch da kam bereits eine weitere Rauchwolke voraus in Sicht, etwas weiter vom Fluß entfernt. Der Wald wurde hier spärlicher. Eschen und Lederblattbäume und Schwarzer Holunder machten Weiden Platz und Birken und Wassereichen. Ein paar der anderen Bäume kannte sie nicht.

Der Wind packte ihren Umhang, aber sie ließ ihn ruhig flattern. Sie spürte die kalte Reinheit der Luft, die Freiheit, die ihr die braune Kleidung verlieh anstatt der weißen, auch wenn es nicht das war, was sie eigentlich tragen wollte. Doch Kleid und Umhang waren aus feinstem Tuch, gut geschnitten und verarbeitet.

Ein anderer Matrose trabte an ihr vorüber und verbeugte sich dabei. Sie gelobte sich, wenigstens ein bißchen darüber in Erfahrung zu bringen, was sie arbeiteten. Es paßte ihr nicht, sich so unwissend zu fühlen. Ihren Ring der Großen Schlange an der rechten Hand zu tragen brachte ihr eine ganze Menge Verbeugungen vom Kapitän bis hinunter zu den Schiffsjungen ein. Die meisten davon waren in Tar Valon geboren.

Sie hatte in der Auseinandersetzung mit Nynaeve den Sieg davongetragen. Nynaeve war sicher gewesen, daß nur sie allein alt genug sei, um von den Leuten für eine Aes Sedai gehalten zu werden. Doch da hatte sie sich geirrt. Egwene gab ja zu, daß sie genau wie Elayne einige überraschte Blicke abbekommen hatte, als sie an jenem Nachmittag im Südhafen an Bord des *Blauen Kranich* gegangen waren. Kapitän Ellisor hatte die Augenbrauen so weit hochgezogen, daß sie seinen Haaransatz erreicht hätten, doch Haare besaß er keine mehr. Trotzdem hatte er gelächelt und sich viele Male verbeugt.

»Eine Ehre, Aes Sedai. Drei Aes Sedai wollen auf meinem Schiff mitfahren? Das ist wirklich eine Ehre. Ich verspreche Euch eine schnelle Reise, so weit Ihr zu fahren wünscht. Und keine Schwierigkeiten mit Räubern aus Cairhien. Ich lege an dieser Seite des Flusses nicht mehr an. Es sei denn natürlich, Ihr wünscht es, Aes Sedai. Ein paar Städte auf der Seite Cairhiens werden von andoranischen Soldaten gehalten. Eine Ehre, Aes Sedai.«

Seine Augenbrauen waren noch einmal nach oben geschossen, als sie lediglich nach einer Kabine für alle drei verlangt hatten. Nicht einmal Nynaeve hatte nachts allein bleiben wollen, wenn sie es vermeiden konnte. Jede von ihnen hätte durchaus ohne Preisaufschlag eine eigene Kabine haben können, sagte er ihnen, denn er hatte keine anderen Passagiere an Bord, die Ladung war gestaut, und falls die Aes Sedai flußabwärts zu tun hatten, würde er auch keine Stunde mehr darauf warten, daß vielleicht noch neue Passagiere auftauchten. Sie wiederholten jedoch, daß sie nur eine Kabine wünschten.

Das hatte ihn überrascht, und an seinem Gesichtsausdruck konnte man ablesen, daß er es nicht verstand, aber Chin Ellisor, der in Tar Valon geboren und aufgewachsen war, würde die Entscheidung einer Aes Sedai niemals in Frage stellen, wenn sie ihm ihre Absicht klargemacht hatte. Und wenn zwei von ihnen auch sehr jung wirkten – nun ja, einige Aes Sedai waren eben jung.

Die verlassenen Ruinen verschwanden hinter Egwene. Die Rauchwolke kam näher, und sie bemerkte die Andeutung einer weiteren, die aber viel weiter vom Flußufer entfernt sein mußte. Die bewaldete Landschaft änderte sich langsam und wurde zu einer grasbewachsenen, hügeligen Ebene mit vielen kleinen Gehölzen dazwischen. Die Bäume trugen bereits ihre Frühlingsblüten. Winzig und weiß leuchteten sie auf den Weißdornbüschen und zwischen den hochroten Beeren der Vogelbeerbäume. Ein Baum, den sie nicht kannte, war bedeckt von runden weißen Blüten, jede größer als zwei Handspannen. In Abständen sah man die gelben oder weißen Blüten einer Kletterrose durch sattgrün belaubtes Geäst oder rote Schößlinge leuchten. Der Kontrast zu all der Asche und dem Schutt war zu hart, als daß sie den Frühling hätte genießen können.

Da wünschte sich Egwene eine Aes Sedai herbei, um ihr die vielen Fragen zu stellen, die ihr auf der Zunge brannten. Eine, der sie vertrauen konnte. Wenn sie mit den Fingern leicht über ihre Gürteltasche strich, konnte sie gerade noch den Ring des *Ter'angreals* darin fühlen.

Sie hatte ihn jede Nacht seit ihrer Abreise aus Tar Valon benützt, mit zwei Ausnahmen, aber es war jedesmal etwas anderes dabei herausgekommen. O ja, sie kam immer nach *Tel'aran'rhiod,* aber das einzig Nützliche, das sie dort sah, war wieder das Herz des Steins, aber ohne Sylvie, die ihr Einzelheiten darüber berichtet hätte. Sie sah absolut nichts von den Schwarzen Ajah.

Ihre eigenen Träume, die nicht von dem *Ter'angreal* unterstützt wurden, waren von Bildern erfüllt gewesen, die beinahe wie Szenen aus der Unsichtbaren Welt wirkten. Rand, der ein Schwert in der Hand hielt, das wie die Sonne brannte, bis sie es kaum mehr als Schwert erkennen konnte und auch kaum mehr ihn selbst als Rand. Wieder Rand, der auf unzählige Arten bedroht wurde. Keine dieser Bedrohungen erschien ihr wirklich. In einem Traum hatte er sich auf einem riesigen Spielbrett befunden. Die schwarzen und weißen Spielfiguren waren so groß wie Felsblöcke gewesen, und er duckte sich unter den monströsen Händen weg, die sie führten und ihn zu zerquetschen drohten. Es konnte durchaus eine Bedeutung haben. Das war auch wahrscheinlich, doch bis auf die Tatsache, daß sich Rand durch jemand oder auch durch zwei Personen in Gefahr befand – soweit war sie sich sicher –, wußte sie nun immer noch nichts. *Ich kann ihm im Moment nicht helfen. Ich muß meine eigene Pflicht erfüllen. Ich weiß noch nicht einmal, wo er sich befindet, außer daß er möglicherweise tausend Meilen oder mehr von hier entfernt ist.*

Sie hatte von Perrin und einem Wolf geträumt und von einem Falken in seiner Nähe, der mit einem Habicht kämpfte. Perrin rannte vor jemand Tödlichem weg und sprang ganz bewußt von einer hoch aufragenden Klippe in die Tiefe, wobei er sagte: »Es muß vollbracht werden. Ich muß das Fliegen lernen, bevor ich auf dem Boden aufschlage.« Einmal hatte sie von einem Aiel geträumt, und sie glaubte, auch das habe mit Perrin zu tun gehabt. Aber sie war sich nicht ganz sicher. Und dann träumte sie von Min, die eine stählerne Falle zum Zuschnappen brachte, ohne sie beim Hindurchlaufen überhaupt zu bemerken. Auch von Mat hatte sie mehrmals geträumt. Mat, um den herum Würfel wirbelten – sie wußte, wo diese Vorstellung herrührte – und wie er von einem Mann verfolgt wurde, der gar nicht da war. Das verstand sie immer noch nicht: Ein Mann oder vielleicht auch mehr als einer folgten ihm, aber doch waren sie nicht vorhanden! Dann wieder ritt Mat verzweifelt auf ein in der Ferne verschwindendes Ziel zu, das er unbedingt erreichen mußte. Und er war bei einer Frau, die mit Feuerwerk um sich warf. Eine aus der Gilde der Feuerwerker, nahm sie an, aber das ergab auch nicht mehr Sinn als alles andere.

Sie hatte derart viele Träume gehabt, daß sie schon begann, an allem zu zweifeln. Vielleicht hatte es damit zu tun, daß sie das *Ter'angreal* zu oft benützte, oder daß sie es überhaupt bei sich trug. Möglicherweise erfuhr sie nun auch, was ein Träumer gewöhnlich erlebte. Verzweifelte, aufwühlende Träume. Männer und Frauen, die aus Käfigen ausbrachen und sich dann Kronen aufsetzten. Eine Frau spielte mit Puppen, und in einem anderen Traum führten die Fäden an einer Puppe zu den Händen einer größeren und deren Fäden wieder zu einer größeren Puppe und immer so weiter, bis die Fäden in unendlichen Höhen verschwanden. Könige starben, Königinnen weinten, Schlachten tobten. Weißmäntel brandschatzten die Zwei Flüsse. Sogar von den Seanchanern hatte sie wieder geträumt. Mehr als einmal. Diese Träume verdrängte sie in eine dunkle Ecke ihres Verstands; sie wollte nicht daran denken. Und dann Mutter und Vater – jede Nacht.

Zumindest war sie sicher, was diese Träume bedeuteten, oder sie glaubte, sicher zu sein. *Das bedeutet, ich bin weg, um Schwarze Ajah zu jagen, und ich weiß nicht, was meine Träume bedeuten oder wie ich dieses dumme* Ter'angreal *dazu bringen kann, zu machen, was ich will, und ich habe Angst und ... und Heimweh.* Einen Augenblick lang stellte sie sich vor, wie schön es sei, von ihrer Mutter ins Bett geschickt zu werden und zu wissen, daß am Morgen alles besser sein würde. *Nur kann Mutter meine Sorgen nicht mehr verscheuchen, und Vater kann mir nicht mehr versprechen, er werde die Ungeheuer verjagen, damit ich ihm glaube und beruhigt bin. Jetzt muß ich alles selbst machen.*

Wie lange das alles nun schon zurücklag. Sie wünschte sich das ja auch nicht wirklich wieder, aber es war eine

von Wärme erfüllte Zeit gewesen, eine wunderbare Erinnerung. Es wäre schön, sie wenigstens einmal wiederzusehen und ihre Stimmen zu hören. *Wenn ich diesen Ring an dem Finger trage, den ich mir selbst auswählen kann.*

Sie hatte schließlich nachgegeben und Nynaeve und Elayne jeweils eine Nacht lang mit dem Steinring schlafen lassen. Über ihr eigenes Zögern, den Ring jemand anderem zu geben, war sie allerdings selbst überrascht gewesen. Als sie erwachten, hatten sie von einer Welt erzählt, die ganz sicher *Tel'aran'rhiod* gewesen war, aber keine hatte mehr als nur einen flüchtigen Blick ins Herz des Steins geworfen oder sonst etwas Nützliches gesehen.

Die dicke Rauchsäule lag nun genau vor dem *Blauen Kranich.* Vielleicht fünf oder sechs Meilen vom Fluß entfernt, vermutete sie. Die andere war nur eine verschwommene Linie am Horizont. Es könnte beinahe eine natürliche Wolke sein, aber sie war sicher, daß es das nicht war. An manchen Stellen wuchs hier das Gestrüpp ganz dicht am Ufer, und dazwischen wuchs das Gras bis zum Rand des Wassers. Nur an wenigen Flecken war das Ufer unterspült und am Rand abgerutscht.

Elayne kam an Deck und trat zu ihr an die Reling. Der Wind peitschte ihren Umhang. Auch sie trug feste Wollkleidung. Das war ein Punkt gewesen, in dem sich Nynaeve durchgesetzt hatte. Ihre Kleidung. Egwene hatte darauf bestanden, daß Aes Sedai immer nur das Beste trügen, auch auf Reisen. Dabei hatte sie an die Seide gedacht, die sie in *Tel'aran'rhiod* trug. Aber Nynaeve hatte darauf hingewiesen, daß sie wohl eine pralle Börse voll Gold besaßen, die ihnen die Amyrlin in den Kleiderschrank gesteckt hatte, aber nicht wissen konnten, wie hoch die Preise flußabwärts seien. Die Dienerinnen meinten, Mat habe in bezug auf einen Bürgerkrieg in Cairhien recht gehabt und daß die Preise deshalb gestiegen seien. Zu Egwenes Überraschung hatte Elayne sie darauf aufmerksam gemacht, daß die Braunen Schwestern häufiger Wollkleidung trugen als Seide. Elayne hatte dem Küchendienst unbedingt entkommen wollen, und Egwene glaubte, sie hätte auch Lumpen getragen, um das zu erreichen.

Wie es Mat wohl ergehen mag? Zweifellos wird er versuchen, den Kapitän des Schiffes, auf dem er sich befindet, zum Würfelspiel zu überreden.

»Schrecklich«, murmelte Elayne. »Es ist so schrecklich.«

»Was denn?« fragte Egwene abwesend. *Ich hoffe nur, er zeigt das Dokument, das wir ihm gegeben haben, nicht überall herum.*

Elayne blickte sie überrascht an und runzelte dann die Stirn. »Das!« Sie deutete auf die ferne Rauchwolke. »Wie kannst du so etwas übersehen?«

»Ich ignoriere es, denn ich will nicht erst darüber nachdenken, was die Menschen durchmachen. Ich kann nichts dagegen unternehmen, und wir müssen nach Tear kommen. Was wir suchen, befindet sich nun mal in Tear.« Sie war über ihre Leidenschaft selbst überrascht. *Ich kann doch wirklich nichts dagegen tun. Und die Schwarzen Ajah sind in Tear.*

Je länger sie darüber nachdachte, desto sicherer war sie, daß sie einen Zugang zum Herzen des Steins finden mußten. Vielleicht war nur den Hochlords von Tear die Anwesenheit dort gestattet, aber sie war allmählich davon überzeugt, daß sie nur dort im Herzen des Steins die Falle der Schwarzen Ajah auslösen und gleichzeitig meiden konnten.

»Das weiß ich doch alles, Egwene, aber das kann mich nicht daran hindern, daß ich mit den Menschen in Cairhien leide.«

»Ich habe im Unterricht von den Kriegen gehört, die Andor gegen Cairhien führte«, sagte Egwene trocken. »Bennae Sedai sagt, ihr und Cairhien hättet öfter als alle anderen Länder außer vielleicht Tear und Illian gegeneinander gekämpft.«

Die andere Frau blickte sie von der Seite her an. Elayne konnte sich nicht daran gewöhnen, daß Egwene sich nicht als Andoranerin betrachtete. Zumindest wiesen die Grenzlinien auf den Landkarten nach, daß die Zwei Flüsse ein Teil von Andor waren, und Elayne schenkte den Karten Glauben.

»Wir haben Kriege gegen sie geführt, Egwene, aber seit den furchtbaren Zerstörungen während des Aiel-Kriegs haben wir ihnen beinahe genausoviel Getreide verkauft wie Tear. Jetzt ist der Handel zusammengebrochen. Da jedes Adelshaus in Cairhien gegen jedes andere um den Sonnenthron kämpft – na ja, wer kauft denn da noch Getreide und verteilt es an die Bevölkerung? Wenn die Auseinandersetzungen so erbittert sind, wie es die Zerstörungen am Ufer vermuten lassen … Weißt du, man kann nicht zwanzig Jahre lang ein Volk ernähren und dann nicht mit den Menschen fühlen, wenn sie am Verhungern sind.«

»Ein Grauer Mann«, sagte Egwene, und Elayne fuhr sichtlich zusammen. Sie bemühte sich, in alle Richtungen gleichzeitig zu blicken. Das Glühen von *Saidar* umgab sie.

»Wo?«

Egwene sah sich etwas weniger hastig auf dem Deck um, ob irgend jemand nahe genug sei, zu lauschen. Kapitän Ellisor stand immer noch am Heck neben dem Mann mit nacktem Oberkörper, der das Steuerruder hielt. Ein weiteres Besatzungsmitglied hing in den Tauen am Bug und suchte den Fluß nach Anzeichen von Sandbänken ab. Zwei andere noch tapsten an Deck auf und ab und zogen von Zeit zu Zeit Taue zurecht, um die Segelstellung zu halten oder zu verändern. Die übrige Mannschaft befand sich unter Deck. Einer der beiden an Deck blieb stehen und überprüfte die Halteleinen des Ruderboots, das umgekehrt an Deck festgemacht war. Sie wartete, bis er weg war, bevor sie weitersprach.

»Närrin!« murmelte sie. »Ich meine natürlich mich selbst, Elayne, und nicht dich. Also schau mich nicht so wütend an.« Sie fuhr im Flüsterton fort: »Ein Grauer Mann ist hinter Mat her, Elayne. Das muß dieser Traum bedeuten, aber ich war blind. Ich bin wirklich eine Närrin!«

Das Glühen um Elayne verflog. »Geh nicht so hart mit dir selbst ins Gericht«, flüsterte sie zurück. »Vielleicht stimmt es, aber ich bin auch nicht darauf gekommen und Nynaeve genausowenig.« Sie schwieg einen Moment lang, und rotgoldene Locken flogen, als sie den Kopf schüttelte. »Aber das ergibt keinen Sinn, Egwene. Warum sollte ein Seelenloser hinter Mat hersein? In meinem Brief an Mutter steht nichts, was uns auch nur im geringsten gefährden könnte.«

»Ich weiß nicht, warum«, sagte Egwene. »Es muß aber einen Grund geben. Ich bin sicher, daß dies die Bedeutung meines Traumes war.«

»Selbst wenn du recht hast, Egwene, können wir nichts dagegen unternehmen.«

»Das ist mir klar«, antwortete Egwene in bitterem Ton. Sie wußte nicht einmal, ob er sich vor oder hinter ihnen befand. Vor ihnen, vermutete sie. Mat war sicher augenblicklich abgereist. »Wie auch immer«, knurrte sie zu sich selbst, »es hilft alles nichts. Ich weiß endlich, was einer meiner Träume bedeutet, und es hilft mir kein bißchen!«

»Aber wenn du nun eine Bedeutung kennst«, sagte Elayne, »dann wirst du vielleicht bald auf weitere kommen. Wenn wir uns hinsetzen und alles durchsprechen …«

Der *Blaue Kranich* erzitterte und schwankte. Egwene stürzte auf das Deck, und Elayne fiel genau auf sie. Als sich Egwene wieder hochrappelte, glitt das Ufer nicht mehr an ihnen vorüber. Das Schiff lag still, den Bug nach oben gerichtet und mit deutlicher Schlagseite. Die Segel flatterten lautstark im Wind.

Chin Ellisor richtete sich auf und rannte zum Bug, ohne dem Rudergänger aufzuhelfen. »Du blinder Wurm von einem Bauern!« schrie er den Mann im Tauwerk an, der sich an der Reling festklammerte, um nicht ganz über Bord geworfen zu werden. »Du Dreck fressender Ziegensohn! Bist du noch nicht lange genug auf dem Fluß, um zu erkennen, wie sich das Wasser über einer Sandbank kräuselt?« Er packte den Mann an der Reling bei den Schultern und zerrte ihn an Deck zurück. Dann schob er ihn beiseite, um selbst auf den Fluß hinunterblicken zu können. »Wenn mein Rumpf deinetwegen ein Leck abbekommen hat, stopfe ich dich persönlich zum Abdichten hinein!«

Die anderen Besatzungsmitglieder waren auch wieder auf den Beinen, und weitere kamen die Leitern heraufgeklettert. Alle rannten nach vorn und drängten sich um den Kapitän.

Nynaeve erschien in einer Luke, von der aus man die Passagierkabinen erreichte, und strich sich den Rock glatt. Sie zog hart an ihrem Zopf – ihre typische Angewohnheit, wenn sie erregt war –, sah die am Bug zusammengedrängten Männer finster an und schritt zu Egwene und Elayne herüber. »Wir sind auf irgend etwas aufgelaufen, nicht wahr? Und das nach all dem Geschwätz, er kenne den Fluß genauso gut wie seine Frau. Die Frau erhält vermutlich noch nicht einmal ein Lächeln von ihm.« Sie schob sich zwischen den Matrosen hindurch zum Kapitän. Sie alle betrachteten eingehend das Wasser unter ihnen.

Es hatte keinen Sinn, sich ihr anzuschließen. *Er bringt uns schneller wieder hier weg, wenn man ihn in Ruhe läßt.* Nynaeve erzählte ihm wahrscheinlich, wie er seine Arbeit zu tun habe. Elayne machte auch den Eindruck, genau dasselbe im Sinn zu haben, denn sie schüttelte mißbilligend den Kopf, als sie beobachtete, wie der Kapitän und die Besatzungsmitglieder respektvoll ihre Aufmerksamkeit von dem abwandten, was sich unter dem Bug abspielte, und statt dessen Nynaeve ansahen. Eine Welle der Erregung machte sich unter den Männern breit und wurde immer stärker. Einen Augenblick lang konnte sie die Hände des Kapitäns sehen, die sich protestierend über die Köpfe weg hoben, und dann stolzierte Nynaeve davon. Sie machten ihr unter Verbeugungen Platz, und Ellisor eilte neben ihr her. Er wischte sich das Gesicht mit einem großen, roten Taschentuch ab. Seine erregte Stimme wurde nun hörbar, als sie sich ihnen näherten.

»… gute fünfzehn Meilen bis zum nächsten Dorf am andoranischen Ufer, Aes Sedai, und mindestens fünf oder sechs Meilen flußabwärts auf der Seite von Cairhien! Sicher, es wird von Soldaten aus Andor gehalten, aber sie kontrollieren ja nicht die Meilen von hier bis zum Ort!« Er wischte sich das Gesicht wieder ab, als triefe es von Schweiß.

»Ein Schiffswrack«, verkündete Nynaeve den beiden anderen Frauen. »Der Kapitän glaubt, das sei das Werk von Flußpiraten. Er will versuchen, mit Hilfe der Ruder wieder achtern freizukommen, glaubt aber selbst kaum, daß es gelingen wird.«

»Wir machten gute Fahrt, als wir aufliefen, Aes Sedai. Ich wollte Euretwegen schnell vorankommen.« Ellisor rieb sich das Gesicht noch stärker ab. Egwene wurde klar, daß er Angst hatte, die Aes Sedai würden ihm Vorwürfe machen. »Wir sitzen ziemlich fest. Aber ich glaube nicht, daß Wasser in den Rumpf dringt, Aes Sedai. Es gibt keinen Grund zur Unruhe. Ein anderes Schiff wird vorbeikommen. Und zwei Sätze Ruder werden uns dann bestimmt freibekommen. Es ist nicht nötig, Euch am Ufer abzusetzen, Aes Sedai. Ich schwöre es beim Licht!«

»Hast du daran gedacht, das Schiff zu verlassen?« wollte Egwene wissen. »Hältst du das für richtig?«

»Natürlich ist es …!« Nynaeve brach ab und blickte sie finster an. Egwene erwiderte den Blick, ohne nachzugeben. Dann fuhr Nynaeve ruhiger, wenn auch in nervösem Tonfall fort: »Der Kapitän meint, es könne eine Stunde dauern, bis ein anderes Schiff vorbeikommt. Eines mit genug Rudern, daß es sich auch lohnt. Oder vielleicht dauert es einen ganzen Tag. Oder auch zwei! Ich glaube nicht, daß wir uns ein oder zwei Tage Aufenthalt leisten können. Wir können uns in diesem Dorf … wie habt Ihr es genannt, Kapitän? Jurene? … wir können also in zwei Stunden oder weniger zu Fuß dieses Dorf erreichen. Wenn Kapitän Ellisor sein Schiff so schnell freibekommt, wie er hofft, können wir wieder an Bord gehen. Er sagt, er wird anlegen und nachsehen, ob wir dort sind. Wenn er aber nicht freikommt, können wir uns in Jurene einschiffen. Vielleicht finden wir dort sogar schon ein Schiff vor. Der Kapitän meint, daß die Händler dort anlegen, weil die andoranischen Soldaten Schutz gewähren.« Sie atmete tief durch, doch ihre Stimme überschlug sich: »Habe ich euch meine Gründe ausführlich genug erklärt? Oder wollt ihr noch mehr hören?«

»Es ist mir klar«, warf Elayne schnell ein, bevor Egwene etwas sagen konnte. »Und ich halte es für eine gute Idee. Das denkst du doch auch, Egwene, nicht wahr?«

Egwene nickte widerwillig. »Ja, ich denke schon.«

»Aber Aes Sedai«, protestierte Ellisor, »geht doch wenigstens auf der Seite Andors ans Ufer. Der Krieg, Aes Sedai. Piraten und alle möglichen Halunken treiben sich auf der Seite Cairhiens herum, und die Soldaten dort sind auch nicht viel besser. Das Wrack unter unserem Rumpf zeigt doch, welche Sorte von Menschen das sind!«

»Wir haben bisher keine lebendige Seele auf der Seite Cairhiens gesehen«, sagte Nynaeve. »Und außerdem sind wir auch nicht gerade hilflos, Kapitän. Ich werde nicht fünfzehn Meilen weit laufen, wenn ich nach sechs Meilen ans Ziel kommen kann.«

»Natürlich, Aes Sedai.« Ellisor schwitzte jetzt wirklich. »Ich wollte damit nicht andeuten … Selbstverständlich seid Ihr nicht hilflos, Aes Sedai. Das wollte ich damit nicht sagen.« Er wischte sich krampfhaft über das Gesicht, doch es glänzte immer noch.

Nynaeve öffnete den Mund, sah Egwene an und schien ihre Absicht zu ändern. »Ich hole meine Sachen«, sagte sie in die Luft zwischen Egwene und Elayne hinein und wandte sich erneut Ellisor zu. »Kapitän, macht Euer Ruderboot fertig.« Er verbeugte sich und hastete davon, bevor sie sich auch nur zur Luke gewandt hatte. Sie war noch nicht unten, da schrie er bereits seine Leute an, sie sollten das Boot absetzen.

»Wenn eine von euch hinauf will, dann will die andere hinunter«, murmelte Elayne. »Wenn das nicht aufhört, kommen wir nie in Tear an.«

»Wir kommen schon nach Tear«, sagte Egwene. »Und schneller, sobald Nynaeve einmal einsieht, daß sie nicht mehr die Dorfheilerin ist. Wir sind jetzt alle« – sie sprach das Wort ›Aufgenommene‹ nicht aus; es waren zu viele Männer in der Nähe – »von gleichem Rang.« Elayne seufzte.

Nach kurzer Zeit setzte das Ruderboot sie am Ufer ab, und sie standen mit Wanderstöcken da, ihre Habseligkeiten zu Bündeln verschnürt auf dem Rücken und in Tragetaschen umgehängt. Hügeliges Grasland und vereinzelte Baumgruppen umgaben sie. Ein paar Meilen weiter landeinwärts begann der Wald. Die Ruder des *Blauen Kranich* ließen das Wasser aufschäumen, doch sie konnten das Schiff nicht vom Fleck bringen. Egwene wandte sich um und ging südwärts los, ohne noch einen Blick nach hinten zu verschwenden. Und bevor Nynaeve die Führung übernehmen konnte.

Als die anderen sie einholten, sah Elayne sie mißbilligend an. Nynaeve schritt mit starr vorwärts gerichtetem Blick einher. Elayne erzählte Nynaeve, was Egwene über Mat und einen Grauen Mann gesagt hatte, aber die etwas ältere Frau hörte nur schweigend zu und sagte schließlich: »Er wird auf sich selbst aufpassen müssen«, ohne im Schritt innezuhalten. Nach einer Weile gab es die Tochter-Erbin auf, die anderen beiden zum Sprechen zu ermuntern, und sie gingen alle schweigend weiter.

Baumgruppen am Ufer verbargen bald den *Blauen Kranich* hinter ihnen. Wassereichen und Weiden wuchsen

dort dicht beieinander. Sie mieden die Baumgruppen, denn auch wenn sie nur klein waren, konnte sich im Schatten ihrer Äste alles mögliche verbergen. Auch ein paar niedrige Büsche wuchsen vereinzelt zwischen den Dickichten nahe dem Ufer, doch darin konnte sich nicht einmal ein Kind verstecken, geschweige denn ein Pirat, und die Abstände waren ziemlich groß.

»Falls wir Piraten oder Räuber treffen«, verkündete Egwene, »werde ich mich verteidigen. Hier schaut uns keine Amyrlin über die Schulter.«

Nynaeve preßte die Lippen zusammen. »Falls notwendig«, sagte sie dann, ohne jemanden anzusehen, »können wir Räuber auf die gleiche Art verscheuchen wie damals die Weißmäntel. Wenn wir keine andere Möglichkeit haben.«

»Ich wünschte, ihr würdet nicht von Räubern sprechen«, sagte Elayne. »Ich würde gern dieses Dorf erreichen, ohne …«

Hinter einem einzelnen Busch geradewegs vor ihnen erhob sich eine Gestalt in Braun und Grau.

Töchter des Speers

Egwene griff nach *Saidar,* bevor der Schrei ihre Kehle verlassen hatte, und sie bemerkte das gleiche Glühen auch an Elayne. Einen Augenblick lang fragte sie sich, ob Ellisor ihre Schreie gehört hatte und Hilfe schicken würde. Der *Blaue Kranich* befand sich kaum mehr als eine Meile flußaufwärts von ihnen entfernt. Dann war ihr klar, daß sie keine Hilfe benötigten. Sie verwob bereits die Ströme von Luft und Feuer zu einem Blitz. Sie hatte noch immer ihr eigenes Schreien im Ohr.

Nynaeve stand einfach nur da, hatte die Arme vor der Brust verschränkt und einen strengen Gesichtsausdruck aufgesetzt. Egwene wußte nicht, ob das der Fall war, weil sie nicht zornig genug war, um die Wahre Quelle berühren zu können, oder weil sie bereits gesehen hatte, was Egwene nun erst bewußt wurde: Die Person, die ihnen gegenüberstand, war eine Frau, kaum älter als sie selbst und nur ein wenig größer.

Sie ließ vorsichtshalber *Saidar* nicht gleich wieder fahren. Männer waren manchmal dumm genug zu glauben, eine Frau sei harmlos, weil sie eben eine Frau war. Solche Illusionen hatte Egwene nicht. Mit einem Winkel ihres Verstands registrierte sie, daß Elayne nicht mehr von dem Glühen umgeben war. Die Tochter-Erbin hatte wohl immer noch naive Vorstellungen. *Sie war ja auch keine Gefangene der Seanchaner.*

Egwene hielt allerdings auch die meisten Männer nicht für so dumm, zu glauben, die Frau vor ihnen sei ungefährlich, da ihre Hände leer waren und sie keine sichtbare Waffe trug. Blaugrüne Augen und rötliches, kurzgeschnittenes Haar mit nur einem dünnen, langen Pferdeschwanz, der ihr bis auf eine Schulter hing, weiche, hochgeschnürte kniehohe Stiefel, ein enger Mantel und ebenso enge Hosen, und das alles in den Farben der Erde und des Gesteins. Man hatte ihr einst diese Farben und dieses Aussehen beschrieben: Diese Frau war eine Aiel.

Als sie die Frau musterte, fühlte sich Egwene ganz eigenartig zu ihr hingezogen. Das verstand sie selbst nicht. *Vielleicht, weil sie wie eine Cousine von Rand aussieht.* Aber nicht einmal dieses Gefühl, beinahe verwandt zu sein, konnte ihre Neugier befriedigen. *Was beim Licht tun denn Aiel hier? Sie verlassen doch sonst ihre Wüste nicht, jedenfalls nicht seit dem Aiel-Krieg.* Ihr ganzes Leben lang hatte sie gehört, wie tödlich die Aiel seien – diese Töchter des Speers nicht weniger als die Mitglieder der männlichen Kriegergemeinschaften –, doch nun fürchtete sie sich überhaupt nicht und ärgerte sich nur darüber, im ersten Moment Angst empfunden zu haben. Wenn *Saidar* den Strom der Macht durch sie lenkte, dann mußte sie sich vor nichts fürchten. *Außer vor einer ausgebildeten Schwester,* räumte sie sich selbst ein. *Aber sicher nicht vor einer anderen Frau, selbst wenn sie eine Aiel ist.*

»Ich heiße Aviendha«, sagte die Aielfrau, »und komme von der Bitteres-Wasser-Sept der Taardad Aiel.« Ihr Gesichtsausdruck war genauso ausdruckslos wie ihre Stimme. »Ich bin eine *Far Dareis Mai,* eine Tochter des Speers.« Sie schwieg einen Augenblick lang und musterte sie. »Eure Gesichter sehen zwar nicht so aus, aber wir sahen Eure Ringe. In Euren Landen habt Ihr Frauen, so wie unsere Weisen Frauen zu Hause. Ihr nennt sie Aes Sedai. Seid Ihr Frauen aus der Weißen Burg oder nicht?«

Einen Moment lang wurde Egwene nervös. *Wir?* Sie sah sich genau um, konnte aber niemand hinter irgendeinem der Büsche im Umkreis von zwanzig Schritt entdecken.

Wenn da noch andere waren, mußten sie wohl im nächstgelegenen Dickicht stecken, mehr als zweihundert Schritt vor ihnen, oder in einem weiteren, das doppelt so weit entfernt lag. Zu weit weg, um eine Bedrohung darzustellen. *Wenn sie keine Bögen haben.* Aber dann mußten sie auch verdammt gute Schützen sein. Zu Hause, bei den Wettbewerben an Bel Tine und am Sonnentag, trafen nur die allerbesten Schützen auf mehr als zweihundert Schritt Entfernung.

Doch es war ein recht gutes Gefühl, zu wissen, daß sie gegen jeden, der so etwas versuchte, einen Blitz zu schleudern imstande war.

»Wir sind Frauen der Weißen Burg«, sagte Nynaeve ruhig. Sie gab sich offensichtlich Mühe, sich zu beherrschen und nicht nach anderen versteckten Aiel zu suchen. Sogar Elayne sah sich unruhig um. »Ob Ihr eine von uns als weise betrachten würdet, ist eine andere Sache«, fuhr Nynaeve fort. »Was wollt Ihr von uns?«

Aviendha lächelte. Egwene bemerkte erst jetzt, daß sie wirklich hübsch war. Das hatte der ernste Gesichtsausdruck vorher verborgen. »Ihr sprecht so wie die Weisen Frauen. Knapp, schnörkellos und ohne Umschweife.« Ihr Lächeln verflog, aber ihre Stimme blieb ruhig. »Eine von uns hat eine schwere Verletzung. Sie wird vielleicht sterben. Die Weisen Frauen heilen oftmals solche, die sonst sicherlich sterben müßten, und ich habe gehört, daß die Aes Sedai noch mehr fertigbringen. Werdet Ihr helfen?«

Egwene hätte beinahe in ihrer Verwirrung den Kopf geschüttelt. *Eine Freundin von ihr liegt im Sterben? Es klingt, als wolle sie uns lediglich um eine Tasse Hafermehl bitten!*

»Ich werde ihr helfen, wenn ich kann«, sagte Nynaeve bedächtig. »Ich kann aber nichts versprechen, Aviendha. Es könnte sein, daß sie trotz meiner Bemühungen sterben wird.«

»Der Tod kommt zu uns allen«, sagte die Aiel. »Wir können lediglich wählen, wie wir ihm gegenübertreten wollen. Ich bringe Euch zu ihr.«

Zwei Frauen in Aiel-Kleidung erhoben sich in kaum zehn Schritt Entfernung, eine aus einer kleinen Mulde, von der Egwene geglaubt hatte, in ihr könne sich nicht mal ein Hund verstecken, die andere aus Grasbüscheln, die ihr nicht einmal bis zu den Knien reichten. Beim Aufstehen nahmen sie ihre schwarzen Schleier ab. Das ließ sie leicht zusammenfahren, denn Elayne hatte ihr gesagt, daß die Aiel ihre Gesichter nur dann verbargen, wenn sie zu kämpfen und töten erwarteten. Sie legten sich die Tücher um die Schultern. Eine von ihnen hatte das gleiche rötliche Haar wie Aviendha und dazu graue Augen. Die andere hatte dunkelblaue Augen und Haar, das wie ein Flammenbündel leuchtete. Keine war älter als Egwene oder Elayne, und beide erweckten den Eindruck, als seien sie durchaus bereit, die kurzen Speere in ihren Händen auch zu benutzen.

Die Frau mit dem Feuerhaar reichte Aviendha Waffen: ein langes Messer mit schwerer Klinge, das sie am Gürtel befestigte, und auf die andere Seite hängte sie einen prall gefüllten Köcher. Ihr dunkler, matt wie Horn schimmernder Bogen steckte in einem Behälter, den sie sich auf den Rücken hängte. Am linken Arm steckte ein kleiner Lederschild, und in der gleichen Hand hielt sie schließlich vier Kurzspeere mit langen Blattspitzen. Aviendha trug das alles mit der gleichen Selbstverständlichkeit wie eine Frau in Emondsfelde ihren Schal, ebenso natürlich wie auch ihre Gefährtinnen. »Kommt«, sagte sie und ging in Richtung eines Gestrüpps, an dem sie vorher vorbeigekommen waren.

Egwene ließ nun endlich auch *Saidar* fahren. Sie vermutete, jede dieser Aiel könne sie mit einem dieser Speere erstechen, bevor sie sich zur Wehr setzen konnte, falls sie das im Sinn hatten. Aber trotz der augenscheinlichen Wachsamkeit dieser Frauen glaubte sie nicht an eine solche Absicht. *Und was geschieht, wenn Nynaeve ihre Freundin nicht heilen kann? Ich wünschte, sie würde zuerst einmal fragen, bevor sie uns alle mit ihren einsamen Entscheidungen in Gefahr bringt!*

Während sie auf die Bäume und Büsche zuschritten, beobachteten die Aiel das sie umgebende Land so aufmerksam, als befürchteten sie, es könnten sich dort Feinde befinden, die genausogut im Verbergen waren wie sie selbst. Aviendha ging voran, und Nynaeve hielt mit ihr Schritt.

»Ich bin Elayne aus dem Hause Trakand«, sagte Egwenes Freundin, als wolle sie Konversation machen. »Tochter-Erbin von Morgase, der Königin von Andor.«

Egwene kam ins Stolpern. *Licht, spinnt sie denn? Ich weiß, daß Andor im Aiel-Krieg gegen sie kämpfte. Das ist vielleicht zwanzig Jahre her, aber man sagt, die Aiel hätten ein sehr gutes Gedächtnis für so etwas.*

Doch die flammenhaarige Aiel neben ihr sagte nur: »Ich bin Bain aus der Schwarzfelsen-Sept der Shaarad Aiel.«

»Ich heiße Chiad«, sagte die kleinere Frau mit dem helleren Haar auf der anderen Seite. »Ich komme von der Steinfluß-Sept der Goshien Aiel.«

Bain und Chiad blickten Egwene an. Ihr Gesichtsausdruck änderte sich nicht, aber Egwene hatte das Gefühl, sie würfen ihr insgeheim schlechte Manieren vor.

»Ich heiße Egwene al'Vere«, sagte sie also zu ihnen. Da sie mehr zu erwarten schienen, fügte sie hinzu: »Tochter der Marin al'Vere aus Emondsfelde im Gebiet der Zwei Flüsse.« Damit schienen sie sich auf gewisse Weise zufriedenzugeben, aber sie hätte wetten können, daß die Aielfrauen dies alles genausowenig verstanden wie sie all ihre Septen und Clans. *Es müssen wohl so etwas wie Familien sein.*

»Seid Ihr Erstschwestern?« Bain schien sie alle drei zu meinen.

Egwene glaubte, sie meinte damit Schwestern im Sinne der Aes Sedai und sagte »Ja«, während Elayne gleichzeitig »Nein« sagte.

Chiad und Bain tauschten Blicke, die andeuteten, die drei anderen Frauen seien wohl nicht ganz richtig im Kopf.

»Erstschwestern«, sagte Elayne in belehrendem Ton zu Egwene, »bedeutet: Frauen, die die gleiche Mutter haben. Zweitschwestern heißt, ihre Mütter sind Schwestern.« Sie wandte sich den Aiel zu. »Keine von uns weiß viel über Euer Volk. Ich bitte Euch, unsere Unwissenheit zu verzeihen. Ich betrachte Egwene manchmal als meine Erstschwester, aber wir sind keine Blutsverwandten.«

»Warum legt Ihr dann kein Gelübde vor Euren Weisen Frauen ab?« fragte Chiad. »Bain und ich sind dadurch zu Erstschwestern geworden.«

Egwene zwinkerte überrascht. »Wie könnt Ihr zu Erstschwestern *werden?* Entweder habt Ihr die gleiche Mutter oder nicht. Ich möchte Euch ja nicht kränken. Das meiste dessen, was ich über die Töchter des Speers weiß, hat mir Elayne erzählt. Und das ist nicht viel. Ich weiß, daß Ihr in Schlachten kämpft und keine Männer wollt, aber mehr auch nicht.« Elayne nickte. So, wie sie die Töchter Egwene gegenüber beschrieben hatte, klang es nach etwas zwischen weiblichen Behütern und den Roten Ajah.

Wieder hatten die Aiel diesen Ausdruck in den Augen, als seien sie nicht sicher, ob Egwene und Elayne noch bei Verstand waren.

»Wir wollen keine Männer?« murmelte Chiad, als sei ihr das ein Rätsel.

Bain runzelte die Stirn und dachte offensichtlich angestrengt nach. »Was Ihr sagt, kommt der Wahrheit nahe und ist trotzdem völlig falsch. Wenn wir dem Speer angetraut werden, schwören wir, uns nie an Mann oder Kind zu binden. Doch einige geben den Speer eines Mannes oder eines Kindes wegen auf.« Ihr Gesichtsausdruck zeigte ob des Gesagten Unverständnis. »Aber wenn der Speer einmal aufgegeben wurde, kann man ihn nie zurückerhalten.«

»Oder wenn sie erwählt wird, zu Rhuidean zu gehen«, warf Chiad ein. »Eine Weise Frau kann nicht dem Speer angetraut sein.«

Bain sah sie an, als habe sie verkündet, der Himmel sei blau oder Regen falle aus den Wolken herab. Doch dann blickte sie Egwene und Elayne an, und es schien ihr zu dämmern, daß die beiden all dies wirklich nicht wußten. »Ja, das stimmt. Auch wenn einige sich dagegen zu wehren versuchen.«

»Das schon.« Chiads Tonfall klang so, als teile sie ein diesbezügliches Geheimnis mit Bain.

»Aber ich wollte etwas anderes sagen«, fuhr Bain fort. »Die Töchter tanzen den Speertanz niemals miteinander, auch wenn unsere Clans das gelegentlich tun, doch die Shaarad Aiel und die Goshien Aiel haben vierhundert Jahre lang Blutrache aneinander geübt. So hatten Chiad und ich das Gefühl, es reiche uns nicht, dem Speer angetraut zu sein. Wir gingen zu den Weisen Frauen unserer Clans und legten dort den Eid ab – wobei sie genau wie ich unser Leben riskierten –, der uns zu Erstschwestern machte. Wie es sich für Erstschwestern unter den Töchtern gehört, decken wir einander den Rücken, und keine wird sich ohne die andere einem Mann zuwenden. Aber ich würde nicht behaupten, daß wir keine Männer wollen.« Chiad nickte mit der Andeutung eines Lächelns auf den Lippen. »Habe ich Euch die Wahrheit verständlich gemacht, Egwene?«

»Ja«, sagte Egwene mit schwacher Stimme. Sie sah Elayne in die Augen, und in deren blauen Tiefen stand dieselbe Verwirrung geschrieben wie in ihren dunklen. *Keine Roten Ajah. Vielleicht eher Grüne. Eine Mischung von Behütern und Grünen Ajah, und eigentlich kapiere ich gar nichts davon.* »Mir ist nun das alles durchaus klar, Bain. Ich danke Euch.«

»Wenn Ihr beiden das Gefühl habt, Ihr wärt eigentlich Erstschwestern«, sagte Chiad, »dann solltet Ihr zu Euren Weisen Frauen gehen und den Eid ablegen. Aber Ihr seid selbst Weise Frauen – trotz Eurer Jugend. Ich weiß nicht, wie das in einem solchen Fall ablaufen könnte.«

Egwene wußte nicht, ob sie lachen oder erröten sollte. Sie sah Elayne und sich selbst vor sich, wie sie sich den gleichen Mann teilten. *Nein, das gilt nur für Erstschwestern, die auch noch Töchter des Speers sind, oder?* Elayne hatte rote Flecken auf den Wangen, und Egwene war sicher, daß sie an Rand dachte. *Aber wir teilen ihn uns ja nicht, Elayne. Keine von uns kann ihn haben.*

Elayne räusperte sich. »Ich glaube nicht, daß dies notwendig ist, Chiad. Egwene und ich decken uns schon jetzt gegenseitig den Rücken.«

»Wie kann das sein?« fragte Chiad bedächtig. »Ihr seid doch nicht dem Speer angetraut. Und Ihr seid Weise Frauen. Wer würde denn seine Hand gegen eine Weise Frau erheben? Das verwirrt mich. Warum ist es notwendig, daß Ihr Euch gegenseitig Rückendeckung gebt?«

Egwene kam durch ihre Ankunft an dem Dickicht um eine Antwort herum. Unter den Bäumen befanden sich zwei weitere Aiel, tief drinnen, ganz nahe am Ufer. Jolien von der Salzebenen-Sept der Nakai Aiel, eine Frau mit blauen Augen und rotgoldenem Haar ähnlich dem Elaynes, behütete Dailin, die aus Aviendhas Sept und Clan kam. Dailins Haar war schweißverklebt und schimmerte dadurch in noch dunklerem Rot. Sie öffnete nur einmal die grauen Augen, gleich bei ihrer Annäherung, und schloß sie sofort wieder. Mantel und Hemd lagen neben ihr, und um ihre Körpermitte waren blutgetränkte Bandagen gewickelt.

»Sie wurde von einem Schwert verletzt«, sagte Aviendha. »Ein paar dieser Narren, die von den meineidigen Baummördern Soldaten genannt werden, dachten, wir gehörten zu den Banditen, die sich in diesem Land herumtreiben. Wir mußten sie töten, um sie vom Gegenteil zu überzeugen, aber Dailin … Könnt Ihr sie heilen, Aes Sedai?«

Nynaeve kniete neben der Verletzten nieder und hob ihre Bandagen an, um die Verwundung betrachten zu

können. Sie verzog das Gesicht ob dieses Anblicks. »Habt Ihr sie bewegt, seit sie verletzt wurde? Es ist ein wenig Kruste zu sehen, die aber gebrochen wurde.«

»Sie wollte in der Nähe des Wassers sterben«, sagte Aviendha. Sie blickte kurz zum Fluß hinüber und dann schnell wieder weg. Egwene glaubte gesehen zu haben, daß sie schauderte.

»Närrin!« Nynaeve begann in ihrer Tasche nach Kräutern zu kramen. »Ihr hättet sie damit umbringen können, daß Ihr sie mit einer solchen Wunde transportiert habt! Sie wollte in der Nähe des Wassers sterben. Ha!« sagte sie angewidert. »Nur weil Ihr wie die Männer Waffen tragt, müßt Ihr noch nicht anfangen, genau wie Männer zu denken.« Sie zog einen hohen Holzbecher aus einer Tasche und drückte ihn Chiad in die Hand. »Füllt den. Ich brauche Wasser zum Verdünnen, damit sie es trinken kann.«

Chiad und Bain gingen gemeinsam zum Ufer und kamen auch zusammen zurück. Ihr Gesichtsausdruck änderte sich nicht, aber Egwene hatte das Gefühl, sie hätten so halbwegs erwartet, der Fluß werde Arme nach ihnen ausstrecken und sie fangen.

»Wenn wir sie nicht hierher zum … Fluß gebracht hätten, Aes Sedai«, sagte Aviendha, »hätten wir Euch nicht gefunden und sie wäre ohnehin gestorben.«

Nynaeve schnaubte und begann damit, durch ein Sieb zermahlene Kräuter in den Becher zu geben, wobei sie leise murmelte: »Coren-Wurzel hilft, mehr Blut zu erzeugen, Hundskraut heilt das Fleisch, und Heilalles natürlich …« Ihr Murmeln wurde so leise, daß man es kaum noch wahrnehmen konnte. Aviendha runzelte die Stirn.

»Die Weisen Frauen benützen Kräuter, Aes Sedai, aber ich hatte nicht gehört, daß auch Aes Sedai sie gebrauchen.«

»Ich benütze, was ich eben brauche!« fauchte Nynaeve, kramte weiter in ihren Sachen herum und murmelte in sich hinein.

»Sie hört sich wirklich an wie eine Weise Frau«, sagte Chiad leise zu Bain, und die andere Frau nickte nervös.

Dailin war die einzige Aiel, die ihre Waffen nicht zur Hand hatte, und sie alle sahen aus, als genüge ein Herzschlag, um kampfbereit zu sein. *Nynaeve wirkt auch nicht gerade beruhigend,* dachte Egwene. *Ich muß sie irgendwie ablenken. Irgendwie. Niemand hat Lust zum Kämpfen, wenn man über etwas Friedliches redet.*

»Seid mir bitte nicht böse«, sagte sie vorsichtig, »aber ich habe bemerkt, daß Ihr alle recht nervös seid, wenn es um den Fluß geht. Er ist nicht gefährlich, außer bei einem Sturm. Ihr könntet darin schwimmen, wenn Ihr wollt, obwohl die Strömung zur Mitte zu etwas heftig wird.« Elayne schüttelte den Kopf.

Der Blick der Aiel zeigte Unverständnis. Aviendha sagte: »Ich sah einmal einen Mann – einen Shienarer –, der das machte, was Ihr schwimmen nennt.«

»Ich verstehe nicht«, sagte Egwene. »Ich weiß, daß es in der Wüste nicht viel Wasser gibt, aber Ihr habt gesagt, Ihr wärt von der Steinfluß-Sept, Jolien. Ihr seid doch sicher im Steinfluß schwimmen gegangen?« Elayne sah sie an, als sei sie verrückt geworden.

»Schwimmen«, sagte Jolien schwerfällig. »Bedeutet das … ins Wasser gehen? In soviel Wasser hinein? Und nichts, um sich daran festzuhalten?« Sie schauderte. »Aes Sedai, bevor ich die Drachenmauer überquerte, hatte ich noch kein fließendes Gewässer gesehen, über das ich nicht mit einem einzigen Schritt wegsteigen konnte. Der Steinfluß … Einige behaupten, einst sei Wasser darin geflossen, aber das ist nur Aufschneiderei. Da gibt es nur Steine. Die ältesten Aufzeichnungen der Weisen Frauen und der Clanhäuptlinge besagen, daß darin nie etwas anderes als Steine waren, seit sich unsere Sept von der Hochebenen-Sept trennte und dieses Gebiet in Besitz nahm. Schwimmen!« Sie packte ihre Speere so fest, als wolle sie damit gegen diesen Ausdruck ankämpfen. Chiad und Bain traten noch einen Schritt weiter vom Ufer weg.

Egwene seufzte. Als Elaynes Blick sie traf, wurde sie rot. *Nun ja, ich bin schließlich keine Tochter-Erbin, die all so was weiß. Aber ich lerne vieles.* Als sie die Aielfrauen musterte, stellte sie fest, daß sie sie nicht beruhigt, sondern noch nervöser gemacht hatte. *Wenn sie irgend etwas anstellen, werde ich sie mit Hilfe der Luft festhalten.* Sie hatte zwar keine Ahnung, ob sie vier Menschen auf einmal festhalten könne, aber sicherheitshalber öffnete sie sich *Saidar,* webte den Strom ins Element Luft und hielt sich bereit. Die Macht durchströmte sie mit dem Verlangen, sie zu benützen. Elayne war nicht von Glühen umgeben, und sie fragte sich, warum. Dann sah Elayne ihr in die Augen und schüttelte leicht den Kopf.

»Ich würde niemals einer Aes Sedai etwas zuleide tun«, sagte Aviendha unvermittelt. »Ich möchte, daß Ihr das wißt. Ob Dailin überlebt oder nicht, hat damit nichts zu tun. Ich würde den« – sie hob einen der kurzen Speere – »nie gegen eine andere Frau erheben. Und Ihr seid Aes Sedai.« Egwene hatte mit einemmal das Gefühl, die Frau wolle *sie* beruhigen.

»Das wußte ich«, sagte Elayne, als spräche sie zu Aviendha, doch ihr Blick besagte, daß sie die Worte in

Wirklichkeit an Egwene gerichtet hatte. »Niemand weiß viel über Euer Volk, aber man hat mir beigebracht, daß die Aiel niemals Frauen etwas tun, außer sie sind – wie habt Ihr das genannt? – dem Speer angetraut.«

Bain schien zu glauben, Elayne habe sie wieder nicht richtig verstanden. »Das stimmt nicht ganz, Elayne. Wenn eine Frau auf mich losginge, die nicht dem Speer angetraut ist, würde ich sie verprügeln, bis sie aufgibt. Ein Mann … Ein Mann könnte denken, eine Frau aus Euren Ländern sei dem Speer angetraut, falls sie Waffen trägt. Ich weiß nicht. Männer können eigenartig sein.«

»Natürlich«, sagte Elayne. »Aber solange wir Euch nicht mit Waffen angreifen, würdet Ihr uns auch nichts tun.« Alle vier Aielfrauen wirkten schockiert ob dieses Gedankens, und sie sah Egwene bedeutungsvoll an. Egwene hielt trotzdem *Saidar* fest. Nur, weil man Elayne etwas beigebracht hatte, mußte es noch nicht stimmen, auch wenn die Aiel das gleiche behaupteten. Und *Saidar* fühlte sich … so gut in ihr an.

Nynaeve hob Dailins Kopf etwas an und begann ihr die Kräutermischung einzuflößen. »Trinkt«, sagte sie mit fester Stimme. »Ich weiß, es schmeckt scheußlich, aber trinkt alles aus!« Dailin schluckte, hustete und schluckte wieder.

»Nicht einmal dann, Aes Sedai«, sagte Aviendha zu Elayne. Sie blickte aber weiter Dailin und Nynaeve an. »Man sagt, daß wir einst, vor der Zerstörung der Welt, den Aes Sedai dienten, aber wie das zuging, weiß keine Geschichte zu berichten. Wir haben in diesem Dienst versagt. Vielleicht ist das die Sünde, derentwegen wir in das Dreifache Land umsiedeln mußten; ich weiß es nicht. Keiner weiß, worin diese Sünde bestand, außer vielleicht den Weisen Frauen oder den Clanhäuptlingen, und die sagen nichts darüber. Man sagt auch, wenn wir den Aes Sedai gegenüber erneut versagen, würden sie uns vernichten.«

»Trinkt alles aus«, knurrte Nynaeve. »Schwerter! Schwerter und Muskeln und kein Hirn!«

»Wir werden Euch ganz bestimmt nicht vernichten«, sagte Elayne entschieden. Aviendha nickte.

»Wie Ihr meint, Aes Sedai. Aber die alten Geschichten sind sich alle in einem Punkt einig: Wir dürfen niemals gegen Aes Sedai kämpfen. Wenn Ihr Eure Blitze und Euer Baalsfeuer gegen uns schleudert, dann werde ich mit ihnen tanzen, aber ich werde Euch selbst nichts tun.«

»Leute erstechen«, grollte Nynaeve. Sie ließ Dailins Kopf vorsichtig sinken und legte eine Hand auf die Stirn der Frau. Dailin hatte die Augen wieder geschlossen. »Frauen erstechen!« Aviendha trat von einem Fuß auf den anderen und runzelte die Stirn. Sie war damit nicht allein unter den Aielfrauen.

»Baalsfeuer«, sagte Egwene. »Aviendha, was ist das?«

Die Aielfrau wandte ihr die gerunzelte Stirn zu. »Wißt Ihr das nicht, Aes Sedai? In den alten Geschichten benützten die Aes Sedai dieses Feuer. Dort klingt es nach einer schrecklichen Waffe, aber mehr weiß ich auch nicht. Man sagt, wir hätten vieles vergessen, was wir einst wußten.«

»Vielleicht hat man auch in der Weißen Burg vieles vergessen«, sagte Egwene. *In diesem … Traum habe ich es gekannt, was es auch gewesen sein mag. Es war genauso wirklich wie* Tel'aran'rhiod. *Da würde ich sogar gegen Mat wetten.*

»Kein Recht!« zürnte Nynaeve. »Niemand hat ein Recht, jemand so zuzurichten! Niemand!«

»Ist sie zornig?« fragte Aviendha nervös. Chiad, Bain und Jolien tauschten besorgte Blicke.

»Es ist schon gut«, sagte Elayne.

»Es ist mehr als nur gut«, fügte Egwene hinzu. »Sie wird tatsächlich wütend, und das ist großartig.«

Plötzlich war Nynaeve vom Glühen *Saidars* umgeben. Egwene beugte sich gespannt vor, genau wie Elayne. Dailin fuhr mit einem Schrei und weit aufgerissenen Augen hoch. Einen Augenblick später drückte Nynaeve sie wieder sanft hinunter, und das Glühen verflog. Dailins Augen schlossen sich, und sie lag schwer atmend da.

Ich sah es, dachte Egwene. *Ich … glaube, daß ich es gesehen habe.* Sie war nicht sicher, daß sie wirklich all die vielen Ströme wahrgenommen hatte, und noch weniger, wie Nynaeve sie miteinander verweben konnte. Was Nynaeve in diesen wenigen Sekunden fertiggebracht hatte, war, als habe man mit verbundenen Augen gleichzeitig vier Teppiche gewebt.

Nynaeve benützte die blutigen Bandagen, um Dailins Bauch abzuwischen. Sie wischte helles, frisches Blut genauso weg wie schwarze Krusten alten Blutes. Es war keine Wunde zu sehen, keine Narbe, nur gesunde Haut, die allerdings um einiges blasser war als selbst Dailins Gesicht.

Nynaeve schnitt eine Grimasse, als sie die blutigen Fetzen nahm und in den Fluß warf. »Wascht ihr den Rest auch noch ab«, sagte sie, »und zieht ihr etwas an. Sie friert. Und haltet Euch bereit, ihr zu essen zu geben. Sie wird Hunger haben.« Sie kniete am Ufer nieder und wusch sich die Hände.

Fäden im Muster

Jolien faßte zögernd nach der Stelle, wo sich Dailins Wunde befunden hatte. Als sie nur glatte Haut berührte, schnappte sie nach Luft. Sie hatte wohl ihren eigenen Augen nicht trauen wollen.

Nynaeve richtete sich auf und trocknete sich die Hände an ihrem Umhang ab. Egwene mußte zugeben, daß gute Wolle besser als Handtuch dienen konnte als Seide oder Samt. »Ich sagte: Wascht sie und zieht ihr etwas an!« fauchte Nynaeve.

»Ja, Weise Frau«, sagte Jolien schnell, und sie, Chiad und Bain folgten eilends dem Befehl.

Aviendha lachte kurz auf. Es klang ein wenig hysterisch – am Rande des Weinens. »Ich habe gehört, daß man einer Weisen Frau aus der Gezackter-Gipfel-Sept nachsagt, sie bringe so etwas fertig, und auch einer von der Vier-Löcher-Sept, aber ich glaubte immer, das sei nur Angeberei.« Sie atmete tief durch und fand ihre Beherrschung wieder. »Aes Sedai, ich stehe tief in Eurer Schuld. Mein Wasser gehört Euch, und der Schatten meiner Septenfestung wird Euch willkommen heißen. Dailin ist meine Zweitschwester.« Sie bemerkte Nynaeves befremdeten Blick und fügte hinzu: »Sie ist die Tochter der Schwester meiner Mutter. Nahe Blutsverwandtschaft, Aes Sedai. Ich stehe in Eurer Blutschuld.«

»Wenn ich Blut übrig habe, um es zu vergießen«, sagte Nynaeve trocken, »dann werde ich selbst dafür sorgen. Wenn Ihr etwas für mich tun wollt, dann sagt mir, ob ich in Jurene ein Schiff finde. Im nächsten Dorf südlich von hier.«

»Das Dorf, in dem die Soldaten die Flagge mit dem Weißen Löwen gehißt haben?« fragte Aviendha. »Ein Schiff war da, als ich gestern die Gegend erkundete. In den alten Geschichten wird von Schiffen erzählt, doch es war ein eigenartiges Gefühl, eines leibhaftig zu sehen.«

»Das Licht gebe, daß es noch da ist.« Nynaeve begann ihre Tüten mit zerstoßenen Kräutern wegzupacken. »Ich habe für das Mädchen getan, was ich konnte, Aviendha, und nun müssen wir weiter. Was sie jetzt braucht, ist Essen und Schlaf. Und bemüht Euch, daß sie niemand mehr mit einem Schwert verletzt.«

»Was geschehen soll, geschieht, Aes Sedai«, antwortete die Aielfrau.

»Aviendha«, fragte Egwene, »bei den Gefühlen, die Ihr dem Fluß gegenüber empfindet, wie überquert Ihr ihn da? Ich bin sicher, daß es zwischen diesem Ort hier und der Wüste mindestens einen Fluß gibt, der beinahe so groß ist wie der Erinin.«

»Der Alguenya«, sagte Elayne. »Oder habt Ihr ihn umgangen?«

»Ihr habt viele Flüsse, aber an manchen gibt es, was Ihr Brücke nennt, und die überquerten wir bei Bedarf. Andere konnten wir durchwaten. Und wo nichts anderes möglich war, nun, Jolien hat sich daran erinnert, daß Holz schwimmt.« Sie klatschte mit der Hand auf den Stamm einer hohen Birke. »Die sind groß, aber sie schwimmen genauso wie ein einzelner Ast. Wir fanden tote Baumstämme und machten damit ein … Schiff … ein kleines Schiff, indem wir zwei oder drei davon zusammenbanden, um den großen Fluß zu überqueren.« Das sagte sie, als sei es ganz selbstverständlich.

Egwene sah sie erstaunt an. Wenn sie vor etwas solche Angst hätte wie die Aiel vor dem Fluß, ob sie dann den gleichen Mut aufgebracht hätte? Sie glaubte nicht. *Wie steht es mit den Schwarzen Ajah,* fragte eine kleine Stimme in ihr. *Hast du nun keine Angst mehr vor ihnen? Das ist etwas anderes,* antwortete sie. *Dazu gehört kein Mut. Entweder jage ich sie, oder ich sitze da wie ein Kaninchen, das auf den Habicht wartet.* Sie wiederholte in ihrem Innern das alte Sprichwort: *›Es ist besser, der Hammer zu sein als der Nagel.‹*

»Wir sollten uns auf den Weg machen«, sagte Nynaeve.

»Einen Moment noch«, warf Elayne ein. »Aviendha, warum seid Ihr von so weit hergekommen und habt solche Strapazen auf Euch genommen?«

Aviendha schüttelte verächtlich den Kopf. »Wir sind gar nicht weit gekommen. Wir waren unter den letzten, die sich aufmachten. Die Weisen Frauen haben mich in die Enge getrieben wie die Wildhunde ein verirrtes Kalb. Sie sagten, ich hätte andere Pflichten zu erfüllen.« Plötzlich grinste sie und deutete auf die anderen Aiel. »Die hier blieben zurück, um mich in meiner Seelennot zu trösten, sagten sie, aber ich glaube nicht, daß mich die Weisen Frauen hätten gehen lassen, wenn sie nicht dagewesen wären, um mich zu begleiten.«

»Wir suchen den, von dem die Prophezeiungen sprachen«, erklärte Bain. Sie hielt den Oberkörper der schlafenden Dailin aufrecht, damit ihr Chiad ein braunes Leinenhemd überziehen konnte. »›Der mit der Morgendämmerung kommt.‹«

»Er wird uns aus dem Dreifachen Land führen«, fügte Chiad hinzu. »Die Prophezeiung besagt, daß er von einer *Far Dareis Mai* geboren wurde.«

Elayne blickte überrascht drein. »Ich dachte, Ihr hättet gesagt, die Töchter des Speers dürften keine Kinder haben. Jedenfalls hat man mir das so beigebracht.« Bain und Chiad tauschten wieder so einen Blick, als sei Elayne der Wahrheit nahe gekommen und habe sie dennoch knapp verfehlt.

»Wenn eine Tochter ein Kind bekommt«, erklärte Aviendha geduldig, »gibt sie das Kind den Weisen Frauen ihrer Sept, und die geben das Kind insgeheim einer anderen Frau, so daß niemand weiß, wessen Kind es ist.« Auch bei ihr klang es, als erkläre sie jemandem, daß ein Stein hart sei. »Jede Frau möchte ein solches Kind aufziehen, in der Hoffnung, daß ›Er es ist, der mit der Morgendämmerung kommt‹.«

»Oder vielleicht gibt sie den Speer auf und heiratet den Mann«, sagte Chiad, worauf Bain hinzufügte: »Es gibt manchmal Gründe, warum man den Speer aufgeben muß.« Aviendha blickte sie kurz und ausdruckslos an und fuhr fort, als hätten sie nichts gesagt: »Aber die Weisen Frauen behaupten jetzt, er könne hier, jenseits der Drachenmauer gefunden werden. ›Blut von unserem Blut, gemischt mit dem Alten Blut, und aufgezogen von einem uralten Blut, das nicht unser ist.‹ Ich verstehe das nicht, doch die Weisen Frauen haben keinen Zweifel an ihrer Behauptung zugelassen.« Sie legte eine Pause ein und suchte offensichtlich nach den richtigen Worten. »Ihr habt viele Fragen gestellt, Aes Sedai. Ich möchte Euch auch eine stellen. Ihr müßt verstehen, daß wir nach Anzeichen für sein Kommen Ausschau halten. Warum befinden sich drei Aes Sedai in einem Land, in dem die einzige Hand, die keinen Dolch hält, einfach zu schwach ist, um den Griff zu packen; in dem die Menschen verhungern. Wohin wollt Ihr?«

»Tear«, sagte Nynaeve ungeduldig, »es sei denn, wir stehen hier herum, bis das Herz des Steins zu Staub vermodert.« Elayne machte sich daran, die Riemen ihres Bündels und ihrer Umhängetasche nachzuziehen, und einen Augenblick später schloß sich Egwene an.

Die Aielfrauen blickten sich an. Jolien erstarrte in ihrem Versuch, Dailins graubraunen Mantel zuzuknöpfen. »Tear?« fragte Aviendha mit beherrschter, aber doch leicht zitternder Stimme. »Drei Aes Sedai durchwandern ein vom Bürgerkrieg zerrissenes Land auf dem Weg nach Tear. Das ist eigenartig. Warum geht Ihr nach Tear, Aes Sedai?«

Egwene sah Nynaeve an. *Licht, vor einem Augenblick noch haben sie gelacht, und jetzt sind sie so nervös wie zuvor.*

»Wir jagen einige böse Frauen«, sagte Nynaeve vorsichtig. »Schattenfreunde.«

»Schattenläufer.« Jolien verzog den Mund, als habe sie in einen verfaulten Apfel gebissen.

»Schattenläufer in Tear«, sagte Bain, und wie um ihren Satz zu beenden, fügte Chiad hinzu: »Und drei Aes Sedai wollen ins Herz des Steins.«

»Ich habe nicht gesagt, daß wir zum Herzen des Steins wollten«, sagte Nynaeve in scharfem Ton. »Ich habe lediglich gesagt, ich will nicht hier herumstehen, bis es zu Staub zerfällt. Egwene, Elayne, seid ihr fertig?« Sie wartete nicht auf eine Antwort, sondern stolzierte aus dem Dickicht hinaus. Sie stieß ihren Wanderstock kräftig auf den Boden und ging mit langen Schritten nach Süden.

Egwene und Elayne verabschiedeten sich schnell und folgten ihr dann. Die vier Aielfrauen standen da und beobachteten sie.

Als sie und Elayne sich ein Stück von den Bäumen entfernt hatten, sagte Egwene: »Mir ist fast das Herz stehengeblieben, als du deinen richtigen Namen genannt hast. Hattest du keine Angst, daß sie versuchen, dich zu töten oder gefangenzunehmen? Der Aiel-Krieg ist noch nicht *so* lange her, und wenn sie auch behauptet haben, keiner Frau etwas zuleide zu tun, die den Speer nicht trägt, so wirkten sie doch auf mich, als wären sie nur zu schnell bereit, ihre Speere zu benutzen.«

Elayne schüttelte bedauernd den Kopf. »Ich habe gerade erfahren, wieviel ich über die Aiel nicht weiß, aber man hat mir gesagt, die Aiel hielten den Aiel-Krieg überhaupt nicht für einen solchen. Nach ihrem Verhalten mir gegenüber neige ich dazu, diese Meinung zu teilen. Was man mir beigebracht hat, war wohl nicht ganz falsch. Oder vielleicht haben sie mich so behandelt, weil sie glaubten, ich sei eine Aes Sedai.«

»Ich weiß ja, daß sie komisch sind, Elayne, aber *niemand* kann drei Jahre voller Schlachten etwas anderes nennen als eben einen Krieg! Es ist mir gleich, wie oft sie untereinander kämpfen, aber ein Krieg ist ein Krieg.«

»Nicht für sie. Tausende von Aiel überquerten das Rückgrat der Welt, aber sie betrachteten sich als Jäger eines Verbrechers oder als Henker, nachdem König Laman von Cairhien das Verbrechen begangen hatte, *Avendoraldera* zu fällen. Für die Aiel war es kein Krieg, sondern eine Hinrichtung.«

Avendoraldera war Verins Vorträgen nach ein Sproß des Lebensbaumes selbst gewesen, der vierhundert Jahre zuvor als völlig unerwartetes Friedensangebot der Aiel nach Cairhien gebracht worden war. Mit dem Baum hatten

die Bürger Cairhiens das Recht erhalten, die Wüste zu durchqueren. Das war bis dahin nur Händlern, Gauklern und den Tuatha'an erlaubt gewesen. Viel vom Reichtum Cairhiens beruhte seither auf dem Handel mit Elfenbein, Gewürzen und vor allem Seide aus den Ländern jenseits der Wüste. Nicht einmal Verin hatte eine Ahnung, woher die Aiel einen Sproß von *Avendesora* hatten. Zum einen stand in den alten Büchern ganz eindeutig, daß der Baum des Lebens keine Samen abwarf, und zum anderen wußte niemand, wo er sich überhaupt befand. Lediglich ein paar Legenden, die aber offensichtlich falsch waren, brachten ihn mit den Aiel in Zusammenhang. Was sollte die Tatsache damit zu tun haben, daß die Aiel die Menschen von Cairhien als Wasserbrüder bezeichneten und darauf bestanden, daß die Wagenzüge der Kaufleute aus Cairhien die Flagge mit dem dreifingrigen Blatt von *Avendesora* mit sich führen mußten?

Egwene mußte zerknirscht zugeben, daß sie sich nun vorstellen könne, warum die Aiel einen Krieg angefangen hatten, auch wenn sie ihn nicht für einen solchen hielten, wenn König Laman ihr Geschenk hatte fällen lassen, um sich daraus einen Thron anfertigen zu lassen, der auf der ganzen Welt einmalig war. ›Lamans Sünde‹ hatte man das später genannt. Verin zufolge hatte das nicht nur Cairhiens Handel durch die Wüste abrupt beendet, nein, alle Cairhiener, die sich seither in die Wüste gewagt hatten, waren spurlos verschwunden. Verin behauptete, man sage, sie würden in den Ländern jenseits der Wüste als ›Tiere‹ verkauft, aber nicht einmal ihr war klar, wie ein Mann oder eine Frau überhaupt verkauft werden konnten.

»Egwene«, sagte Elayne, »du weißt doch, wer ›Der mit der Morgendämmerung kommt‹ sein muß, oder?«

Sie blickte Nynaeves Rücken an, der sich immer noch ein gutes Stück vor ihnen befand, und schüttelte den Kopf. *Will sie ein Wettrennen nach Jurene veranstalten?* Dann wäre sie fast stehengeblieben. »Du meinst doch nicht etwa …?«

Elayne nickte. »Ich glaube schon. Ich weiß nicht viel von den Prophezeiungen des Drachen, aber ein paar Sachen habe ich darüber gehört. Eines, woran ich mich gut erinnere, lautet: ›Am Hang des Drachenberges wird er geboren aus einer Frau, die mit keinem Manne vermählt ist.‹ Egwene, Rand sieht wie ein Aiel aus. Na ja, er sieht auch den Bildern von Tigraine ähnlich, die ich gesehen habe, aber sie verschwand, bevor er geboren wurde. Ich glaube auch kaum, daß sie seine Mutter gewesen sein kann. Ich denke, Rands Mutter war eine Tochter des Speers.«

Egwene grübelte angestrengt, während sie neben Elayne herlief. Alles, was sie über Rands Geburt wußte, ging ihr durch den Kopf. Er war von Tam al'Thor allein aufgezogen worden, nachdem Kari al'Thor gestorben war. Wenn das stimmte, was Moiraine behauptete, konnten sie nicht seine leiblichen Eltern gewesen sein. Nynaeve hatte ein paarmal den Eindruck erweckt, sie kenne irgendein Geheimnis um Rands Geburt. *Aber ich wette, ich könnte das nicht mal mit einer Gabel aus ihr herausstochern.*

Sie holten Nynaeve ein. Egwene starrte düster vor sich hin, Nynaeve hatte den Blick starr geradeaus gerichtet, wohl auf Jurene und dieses Schiff hin, und Elayne betrachtete die beiden anderen wie schmollende Kinder, die sich um das größte Stück Kuchen gebalgt hatten.

Nach einer Weile nervösen Schweigens sagte Elayne schließlich: »Das hast du aber gut im Griff gehabt, Nynaeve. Die Heilung und auch alles andere. Ich glaube nicht, daß sie irgendeinen Zweifel daran hegten, daß du wirklich eine Aes Sedai bist. Oder in bezug auf uns alle. Du hast die richtige Haltung gezeigt.«

»Ja, das hast du gut gemacht«, bestätigte auch Egwene nach einer Weile des Überlegens. »Das war das erste Mal, daß ich wirklich genau bei einer Heilung mit Hilfe der Macht zugesehen habe. Dagegen ist Blitzeschleudern so leicht wie Kuchenbacken.«

Ein überraschtes Lächeln erschien auf Nynaeves Gesicht. »Danke schön«, murmelte sie. Dann langte sie herüber und zupfte ein wenig an Egwenes Haar, wie sie es oft getan hatte, als Egwene noch ein kleines Mädchen gewesen war.

Ich bin leider kein kleines Mädchen mehr. Der Augenblick ging vorüber, so schnell er gekommen war, und sie gingen schweigend weiter. Elayne seufzte laut.

Sie legten eine weitere Meile zurück oder etwas mehr, obwohl sie vom Ufer abbiegen mußten, um eine Reihe von Baumgruppen mit dichtem Unterholz zu umgehen. Nynaeve bestand darauf, sich von den Bäumen fernzuhalten. Egwene dachte, es sei närrisch zu glauben, daß sich noch mehr Aiel darin verbargen, aber sie machten trotzdem keinen großen Umweg, denn diese Dickichte waren alle recht klein.

Elayne beobachtete diese Baumgruppen als einzige von ihnen genau, und sie war auch diejenige, die plötzlich schrie: »Paßt auf!«

Egwene riß den Kopf herum. Männer traten zwischen den Bäumen heraus. Um ihre Köpfe herum wirbelten Steinschleudern. Sie griff nach *Saidar,* doch etwas traf ihren Kopf, und die Dunkelheit verschlang alles.

Egwene spürte, wie sie schwankte und sich unter ihr etwas bewegte. In ihrem Kopf war allerdings nur Raum für

Schmerzen. Sie versuchte, eine Hand an ihre Schläfe zu heben, doch etwas schnitt ihr in die Handgelenke, und sie konnte sich nicht rühren. »… besser als den ganzen Tag hier herumliegen und auf die Dunkelheit warten«, sagte die grobe Stimme eines Mannes. »Wer weiß, ob nicht ein anderes Schiff nahe am Ufer vorbeikommt? Und ich traue diesem Schiff dort auch nicht. Es hat ein Leck.«

»Du solltest besser darauf hoffen, daß Adden dir glaubt, du hättest die Ringe bemerkt, bevor du dich zum Angriff entschlossen hast«, sagte ein anderer Mann. »Er will fette Beute haben und keine Frauen, schätze ich.« Der erste Mann knurrte etwas Unanständiges, was Adden mit seinem alten Kahn tun könne und genauso mit seiner Fracht.

Sie öffnete die Augen. Silber gesprenkelte Flecken tanzten vor ihnen. Sie glaubte, sich übergeben zu müssen. Der Boden schwankte ein Stück unter ihrem Kopf. Sie war quer über den Rücken eines Pferdes gebunden. Ihre Hand- und Fußgelenke waren mit Seilen gefesselt, die unter dem Bauch des Pferdes durchliefen. Ihr Haar hing hinunter.

Noch herrschte Tageslicht. Sie verdrehte den Hals, um sich umzusehen. So viele berittene Männer in grober Kleidung umgaben sie, daß sie nicht sehen konnte, ob Nynaeve und Elayne ebenfalls gefangen waren. Ein paar der Männer trugen Teile von Rüstungen – ein zerbeulter Helm hier, ein eingedellter Brustpanzer oder ein mit Metallscheiben benähtes Lederwams da –, aber die meisten trugen lediglich Mäntel, die wohl einen Monat oder mehr nicht gewaschen worden waren. Vielleicht auch noch nie. Dem Geruch nach zu schließen, hatten sich die Männer gleichfalls seit Monaten nicht mehr gewaschen. Sie trugen sämtlich Schwerter auf dem Rücken oder am Gürtel.

Zorn und Furcht überfielen sie, vor allem aber heiße Wut. *Ich will keine Gefangene mehr sein! Ich lasse mich nicht fesseln! Niemals!* Sie griff nach *Saidar,* und vor Schmerz wäre ihr fast der Kopf zersprungen. Sie konnte gerade noch ein Stöhnen unterdrücken.

Das Pferd blieb einen Moment stehen. Rufe und das Quietschen rostiger Scharniere ertönten. Dann schritt es ein Stück weiter, und die Männer stiegen von ihren Pferden. Als sie weggingen, konnte sie endlich ein wenig von ihrer Umgebung erkennen. Eine aus Baumstämmen gefertigte Palisade umgab sie, die offensichtlich auf einer großen, runden, aus Erde aufgeschütteten Anhöhe stand. Ein hölzerner Wehrgang zog sich innen herum, gerade hoch genug angebracht, daß die mit Bögen ausgerüsteten Wachen über die roh behauenen Stämme hinwegspähen konnten. Eine niedrige, fensterlose Blockhütte schien man direkt in den Erdboden unter der Palisade hineingebaut zu haben. Außer ein paar primitiven Schuppen war kein weiteres Gebäude zu sehen. Von den Männern und Pferden abgesehen, die gerade hereingekommen waren, war der Rest der offenen Fläche übersät mit Feuerstellen, angeleinten Pferden und weiteren ungewaschenen Männern. Es mußten mindestens hundert sein. Ziegen und Schweine und Hühner in Käfigen meckerten, grunzten und gackerten. Dazu kamen das Gelächter und die Rufe der Männer. Alles zusammen ergab einen ohrenbetäubenden Lärm, der ihr noch mehr Kopfschmerzen bereitete.

Ihr Blick fand Nynaeve und Elayne, die genau wie sie mit dem Kopf nach unten auf ungesattelte Pferde gebunden waren. Keine schien sich zu rühren. Das Ende von Nynaeves Zopf schleifte im Schmutz, als sich ihr Pferd bewegte. Die vage Hoffnung verflog, daß eine von ihnen sich in Freiheit befinden und den anderen zur Flucht verhelfen könnte. *Licht, ich ertrage es nicht, wieder eine Gefangene zu sein. Nicht schon wieder.* Vorsichtig versuchte sie, erneut nach *Saidar* zu greifen. Diesmal war der Schmerz nicht ganz so schlimm – höchstens so, als habe jemand einen Stein auf ihren Kopf fallen lassen –, aber die Leere zersprang trotzdem, bevor sie auch nur an eine Rose denken konnte.

»Eine von ihnen ist wach!« schrie die verängstigte Stimme eines Mannes.

Egwene bemühte sich, schlaff dazuhängen und harmlos zu wirken. *Wie beim Licht kann ich bedrohlich wirken, wenn ich wie ein Sack Mehl zusammengeschnürt bin! Seng mich, ich muß Zeit gewinnen. Ich muß!* »Ich tue Euch nichts«, sagte sie zu dem Burschen, der mit verschwitztem Gesicht auf sie zurannte. Oder zumindest versuchte sie, ihm das mitzuteilen. Sie war sich nicht im klaren darüber, wieviel davon sie herausgebracht hatte, als schon wieder etwas auf ihren Kopf krachte. Ihr wurde schlecht, und eine Welle der Dunkelheit überrollte sie.

Beim nächsten Mal war das Erwachen leichter. Ihr Kopf schmerzte noch, aber nicht so stark wie zuvor. Nur ihre Gedanken wirbelten noch hilflos durcheinander. *Wenigstens ist mein Magen nicht … Licht, besser, ich denke nicht an so was!* Sie hatte den Geschmack sauren Weins und dazu etwas Bitteres im Mund. Dünne Streifen von Laternenschein fielen durch waagrechte Spalten in einer roh zusammengezimmerten Holzwand, aber sie lag drinnen auf dem Rücken in der Dunkelheit. Auf der nackten Erde, wie sie zu spüren glaubte. Die Tür schien auch nicht gerade gut eingepaßt, sah aber massiv aus.

Sie schob sich etwas hoch, so daß sie auf Händen und Knien ruhte, und dann war sie überrascht darüber, daß man sie überhaupt nicht gefesselt hatte. Die anderen Wände außer der aus ungeschältem Holz waren aus rohem Stein

gebaut. Das durch die Ritzen fallende Licht reichte aus, um Nynaeve und Elayne zu erkennen, die hilflos im Schmutz lagen. Auf dem Gesicht der Tochter-Erbin klebte Blut. Sie rührten sich nicht. Nur ihre Oberkörper hoben und senkten sich leicht beim Atmen. Egwene zögerte. Sollte sie die beiden sofort wecken oder lieber erst nachsehen, was sich auf der anderen Seite der Wand befand? *Nur ein kurzer Blick,* sagte sie sich. *Ich kann genausogut erst mal sehen, was uns da bewacht, bevor ich sie aufwecke.*

Sie redete sich ein, es sei nicht deswegen, weil sie fürchtete, gar nicht in der Lage zu sein, sie aufzuwecken. Als sie ein Auge an eine der Ritzen in der Nähe der Tür preßte, dachte sie an das Blut auf Elaynes Gesicht und bemühte sich, sich genau daran zu erinnern, was Nynaeve bei Dailin getan hatte.

Der angrenzende Raum war groß – er mußte die ganze übrige Fläche des Blockhauses einnehmen, das sie gesehen hatte – und fensterlos. Goldene und silberne Lampen hingen an Wandhaken und an den Balken der hohen Decke und erleuchteten den Raum strahlend hell. Es gab keinen Kamin. Auf dem blanken Erdboden standen Tische und Stühle aus Bauernhäusern zusammen mit vergoldeten und mit Elfenbein eingelegten Schatztruhen. Ein mit Pfauenmuster geschmückter Teppich lag neben einem riesigen Himmelbett, das reichlich mit schmutzigen Decken und Kissen gepolstert war. Die Bettpfosten waren mit feinen, vergoldeten Schnitzereien bedeckt.

Ein Dutzend Männer saß oder stand im Raum herum, doch aller Augen waren auf einen hochgewachsenen, blonden Mann gerichtet, der sicher mit gewaschenem Gesicht gut ausgesehen hätte. Er stand mit einer Hand am Griff seines Schwertes über einem Tisch mit geschwungenen Beinen und vergoldeten Runenintarsien. Ein Finger der anderen Hand schob etwas, das sie nicht sehen konnte, in kleinen Kreisbewegungen auf der Tischfläche umher.

Die Haustür ging auf. Die Nacht zeigte sich in der Öffnung, und dann trat ein schlaksiger Mann ein, dem das linke Ohr fehlte. »Er ist noch nicht gekommen«, sagte er grob. An seiner linken Hand fehlten auch zwei Finger. »Ich habe nicht gern mit denen zu tun.«

Der große Blonde achtete nicht auf ihn und schob immer noch irgend etwas auf dem Tisch hin und her. »Drei Aes Sedai«, murmelte er, und dann lachte er auf. »Es gibt einen guten Preis für Aes Sedai, falls Ihr den Mut habt, mit dem richtigen Käufer zu verhandeln. Man muß halt riskieren, daß einem der Bauch durch das Maul gezogen wird, falls man versucht, ihm die Katze im Sack zu verkaufen. Nicht so risikolos, wie den Besatzungsmitgliedern auf einem Handelsschiff die Kehlen durchzuschneiden, eh, Coke? Nicht ganz so einfach, oder was meinst du?«

Unruhe breitete sich unter den Männern aus, und der Angesprochene, ein stämmiger Bursche mit unstetem Blick, beugte sich ängstlich vor. »Sie sind doch wohl Aes Sedai, Adden?« Sie erkannte diese Stimme. Es war der Mann, der diese unfeinen Andeutungen gemacht hatte. »Sie müssen, Adden. Die Ringe beweisen es, sage ich dir!« Adden nahm etwas in die Hand, das auf dem Tisch gelegen hatte – einen kleinen Reif, der im Laternenschein golden glitzerte.

Egwene schnappte nach Luft und befühlte ihre Hand. *Sie haben meinen Ring weggenommen!*

»Es gefällt mir nicht«, sagte der schlaksige Mann, dem das Ohr fehlte. »Aes Sedai. Jede einzelne von ihnen könnte uns alle töten. Glück stich mich! Du bist wirklich ein Narr mit Pferdehirn, Coke, und ich sollte dir besser die Kehle durchschneiden. Was ist, wenn eine davon aufwacht, bevor er kommt?«

»Sie wachen noch stundenlang nicht auf.« Das war ein fetter Mann mit heiserer Stimme und einem schiefen Lachen, das seine Zahnlücken gut zur Geltung brachte. »Meine Großmutter hat mir das mit dem Zeug beigebracht, das wir ihnen eingeflößt haben. Sie schlafen bis Sonnenaufgang, und er wird lange vorher kommen.«

Egwene prüfte den Geschmack nach saurem Wein und das Bittere in ihrem Mund mit der Zunge. *Was es auch war, deine Großmutter hat dich angelogen. Sie hätte dich lieber in der Wiege erdrosseln sollen!* Bevor dieser ›er‹ kam, dieser Mann, der glaubte, Aes Sedai kaufen zu können – *wie ein verdammter Seanchaner!* –, würde sie Nynaeve und Elayne auf die Beine bringen. Sie kroch zu Nynaeve hinüber.

Soweit sie sagen konnte, schien Nynaeve tief zu schlafen. Also begann sie erst einmal damit, sie leicht zu schütteln. Zu ihrer Überraschung öffnete Nynaeve sofort die Augen.

»Wa …?«

Sie legte gerade noch rechtzeitig ihre Hand über Nynaeves Mund, um zu verhindern, daß sie laut sprach. »Wir sind Gefangene«, flüsterte sie ihr ins Ohr. »Auf der anderen Seite dieser Wand befindet sich ein Dutzend Männer, und weitere sind draußen. Sehr viele weitere. Sie haben uns etwas eingeflößt, damit wir schlafen, aber das war ziemlich erfolglos. Erinnerst du dich wieder?«

Nynaeve schob Egwenes Hand beiseite. »Alles klar.« Ihr Stimme klang leise und verbissen. Sie verzog das Gesicht und den Mund und lachte dann fast lautlos auf. »Schlafkraut. Diese Narren gaben uns Schlafkraut in Wein. So, wie es schmeckt, war der Wein schon beinahe Essig. Schnell, erinnerst du dich an das, was ich dir beigebracht habe? Was löst Schlafkraut aus?«

»Es vertreibt Kopfschmerz, damit man schlafen kann«, sagte Egwene genauso leise. Und beinahe genauso grimmig, bis ihr klar wurde, was sie ausgesprochen hatte. »Es macht einen ein wenig schläfrig, aber das ist auch alles.« Der fette Mann hatte bei seiner Großmutter nicht gut aufgepaßt. »Alles, was sie taten, war, uns dabei zu helfen, unsere Kopfschmerzen zu bekämpfen.«

»Genau«, bekräftigte Nynaeve. »Und sobald wir Elayne geweckt haben, werden wir uns so bei ihnen bedanken, daß sie es nicht mehr vergessen.« Sie stand auf und kauerte neben der goldhaarigen Frau nieder.

»Ich glaube, daß mehr als hundert Mann da draußen waren, als sie uns hereinbrachten«, flüsterte Egwene Nynaeves Rücken zu. »Ich bin sicher, du hast nichts dagegen, wenn ich diesmal die Macht wieder als Waffe verwende. Und irgend jemand will uns offensichtlich *kaufen.* Ich habe vor, diesem Burschen eine Lehre zu erteilen, die ihn dazu bringt, bis zum Ende seiner Tage im Licht zu wandeln!« Nynaeve beugte sich nach wie vor über Elayne, aber keine von beiden rührte sich. »Was ist los?«

»Sie ist schwer verletzt, Egwene. Ich glaube, sie hat einen Schädelbruch. Sie atmet kaum noch. Egwene, sie wird ebenso sicher sterben wie Dailin ohne meine Hilfe.«

»Kannst du nichts tun?« Egwene versuchte, sich an all die verschiedenen Machtströme zu erinnern, die Nynaeve verwoben hatte, um die Aielfrau zu retten, aber mehr als jeden dritten Fluß konnte sie sich nicht ins Gedächtnis zurückrufen. »Du mußt!«

»Sie haben mir meine Kräuter abgenommen«, jammerte Nynaeve mit zitternder Stimme. »Ich kann nicht! Nicht ohne die Kräuter!« Egwene stellte erschrocken fest, daß Nynaeve beinahe die Tränen kamen. »Seng sie alle, ich kann nicht ohne …!« Plötzlich packte sie Elayne bei den Schultern, als wolle sie die bewußtlose Frau anheben und schütteln. »Verflucht, Mädchen«, keuchte sie, »ich habe dich nicht so weit gebracht, um dich sterben zu sehen! Ich hätte dich in der Küche bei den Töpfen lassen sollen! Ich hätte dich in einen Sack stecken und Mat mitgeben sollen, damit er dich zu deiner Mutter schleppt! Ich lasse dich nicht einfach so sterben! Hörst du mich? Ich erlaube es nicht!« Mit einemmal umgab das Glühen *Saidars* Nynaeve, und Elayne riß gleichzeitig Augen und Mund auf.

Egwene legte Elayne blitzartig eine Hand über den Mund, um jeden Laut zu dämpfen. Als sie Elayne berührte, ergriff eine Seitenströmung des Machtflusses von Nynaeve auch sie wie einen Strohhalm am Rande eines Mahlstroms. Kälte drang in ihre Knochen und traf dort auf eine Hitzewelle, die sich nach außen hin ausbreitete, als wolle sie ihr Fleisch verkohlen. Die Welt verschwand im überwältigenden Gefühl des Dahingleitens, Fallens, Fliegens, Herumwirbelns.

Als es schließlich zu Ende war, atmete sie schwer und blickte auf Elayne hinunter, die sie über ihre auf deren Mund gepreßte Hand hinweg ansah. Egwenes Kopfschmerzen waren spurlos verschwunden. Selbst das Kielwasser des von Nynaeve ausgehenden Machtstromes hatte dazu ausgereicht. Das Stimmengemurmel von der anderen Seite der Wand her war nicht lauter als zuvor. Falls Elayne irgendein Geräusch gemacht hatte, dann hatten Adden und die anderen nichts davon gehört.

Nynaeve kniete mit gesenktem Kopf zitternd neben ihr. »Licht«, stöhnte sie. »Das so anzustellen … war, als ob ich … mir die eigene Haut abziehe. O Licht!« Sie sah Elayne an. »Wie geht es dir, Mädchen?« Egwene zog ihre Hand weg.

»Müde«, murmelte Elayne. »Und hungrig. Wo sind wir? Da waren Männer mit Schleudern …«

Schnell erzählte ihr Egwene, was geschehen war. Lange, bevor sie fertig war, verfinsterte sich Elaynes Miene.

»Und nun«, fügte Nynaeve mit Stahl in der Stimme hinzu, »werden wir diesen Halunken zeigen, was man sich einhandelt, wenn man sich in unser Leben einmischt.« Wieder glühte *Saidar* um sie herum.

Elayne stand unsicher auf, aber auch sie war von dem Glühen umgeben. Egwene griff beinahe jubelnd nach der Wahren Quelle.

Als sie wieder durch die Ritzen spähten, um erst mal genau zu beobachten, mit wem sie es zu tun hatten, standen drei Myrddraals im Raum.

Ihre stumpf-schwarze Kleidung hing unnatürlich bewegungslos an ihnen. So standen sie vor dem Tisch, und jedermann außer Adden hatte sich so weit wie möglich vor ihnen zurückgezogen. Sie standen mit dem Rücken gegen die Wand gedrückt und mit gesenktem Blick da. Auf der anderen Seite des Tisches stellte sich Adden diesem augenlosen Blick, aber der Schweiß zog Furchen durch den Schmutz auf seinem Gesicht.

Der eine Blasse hob einen Ring vom Tisch auf. Egwene sah nun, daß es ein viel schwererer Goldring war als die Schlangenringe. Mit gegen die Ritze in der Wand gepreßtem Gesicht schnappte Nynaeve nach Luft.

»Drei *Aes Sedai«,* zischte der Halbmensch, und seine Heiterkeit klang, als ob etwas Abgestorbenes zu Staub zerfiele, »und eine davon trug diesen.« Schwer schlug der Ring auf der Tischfläche auf, als der Myrddraal ihn zurückwarf.

»Das sind diejenigen, die wir suchen.« Die Stimme des anderen Blassen knarrte beinahe. »Ihr werdet reich belohnt werden, Mensch.«

»Wir müssen sie überrumpeln«, sagte Nynaeve leise. »Was für ein Schloß haben wir denn hier?«

Egwene konnte gerade noch das Schloß draußen an der Tür sehen. Es war aus Eisen und hing an einer Kette, die selbst einen Bullen zurückgehalten hätte. »Haltet euch bereit«, sagte sie.

Sie ließ einen haarfeinen Strang der Macht aus dem Element Erde entstehen, wobei sie hoffte, die Halbmenschen könnten eine so geringe Menge der Macht nicht fühlen, und verwob ihn in die Eisenkette – in jedes kleine Teilchen des kalten Metalls.

Einer der Myrddraals hob den Kopf. Ein anderer beugte sich über den Tisch auf Adden zu. »Es juckt mich, Mensch. Seid Ihr sicher, daß sie schlafen?« Adden schluckte schwer und nickte dann.

Der dritte Myrddraal wandte sich der Tür zu, hinter der Egwene und die anderen kauerten.

Die Kette fiel zu Boden, der Myrddraal, der die Tür angestarrt hatte, knurrte, und gleichzeitig öffnete sich die Tür zum Hof, und ein schwarz verschleierter Tod kam aus der Nacht über den Raum.

Schreie erklangen, als die Männer nach ihren Schwertern griffen, um sich gegen die zustechenden Aiel-Speere zu wehren. Die Myrddraals zogen Klingen, noch schwärzer als ihre Kleidung, und auch sie kämpften um ihr Leben. Egwene hatte einmal zugesehen, wie sechs Katzen kämpften, jede gegen alle anderen. Dies hier sah dem ähnlich, nur hundertmal schlimmer. Und doch herrschte nach nur wenigen Sekunden Schweigen. Oder beinahe jedenfalls.

Jeder Mensch, der keinen schwarzen Schleier trug, lag tot, von einem Speer durchbohrt, auf dem Boden. Adden war von einem Speer an die Wand genagelt worden. Auch zwei Aiel lagen regungslos da, mitten in dem Durcheinander von umgestürzten Möbelstücken und Leichen. Die drei Myrddraals standen Rücken an Rücken in der Mitte des Raums, die schwarzen Schwerter in Händen. Einer hielt sich die Seite, als sei er verwundet worden, aber ansonsten ließ er sich nichts anmerken. Ein anderer hatte eine lange Rißwunde im blassen Gesicht. Sie blutete nicht. Um sie herum kreisten die fünf noch am Leben befindlichen Aiel in geduckter Haltung. Von draußen erklangen Schreie und metallisches Klappern, das ihnen sagte, daß dort weitere Aiel in der Nacht kämpften. Doch der Raum war von einem viel leiseren Geräusch erfüllt.

Beim Umkreisen der Blassen trommelten die Aiel mit ihren Speeren gegen ihre kleinen Lederschilde. *Bom-bom-BOM-bom ... bom-bom-BOM-bom ... bom-bom-BOM-bom.* Die Myrddraals drehten sich mit ihnen, und in ihren augenlosen Gesichtern stand Unsicherheit, weil der Blick, der sonst alle Menschen vor Angst lähmte, die Aiel gar nicht zu berühren schien.

»Tanz mit mir, Schattenmann«, rief der eine Aiel plötzlich herausfordernd. Es klang nach einem jungen Mann.

»Tanz mit mir, Augenloser.« Das war eine Frau.

»Tanz mit mir.«

»Tanz mit mir.«

»Ich glaube«, sagte Nynaeve und richtete sich auf, »jetzt ist es Zeit für uns.« Sie stieß die Tür auf, und die drei in das Glühen *Saidars* gehüllten Frauen traten in den Raum.

Es schien, als hörten in diesem Augenblick die Aiel für die Myrddraals genauso zu existieren auf wie die Myrddraals für die Aiel. Die Aiel starrten Egwene und die anderen über ihre Schleier hinweg an, als trauten sie ihren Augen nicht. Sie hörte, wie eine der Frauen laut nach Luft schnappte. Der augenlose Blick der Myrddraal hatte sich geändert. Egwene konnte beinahe das Wissen um ihren bevorstehenden Tod im Blick der Halbmenschen fühlen. Die Halbmenschen wußten sofort, mit wem sie es zu tun hatten, wenn sie Frauen gegenüberstanden, welche die Macht lenkten. Sie war auch sicher, bei ihnen wahrzunehmen, daß sie ihren – Egwenes und der anderen – Tod herbeisehnten, falls sie das mit ihrem Opfer erreichen könnten. Noch stärker schien allerdings der Wunsch, ihr die Seele aus dem Leib zu reißen und zu einem Spielzeug des Schattens zu machen, ein Wunsch …

Sie war gerade erst in den Raum getreten, und doch schien es, als hätte sie diesem Blick stundenlang gegenübergestanden. »Ich habe genug davon«, grollte sie und ließ einen Feuerstrom los.

Flammen schlugen aus allen drei Myrddraals, züngelten in alle Richtungen, und sie schrien wie zersplitterte Knochen in einer Knochenmühle. Doch sie hatte vergessen, daß sie nicht allein war, daß Elayne und Nynaeve bei ihr waren. In dem Moment, als die Flammen die Halbmenschen verschlangen, schien die Luft sich um sie herum zu verdichten und preßte sie zu einem Feuerball zusammen. Feuer und Schwärze wurden immer dichter und schrumpften. Ihre Schreie ließen Egwene bis ins Mark erzittern. Dann schoß etwas aus Nynaeves Händen – ein dünner, weißer Lichtstrahl, gegen den die Mittagssonne blaß erschien, und verband ihre Hände mit den Myrddraals. Und sie hörten auf zu existieren, als habe es sie nie gegeben. Nynaeve fuhr überrascht zusammen, und das Glühen um sie verflog.

»Was … was war das?« fragte Elayne.

Nynaeve schüttelte den Kopf. Sie wirkte genauso erschlagen wie Elayne. »Ich weiß nicht. Ich … ich war so zornig und hatte gleichzeitig solche Angst, was sie tun wollten … Ich weiß nicht, was es war.«

Baalsfeuer, dachte Egwene. Sie wußte nicht, woher dieses Wissen kam, aber sie war ganz sicher. Zögernd brachte sie sich dazu, *Saidar* fahrenzulassen, damit es sie losließ. Sie wußte nicht, welches von beiden schwieriger war. *Und ich habe nichts von dem gesehen, was sie da eigentlich tat!*

Die Aiel lösten nun ihre Schleier. Ein wenig überhastet, hatte Egwene das Gefühl, als wollten sie ihr und den beiden anderen beweisen, daß sie nicht mehr weiterkämpfen würden. Drei der Aiel waren männlich, einer davon ein älterer Mann mit mehr als nur ein wenig Grau in den dunkelroten Haaren. Sie waren groß, diese Aielmänner, und ob jung oder alt, hatten sie dieses gelassene Selbstvertrauen im Blick und bewegten sich mit einer gefährlichen Gewandtheit, die Egwene an die Behüter erinnerte. Der Tod ritt auf ihren Schultern, und sie wußten, daß er da war, und sie fürchteten sich nicht. Eine der Frauen war Aviendha. Die Schreie von draußen ebbten langsam ab.

Nynaeve ging auf die gefallenen Aiel zu.

»Es ist nicht nötig, Aes Sedai«, sagte der ältere Mann. »Der Stahl der Schattenmänner hat sie getroffen.«

Trotzdem beugte sich Nynaeve über sie und zog ihre Schleier weg, um ihre Augenlider zu öffnen und an ihrem Hals nach einem Pulsschlag zu fühlen. Als sie sich von der zweiten aufrichtete, war ihr Gesicht leichenblaß. Es war Dailin. »Verflucht! Verflucht!« Es war nicht klar, ob sie damit Dailin meinte oder den Mann mit dem grauen Haar oder Aviendha oder alle Aiel. »Ich habe sie nicht Geheilt, um sie so daliegen zu sehen!«

»Der Tod kommt zu uns allen«, begann Aviendha, aber als sich Nynaeve wütend ihr zuwandte, verstummte sie. Die Aiel tauschten untereinander unsichere Blicke, als könnte Nynaeve mit ihnen möglicherweise dasselbe tun wie mit den Myrddraals. Da lag keine Angst in ihren Blicken, nur das Wissen um diese Möglichkeit.

»Der Stahl der Schattenmänner tötet immer«, sagte Aviendha. »Er verwundet nicht nur.« Der ältere Mann sah sie mit gelinder Überraschung im Blick an. Egwene wurde klar, daß für diesen Mann, genau wie bei Lan, ein Beben der Augenlider das gleiche bedeutete wie offenes Staunen bei einem anderen. Aviendha sagte: »Sie wissen so wenig über einige Dinge, Rhuarc.«

»Es tut mir leid«, sagte Elayne mit klarer Stimme, »daß wir Euren … Tanz unterbrochen haben. Vielleicht hätten wir nicht eingreifen sollen.«

Egwene sah sie verblüfft an, und dann wurde ihr bewußt, was sie damit erreichen wollte. *Sie sollen sich ein wenig entspannen und Nynaeve Gelegenheit zum Abkühlen geben.* »Ihr hattet die Lage ganz gut im Griff«, sagte sie. »Vielleicht haben wir Euch beleidigt, weil wir unsere Nasen in Eure Angelegenheiten steckten?«

Der ergraute Mann – Rhuarc – lachte leise mit tiefer Stimme. »Aes Sedai, ich für meinen Teil bin froh darüber, was … nun, was es auch gewesen sein mag, das Ihr tatet.« Einen Augenblick lang schlich sich Unsicherheit in seinen Blick, doch dann war seine gute Laune wieder da. Sein Lächeln war angenehm. Er hatte ein starkes, kantiges Gesicht und sah recht gut aus, wenn auch ein wenig alt. »Wir hätten sie töten können, aber drei Schattenmänner … Sie hätten bestimmt noch zwei oder drei von uns erwischt, vielleicht auch uns alle, und ich weiß nicht, ob wir alle drei auch wirklich hätten besiegen können. Für die Jungen ist der Tod ein Feind, an dem sie ihre Kräfte messen wollen. Für uns, die wir schon ein wenig älter sind, ist er ein alter Freund, eine vertraute Geliebte, aber wir sind nicht darauf erpicht, sie so schnell wiederzusehen.«

Nynaeve schien sich zu entspannen, als er redete, als sauge die Tatsache, einen Aiel kennenzulernen, der sich nicht nach dem Tod zu sehnen schien, ihr die Anspannung aus den Knochen. »Ich sollte Euch danken«, sagte sie, »und das tue ich auch hiermit. Ich gebe aber zu, daß ich überrascht war, Euch zu sehen. Aviendha, habt Ihr erwartet, uns hier anzutreffen? Wieso?«

»Ich bin Euch gefolgt.« Die Aielfrau sagte das ohne Schamgefühl. »Um zu sehen, was Ihr unternehmen würdet. Ich sah, wie die Männer Euch gefangennahmen, aber ich war zu weit entfernt, um einzugreifen. Ich war sicher, daß Ihr mich bemerkt, wenn ich Euch zu nahe komme, und deshalb blieb ich gut hundert Schritt zurück. Als ich dann sah, daß Ihr hilflos wart, war es schon zu spät, um allein einzugreifen.«

»Ich bin sicher, Ihr habt Euer Möglichstes getan«, sagte Egwene mit schwacher Stimme. *Sie befand sich nur hundert Schritt hinter uns? Licht, und die Räuber haben sie nicht entdeckt.*

Aviendha nahm ihre Worte als Aufforderung, mehr zu erzählen. »Ich wußte, wo sich Coram aufhalten mußte, und er wiederum kannte den Aufenthaltsort von Dhael und Luaine, und sie wieder …« Sie schwieg und blickte den älteren Mann stirnrunzelnd an. »Ich habe allerdings nicht erwartet, einen Clanhäuptling unter den Ankömmlingen vorzufinden, und schon gar nicht meinen eigenen. Wer führt die Taardad Aiel, Rhuarc, wenn Ihr hier seid?«

Rhuarc zuckte die Achseln, als sei das nicht so wichtig. »Die Häuptlinge der einzelnen Septen werden sich

abwechseln und sich darüber beraten, ob sie wirklich nach Rhuidean gehen wollen, wenn ich sterbe. Ich wäre nicht gekommen, aber Amys, Bair, Melaine und Seana haben mir aufgelauert wie die Wildkatzen einem Ziegenbock. Ihre Träume hatten ihnen gesagt, daß ich gehen müsse. Sie wollten von mir wissen, ob ich wirklich als fetter, alter Mann im Bett sterben wolle.«

Aviendha lachte, als käme ihr das wie ein guter Witz vor. »Ich habe gehört, daß sich ein Mann, der zwischen seiner Frau und einer Weisen Frau im Kreuzfeuer steht, lieber ein Dutzend alter Feinde herbeisehnt, gegen die er kämpfen kann. Ein Mann zwischen seiner Ehefrau und drei Weisen Frauen auf einmal, und dann ist die Ehefrau ja selbst eine Weise, na, der wird vermutlich lieber sogar noch gegen den Sichtblender selbst kämpfen wollen.«

»Der Gedanke ist mir auch gekommen.« Er betrachtete mit gerunzelter Stirn etwas auf dem Fußboden: drei Ringe mit der Großen Schlange, wie Egwene sah, und dazu einen viel schwereren Goldring, der für den Finger eines Mannes geschaffen war. »Ich denke immer noch daran. Alles muß sich ändern, aber wenn ich mich dem entziehen könnte, was sich da ändert, wäre mir auch wohler. Drei Aes Sedai, die nach Tear ziehen.« Die anderen Aiel sahen sich verstohlen an, als wollten sie nicht, daß Egwene und ihre Begleiterinnen den Blick bemerkten.

»Ihr habt von Träumen gesprochen«, sagte Egwene. »Wissen Eure Weisen Frauen, was ihre Träume zu bedeuten haben?«

»Einige schon. Wenn Ihr mehr darüber wissen wollt, müßt Ihr mit ihnen sprechen. Vielleicht werden sie es einer Aes Sedai sagen. Männern verraten sie nichts, außer, was wir den Träumen nach zu tun hätten.« Mit einemmal hörte er sich müde an. »Und gewöhnlich hätten wir genau das am liebsten vermieden.«

Er bückte sich und hob den Männerring auf. Darauf flog ein Kranich über einer Lanze und eine Krone. Egwene erkannte den Ring jetzt. Sie hatte ihn oft zuvor an einem Lederband an Nynaeves Hals hängen sehen. Nynaeve trat auf die anderen Ringe, um ihn dem Mann aus der Hand zu reißen. Ihr Gesicht war rot angelaufen in einem Gemisch von Ärger und zu vielen weiteren Gefühlen, die Egwene nicht ermessen konnte. Rhuarc machte keine Anstalten, ihn zurückzunehmen, sondern sprach im gleichen müden Tonfall weiter:

»Und eine davon trägt einen Ring, von dem ich schon als Junge gehört habe. Den Ring der Könige von Malkier. In der Zeit meines Vaters ritten sie mit den Shienarern gegen die Aiel in den Kampf. Sie waren gute Speertänzer. Aber Malkier fiel der Fäule zum Opfer. Man sagt, daß nur das Kind überlebte, das einst König werden sollte, und daß er den Tod umwirbt, der sein Land in Besitz nahm, so wie andere Männer eine schöne Frau umwerben. Wahrlich, das ist eine seltsame Sache, Aes Sedai. Von all den eigenartigen Dingen, die ich zu sehen erwartete, als Melaine mich aus der eigenen Festung über die Drachenmauer hetzte, war noch keines so eigenartig wie dieses. Ich hatte niemals erwartet, auf einen solchen Weg gehen zu müssen wie den, den Ihr mir gewiesen habt.«

»Ich weise Euch keinen Weg«, sagte Nynaeve in schneidendem Tonfall. »Ich will lediglich meine Reise fortsetzen. Diese Männer hatten Pferde. Wir nehmen uns drei davon und brechen wieder auf.«

»In der Nacht, Aes Sedai?« fragte Rhuarc. »Ist Eure Reise so dringlich, daß Ihr es riskiert, nachts durch dieses gefährliche Gebiet zu ziehen?«

Nynaeve kämpfte sichtlich mit sich und sagte dann: »Nein.« Mit fester Stimme fügte sie hinzu: »Aber wir werden bei Sonnenaufgang losreiten.«

Die Aiel trugen die Toten aus der Palisadenumzäunung hinaus, aber weder Egwene noch ihre Gefährtinnen wollten das schmutzige Bett benützen, in dem Adden geschlafen hatte. Sie holten sich ihre Ringe zurück und schliefen in ihre Umhänge und einige Decken der Aiel gehüllt unter freiem Himmel.

Als sich der Himmel im Osten rosa verfärbte, bereiteten die Aiel ein Frühstück aus zähem Trockenfleisch – Egwene zögerte, bis ihr Aviendha erklärte, daß es Ziegenfleisch sei –, Fladenbrot, beinahe genauso schwer zu kauen wie das sehnige Fleisch, und einer Art von blau geädertem Quark, der so hart war, daß Elayne grimmig kommentierte, die Aiel übten wahrscheinlich das Essen, indem sie Steine kauten. Und doch aß die Tochter-Erbin soviel wie Egwene und Nynaeve zusammen. Die Aiel ließen die Pferde laufen, nachdem sie die drei besten für Egwene und die anderen ausgewählt hatten. Aviendha erklärte ihnen, daß sie nur ritten, wenn es unbedingt notwendig sei, und es klang, als liefe sie sich lieber die Füße wund, als auf ein Pferd zu klettern. Es waren alles kräftige Pferde, beinahe so groß wie Schlachtrösser, mit stolz geschwungenem Hals und wilden Augen: ein schwarzer Hengst für Nynaeve, eine braune Stute für Elayne und eine graue für Egwene.

Sie beschloß, ihre Stute »Nebel« zu nennen, in der Hoffnung, ein weich klingender Name würde ihr Temperament besänftigen, und tatsächlich schritt Nebel leichtfüßig nach Süden zu, als die Sonne ihren roten Rand über den Horizont schob.

Die Aiel begleiteten sie zu Fuß, alle, die den Kampf überlebt hatten. Drei weitere waren gestorben, neben den beiden, die von den Myrddraals getötet worden waren. Sie waren jetzt zusammen neunzehn. Sie liefen leichtfüßig

neben den Pferden her. Zuerst wollte Egwene Nebel verhalten, damit sie besser mithalten könnten, aber die Aiel fanden das äußerst belustigend.

»Ich mache ein Wettrennen mit Euch über zehn Meilen«, sagte Aviendha, »und wir werden ja sehen, wer gewinnt, Euer Pferd oder ich.«

»Ich fordere Euch über zwanzig Meilen heraus!« rief Rhuarc lachend.

Egwene zweifelte an ihrer Ernsthaftigkeit, und als sie und die anderen ihre Pferde schneller dahintraben ließen, hatten die Aiel keinerlei Probleme mitzuhalten.

Als die strohgedeckten Dächer von Jurene in Sicht kamen, sagte Rhuarc: »Lebt wohl, Aes Sedai. Möget Ihr immer Wasser und Schatten finden. Vielleicht treffen wir uns wieder, bevor die große Veränderung kommt.« Es klang ziemlich ernst. Als die Aiel nach Süden weiterliefen, hoben Aviendha und Chiad und Bain jede eine Hand zum Abschiedsgruß. Sie schienen nun, da sie nicht mehr neben den Pferden herlaufen mußten, sich keineswegs langsamer zu bewegen, eher sogar noch etwas schneller. Egwene vermutete, sie würden dieses Tempo solange beibehalten, bis sie ihr Ziel erreichten, was es auch sein mochte.

»Was hat er damit gemeint?« fragte sie. »Daß wir uns vielleicht wiedersehen, bevor die große Veränderung kommt?« Elayne schüttelte den Kopf.

»Es spielt keine Rolle, was er meinte«, sagte Nynaeve. »Ich bin froh, daß sie gestern abend kamen, und ich bin auch froh, daß sie wieder weg sind. Ich hoffe, es ist ein Schiff da.«

Jurene selbst war ein kleiner Ort. Die Häuser waren aus Holz gebaut, und keines wies mehr als ein Stockwerk auf. Doch über allem flatterte die Flagge mit dem Weißen Löwen von Andor an einer langen Stange, und fünfzig Mann von der königlichen Garde hielten den Ort besetzt. Ihre roten Mänteln mit den langen, weißen Revers leuchteten unter metallschimmernden Brustpanzern hervor. Man hatte sie an diesen Ort geschickt, sagte ihr Hauptmann, um Flüchtlingen in Richtung Andor eine sichere Zuflucht zu bieten. Aber es wurden täglich weniger. Die meisten flohen in Orte weiter flußabwärts in der Nähe von Aringill. Es sei gut, daß die drei Frauen zu diesem Zeitpunkt angekommen waren, denn er erwarte täglich den Befehl, mit seiner Kompanie nach Andor zurückzukehren. Wahrscheinlich würden die wenigen übriggebliebenen Einwohner Jurenes mit ihnen gehen und hier alles den Räubern und den Soldaten der kriegführenden Adelshäuser von Cairhien überlassen.

Elayne hielt ihr Gesicht unter der Kapuze ihres wollenen Umhangs verborgen, aber keiner der Soldaten schien das Mädchen mit dem rotgoldenen Haar irgendwie mit der Tochter-Erbin in Verbindung zu bringen. Ein paar fragten sie, ob sie nicht ein wenig bleiben wolle. Egwene war nicht sicher, ob Elayne sich darüber freute oder schockiert war. Sie selbst erklärte den Männern, die mit ihr anbändeln wollten, daß sie keine Zeit für sie habe. Es war auf gewisse Art schon schmeichelhaft, so unverblümt gefragt zu werden. Sicher hatte sie nicht die Absicht, einen dieser Burschen zu küssen, aber es war nett zu wissen, daß wenigstens ein paar Männer sie für ebenso hübsch hielten wie Elayne. Nynaeve versetzte einem der Männer eine schallende Ohrfeige. Egwene hätte beinahe gelacht, und Elayne grinste ganz offen. Egwene glaubte, der Mann habe Nynaeve in die Kehrseite gekniffen, und obwohl sie wütend dreinschaute, wirkte ihr Blick keineswegs wirklich zornig, wenn man sie gut genug kannte.

Sie trugen ihre Ringe nicht. Es hatte Nynaeve nicht viel Mühe gekostet, sie davon zu überzeugen, daß der eine Ort, an dem sie ganz bestimmt nicht als Aes Sedai gelten wollten, natürlich Tear sein mußte, besonders wenn sich die Schwarzen Ajah dort aufhielten. Egwene hatte ihren Ring in die Börse zum steinernen *Ter'angreal* gesteckt. Sie berührte den Beutel öfters, um sich zu vergewissern, daß sie noch da waren. Nynaeve hatte ihren an die Lederschnur zu Lans Ring gehängt und trug nun beide zwischen ihren Brüsten.

Es lag tatsächlich ein Schiff in Jurene an dem einzigen Steinkai vertäut, der sich hier in den Erinin erstreckte. Es war nicht das Schiff, das Aviendha gesehen hatte, wie es schien, aber es war immerhin doch ein Schiff. Egwene war enttäuscht, als sie es genauer ansah. Der *Pelikan* war doppelt so breit wie der *Blaue Kranich* und machte mit seinem abgerundeten, wuchtigen Bug seinem Namen absolut keine Ehre. Der Kapitän war genauso rundlich wie sein Schiff.

Dieser werte Geselle blinzelte Nynaeve an und kratzte sich hinter dem Ohr, als sie fragte, ob sein Schiff denn auch schnell sei. »Schnell? Ich habe eine volle Ladung von Edelholz aus Shienar und Teppichen aus Kandor. Warum sollte man mit einer solchen Ladung besondere Eile haben? Die Preise steigen doch ständig. Ja, ich denke, es gibt schnellere Schiffe, die nachkommen, aber sie legen hier nicht an. Ich hätte auch nicht hier angelegt, wenn ich nicht Würmer im Fleisch gefunden hätte. Dumme Idee, Fleisch nach Cairhien verkaufen zu wollen. Der *Blaue Kranich?* Ja, ich habe gesehen, daß Ellisor heute morgen ein Stück flußaufwärts an irgendwas festhing. Ich denke, er wird nicht so bald wieder freikommen. Aber das riskiert man halt mit einem schnellen Schiff.«

Nynaeve zahlte für ihre Passagen und noch mal doppelt soviel für die Pferde. Ihr Gesichtsausdruck war derart

finster, daß Egwene und Elayne es erst lange nach dem Ablegen des *Pelikan* in Jurene wagten, sie wieder anzusprechen.

Ein Held in der Nacht

Mat lehnte an der Reling und sah zu, wie die ummauerte Stadt Aringill immer näher kam. Die Ruder trieben die *Graue Möwe* an die langen Anlegestege aus geteerten Balken heran. Hohe Steinmauern schoben sich davor in den Fluß hinaus, um die Anlegestellen zu schützen, auf denen sich die Menschen drängten. Viele verließen Schiffe aller Größenordnungen, die dort vertäut lagen. Einige der Menschen schoben Karren vor sich her oder zogen Schlitten oder hochrädrige Wagen mit aufgestapelten Möbelstücken und Truhen, die man darauf festgebunden hatte. Die meisten trugen aber nur kleine Bündel auf dem Rücken, wenn überhaupt etwas. Nicht alle von ihnen beeilten sich. Viele Männer und Frauen drängten sich ängstlich zusammen, und Kinder klammerten sich an ihre Beine. Soldaten in roten Mänteln und glänzenden Brustpanzern versuchten, sie dazu zu bewegen, die Stege zu verlassen und in die Stadt zu gehen, aber die meisten waren wohl zu verängstigt, um sich vom Fleck zu rühren.

Mat drehte sich um und beschattete seine Augen, damit er im Gegenlicht den Fluß sehen konnte, den sie nun verließen. Es herrschte hier mehr Leben auf dem Fluß als im Süden Tar Valons. Mindestens ein Dutzend Schiffe konnte er allein jetzt erkennen, von einer langen Jacht mit schnittigem Bug und zwei dreieckigen Segeln, die flußaufwärts gegen die Strömung gute Fahrt machte, bis zu einem breiten Schiff mit quadratischen Segeln und stumpfem Bug, das schwerfällig von Norden heranschwankte.

Allerdings hatte fast die Hälfte aller Schiffe nichts mit dem Flußhandel zu tun. Zwei Leichter mit leerem Deck schoben sich langsam über den Fluß zu einem kleineren Ort am anderen Ufer, während drei weitere auf Aringill zuhielten, die Decks mit Menschen vollgepackt wie Fässer mit Fisch. Die Flagge, die über dieser anderen Stadt flatterte, lag im Schatten, obwohl die Sonne noch ungefähr um ihren eigenen Durchmesser über dem Horizont hing. Dieses Ufer gehörte zu Cairhien, aber er mußte die Flagge nicht erst sehen, um zu wissen, daß sich darauf der Weiße Löwe von Andor befand. In den wenigen andoranischen Dörfern, bei denen die *Graue Möwe* angelegt hatte, hatte es deswegen viel Gerede gegeben.

Er schüttelte den Kopf. Politik interessierte ihn nicht. *Solange sie mir nicht wieder erzählen wollen, ich sei ein Bürger Andors, bloß weil irgendeine Landkarte darauf besteht. Seng mich, vielleicht wollen sie mich sogar dazu zwingen, in ihrer verfluchten Armee mitzumarschieren und zu kämpfen, falls sich diese Sache in Cairhien ausweitet. Befehlen gehorchen müssen! Licht!* Schaudernd wandte er sich wieder Aringill zu. Barfüßige Besatzungsmitglieder der *Grauen Möwe* hielten schon die Leinen bereit, die sie anderen auf den Stegen zuwerfen würden.

Kapitän Mallia beobachtete ihn vom Steuerruder aus. Der Bursche hatte keineswegs aufgegeben, sie zu umwerben, weil er erfahren wollte, welche wichtige Mission sie zu erfüllen hätten. Mat hatte ihm schließlich den versiegelten Brief gezeigt und ihm gesagt, daß er ihn von der Tochter-Erbin erhalten habe und der Königin überbringen müsse. Eine persönliche Botschaft der Tochter an die Mutter, nicht mehr. Mallia schien aber nur die Worte ›Königin Morgase‹ gehört zu haben.

Mat grinste in sich hinein. In einer Innentasche seines Mantels steckten zwei Geldbörsen, die um einiges fetter waren als zu der Zeit, da sie an Bord gegangen waren, und er hatte noch genug einzelne Münzen in anderen Taschen, um zwei weitere zu füllen. Er hatte nicht ganz soviel Glück gehabt wie in jener ersten, seltsamen Nacht, als die Würfel und alles andere völlig verrückt gespielt hatten, aber immer noch genug. Nach der dritten Nacht hatte Mallia es aufgegeben, sich entgegenkommend zu zeigen, indem er mit ihm spielte, aber da war seine Geldtruhe bereits etwas leichter geworden. Nach Aringill würde sie noch einmal leichter werden. Mallia mußte seinen Lebensmittelvorrat ergänzen, falls er das hier bei diesen Preisen konnte. Mat dachte dabei an die vielen Menschen, die sich am Hafen drängten.

Das Grinsen verging ihm, als er wieder an den Brief dachte. Ein klein wenig Arbeit mit einer heißen Messerklinge, und das Siegel mit der goldenen Lilie war angehoben. Er hatte aber nichts gefunden. Elayne schrieb nur, daß sie fleißig und gern lerne und Fortschritte mache. Sie sei eine folgsame Tochter. Die Amyrlin habe sie für ihr Weglaufen bestraft und ihr gesagt, sie dürfe es nie mehr erwähnen, also müsse ihre Mutter verstehen, warum sie darüber nicht berichten könne. Sie sagte, sie sei zur Aufgenommenen erhoben worden, und das sei nach so kurzer Zeit doch wunderbar, und nun vertraue man ihr wichtigere Aufgaben an. Sie würde für kurze Zeit Tar Valon im Auftrag der Amyrlin selbst verlassen müssen. Ihre Mutter solle sich keine Sorgen machen.

Es war ja alles schön und gut, wenn sie Morgase schrieb, sie solle sich keine Sorgen machen. Er war es, der deswegen im Suppenkessel landete. Dieser dumme Brief war bestimmt der Grund gewesen, warum diese Männer

hinter ihm her waren, aber selbst Thom hatte nichts daran entdecken können. Er murmelte nur etwas über ›Chiffre‹ und ›Code‹ und das ›Spiel der Häuser‹.

Mat trug den Brief nun sicher ins Futter seines Mantels eingenäht. Das Siegel war wieder an Ort und Stelle, und er hätte wetten können, daß niemand etwas festzustellen vermochte. Wenn jemand unbedingt an den Brief kommen wollte und bereit war, ihn deshalb zu töten, dann sollte er es nur versuchen. *Ich habe gesagt, daß ich ihn überbringe, Nynaeve, und das werde ich, verdammt noch mal, tun, gleich, wer sich mir in den Weg stellt.* Trotzdem würde er beim nächstenmal, wenn er diese drei verflixten Frauen traf, ein ernstes Wörtchen mit ihnen reden. *Falls ich sie je wiedersehe. Licht, daran habe ich noch gar nicht gedacht.* Das würden sie wohl überhaupt nicht gern hören, aber es mußte sein.

Als die Matrosen den Hafenarbeitern die Halteleinen zuwarfen, kam Thom an Deck, die Instrumentenbehälter auf dem Rücken und sein Bündel in einer Hand. Obwohl er hinkte, schritt er majestätisch zur Reling und ließ mit Absicht seinen Umhang ein wenig stärker flattern, damit die bunten Flicken besser zu sehen waren.

»Es sieht doch niemand zu, Thom«, sagte Mat. »Ich glaube, sie würden einen Gaukler im Moment nicht einmal bemerken, es sei denn, er hätte etwas zu essen in den Händen.«

Thom starrte das Hafengelände entgeistert an. »Licht! Ich hörte ja, es sei schlimm, aber das habe ich nun doch nicht erwartet! Arme Narren. Die Hälfte sieht aus, als sei sie am Verhungern. Ein Zimmer für diese Nacht kann uns gut und gern eine deiner Geldbörsen kosten. Und eine Mahlzeit die andere, falls du so weiteressen willst wie bisher. Es hat mich beinahe krank gemacht, dir zusehen zu müssen. Wenn du so ißt und dabei diese Leute dort draußen zusehen läßt, dann schlagen sie dir den Schädel ein.«

Mat lächelte ihn lediglich an.

Während die *Graue Möwe* an ihrem Anlegeplatz festgezurrt wurde, stapfte Mallia über das Deck auf sie zu. Er zupfte nervös an seinem Spitzbart. Besatzungsmitglieder rannten mit einer Planke herbei, um sie hinüberzulegen, und Sanor stellte sich als Wache daneben. Seine mächtigen Arme hatte er vor der Brust verschränkt. Falls einige aus der Menge das Schiff betreten wollten, würde er ausreichen, sie abzuschrecken. Niemand wagte es denn auch.

»Also werdet Ihr mich hier verlassen«, sagte Mallia zu Mat. Das Lächeln des Kapitäns war nicht mehr so zuckersüß wie vorher. »Seid Ihr sicher, daß ich Euch nicht mehr weiterhelfen kann? Seng meine Seele, ich habe noch nie ein solches Pack gesehen! Diese Soldaten sollten den Hafen räumen, wenn nötig mit dem Schwert, damit anständige Kaufleute ihrem Geschäft nachgehen können. Vielleicht kann Euch Sanor einen Weg durch diesen Abschaum bahnen, damit Ihr zu Eurer Schenke kommt.«

Damit du weißt, wo wir übernachten? Nicht die Bohne. »Ich hatte daran gedacht, vor dem Landgang noch zu speisen und vielleicht ein Würfelspielchen zu wagen, um uns die Zeit zu vertreiben.« Mallia wurde ganz blaß. »Aber ich glaube, ich möchte doch lieber wieder festen Boden unter die Füße bekommen, bevor ich esse. Also werden wir Euch jetzt verlassen, Kapitän. Es war eine angenehme Reise.«

Auf dem Gesicht des Kapitäns spiegelten sich sowohl Erleichterung als auch Enttäuschung. Mat nahm seine Siebensachen vom Boden auf, benützte seinen Bauernspieß als Wanderstock und ging mit Thom zu der Planke hinüber. Mallia folgte ihnen, verlegen echtes und erlogenes Bedauern über ihre Abreise murmelnd. Mat war sicher, daß der Mann mehr als ungern die Chance sausen ließ, sich bei seinem Hochlord Samon einzuschmeicheln, indem er ihm Einzelheiten über ein Bündnis zwischen Andor und Tar Valon verriet.

Als sich Mat und der Gaukler durch die Menge drängten, knurrte Thom: »Ich weiß, daß der Mann ein unangenehmer Zeitgenosse ist, aber warum mußt du ihn immer wieder herausfordern? War es nicht genug, jeden Krümel aufzuessen, von dem er geglaubt hatte, es würde bis nach Tear ausreichen?«

»Ich habe zwei Tage lang fast nichts mehr gegessen!« Der Hunger war eines Morgens einfach weg gewesen – zu seiner großen Erleichterung. Das war so gewesen, als habe Tar Valon auch das letzte bißchen Einfluß auf ihn verloren. »Ich habe das meiste davon über Bord geworfen, und das war schwer, da ja niemand etwas merken durfte.« Wenn er diese ausgemergelten Gesichter anblickte, besonders die der Kinder, kam ihm das gar nicht mehr lustig vor. »Mallia hatte es einfach verdient, auf den Arm genommen zu werden. Wie zum Beispiel gestern dieses Schiffes wegen, das auf einer Sandbank festsaß. Er hätte beidrehen und helfen können, aber er näherte sich ihnen nicht einmal, so viel sie auch rufen mochten.« Vor ihnen lief eine Frau mit langem dunklen Haar, die wirklich hübsch gewesen wäre, wenn sie nicht so zu Tode erschöpft ausgesehen hätte. Sie blickte jeden Mann an, der an ihr vorbeikam, als suche sie jemanden. Ein Junge, der ihr bis über die Hüfte reichte, und zwei noch kleinere Mädchen klammerten sich an sie und weinten. »Dieses ganze Geschwätz von Flußpiraten. Auf mich hat es nicht wie eine Falle gewirkt.«

Thom wich einem Karren mit hohen Rädern aus, auf den man einen Käfig mit zwei quiekenden Schweinen

gebunden hatte. Dabei wäre er beinahe über einen Schlitten gestolpert, der von einem Mann und einer Frau über die Pflastersteine geschleift wurde. »Und du tust alles, um anderen Menschen zu helfen, ja? Seltsam, das muß mir doch glatt entgangen sein.«

»Ich helfe jedem, der dafür bezahlen kann«, sagte Mat standhaft. »Nur die Narren in den Geschichten machen etwas umsonst.«

Die beiden Mädchen schluchzten in den Rock ihrer Mutter hinein, während der Junge mit den Tränen kämpfte. Der Blick aus den tiefliegenden Augen der Frau ruhte einen Augenblick lang auf Mat und musterte sein Gesicht, bevor er weiterglitt. Sie sah aus, als hätte auch sie am liebsten geweint. Hastig griff er in die Tasche und holte eine Handvoll Münzen heraus, ohne nachzusehen, welche es waren, und drückte sie ihr in die Hand. Sie fuhr überrascht auf und blickte verständnislos auf das Silber und Gold in ihrer Hand. Dann lächelte sie und öffnete den Mund, während Tränen der Dankbarkeit ihre Augen füllten.

»Kauft ihnen etwas zu essen«, sagte er schnell und eilte weg, bevor sie etwas sagen konnte. Er merkte, daß Thom ihn ansah. »Was gaffst du mich an? Münzen kann ich schnell ersetzen, solange ich jemanden zum Spielen finde.« Thom nickte bedächtig, aber Mat war nicht sicher, ob er ihn wirklich verstanden hatte. *Das verfluchte Heulen der Kinder ging mir auf die Nerven, das ist alles. Der idiotische Gaukler wird ja wohl jetzt von mir erwarten, daß ich jeder Witwe Geld in die Hand drücke. Narr!* Dummerweise war ihm in dem Moment selbst nicht klar, ob er letzteres auf sich selbst oder auf Thom bezogen hatte.

Er riß sich zusammen und vermied es, irgendein Gesicht lange genug anzusehen, um es wirklich wahrzunehmen. Dann fand er jedoch eines, nach dem er Ausschau gehalten hatte, am Fuß eines Landestegs. Der helmlose Soldat in rotem Rock und Brustpanzer, der die Menschen in die Stadt hineinwies, wirkte wie ein erfahrener Feldwebel, der seine Gruppe von zehn oder mehr Soldaten lange Jahre geführt hat. Wenn er in die untergehende Sonne hineinblinzelte, erinnerte er Mat an Uno, obwohl dieser hier noch beide Augen besaß. Er sah schon beinahe genauso müde aus wie die Menschen, die er einwies. »Bewegt Euch!« rief er mit heiserer Stimme. »Ihr könnt, verflucht noch mal, nicht hier stehen bleiben. Rührt Euch! In die Stadt mit Euch!«

Mat stellte sich breitbeinig vor den Soldaten und setzte sein freundlichstes Lächeln auf. »Verzeiht mir, Hauptmann, aber könnt Ihr mir sagen, wo ich eine anständige Schenke finde? Und einen Stall, in dem man ein gutes Pferd kaufen kann? Wir müssen morgen noch einen langen Weg zurücklegen.«

Der Soldat musterte ihn von oben bis unten, betrachtete dann Thom und seinen Gauklerumhang und dann wieder Mat. »Hauptmann? Na ja. Also, junger Mann, Ihr müßtet schon das Glück des Dunklen Königs haben, wenn Ihr auch nur einen Stall findet, um darin zu schlafen. Die meisten in dieser Menge schlafen irgendwo in den Büschen. Und falls Ihr ein Pferd findet, das noch nicht geschlachtet wurde, dann müßt Ihr vermutlich mit dem Besitzer darum kämpfen, damit er es überhaupt verkauft.«

»Pferde essen!« knurrte Thom angewidert. »Ist es wirklich auf dieser Seite des Flusses schon so schlimm? Schickt die Königin keine Lebensmittel?«

»Es ist schlimm, Gaukler.« Der Soldat wirkte, als wolle er ausspucken. »Sie kommen schneller herüber, als die Mühlen Mehl mahlen können oder Wagen Lebensmittel von den Bauernhöfen hierherbringen. Ich denke, es wird nicht mehr lange so gehen. Der Befehl ist bereits eingetroffen. Ab morgen halten wir jeden auf, der noch herüberkommen will, und wenn nötig, schicken wir sie zurück.« Er sah finster auf die Menschen, die sich im Hafen drängten, als sei alles ihre Schuld, und dann wandte sich dieser harte Blick wieder Mat zu. »Ihr nehmt zuviel Platz ein, Reisender. Geht weiter.« Seine Stimme erhob sich wieder zum lauten Ruf, der jedermann in Hörweite galt: »Geht weiter! Ihr könnt, verdammt noch mal, nicht hier stehenbleiben! Geht weiter!«

Mat und Thom schlossen sich dem Strom von Menschen, Karren und Schlitten an, der auf das Tor in der Stadtmauer zu und dann nach Aringill hineinfloß.

Die Hauptstraße war mit flachen, grauen Steinen gepflastert, aber so viele Menschen drängten sich darin, daß man kaum die Steine unter den eigenen Stiefeln erkennen konnte. Die meisten schienen sich ziellos einherzuschieben, und jene, die aufgegeben hatten, hockten am Straßenrand, die Glücklicheren mit ihren zusammengeschnürten Habseligkeiten vor sich oder in ihre Arme geschlossen. Mat sah drei Männer, die Uhren umklammerten, und ein Dutzend mehr mit silbernen Pokalen oder Tellern. Die Frauen hielten meist Kinder an die Brust gedrückt. Ein Gemurmel erfüllte die Luft – die wortlose Melodie der Not. Er drängte sich mit finsterer Miene durch die Menge und suchte nach dem Schild einer Schenke. Die Gebäude zeigten keinen einheitlichen Stil. Holz-, Klinker- und Natursteinhäuser standen bunt gemischt, genau wie ihre mit Schieferplatten, Ziegeln oder Stroh gedeckten Dächer.

»Das klingt gar nicht nach Morgase«, sagte Thom nach einer Weile und halb zu sich selbst. Seine buschigen Augenbrauen waren so weit zusammengezogen, daß sie wie ein weißer Pfeil auf seine Nase zielten.

»Was klingt nicht nach ihr?« fragte Mat abwesend.

»Den Flüchtlingsstrom aufzuhalten. Menschen zurückzuweisen. Sie hatte immer schon Wutanfälle, aber andererseits auch ein weiches Herz für die Armen und Hungrigen.« Er schüttelte den Kopf.

Dann sah Mat ein Schild – *Zum Flußmatrosen* stand darauf, und es zeigte einen barfüßigen Burschen ohne Hemd beim Tanzen –, und dorthin wandte er sich. Mit Hilfe seines Bauernspießes bahnte er sich den Weg durch die Menge. »Tja, sie muß es ja wohl gewesen sein. Wer auch sonst? Vergiß Morgase, Thom. Bis Caemlyn ist es noch weit. Zuerst sehen wir mal, wieviel Gold es uns kostet, ein Bett für die Nacht zu bekommen.«

Der Schankraum im *Flußmatrosen* war genauso überfüllt wie die Straße draußen. Als der Wirt hörte, was Mat wollte, lachte er, daß sein Mehrfachkinn wackelte. »Wir schlafen hier schon schichtweise – vier teilen sich ein Bett. Wenn meine eigene Mutter zu mir käme, könnte ich ihr noch nicht einmal eine Decke und einen Platz am Herd bieten.«

»Wie Ihr bemerkt haben solltet«, sagte Thom, und seine Stimme hatte wieder diesen gewissen Hall an sich, »bin ich ein Gaukler. Ihr könnt doch sicher Strohsäcke und einen Platz in einer Ecke dafür auftreiben, daß ich Eure Gäste mit Geschichten und Jonglierkünsten, Feuerschlucken und Zauberkunststücken unterhalte.« Der Wirt lachte ihm ins Gesicht.

Als Mat ihn zurück auf die Straße hinausschleppte, grollte Thom mit wieder normal klingender Stimme: »Du hast mir nicht einmal die Chance gegeben, ihn nach seinem Stall zu fragen. Bestimmt hätte ich uns wenigstens einen Platz auf seinem Heuboden ergattern können.«

»Ich habe schon genug in Ställen und Scheunen geschlafen, seit ich aus Emondsfelde wegging«, sagte Mat, »und auch unter vielen Büschen. Ich brauche ein Bett.«

Doch in den nächsten vier Schenken, die er fand, gaben ihm die Wirte die gleiche Antwort wie der erste. Die letzten beiden warfen sie beinahe mit Gewalt hinaus, als er ihnen anbot, mit ihnen um ein Bett zu würfeln. Und als der Eigentümer der fünften Schenke ihm sagte, er könne nicht einmal der Königin einen Strohsack geben – und das in einer Schenke, die sich *Zur Guten Königin* nannte –, seufzte er und fragte: »Wie steht es dann mit Eurem Stall? Sicher können wir doch gegen Bezahlung ein Plätzchen auf Eurem Heuboden bekommen?«

»Mein Stall ist für Pferde bestimmt«, sagte der Mann mit dem runden Gesicht, »und es gibt nicht mehr viele davon in der Stadt.« Er hatte einen silbernen Becher poliert, und nun öffnete er einen Türflügel eines schmalen Schränkchens, das auf einer großen, geschnitzten Kommode stand, und stellte ihn zu anderen Bechern und Pokalen hinein. Keiner davon paßte zum anderen. Auf der Kommode stand ein Würfelbecher aus gehämmertem Leder gerade so, daß ihn die Türflügel des Schränkchens nicht mehr umwerfen konnten. »Ich lasse da keine Leute hinein, die vielleicht die Pferde erschrecken oder gar welche stehlen. Diejenigen, die mich dafür bezahlen, ihre Tiere in meinem Stall unterzustellen und zu versorgen, verlangen all meine Sorgfalt, und außerdem habe ich auch noch zwei eigene drinnen stehen. In meinem Stall gibt es keine Betten für Euch.«

Mat betrachtete den Würfelbecher nachdenklich. Er zog eine andoranische Goldkrone aus seiner Tasche und legte sie auf die Kommode. Die nächste Münze war eine Silbermark aus Tar Valon, dann folgten eine Goldmark und eine Goldkrone aus Tear. Der Wirt sah die Münzen an und leckte sich die dicken Lippen. Mat legte noch zwei Silbermark aus Illian dazu und eine weitere andoranische Goldkrone. Dann sah er den Mann mit dem runden Gesicht an. Der Wirt zögerte. Mat faßte nach den Münzen. Die Hand des Wirts erreichte sie jedoch zuerst.

»Vielleicht würdet Ihr zwei die Pferde doch nicht allzusehr stören.«

Mat lächelte ihn an. »Was Pferde betrifft: Was würden denn Eure beiden kosten? Mit Sätteln und Zaumzeug natürlich.«

»Ich verkaufe meine Pferde nicht«, sagte der Mann und drückte die Münzen an seine Brust. Mat nahm den Würfelbecher und schüttelte ihn. »Noch einmal doppelt soviel für die Pferde, Sättel und Zaumzeug.« Er schüttelte seine Manteltasche, daß die Münzen darin klimperten, um zu beweisen, daß er noch einen höheren Einsatz wagen könne. »Ein Wurf für mich gegen den besten von zwei Würfen für Euch.« Er hätte beinahe laut gelacht, als er die Gier im Gesicht des Wirtes aufflammen sah.

Als Mat in den Stall ging, suchte er zuerst das halbe Dutzend Boxen nach einem Paar brauner Hengste ab. Es waren unauffällige Tiere, aber sie gehörten ihm. Sie mußten unbedingt gestriegelt werden, aber ansonsten schienen sie in Ordnung zu sein, besonders wenn man bedachte, daß alle Stallburschen bis auf einen auf und davon waren. Der Wirt hatte auf ihre Klagen, sie könnten von dem, was er ihnen zahlte, nicht mehr leben, nicht die geringste Rücksicht genommen, und er schien es beinahe für ein Verbrechen zu halten, daß der eine übriggebliebene Mann die Frechheit besessen hatte, nach Hause ins Bett zu gehen, nachdem er die Arbeit von drei Männern getan hatte.

»Fünf Sechser«, murmelte Thom hinter ihm. Die Blicke, mit denen er sich im Stall umsah, waren keineswegs so

begeistert, wie anzunehmen war, da doch er selbst diesen Schlafplatz vorgeschlagen hatte. Staubteilchen wirbelten in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne, die durch das große Stalltor fielen. Die Seile, mit denen die Heuballen hochgezogen wurden, hingen wie Ranken von den an den Dachbalken angebrachten Rollen. Der Heuboden über ihnen wirkte düster in dieser Beleuchtung. »Als er beim zweiten Wurf vier Sechser und einen Fünfer schaffte, glaubte er, du hättest bereits verloren. Ich übrigens auch. In letzter Zeit hast du nicht jedesmal gewonnen.«

»Ich gewinne oft genug.« Mat war erleichtert darüber, nicht mehr mit jedem Wurf zu gewinnen. Glück war ja etwas Schönes, aber wenn er sich an jene Nacht erinnerte, lief ihm immer noch ein Schauer über den Rücken. Trotzdem – einen Augenblick lang hatte er beim Schütteln des Bechers bereits gewußt, welches Ergebnis herauskommen würde. Als er den Bauernspieß hoch auf den Heuboden warf, grollte der Donner vom Himmel. Er kletterte die Leiter empor und rief zu Thom hinunter: »Das war eine gute Idee. Ich denke doch, du solltest dich glücklich schätzen, an einem solchen stürmischen Abend nicht draußen im Regen zu stehen.«

Das meiste Heu war in Ballen an den Außenwänden aufgestapelt, aber es lag auch noch mehr als genug loses Heu herum, um es mit einem ausgebreiteten Umhang darüber zu einem bequemen Bett zu machen. Thom erschien am oberen Ende der Leiter, als er gerade zwei Kanten Brot und einen Brocken grüngeäderten Quark aus seiner Ledertasche zog. Der Wirt – er hieß Jeral Florry – hatte ihnen einige Lebensmittel zu einem Preis verkauft, für den man in friedlicheren Tagen die beiden Pferde hätte erstehen können. Sie aßen, während der Regen auf das Dach zu trommeln begann. Wasser aus ihren Feldflaschen ersetzte ihnen Wein, denn den konnte Florry ihnen um keinen Preis der Welt verkaufen, und als sie fertig waren, holte Thom seine Zunderschachtel heraus, stopfte die Pfeife mit dem langen Stiel und lehnte sich gemütlich zum Rauchen zurück.

Mat lag auf dem Rücken, starrte zu dem im Dunkeln liegenden Dach empor und fragte sich, ob der Regen bis zum Morgen aufhören werde. Er wollte diesen Brief so schnell wie möglich loswerden. Da hörte er das Quietschen einer Achse von der Stalltür her. Er rollte sich zur Kante des Heubodens und spähte hinunter. Das Dämmerlicht reichte gerade noch, um sehen zu können.

Eine schlanke Frau richtete sich von den Deichseln des hochrädrigen Karrens auf, den sie gerade aus dem Regen hineingezogen hatte, zog sich den Umhang von den Schultern und murrte in sich hinein, während sie die Nässe herausschüttelte. Ihr Haar war zu unzähligen kleinen Zöpfen geflochten, und ihr Seidenkleid – er glaubte, es müsse wohl blaßgrün sein – war auf der Brust mit vielen Stickereien verziert. Das Kleid war einst kostbar gewesen, doch nun war es zerlumpt und hatte Flecken. Sie rieb sich den Rücken, wobei sie immer noch leise Selbstgespräche führte, und eilte dann zur Stalltür, um in den Regen hinauszublicken. Genauso hastig zog sie dann das große Tor von innen zu. Der Stall lag nun vollständig im Dunkeln. Drunten raschelte es, klickte und ratschte, und plötzlich flammte ein kleines Licht auf und entzündete eine Laterne, die sie in Händen hielt. Sie sah sich um, entdeckte einen Haken an einem Balken, hängte die Laterne daran und ging zu ihrem Karren. Dort kramte sie unter der mit Leinen festgezurrten Plane herum.

»Die war aber schnell«, sagte Thom leise, ohne die Pfeife aus dem Mund zu nehmen. »Sie hätte den ganzen Stall in Brand stecken können – so im Dunklen mit Feuerstein und Stahl herumzufuchteln.«

Die Frau zog schließlich einen Kanten Brot heraus, an dem sie dann herumkaute, als sei er ziemlich hart und sie ziemlich hungrig.

»Ist noch etwas von dem Käse übrig?« flüsterte Mat. Thom schüttelte den Kopf. Die Frau hob die Nase und schnupperte. Mat wurde klar, daß sie möglicherweise den Tabakrauch aus Thoms Pfeife roch. Er wollte schon aufstehen und ihre Gegenwart preisgeben, als sich ein Torflügel des Stalls erneut öffnete.

Die Frau duckte sich, bereit wegzulaufen, als vier Männer aus dem Regen hereinkamen. Sie legten ihre nassen Umhänge beiseite. Drunter trugen sie helle Mäntel mit weiten Ärmeln und Stickereien auf der Brust; dazu Pumphosen, die ebenfalls bis zum Knie herab bestickt waren. Ihre Kleidung war vielleicht vornehm, aber es waren alles große Männer mit grimmigen Gesichtern.

»Tja, Aludra«, sagte ein Mann in gelbem Mantel, »du bist nicht so schnell vorwärtsgekommen, wie du glaubtest, eh?« Er hatte einen Akzent, der Mats Ohren unbekannt war.

»Tammuz«, sagte die Frau in einem Tonfall, als fluche sie. »Reicht es noch nicht, daß du mich durch deine Fehler aus der Gilde ausschließen läßt, du großes Ochsenhirn? Nein, jetzt mußt du mich auch noch verfolgen!« Sie sprach mit dem gleichen Akzent wie der Mann. »Glaubst du, ich sei nun glücklich, dich zu sehen?«

Der, den sie Tammuz genannt hatte, lachte. »Du bist eine große Närrin, Aludra, aber das wußte ich ja schon immer. Wärst du einfach nur abgehauen, dann könntest du noch lange an irgendeinem ruhigen Ort leben. Aber die Geheimnisse in deinem Kopf konntest du nicht vergessen, oder? Hast du geglaubt, wir würden nicht davon hören, wenn du deinen Lebensunterhalt damit verdienst, was nur der Gilde rechtmäßig zusteht?« Plötzlich hatte er ein

Messer in der Hand. »Es wird mir ein Vergnügen sein, dir die Kehle durchzuschneiden, Aludra.«

Mat wurde nicht einmal bewußt, daß er aufgestanden war, bis er eines der von der Decke herunterbaumelnden Seile in Händen hielt und daran vom Heuboden herunterglitt. *Verflucht, ich bin doch ein verdammter Narr!*

Es blieb ihm nur Zeit für diesen einen verzweifelten Gedanken, und dann schwang er sich mitten zwischen den Männern hindurch. Sie fielen zur Seite wie die Kegel auf der Kegelbahn. Das Seil rutschte ihm durch die Hände, und er stürzte, taumelte über den strohbedeckten Boden, wobei ihm Münzen aus den Taschen fielen, und konnte sich gerade noch an der Wand abstützen. Als er wieder auf den Beinen war, erhoben sich auch die vier Männer schon wieder. Und jetzt hatten alle Messer in den Händen. *Lichtblinder Narr! Verflucht! Verflucht!*

»Mat!«

Er blickte hoch, und Thom warf ihm seinen Bauernspieß herunter. Er schnappte ihn sich aus der Luft – gerade rechtzeitig, um Tammuz das Messer aus der Hand zu schlagen und ihm einen harten Schlag gegen die Schläfe zu versetzen. Der Mann sackte zusammen, aber die anderen drei kamen gleich hinterher. Ein paar hektische Augenblicke über konnte Mat nur noch mit wirbelndem Stock die Messer davon abhalten, sich in ihn zu bohren. Er hieb ihnen auf Knie und Knöchel und in die Rippen, bis er einem dann einen gezielten Schlag auf den Kopf versetzen konnte. Als schließlich der letzte Mann fiel, blickte er sie einen Moment lang an und sah dann böse der Frau in die Augen. »Mußtet Ihr Euch ausgerechnet diesen Stall aussuchen, um Euch umbringen zu lassen?«

Sie steckte einen Dolch mit schmaler Klinge zurück in eine Scheide an ihrem Gürtel. »Ich hätte Euch ja geholfen, aber ich fürchtete, Ihr würdet mich mit einem dieser großen Hohlköpfe verwechseln, falls ich mich Euch mit einer Klinge in der Hand näherte. Und ich wählte diesen Stall, weil der Regen naß ist und ich auch und niemand diesen Ort bewachte.«

Sie war älter, als er geglaubt hatte, mindestens zehn oder fünfzehn Jahre älter als er, aber immer noch hübsch, mit großen, dunklen Augen und einem kleinen Schmollmund mit vollen Lippen. *Gerade richtig zum Küssen.* Er lachte ein wenig und stützte sich auf seinen Stock. »Na ja, was vorbei ist, ist vorbei. Ich denke, Ihr wolltet uns nicht gerade in Schwierigkeiten bringen.«

Thom kletterte vom Heuboden herab, ein wenig ungeschickt seines Beines wegen, und Aludra musterte beide. Der Gaukler hatte seinen Umhang wieder angelegt. Er ließ sich ohnehin nur selten ohne ihn sehen, besonders beim ersten Kennenlernen. »Das ist ja eine schöne Geschichte«, stellte sie fest. »Ich werde von einem Gaukler und einem jungen Helden vor diesen« – sie deutete mit dem Kopf in Richtung der am Boden liegenden Männer – »Hundesöhnen gerettet!«

»Warum wollten sie Euch töten?« fragte Mat. »Er sagte etwas von Geheimnissen.«

»Die Geheimnisse«, sagte Thom beinahe mit seiner Bühnenstimme, »wie man Feuerwerk macht, wenn ich mich nicht irre. Ihr seid eine der Feuerwerker, nicht wahr?« Er verbeugte sich höflich mit wehendem Umhang. »Ich heiße Thom Merrilin und bin Gaukler, wie Ihr festgestellt habt.« Im nachhinein fügte er noch hinzu: »Und das ist Mat, ein junger Mann mit einem Talent dafür, sich in Schwierigkeiten zu bringen.«

»Ich gehörte zu den Feuerwerkern«, sagte Aludra steif, »aber dieses große Schwein von Tammuz hier ruinierte eine Vorführung für den König von Cairhien und zerstörte dabei beinahe noch das Gildehaus! Aber ich war die Herrin des Gildehauses, und so machte mich die Gilde dafür verantwortlich.« Ihre Stimme klang verteidigend. »Ich gebe die Geheimnisse der Gilde nicht weiter, gleich, was Tammuz behaupten mag, aber ich will auch nicht gerade verhungern, wenn ich statt dessen Feuerwerkskörper anfertigen kann. Ich bin kein Mitglied der Gilde mehr, also gelten die Regeln der Gilde auch nicht mehr für mich.«

»Galldrian«, sagte Thom mit fast ebenso hölzernem Tonfall wie sie zuvor. »Na ja, er ist jetzt ein toter König und wird kein Feuerwerk mehr sehen.«

»Die Gilde«, sagte sie müde, »macht mich auch fast noch verantwortlich für den Bürgerkrieg in Cairhien, als sei diese eine Katastrophennacht an Galldrians Tod schuld.« Thom verzog das Gesicht. »Es scheint, daß ich nicht mehr hierbleiben kann«, fuhr sie fort. »Tammuz und diese anderen Ochsen werden bald aufwachen. Vielleicht erzählen sie diesmal den Soldaten, ich hätte gestohlen, was ich selbst anfertigte.« Sie musterte erst Thom und dann Mat, runzelte nachdenklich die Stirn und schien schließlich einen Entschluß gefaßt zu haben. »Ich muß Euch belohnen, aber ich habe kein Geld. Ich besitze jedoch etwas, das genauso wertvoll wie Gold sein mag. Vielleicht wertvoller. Wir werden ja sehen, was Ihr davon haltet.«

Mat tauschte einen Blick mit Thom, während sie erneut unter der Plane ihres Wagens kramte. *Ich helfe jedem, der dafür zahlen kann.* Er glaubte, auch bei Thom eine gewisse Berechnung im Blick aus seinen blauen Augen erkannt zu haben.

Aludra nahm ein Bündel von mehreren gleichartigen weg – eine kurze Rolle schweren Ölzeugs, die sie kaum mit

ihren beiden Armen umfassen konnte. Sie legte sie ins Stroh, band die Schnüre auf und rollte den Stoff auf dem Boden aus. Vier Reihen von Taschen zogen sich auf der Innenseite entlang. Die Taschen wurden von einer Seite zur anderen hin immer größer. In jeder steckte ein mit Wachs überzogener Papierzylinder, der jeweils am Ende ein wenig überstand. Darin steckte bei jedem ein Stück dunkler Schnur.

»Feuerwerkskörper«, sagte Thom. »Ich wußte es doch. Aludra, das dürft Ihr nicht machen. Ihr könnt das verkaufen und von dem Erlös zehn Tage oder länger in einer guten Schenke wohnen und jeden Tag gut essen. Jedenfalls überall, nur nicht hier in Aringill.«

Sie kniete neben der langen Bahn aus Ölzeug und schniefte. »Seid ruhig, Alter.« Es klang bei ihr nicht unfreundlich. »Ihr erlaubt mir nicht, meine Dankbarkeit zu zeigen? Glaubt Ihr, ich würde Euch das hier geben, wenn ich sonst nichts mehr zu verkaufen hätte? Seht genau her.«

Mat hockte sich fasziniert neben sie. Er hatte erst zweimal in seinem Leben Feuerwerkskörper gesehen. Händler hatten sie nach Emondsfelde gebracht, und das hatte den Dorfrat einiges gekostet. Als er zehn war, hatte er versucht, einen aufzuschneiden, um zu sehen, was drinnen war, und damit hatte er beinahe einen Aufruhr verursacht. Bran al'Vere, der Bürgermeister, hatte ihm eine Ohrfeige verpaßt, und Doral Barran, die damalige Dorfheilerin, hatte ihm die Kehrseite mit der Rute versohlt. Sein Vater hatte ihn dann zu Hause auch noch einmal kräftig verhauen. Die Leute im Dorf hatten einen Monat lang nicht mehr mit ihm gesprochen, außer Rand und Perrin, und die hatten ihm meist auch nur gesagt, was für ein Idiot er sei. Er streckte die Hand nach einem der Zylinder aus. Aludra schlug ihm die Hand aber schnell weg.

»Paßt gefälligst zuerst auf! Die kleinsten hier werden lediglich laut knallen, sonst nichts.« Sie waren nur so groß wie ihr kleiner Finger. »Die nächsten knallen und leuchten dabei hell. Die nächsten knallen, leuchten und sprühen Funken. Die letzten« – sie waren dicker als Mats Daumen – »ergeben die gleichen Effekte, aber die Funken sind vielfarbig. Beinahe wie eine Nachtblüte, aber nicht oben am Himmel.«

Nachtblüte? dachte Mat.

»Bei denen müßt Ihr besonders vorsichtig sein. Wie Ihr seht, ist die Zündschnur sehr lang.« Sie bemerkte seinen verständnislosen Blick und winkte ihm mit einer dieser langen, dunklen Schnüre zu. »Das hier ist eine Zündschnur.«

»Dort muß man es anzünden«, murmelte er. »Das weiß ich.« Thom gab einen Laut von sich und strich sich über die Schnurrbartenden, als wolle er ein Lächeln verbergen.

Aludra knurrte. »Wo man es anzündet. Ja. Bleibt keinem davon zu nahe, aber bei diesen großen hier rennt Ihr weg, sobald Ihr die Zündschnur angebrannt habt. Versteht Ihr?« Sie rollte die lange Stoffbahn energisch wieder zusammen. »Ihr könnt sie verkaufen oder auch benützen. Denkt daran, Ihr dürft sie nie in die Nähe des Feuers legen. Dann kann es passieren, daß alle explodieren. So viele auf einmal, und möglicherweise würde ein ganzes Haus zerstört.« Sie zögerte, bevor sie die Schnüre wieder zuband, und fügte dann hinzu: »Und da ist noch etwas, wovon Ihr vielleicht schon gehört habt. Schneidet keinen davon auf, wie es ein paar Idioten schon gemacht haben, um zu sehen, was sich darin befindet. Manchmal explodiert der Inhalt, ohne daß eine Flamme notwendig ist, wenn Luft drankommt. Ihr könnt Eure Finger oder gar eine ganze Hand dabei verlieren.«

»Das wußte ich schon«, sagte Mat trocken.

Sie runzelte die Stirn und sah ihn an, als halte sie es für möglich, daß er es trotzdem tun werde, und dann schob sie das zusammengerollte Bündel zu ihm hin. »Hier. Ich muß jetzt weg, bevor diese Ziegenabkömmlinge aufwachen.« Sie blickte zu der immer noch geöffneten Tür hinüber, sah, wie der Regen in der Nacht herniederprasselte, und seufzte. »Vielleicht finde ich woanders einen trockenen Fleck. Ich glaube, morgen fahre ich weiter nach Lugard. Diese Schweine werden erwarten, daß ich nach Caemlyn gehe, klar?«

Nach Lugard war es noch weiter als nach Caemlyn, und Mat mußte plötzlich an den harten Kanten Brot denken. Und sie sagte, sie habe kein Geld. Die Feuerwerkskörper würden ihr nichts einbringen, bis sie jemanden fand, der sie sich leisten konnte. Sie hatte sich noch nicht einmal nach dem Gold und Silber umgeschaut, das beim Sturz aus seinen Taschen gefallen war. Es glitzerte und funkelte im Laternenschein zwischen den Strohhalmen. *Ach, Licht, ich kann sie nicht hungern lassen, denke ich.* Er las auf, was er leicht erreichen konnte.

»Äh … Aludra? Ich habe genug, wie Ihr sehen könnt. Ich dachte, vielleicht …« Er hielt ihr die Münzen hin. »Ich kann immer mehr dazugewinnen.«

Sie hielt inne, den Umhang über eine Schulter geschwungen, und dann lächelte sie Thom an, während sie ihn vollends überwarf. »Er ist noch jung, wie?«

»Er ist jung«, stimmte Thom zu. »Und nicht halb so schlecht, wie er selbst von sich denkt. Manchmal jedenfalls.«

Mat funkelte beide an und senkte die Hand mit den Münzen.

Aludra hob die Deichseln ihres Karrens an, drehte das Gefährt herum und zog es in Richtung Tor. Sie trat Tammuz im Vorbeigehen in die Rippen. Er stöhnte verwirrt auf.

»Ich hätte gern etwas gewußt, Aludra«, sagte Thom. »Wie habt Ihr die Laterne so schnell im Dunklen zum Brennen gebracht?«

Sie blieb vor der Tür stehen und lächelte ihn über die Schulter an. »Ihr möchtet wohl, daß ich Euch alle meine Geheimnisse enthülle? Ich bin dankbar, aber doch nicht verliebt genug. Dieses Geheimnis kennt noch nicht einmal die Gilde. Es ist meine eigene Entdeckung. Ich sage Euch nur soviel: Wenn ich erst weiß, wie es richtig funktioniert und immer dann, wenn ich es will, werde ich mit Hölzern ein Vermögen verdienen.« Sie drückte mit all ihrem Gewicht gegen die Deichseln und zog den Karren in den Regen hinaus. Die Nacht verschluckte sie.

»Hölzer?« Mat fragte sich, ob sie ganz klar im Kopf sei.

Tammuz stöhnte wieder.

»Am besten machen wir das gleiche wie sie, Junge«, sagte Thom. »Sonst haben wir die Wahl, ob wir vier Kehlen durchschneiden wollen oder die nächsten paar Tage damit verbringen werden, der königlichen Garde zu erklären, was geschehen ist. Die hier sehen aus, als ob sie die aus Rachsucht auf uns hetzen würden. Und Gründe für Rachsucht haben sie wohl in genügendem Maße, denke ich.« Einer von Tammuz' Begleitern zuckte, als käme er langsam zur Besinnung, und murmelte etwas Unverständliches.

Als sie schließlich alles zusammengerafft und die Pferde gesattelt hatten, stützte sich Tammuz mit herunterhängendem Kopf auf Hände und Knie, und auch die anderen rührten sich stöhnend.

Mat schwang sich in den Sattel und blickte in den Regen hinaus, der noch stärker herniederprasselte als zuvor. »Ein verfluchter Held«, sagte er. »Thom, falls ich jemals wieder so aussehe, als wolle ich den Helden spielen, gib mir bitte einen Tritt.«

»Und was hättest du dann anders gemacht?«

Mat blickte ihn finster an, zog seine Kapuze über den Kopf und breitete seinen Umhang über die dicke Ölzeugrolle, die er hinter dem Sattel festgebunden hatte. Selbst bei Ölzeug würde ein wenig mehr Schutz vor dem Regen bestimmt nicht schaden. »Gib mir einfach nur einen Tritt!« Er hieb seinem Pferd die Fersen in die Rippen und galoppierte in die Regennacht hinaus.

Jägereid

Als die *Schneegans* auf die langen Kaimauern Illians zutrieb, die Segel gerefft und nur von den Rudern vorwärtsgetrieben, stand Perrin in der Nähe des Hecks und beobachtete die große Zahl langbeiniger Stelzvögel, die durch das hohe Schilf wateten, das den großen Hafen beinahe auf allen Seiten umgab. Er erkannte die kleinen weißen Kraniche und konnte unschwer erraten, daß die großen blauen Vögel, die ihnen so ähnlich sahen, ihre Brüder waren, doch viele der kammgeschmückten Vögel mit roten oder rosa Federn und einige davon mit flachen Schnäbeln, breiter als die von Enten, kannte er überhaupt nicht. Ein Dutzend verschiedener Arten von Möwen schwebte kreischend über dem Hafen, und ein schwarzer Vogel mit einem langen, spitzen Schnabel flog ganz tief über dem Wasser dahin, so daß der untere Teil des Schnabels eine Furche durch das Wasser zog. Überall im Hafen lagen Schiffe vertäut, die drei- oder viermal so lang waren wie die *Schneegans,* und warteten darauf, ihre Ladung zu löschen oder neue Ladung zu nehmen, und manche warteten auch auf die Flut, damit sie jenseits der langen Wellenbrecher in See stechen konnten. Kleine Fischerboote lagen unweit vom Schilfgürtel und in den Wasserrinnen, die das Schilf durchzogen. Zwei oder drei Mann in jedem kümmerten sich um die Schleppnetze, die zu beiden Seiten der Boote an langen Stangen hingen.

Im Wind lag der scharfe Geruch nach Salz. Er konnte die Hitze auch nicht lindern. Die Sonne stand auf mehr als dem halben Weg zum westlichen Horizont hinunter, doch es schien so heiß wie am Mittag. Die Luft war feucht; jedenfalls empfand er das so. Feucht. Seine Nase fing den Geruch nach frischem Fisch von den Booten her auf und von altem Fisch und Schlamm aus dem Schilfgürtel und den sauren Gestank einer großen Gerberei, die sich auf einer baumlosen Insel mitten im Schilf befand.

Kapitän Adarra murmelte leise etwas hinter ihm, das Steuerruder knarrte, und die *Schneegans* änderte den Kurs ein wenig. Die barfüßigen Männer an den Rudern bewegten sich, als wollten sie besonders leise arbeiten. Perrin warf ihnen nur einen kurzen Seitenblick zu.

Statt dessen sah er zu der Gerberei hinüber und beobachtete, wie die Arbeiter die auf Reihen von Holzgestellen aufgespannten Tierhäute sauberschabten. Andere Männer hoben mit Hilfe langer Stöcke Häute aus großen, in den Boden eingelassenen Bottichen. Wieder andere stapelten Häute auf Karren und zogen sie zu dem langen, niedrigen Gebäude hinüber, das sich ganz hinten am Hof befand. Manchmal senkten sie die Häute aber auch wieder in die Bottiche zurück und gossen etwas aus großen Steinbehältern nach. Sie stellten wahrscheinlich hier an einem Tag mehr Leder her als ganz Emondsfelde in Monaten, und auf einer anderen Insel ein Stück weit entfernt konnte er eine zweite Gerberei erkennen.

Nicht, daß er sich wirklich für Schiffe oder Fischerboote oder Gerbereien interessierte. Die Vögel erregten schon mehr seine Aufmerksamkeit. Jedenfalls fragte er sich, wonach diese blaßroten Stelzvögel mit ihren platten Schnäbeln wohl fischen mochten. Ein paar davon sahen eigentlich selbst recht lecker aus – er mußte sich zusammenreißen … Aber alles war ihm lieber, als nach hinten auf die Szenerie an Deck der *Schneegans* zu blicken. Dagegen konnte ihn auch die Axt an seinem Gürtel nicht verteidigen. *Selbst eine Steinmauer wird nicht ausreichen dagegen,* dachte er.

Moiraine war weder glücklich noch unglücklich darüber gewesen, zu erfahren, daß Zarine sie als Aes Sedai erkannt hatte – *Ich werde sie nicht Faile nennen, oder wie sie sich sonst nennen mag! Sie ist kein Falke!* –, und hatte sich höchstens ein wenig darüber aufgeregt, daß er es ihr nicht gesagt hatte. *Ein wenig aufgeregt, ha! Sie hat mich als Narren bezeichnet, aber das war alles. Bis jetzt.* Moiraine schien es auch völlig egal zu sein, daß Zarine eine Jägerin des Horns war. Aber sobald sie erfahren hatte, daß dieses Mädchen glaubte, sie würden sie zum Horn von Valere führen, sobald sie erfahren hatte, daß er auch das gewußt und ihr nicht gesagt hatte – Zarine hatte das alles Moiraine gegenüber willig ausgeplaudert –, war der kalte Blick aus ihren blauen Augen noch um vieles kälter geworden. Er hatte sich gefühlt, als habe man ihn mitten im Winter in ein Faß mit Schnee gesteckt. Die Aes Sedai hatte kein Wort gesagt, aber sie sah ihn für seinen Geschmack zu oft und zu eisig an.

Er blickte sich schnell um und kehrte sogleich zu seiner Betrachtung der Küste zurück. Zarine saß mit übergeschlagenen Beinen nicht weit von den Pferden auf dem Deck, hatte ihr Bündel und den dunklen Umhang neben sich gelegt, ihren Hosenrock ordentlich zurechtgezupft und tat so, als betrachte sie die Dächer und Türme der sich nähernden Stadt. Auch Moiraine beobachtete Illian. Sie stand geradewegs vor den Ruderern, aber von Zeit zu Zeit traf ein stechender Blick, unter der Kapuze ihres grauen, wollenen Umhangs abgeschossen, das Mädchen. *Wie hält sie es nur aus, die ganze Zeit diesen Umhang zu tragen?* Er hatte seinen Mantel aufgeknöpft und die Kragenschnur

seines Hemdes aufgebunden.

Zarine lächelte, wenn die Aes Sedai sie anblickte, aber jedesmal, wenn sich Moiraine wieder abwandte, schluckte sie und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Perrin bewunderte sie beinahe, wie sie es fertigbrachte zu lächeln, wenn Moiraine herschaute. Das war erheblich mehr, als er zuwege brachte. Er hatte es noch nie erlebt, daß die Aes Sedai wirklich die Nerven verlor, aber er wünschte sich allmählich, daß sie einmal schreien oder wüten oder sonst was anstellen würde, anstatt ihn nur so anzustarren. *Licht, na ja, alles auch wieder nicht, aber ...* Vielleicht ließ sich dieser Blick ja auch aushalten.

Lan saß weiter vorn am Bug. Sein farbverändernder Umhang lag eingerollt in einer der Satteltaschen zu seinen Füßen. Äußerlich war er auf die Betrachtung seiner Schwertklinge konzentriert, aber er gab sich wenig Mühe, zu verbergen, daß er sich köstlich amüsierte. Manchmal schienen sich seine Lippen beinahe zu einem Lächeln zu verziehen. Perrin war allerdings nicht sicher; gelegentlich glaubte er, es könne auch an einem Schatten liegen. Schatten konnten auch einen Hammer so seltsam erscheinen lassen, als lächle er. Jede der beiden Frauen hielt sich offenbar für das Objekt dieser Erheiterung, aber dem Behüter schienen die finsteren Mienen nichts auszumachen, die sich ihm gelegentlich zuwandten.

Vor ein paar Tagen hatte Perrin gehört, wie Moiraine Lan mit eisiger Stimme gefragt hatte, ob er irgend etwas sehe, was zum Lachen sei. »Ich würde dich niemals auslachen, Moiraine Sedai«, hatte er gelassen geantwortet, »aber wenn du wirklich vorhast, mich zu Myrelle zu schicken, muß ich das Lächeln wohl üben. Ich hörte, daß Myrelle ihren Behütern manchmal Witze erzählt. Die Gaidin müssen über die Scherze ihrer Schützlinge lächeln. Du hast mich doch auch öfters zum Lachen gebracht, oder? Vielleicht ist es dir doch lieber, wenn ich bei dir bleibe?« Ihr Blick hätte jeden anderen Mann an den Mast genagelt, aber der Behüter blinzelte nicht einmal. Gegen Lan wirkte kalter Stahl wie Blech.

Die Mannschaft hatte sich angewöhnt, ganz leise über die Planken zu schleichen, wenn Moiraine und Zarine gleichzeitig an Deck waren. Kapitän Adarra hielt den Kopf schräg und wirkte, als lausche er nach etwas, was er lieber nicht hören wollte. Er gab seine Befehle im Flüsterton, anstatt zu schreien, wie er es anfangs getan hatte. Mittlerweile wußte jeder, daß Moiraine eine Aes Sedai war, und jedem war klar, daß sie schlechte Laune hatte. Perrin hatte sich zu einem lauten Wortwechsel mit Zarine hinreißen lassen, und er war nicht sicher, aber einer von ihnen hatte die Worte Aes Sedai gebraucht. Nun wußte es die ganze Mannschaft. *Verdammte Frau!* Meinte er damit Moiraine oder Zarine? Er wußte es selbst nicht. *Wenn sie der Falke ist, was soll dann der Habicht bedeuten? Muß ich mich etwa mit gleich zwei Frauen von der Sorte abfinden? Licht! Nein! Sie ist kein Falke, und damit basta!* Das einzige Gute, was er dieser zornigen Aes Sedai abgewinnen konnte, war die Tatsache, daß nun keines der Besatzungsmitglieder seinen Augen besondere Aufmerksamkeit widmete.

Loial war nirgendwo zu sehen. Der Ogier blieb grundsätzlich in seiner stickigen Kabine, wenn Moiraine und Zarine gemeinsam oben an Deck waren. Er behauptete, an seinen Notizen zu arbeiten. Er kam lediglich nachts an Deck, um seine Pfeife zu rauchen. Perrin verstand nicht, wie er die Hitze ertragen konnte. Selbst Moiraine und Zarine waren eher zu ertragen als der Aufenthalt unter Deck.

Er seufzte und hielt den Blick auf Illian gerichtet. Es war eine große Stadt, auf die sie da zuhielten, genauso groß wie Cairhien oder Caemlyn, die beiden einzigen großen Städte, die er je gesehen hatte, und es erhob sich aus einem riesigen Sumpfgebiet, das sich wie eine grasbewachsene Ebene viele Meilen weit erstreckte. Illian besaß keine Stadtmauer und schien nur aus Türmen und Palästen zu bestehen. Die Gebäude waren aus hellem Stein erbaut, außer einigen, die wohl weiß verputzt waren. Aber dieser Naturstein war an manchen Stellen weiß, dann wieder grau und rötlich und gelegentlich sogar hellgrün schattiert. Dächer aus glasierten Ziegeln schimmerten in hundert verschiedenen Farbtönen unter den Strahlen der Sonne. An den langen Kaimauern lagen viele Schiffe, die meisten davon viel größer als die *Schneegans*. Überall wurde Ladung gelöscht oder neue Ladung genommen, und es wimmelte von Arbeitern. Am hinteren Ende des Hafens befanden sich Werften, wo große Schiffe in allen Stadien der Fertigung zu sehen waren – von Skeletten aus breiten Holzrippen bis zu solchen, die, nahezu fertig, bereit lagen, um vom Stapel gelassen zu werden.

Vielleicht war Illian groß genug, daß sich die Wölfe von dort fernhielten. Sie würden in diesen Sümpfen bestimmt nicht jagen. Die *Schneegans* war den Wölfen davongefahren, die ihm von den Bergen her gefolgt waren. Jetzt fühlte er mit seinem Geist vorsichtig nach ihnen, fand aber nichts. Ein seltsam leeres Gefühl war das, obwohl er es ja so gewollt hatte. Seine Träume hatte er seit jener ersten Nacht mit niemandem mehr teilen müssen. Moiraine hatte ihn mit kalter Stimme danach gefragt, und er hatte ihr die Wahrheit gesagt. Zweimal noch hatte er sich in einem dieser eigenartigen Wolfsträume befunden, und beide Male war Springer erschienen und hatte ihn wieder verjagt, ihm gesagt, er sei noch zu jung, zu neu. Er hatte keine Ahnung, was Moiraine davon hielt. Sie sagte nichts, nur, daß

er aufpassen müsse und vorsichtig sein.

»Das kommt mir durchaus entgegen«, grollte er. Er gewöhnte sich schon daran, daß Springer tot und doch nicht tot war, zumindest in den Wolfsträumen. Hinter sich hörte er die Stiefel Kapitän Adarras über das Deck schlurfen. Der Kapitän murmelte irgend etwas. Wahrscheinlich hatten ihn die laut ausgesprochenen Worte Perrins aufgescheucht.

Haltetaue wurden vom Schiff aus auf den Kai geworfen. Während sie noch an den Steinpfosten festgezurrt wurden, entwickelte der Kapitän nun mit einemmal fieberhafte Aktivität. Er flüsterte energisch mit seinen Seeleuten. Er ließ Ladebäume ausschwenken, um so schnell wie möglich die Pferde an Land zu hieven. Die Planke lag auch schon für die Landgänger bereit. Lans schwarzes Streitroß schlug aus und hätte beinahe den Ladebaum gebrochen, an dem es hing. Für Loials riesiges, zottiges Reittier brauchte man zwei Ladebäume.

»Eine Ehre«, flüsterte Adarra Moiraine mit einer Verbeugung zu, als sie auf die breite Laufplanke trat, die zum Kai führte. »Eine Ehre, Euch gedient zu haben, Aes Sedai.« Sie schritt hinunter, ohne ihn eines Blickes zu würdigen. Ihr Gesicht war unter der Kapuze verborgen.

Loial erschien erst, als alle anderen und die Pferde bereits an Land waren. Der Ogier stampfte über die Laufplanke und versuchte, sich den langen Mantel anzuziehen, während er gleichzeitig seine großen Satteltaschen und die gestreifte Deckenrolle schleppte. Den Umhang hatte er sich über einen Arm gelegt. »Ich wußte nicht, daß wir angekommen waren«, grollte er atemlos. »Ich habe meine …« Nach einem Blick auf Moiraine sprach er nicht weiter. Sie schien konzentriert Lan zu beobachten, wie er Aldieb sattelte, doch die Ohren des Ogiers zuckten wie bei einer nervösen Katze.

Seine Notizen, dachte Perrin. *Eines Tages muß ich nachlesen, was er über all dies zu sagen hat.* Etwas kitzelte ihn im Nacken, und er fuhr gewaltig zusammen, bis er den sauberen Pflanzenduft erkannte, der durch die Gewürze, den Teergeruch und den üblichen Gestank eines Hafens drang.

Zarine winkte mit ihrem Finger und lächelte. »Wenn ich das mit einer leichten Berührung meiner Finger fertigbringe, Bauernjunge, dann frage ich mich, wie hoch du erst springen würdest, wenn ich …?«

Er hatte allmählich genug von den berechnenden Blicken aus diesen dunklen, schräg stehenden Augen. *Sie mag ja hübsch sein, aber sie sieht mich an wie ein Werkzeug, das ich noch nie zuvor gesehen habe, als versuche sie herauszufinden, wie es hergestellt wurde und wozu man es wohl benützt.*

»Zarine.« Moiraines Stimme klang kühl und beherrscht.

»Man nennt mich Faile«, sagte Zarine energisch, und einen Augenblick lang wirkte sie mit ihrer auffallenden Nase wirklich wie ein Falke.

»Zarine«, sagte Moiraine entschlossen, »es ist Zeit, daß sich unsere Wege trennen. Ihr werdet anderswo bessere und weniger gefährliche Jagd finden.«

»Ich glaube nicht«, sagte Zarine genauso eindeutig. »Eine Jägerin muß der Spur folgen, die sie erkennt, und kein Jäger würde die Spur außer acht lassen, die Ihr hinterlaßt. Und ich heiße Faile.« Sie verdarb den Effekt ein wenig, als sie tapfer schluckte, aber sie zuckte mit keiner Wimper unter Moiraines Blick.

»Seid Ihr sicher?« fragte Moiraine leise. »Seid Ihr sicher, daß Ihr Eure Meinung nicht ändern werdet, Falke?«

»Das werde ich nicht. Ihr oder Euer Behüter mit dem steinernen Gesicht könnt nichts tun, was mich davon abhält.« Zarine zögerte und fügte dann bedächtig hinzu, als habe sie sich gerade zu vollkommener Ehrlichkeit entschlossen: »Zumindest werdet Ihr nichts tun, um mich davon abzuhalten. Ich weiß ein wenig über die Aes Sedai Bescheid, und allen Geschichten zum Trotz gibt es Dinge, die Ihr nicht tut. Und ich glaube nicht, daß Steingesicht tun würde, was er müßte, um mich zum Aufgeben zu zwingen.«

»Seid Ihr da sicher genug, um es zu riskieren?« Lan sprach leise, und sein Gesichtsausdruck änderte sich nicht, aber Zarine mußte wieder schlucken.

»Es ist nicht nötig, ihr zu drohen, Lan«, sagte Perrin. Er war überrascht, sich dabei zu ertappen, wie er den Behüter zornig anblickte.

Moiraines Blick brachte ihn genau wie den Behüter zum Schweigen. »Ihr glaubt, Ihr wißt, was eine Aes Sedai macht und was nicht, ja?« sagte sie noch leiser als zuvor. Ihr Lächeln war alles andere als angenehm. »Falls Ihr mit uns gehen wollt, werdet Ihr folgendes tun.« Lan zwinkerte überrascht, und die beiden Frauen starrten sich an wie Maus und Falke, nur daß Zarine diesmal nicht der Falke war. »Ihr werdet bei Eurem Jägereid schwören, daß Ihr tut, was ich sage, daß Ihr auf mich hört und uns nicht verlaßt. Sobald Ihr mehr von unseren Aufgaben wißt, als Ihr solltet, lasse ich Euch nicht in die falschen Hände fallen. Und das ist die Wahrheit, Mädchen. Ihr werdet schwören, als eine von uns zu handeln und nichts zu tun, was unsere Mission gefährdet. Ihr werdet nicht in Frage stellen, wohin wir gehen und warum. Ihr werdet Euch mit dem zufriedengeben, was ich Euch sage. Ihr werdet all dies schwören

oder hier in Illian bleiben. Und diesen Sumpf werdet Ihr nicht mehr verlassen, bis ich zurückkehre, um Euch zu entlassen, und wenn es den Rest Eures Lebens über dauert. Das schwöre *ich*.«

Zarine wandte nervös den Kopf ab und beobachtete Moiraine aus den Augenwinkeln. »Wenn ich das schwöre, darf ich Euch begleiten?« Die Aes Sedai nickte. »Ich werde einer von Euch sein wie Loial oder Steingesicht. Aber ich darf keine Fragen stellen. Dürfen sie denn Fragen stellen?« Moiraine verlor ein wenig von ihrer Geduld. Zarine richtete sich höher auf und hielt den Kopf hoch. »Also gut. Ich schwöre es beim Eid, den ich als Jägerin leistete. Wenn ich einen breche, habe ich beide gebrochen. Ich schwöre!«

»Gemacht«, sagte Moiraine und berührte die Stirn der jüngeren Frau. Zarine schauderte. »Da Ihr sie zu uns gebracht habt, Perrin, seid Ihr nun für sie verantwortlich.«

»Ich?« jaulte er auf.

»Für mich ist niemand verantwortlich außer ich selbst!« schrie Zarine fast.

Die Aes Sedai fuhr ernst fort, als habe keiner von ihnen auch nur den Mund geöffnet: »Es scheint, Ihr habt Mins Falken gefunden, *Ta'veren*. Ich habe mich bemüht, sie zu entmutigen, aber mir scheint, sie will sich auf Eurer Schulter niederlassen, gleich, was ich tue. Das Muster webt eine Zukunft für Euch, scheint mir. Aber denkt auch an folgendes: Wenn ich muß, schneide ich Euren Faden aus dem Muster heraus. Und falls das Mädchen das gefährdet, was sein muß, werdet Ihr ihr Schicksal teilen.«

»Ich habe sie nicht darum gebeten mitzukommen«, protestierte Perrin. Moiraine stieg gelassen auf Aldieb und zog ihren Umhang über den Sattel der weißen Stute zurecht. »Ich habe sie nicht gebeten!« Loial zuckte die Achseln und formte lautlos mit den Lippen ein Wort. Zweifellos hatte es mit der Gefahr zu tun, eine Aes Sedai zu ärgern.

»Du bist ein *Ta'veren?*« fragte Zarine ungläubig. Ihr Blick glitt über seine feste Bauernkleidung und blieb an seinen gelben Augen hängen. »Na ja, vielleicht. Was du auch sein magst, jedenfalls droht sie dir genau wie mir. Wer ist Min? Was meint sie damit: Ich wolle mich auf deiner Schulter niederlassen?« Ihr Gesicht verhärtete sich. »Wenn du versuchst, wirklich für mich die Verantwortung zu übernehmen, schneide ich dir die Ohren ab. Verstehst du?«

Er verzog das Gesicht, steckte seinen entspannten Bogen unter den Sattelgurt an Trabers Flanke und kletterte in den Sattel. Von den Tagen an Bord des Schiffes nervös gemacht, tänzelte der Braune, bis Perrin ihn mit festem Zügelgriff und beruhigendem Tätscheln auf den Hals zur Ruhe brachte.

»Das verdient gar nicht erst eine Antwort«, grollte er. *Min hat es ihr natürlich erzählt, das Klatschweib! Verflucht sollst du sein, Min! Und du auch, Moiraine! Und Zarine!* Er konnte sich nicht daran erinnern, daß Rand oder Mat jemals so von allen Seiten von Frauen herumgeschubst worden waren. Er selbst auch nicht, bevor er Emondsfelde verlassen hatte. Nynaeve war die einzige gewesen, die das fertigbrachte. Und Frau Luhhan natürlich. Sie beherrschte sowohl ihn wie auch Meister Luhhan überall, nur nicht in der Schmiede. Egwene hatte ähnliche Fähigkeiten entwickelt, aber natürlich meistens in bezug auf Rand. Frau al'Vere, Egwenes Mutter, hatte immer gelächelt, aber am Ende wurde gewöhnlich alles doch so gemacht, wie sie es wünschte. Und immer hatten die Frauen die Fäden in der Hand behalten.

Er knurrte etwas in sich hinein, faßte dann nach unten und packte Zarine am Arm. Sie quiekte vor Schreck und hätte beinahe ihr Bündel fallen lassen, als er sie hinter sich in den Sattel hob. Dieser Hosenrock, den sie trug, machte es ihr leicht, auf Traber zu sitzen. »Moiraine wird dir ein Pferd kaufen müssen«, murmelte er. »Du kannst ja nicht den ganzen Weg laufen.«

»Du bist stark, Schmied«, sagte Zarine und rieb sich den Arm. »Aber ich bin kein Stück Eisen.« Sie rutschte herum und stopfte schließlich ihr Bündel und ihren Umhang zwischen sich und Perrin. »Wenn nötig, kann ich mir selbst ein Pferd kaufen. Den ganzen Weg wohin?«

Lan ritt bereits vom Kai herunter in die Stadt hinein, und Moiraine und Loial befanden sich dicht hinter ihm. Der Ogier blickte sich nach Perrin um.

»Keine Fragen, denk daran! Und ich heiße Perrin, Zarine. Nicht ›großer Mann‹ oder ›Schmied‹ oder irgend etwas anderes. Perrin. Perrin Aybara.«

»Und ich heiße Faile, Krauskopf!«

Mit etwas, das einem Fauchen nahekam, ließ er Traber die Stiefel spüren und den anderen hinterhergaloppieren. Zarine mußte die Arme um seine Taille legen, damit sie nicht abgeworfen wurde. Er glaubte, sie lachen zu hören.

Zum fröhlichen Dachs

Im Lärm der Stadt ging Zarines Lachen schnell unter – falls er sich da nicht sowieso getäuscht hatte. Es war so, wie Perrin es von Caemlyn und Cairhien her kannte. Hier waren die Geräusche allerdings etwas anders, gedämpfter, und sie bewegten sich auf einer anderen Tonhöhe, doch im Prinzip war es das gleiche: Stiefel und Räder und Hufe auf groben, unebenen Pflastersteinen, das Achsenquietschen von kleinen Karren bis zu großen Wagen, Musik und Gesang und Gelächter, das aus Schenken und Tavernen drang. Stimmen. Ein Stimmengesumme, als habe er den Kopf in einen gigantischen Bienenstock gesteckt. Eine große, lebendige Stadt.

Aus einer Seitenstraße hörte er das metallische Geräusch eines Hammers auf einem Amboß, und unwillkürlich richtete er sich auf. Er vermißte das Gefühl von Hammer und Zange in seinen Händen, den Anblick des weißglühenden Metalls, wie es unter seinen formenden Schlägen Funken sprühte. Die Geräusche der Schmiede verklangen hinter ihm, wurden begraben unter dem Gerumpel der Karren und Wagen und dem Geplappere der Ladeninhaber und der Passanten auf den Straßen. Unter all den Gerüchen nach Menschen und Pferden, Wirtshäusern und Bäckereien und den hundert anderen, die so bezeichnend für eine Stadt waren, lag hier der Geruch nach Salz und Sumpf und Brackwasser.

Er war überrascht, als sie innerhalb der Stadt eine Brücke passierten. Es war ein niedriger Steinbau, der über einen nicht mehr als dreißig Schritt breiten Wasserweg führte. Bei der dritten solchen Brücke wurde ihm dann klar, daß kreuz und quer durch Illian genauso viele Kanäle wie Straßen verliefen. Männer stießen schwer beladene Lastkähne mit Hilfe von langen Stangen voran, während oben die Kutscher ihre Peitschen knallen ließen, um die Gespanne mit den schweren Wagen anzutreiben. Sänften schoben sich durch die Menschenmengen auf den Straßen. Gelegentlich sah er die lackierte Kutsche eines reichen Kaufmanns oder Adligen mit einem auf die Tür groß aufgemalten Wappen oder Abzeichen. Viele der Männer trugen eigenartige Bärte, bei denen die Oberlippe frei blieb, und die Frauen schienen breitkrempige Hüte mit angenähten Schals zu bevorzugen, die sie sich um den Hals schlangen.

Einmal überquerten sie einen Platz von immensen Ausmaßen, der von riesigen Säulen eingerahmt war. Sie bestanden aus weißem Marmor, waren mindestens fünfzehn Spannen hoch, maßen zwei Spannen im Durchmesser und stützten überhaupt nichts außer jeweils einen in Stein gehauenen Olivenzweig obenauf. An jedem Ende des Platzes stand ein riesengroßer weißer Palast mit Säulenumgängen, luftigen Balkonen, schlanken Türmchen und purpurroten Dächern. Auf den ersten Blick schienen beide genau gleich, aber dann merkte Perrin, daß der eine um ein weniges kleiner war und seine Türmchen vielleicht ein klein bißchen niedriger.

»Der Königspalast«, sagte Zarine hinter seinem Rücken, »und die Große Halle des Konzils. Man sagt, der erste König von Illian habe dem Konzils der Neun zugestanden, daß sie jeden Palast haben konnten, den sie wollten, aber er dürfe nicht größer sein als sein eigener. Also baute das Konzil den Königspalast haargenau nach, aber jedes Maß um zwei Fuß geringer. So hielt man das seither in Illian. Der König und das Konzil der Neun streiten sich ständig, und die große Ratsversammlung streitet sich mit beiden herum, und während sie ihre Privatfehden austragen, leben die Menschen mehr oder weniger unbehelligt, wie sie es wünschen. Das hat sich recht gut bewährt, wenn man schon an eine bestimmte Stadt gebunden ist. Wahrscheinlich willst du auch noch wissen, Schmied, daß dies der Tammuz-Platz ist, wo ich den Jägereid ablegte. Ich glaube, ich werde dir soviel beibringen müssen, damit keiner das Heu in deinem Haar bemerkt.«

Perrin hielt mit großer Mühe den Mund und beschloß, sich künftig nicht mehr so neugierig umzusehen.

Niemand hier schien Loial als besonders ungewöhnlich zu betrachten. Ein paar Leute blickten ihm hinterher, und einige kleinere Kinder liefen ihnen ein Stückchen nach, aber offenbar waren Ogier in Illian keineswegs unbekannt. Auch schien niemand hier die Hitze und die Feuchtigkeit zu bemerken.

Diesmal schien Loial nicht besonders glücklich darüber zu sein, daß ihn die Menschen so selbstverständlich hinnahmen. Seine langen Augenbrauen hingen ihm traurig auf die Wangen herunter, und seine Ohren waren welk. Perrin meinte, es könne aber auch an der Luft liegen. Sein Hemd klebte an ihm – naß vom Schweiß und dieser Feuchtigkeit, die in der Luft lag.

»Fürchtest du, daß du hier andere Ogier antreffen könntest, Loial?« fragte Perrin. Er spürte, wie sich Zarine hinter ihm rührte, und verfluchte sein loses Mundwerk. Er wollte die junge Frau eigentlich noch weniger wissen lassen, als Moiraine sowieso schon angedeutet hatte. Das wäre dann vielleicht Grund genug für sie zu verschwinden. *Falls Moiraine sie jetzt überhaupt noch gehen läßt. Seng mich, ich will keinen verfluchten Falken*

auf der Schulter tragen, und wenn sie noch so hübsch ist.

Loial nickte. »Unsere Steinwerker kommen manchmal hierher.« Er sprach im Flüsterton, und zwar nicht nur leise für einen Ogier, sondern diesmal wirklich leise. Selbst Perrin konnte ihn kaum verstehen. »Aus dem Stedding Schangtai, meine ich. Es waren Handwerker aus unserem *Stedding,* die einen Teil Illians erbauten – den Palast der Versammlung, die große Halle des Konzils, einige der anderen –, und sie schicken immer nach uns, wenn es etwas zu reparieren gibt. Perrin, falls Ogier hier sind, werden sie mich zwingen, ins *Stedding* zurückzugehen. Daran hätte ich vorher denken sollen. Dieser Ort macht mich nervös, Perrin.« Seine Ohren zuckten unruhig.

Perrin ließ Traber näher aufrücken und faßte hoch, um Loial auf die Schulter zu klopfen. Es war ein langer Weg für seine Hand – bis über Kopfhöhe. Da er sich Zarines Gegenwart in seinem Rücken nur zu bewußt war, wählte er seine Worte sorgfältig. »Loial, ich glaube nicht, daß Moiraine das zulassen würde. Du warst schon so lange bei uns, und sie scheint zu wünschen, daß du bei uns bleibst. Sie wird dich nicht gehen lassen, Loial.« *Warum nicht?* fragte er sich auf einmal. *Sie hält mich hier, weil sie glaubt, ich sei für Rand wichtig, und vielleicht auch, damit ich niemandem etwas von dem erzähle, was ich weiß. Vielleicht will sie ihn aus demselben Grund hierbehalten.*

»Natürlich würde sie es verhindern«, sagte Loial mit leicht gestärkter Stimme, und seine Ohren stellten sich auf. »Ich bin schließlich auch sehr nützlich. Es kann sein, daß sie wieder die Kurzen Wege benützen will, und das könnte sie nicht ohne mich.« Zarine rührte sich wieder an Perrins Rücken, und er schüttelte den Kopf, um Loial auf sie aufmerksam zu machen. Aber der schaute gar nicht her. Er schien gerade erst selbst begriffen zu haben, was er gesagt hatte. Die Haarbüschel an seinen Ohren sanken wieder ein wenig herunter. »Ich hoffe, es liegt nicht nur daran, Perrin.« Der Ogier blickte sich in der Stadt um, und seine Ohren sanken nun wieder ganz herab. »Mir gefällt dieser Ort nicht, Perrin.«

Moiraine ritt näher an Lan heran und sprach leise auf ihn ein, aber Perrin konnte verstehen, was sie sagte. »Irgend etwas an dieser Stadt ist merkwürdig.« Der Behüter nickte.

Perrin juckte es zwischen den Schulterblättern. Die Aes Sedai hatte sich ernst angehört. *Erst Loial und nun sie. Bin ich etwa blind?* Die Sonne strahlte auf die glänzenden Dachziegel herunter, und ihr Licht wurde von den blassen Mauern reflektiert. Die Gebäude wirkten, als müsse ihr Inneres angenehm kühl sein. Sie strahlten Sauberkeit aus, diese Gebäude. Und auch die Menschen. Die Menschen.

Zuerst bemerkte er nichts Außergewöhnliches. Männer und Frauen gingen zielbewußt ihren Geschäften nach, wenn auch etwas langsamer, als er es vom Norden her gewohnt war. Er glaubte, das müsse an der Hitze und dem grellen Sonnenschein liegen. Dann entdeckte er einen Bäckerjungen, der ein großes Tablett mit frischen Broten auf dem Kopf balancierte und die Straße herunterlief. Der junge Bursche hatte einen Gesichtsausdruck, der schon fast bösartig wirkte. Eine Frau vor einer Weberei sah aus, als wolle sie den Mann, der ihr die bunten Garnspulen zeigte, am liebsten ohrfeigen. Ein Jongleur an einer Ecke biß die Zähne zusammen und betrachtete die Leute, die ihm Münzen in die vor ihm liegende Kappe warfen, als hasse er sie alle. Nicht jeder wirkte so, aber ihm schien, daß zumindest jedem Fünften Zorn oder Haß im Gesicht geschrieben stand. Und er glaubte nicht, daß sie sich dessen bewußt waren.

»Was ist los?« fragte Zarine. »Du bist plötzlich so verkrampft. Es ist, als halte man sich an einem Felsblock fest.«

»Etwas stimmt hier nicht«, sagte er zu ihr. »Ich weiß nicht, was, aber es stimmt wirklich irgend etwas nicht.« Loial nickte traurig und murmelte etwas davon, daß sie ihn zurückbringen würden.

Der Baustil in ihrer Umgebung veränderte sich im Weiterreiten. Sie überquerten noch mehr Brücken zur anderen Seite Illians hin. Die Mauern waren nun häufig unverputzt. Die Türmchen und Paläste verschwanden und machten Schenken und Lagerhäusern Platz. Viele der Männer auf der Straße und auch einige der Frauen gingen mit eigenartig rollenden Bewegungen einher. Sie alle waren barfuß wie die Seeleute. In der Luft lag ein starker Geruch nach Pech und Hanf und vor allem nach Holz – frisch gehacktem und auch lackiertem, und sauer riechender Schlamm überlagerte das alles noch. Auch die von den Kanälen ausgehenden Gerüche waren hier anders. Er rümpfte die Nase. *Nachttöpfe,* dachte er. *Nachttöpfe und alte Sickergruben hinter den Aborten.* Ihm wurde ein wenig übel davon.

»Die Brücke der Blumen«, verkündete Lan, als sie wieder über eine der niedrigen Brücken ritten. Er atmete tief ein. »Und nun befinden wir uns im Riechenden Viertel. Die Illianer sind ein Volk von Poeten.«

Zarine unterdrückte offensichtlich das Lachen, indem sie sich an Perrins Rücken drückte.

Als habe er mit einemmal die Geduld verloren, sich dem langsamen Rhythmus der Illianer anzupassen, führte Lan sie nun schnell durch die Straßen zu einer Schenke. Zwei Stockwerke waren aus rauhem, grüngeädertem Stein erbaut, und obenauf thronten blaßgrüne Dachplatten. Der Abend nahte, und mit dem Sinken der Sonne wurden ihre

Strahlen erträglicher. Das brachte ein wenig Erleichterung von der Hitze, aber eben nicht viel. Ein paar Jungen saßen auf den kurzen Steinpfosten vor der Schenke, und nun hüpften sie herunter und nahmen ihre Pferde in Empfang. Ein schwarzhaariger Bursche von vielleicht zehn Jahren fragte Loial, ob er ein Ogier sei, und als Loial das bejahte, sagte der Junge: »Ich das gedacht haben.« Er grinste selbstgefällig und nickte dabei. Dann führte er Loials großes Pferd weg und warf im Gehen die Kupfermünze hoch, die ihm Loial gegeben hatte. Er fing sie ebenso geschickt wieder auf.

Perrin blickte mit gerunzelter Stirn zu dem Schild hoch, das über dem Eingang hing. Ein weiß gestreifter Dachs tanzte auf den Hinterbeinen mit einem Mann, der etwas wie eine silberne Schaufel zu tragen schien. *Zum fröhlichen Dachs* stand darauf. *Das muß aus irgendeiner Geschichte stammen, die ich noch nie gehört habe.*

Im Schankraum lagen Sägespäne auf dem Fußboden und Tabakrauch in der Luft. Es roch außerdem nach Wein und Fisch aus der Küche und nach einem schweren, blumigen Parfum. Die freiliegenden Deckenbalken waren roh behauen und dunkel vom Alter. So früh am Abend waren nur etwa ein Viertel der Stühle und Bänke besetzt. Da saßen vor allem Arbeiter in einfachen Jacken und Westen, und einige davon zeigten die schwieligen bloßen Füße von Seeleuten. Alle saßen so nahe wie möglich zusammengedrängt um einen Tisch herum. Dort tanzte mit wirbelndem Rock auf der Tischfläche ein hübsches, dunkeläugiges Mädchen – von ihr ging der Parfumduft aus – und sang, begleitet von einer zwölfseitigen Zither. Ihre lose weiße Bluse war auffallend tief ausgeschnitten. Perrin erkannte die Melodie – ›Die Tänzerin‹ –, aber der Text des Mädchens war ganz anders als der, den er kannte.

»Ein Mädel aus Lugard kam in die Stadt, um was zu erleben.
Sie lachte und blinzelte jedem gleich zu,
die Herzen der Jungs bracht' sie zum Beben.
Ihre Beine so schlank, die Haut so zart,
so fing sie 'nen Käpten sich ein im Nu.
Mit jedem Mann, ob sanft oder hart,
war sie bereit, einen zu heben.«

Sie fing die nächste Strophe an, und als Perrin begriff, was sie da sang, lief er knallrot an. Er hatte geglaubt, nachdem er die Kesselflickermädchen hatte tanzen sehen, könne ihn nichts mehr aus der Fassung bringen, aber die hatten nur angedeutet, was dieses Mädchen offen heraussang.

Zarine nickte im Rhythmus der Musik und lächelte. Als sie ihn anblickte, grinste sie schließlich breit. »Na, Bauernjunge, ich habe ja noch nie einen Mann in deinem Alter kennengelernt, der immer noch rot wird.« Er funkelte sie an und hätte beinahe etwas Dummes gesagt. *Diese verdammte Frau bringt mich aus der Ruhe, bevor ich auch nur denken kann. Licht, ich wette, sie glaubt, ich hätte noch nie ein Mädchen geküßt!* Er bemühte sich, nicht mehr auf den Text des Liedes zu achten, den das Mädchen sang. Wenn er die Röte nicht schleunigst aus seinem Gesicht vertrieb, würde Zarine garantiert noch mehr auf ihm herumhacken.

Die Wirtin hatte bei ihrem Eintreten ganz kurz überrascht dreingeblickt. Die große, rundliche Frau, die ihr Haar im Nacken zu einem dicken Dutt zusammengebunden hatte und die stark nach Seife roch, überwand ihre Überraschung jedoch schnell und eilte zu Moiraine herüber.

»Frau Mari«, sagte sie, »ich hatte nicht erwartet, Euch heute hier zu sehen!« Sie zögerte, musterte Perrin und Zarine kurz und warf Loial einen Blick zu, doch keinen so forschenden wie den zuvor. Ihre Miene hellte sich sogar beim Anblick des Ogiers auf. Doch ihre Aufmerksamkeit galt in erster Linie ›Frau Mari‹. Sie senkte die Stimme. »Meine Tauben nicht ankommen bei Euch?« Sie schien Lan als Teil von Moiraine ganz selbstverständlich hinzunehmen.

»Bestimmt sind sie sicher angekommen, Nieda«, sagte Moiraine. »Ich war weg, aber Adine hat bestimmt alles aufgeschrieben, was Ihr berichtet habt.« Sie betrachtete das Mädchen auf dem Tisch ohne ein äußeres Anzeichen der Mißbilligung. »Im *Dachs* war es erheblich ruhiger, als ich zuletzt hier war.«

»Ja, Frau Mari, das sein so. Aber die Rabauken noch nicht über den Winter weggekommen sind, es mir scheinen. Ich in zehn Jahren keine Rauferei im *Dachs* haben, bis der Schwanz von diesem Winter vorbei sein.« Sie nickte in Richtung eines Mannes, der ausnahmsweise nicht in der Nähe der Sängerin saß. Der Bursche war noch größer als Perrin und stand mit verschränkten, mächtigen Armen an eine Wand gelehnt da. Mit dem Fuß klopfte er im Rhythmus der Musik. »Sogar Bili Schwierigkeiten haben, sie zu halten zurück. Deshalb ich einstellen das Mädchen, damit auf andere Gedanken sie kommen. Von irgendwo in Altara sie ist.« Sie hielt den Kopf schief und hörte einen Augenblick lang zu. »Eine gute Stimme, aber ich singen besser, ja, und auch tanzen besser, als ich sein in ihrem Alter.«

Perrin schnappte nach Luft, als er sich diese mächtige Frau auf einem Tisch beim Tanzen vorstellte. Und wenn

sie dann noch dieses Lied sang – ein bißchen Text drang zu ihm durch: »Ich trag nichts drunter gewiß, gewiß« –, und dann knallte ihm Zarine eine Faust in die Rippen. Er stöhnte auf.

Nieda sah zu ihm herüber. »Ich werden Euch ein wenig Honig und Schwefel mischen, Junge, für Euren Hals. Ihr sicher nicht wollen noch mehr Erkältung vor dem Frühling, wo Ihr haben ein solch hübsches Mädchen am Arm.«

Moiraine warf ihm einen warnenden Blick zu, er solle sich nicht einmischen. »Seltsam, daß es hier Raufereien gibt«, sagte sie. »Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie Euer Neffe so etwas im Keim erstickte. Ist etwas vorgefallen, daß die Menschen so gereizt sind?«

Nieda dachte einen Augenblick nach. »Vielleicht. Es sein schwer zu sagen. Die jungen Lords immer kommen herunter zum Hafen, um zu feiern und sich Mädchen zu suchen, weil sie nicht dürfen, wo die Luft frischer sein. Vielleicht sie nun kommen öfters, weil Winter war so hart. Vielleicht. Und andere streiten sich auch viel öfter. Es wirklich war ein schlimmer Winter. Das machen Männer zorniger und Frauen auch. All der Regen und die Kälte. Ich sogar aufwachen an zwei Morgen mit Eis in meiner Waschschüssel. Natürlich trotzdem nicht so schlimm wie der Winter davor, aber das sein ohnehin der schlimmste Winter in tausend Jahren gewesen. Beinahe könnte ich glauben die Geschichten von Reisenden, daß gefrorenes Wasser vom Himmel fällt.« Sie kicherte, um zu zeigen, wie wenig sie daran glauben mochte. Es war ein eigenartiger Laut von einer so großen Frauensperson.

Perrin schüttelte den Kopf. *Sie glaubt nicht an Schnee?* Aber wenn sie dieses Wetter schon für kühl hielt, konnte das wohl angehen.

Moiraine senkte nachdenklich den Kopf. Die Kapuze warf ihren Schatten auf ihr Gesicht.

Das Mädchen auf dem Tisch begann eine neue Strophe, und Perrin lauschte unwillkürlich wieder. Er hatte noch nie davon gehört, daß eine Frau auch nur im entferntesten das tat, wovon sie sang, aber es klang interessant. Er bemerkte, daß Zarine ihn beobachtete, und so bemühte er sich, so zu tun, als sei er nur in Gedanken versunken gewesen.

»Was ist in letzter Zeit an Außergewöhnlichem in Illian geschehen?« fragte Moiraine schließlich.

»Ich denken, Ihr könnt Lord Brends Aufnahme in das Konzil der Neun als ungewöhnlich bezeichnen«, sagte Nieda. »Glück stich mich, ich nicht können erinnern mich, vor diesem Winter überhaupt gehört zu haben seinen Namen, aber er kommen in die Stadt – von irgendwo in der Nähe der Grenze nach Murandy, Leute sagen – und sein aufgenommen innerhalb einer Woche. Man sagen, er ein guter Mann sei und der stärkste der Neun. Sie alle folgen seiner Führung, wie man sich erzählen, obwohl er der neueste und unbekannteste sein. Aber manchmal ich träumen so seltsam von ihm.«

Moiraine hatte den Mund geöffnet, um Nieda zu sagen, sie solle sich auf die letzten Nächte beschränken, da war Perrin sicher, aber sie zögerte dann doch und fragte schließlich: »Was für seltsame Träume, Nieda?«

»Ach, nur dummes Zeug, Frau Mari. Nur dummes Zeug. Ihr wollen es wirklich wissen? Träume von Lord Brend an fremdartigen Orten und Brücken, die in der Luft hängen. Alles nebelhaft in diesen Träumen sein, aber beinahe jede Nacht sie kommen wieder. Haben Ihr jemals so etwas Dummes gehört? Glück stich mich! Aber es sein schon seltsam. Bili sagen, er träumen das gleiche. Ich glauben, er hören von meine Träume und dann machen nach. Bili sein nicht gerade klug manchmal, ich glauben.«

»Vielleicht tut Ihr ihm da unrecht«, hauchte Moiraine.

Perrin starrte ihre dunkle Kapuze an. Sie hatte einen Moment lang erschüttert gewirkt, noch mehr als damals, als sie geglaubt hatte, in Ghealdan sei ein weiterer falscher Drache aufgetaucht. Er konnte keine Angst an ihr wittern, aber … Doch, Moiraine hatte Angst. Das war ein viel erschreckenderer Gedanke als der, Moiraine sei wütend. Er konnte sie sich sehr wohl zornig vorstellen, aber daß sie Angst haben sollte …?

»Was ich nur alles zusammenquatschen«, sagte Nieda und klopfte sich auf den Dutt in ihrem Nacken. »Als ob meine närrischen Träume sein wichtig.« Sie kicherte wieder. Ein kurzes Kichern nur – das letztere war nicht ganz so närrisch wie der Glaube an Schnee. »Ihr klingen müde, Frau Mari. Ich werden Euch bringen auf Eure Zimmer. Und dann ein gutes Mahl von frisch gefangenem Rotstreifen.«

Rotstreifen? Er glaubte, das müsse wohl ein Fisch sein. Er roch den Duft kochenden Fisches aus der Küche.

»Zimmer«, sagte Moiraine. »Ja. Wir nehmen Zimmer hier. Das Essen kann warten. Schiffe. Nieda, welche Schiffe laufen nach Tear aus? Früh am Morgen. Diese Nacht muß ich etwas Bestimmtes tun.« Lan blickte sie mit gerunzelter Stirn an.

»Nach Tear, Frau Mari?« Nieda lachte. »Also, nach Tear fährt keines. Die Neun haben vor einem Monat verboten, daß ein Schiff fahren nach Tear und keines auch von Tear nach hier, obwohl ich glauben, das Meervolk sich nicht halten daran. Aber es sein kein Schiff des Meervolks im Hafen. Das sein eigenartig. Ich meinen, ein Befehl der Neun, und der König halten den Mund dazu, wo er sonst immer gleich schreien, wenn sie machen einen

Schritt ohne ihn. Oder vielleicht es doch nicht sein ganz so? Aller Klatsch sein von Krieg mit Tear, aber die Flußschiffer und die Wagenfahrer, die versorgen Heer, sagen, Soldaten blicken alle nach Norden, nach Murandy.«

»Die Wege des Schattens sind verwickelt«, sagte Moiraine mit gepreßter Stimme. »Wir werden tun, was sein muß. Die Zimmer, Nieda. Und dann werden wir Euer Mahl genießen.«

Perrins Zimmer war bequemer, als er erwartet hatte, wenn er so an den Eindruck dachte, den der *Dachs* auf ihn machte. Das Bett war breit und die Matratze weich. Die Tür war aus festen, übereinandergenagelten Leisten gefertigt, und als er die Fensterflügel öffnete, wehte eine Brise durch den Raum, die den Geruch des Hafens mit sich brachte. Und auch etwas von dem der Kanäle, doch wenigstens wurde es jetzt kühler. Er hängte Mantel, Köcher und Axt an einen Haken und stellte den Bogen in eine Ecke. Alles andere beließ er in den Satteltaschen und der Deckenrolle. Vielleicht würde die Nacht wenig Ruhe bringen.

Wenn Moiraine schon zuvor verängstigt geklungen hatte, war das nichts gegen den Tonfall gewesen, in dem sie gesagt hatte, sie müsse diese Nacht noch etwas Bestimmtes tun. In diesem Augenblick hatte sie so stark nach Angst gerochen wie eine Frau, die ihre Hand in ein Hornissennest steckt und sie mit bloßen Fingern zerdrücken will. *Was beim Licht hat sie vor? Wenn Moiraine schon Angst hat, sollte ich vor Furcht gelähmt sein.*

Aber das war er nicht, wie er feststellte. Weder vor Angst gelähmt, noch überhaupt irgendwie eingeschüchtert. Er fühlte … Erregung. Er war bereit, irgend etwas geschehen zu lassen, freute sich beinahe darauf. Entschlossen. Er kannte dieses Gefühl. Die Wölfe empfanden das, wenn sie sich zum Kampf entschlossen hatten. *Seng mich, lieber hätte ich Angst!*

Nach Loial war er der erste, der wieder unten im Schankraum erschien. Nieda hatte einen großen Tisch decken lassen. Sie konnten auf Lehnstühlen sitzen statt auf Bänken. Sie hatte sogar einen Stuhl aufgetrieben, der groß genug für Loial war. Das Mädchen auf der anderen Seite des Raums sang nun von einem reichen Kaufmann, der gerade auf unerklärliche Weise sein Pferdegespann verloren hatte und sich aus irgendeinem Grund entschloß, seine Kutsche selber zu ziehen. Die lauschenden Männer brüllten vor Lachen. An den Fenstern sah er, daß die Dunkelheit schneller herabsank, als er erwartet hatte. Es lag ein Geruch wie nach Regen in der Luft.

»In dieser Schenke gibt es ein Ogier-Zimmer«, sagte Loial, als Perrin sich hinsetzte. »Anscheinend gibt es in jeder Schenke Illians eines. Sie hoffen, Ogier-Gäste anzulocken, wenn die Steinwerker in die Stadt kommen. Nieda behauptet, es bringe Glück, wenn man einen Ogier unter dem Dach hat. Ich kann nicht glauben, daß sie viele solche Gäste bekommen. Die Steinwerker bleiben immer zusammen, wenn sie draußen arbeiten. Die Menschen handeln so überhastet, und die Ältesten fürchten immer, daß jemand die Beherrschung verlieren und einen langen Stiel an seine Axt stecken könne.« Er beäugte die Männer um die Sängerin herum mißtrauisch, als habe er sie im Verdacht, etwas Böses im Schilde zu führen. Seine Ohren hingen wieder herunter.

Der reiche Kaufmann war nun gerade dabei, seine Kutsche zu verlieren, und die Männer wieherten vor Lachen. »Hast du herausgefunden, ob sich Ogier aus dem Stedding Schangtai in Illian aufhalten?«

»Es waren welche da, aber Nieda sagte, sie seien im Winter bereits abgereist. Sie meinte, sie hätten ihre Arbeit nicht einmal beendet. Das verstehe ich nicht. Die Steinwerker hätten niemals ihre Arbeit liegen lassen, außer man hätte sie nicht bezahlt, und Nieda sagte, daran habe es nicht gelegen. Eines Morgens waren sie einfach fort. Jemand hat sie nachts den Maredodamm hinabgehen sehen. Perrin, mir gefällt diese Stadt nicht. Ich weiß nicht, warum, aber sie macht mich … nervös.«

»Ogier«, stellte Moiraine fest, »sind für manche Dinge empfänglich.« Sie hatte ihr Gesicht noch immer verborgen, aber Nieda hatte offensichtlich jemanden ausgeschickt, um ihr einen leichteren Umhang aus dunkelblauem Leinen zu kaufen. Lan rückte ihr den Stuhl zurecht. Sein Blick war besorgt.

Zarine kam als letzte herunter. Sie fuhr sich mit den Fingern durch ihr frischgewaschenes Haar. Der Kräuterduft umgab sie noch stärker als sonst. Sie betrachtete das Tablett, das Nieda auf den Tisch stellte, und knurrte leise: »Ich hasse Fisch.«

Die rundliche Frau hatte alle Speisen auf einem kleinen Servierwagen mit mehreren Fächern hereingerollt. Der Wagen war zum Teil noch ein wenig verstaubt. Wahrscheinlich hatte sie ihn Moiraines wegen aus dem Lager holen lassen. Das Geschirr war aus dem Porzellan des Meervolks, wenn auch an manchen Stellen angestoßen.

»Eßt«, sagte Moiraine und sah dabei Zarine an. »Denkt daran, daß jedes Mahl Euer letztes sein könnte. Ihr habt Euch entschlossen, mit uns zu kommen. Also werdet Ihr heute abend Fisch essen. Morgen sterbt Ihr vielleicht.«

Perrin kannte den beinahe runden Fisch mit den roten Streifen nicht, aber er roch gut. Er hob sich gleich zwei davon mit der Serviergabel auf seinen Teller und grinste dann Zarine mit vollem Mund an. Der Fisch schmeckte auch gut, leicht gewürzt, wie er war. *Iß deinen schrecklichen Fisch, Falke,* dachte er. Er dachte auch, daß Zarine aussah, als wolle sie ihn gleich beißen.

»Sollen ich das Mädchen mit Singen aufhören lassen, Frau Mari?« fragte Nieda. Sie stellte Schüsseln mit Erbsen und irgendwelchem steifen, gelben Brei auf den Tisch. »Damit Ihr in Ruhe essen können?«

Moiraine starrte ihren Teller an und schien nicht hinzuhören.

Lan lauschte einen Augenblick lang. Der Kaufmann hatte mittlerweile hintereinander Kutsche, Umhang, Stiefel, Gold und den Rest seiner Kleidung verloren und mußte nun mit einem Schwein um sein Abendessen kämpfen. Dann schüttelte er den Kopf. »Sie stört uns nicht.« Er war ganz kurz einem Lächeln nahe, bevor sein Blick wieder auf Moiraine fiel. Dann kehrte die Sorge in seinen Blick zurück.

»Was stimmt nicht?« fragte Zarine. Sie ignorierte den Fisch. »Ich weiß, daß irgend etwas los ist. Ich habe seit unserem ersten Zusammentreffen noch nicht soviel Ausdruck auf Eurem Gesicht bemerkt wie jetzt, Steingesicht.«

»Keine Fragen«, sagte Moiraine in scharfem Ton. »Ihr werdet erfahren, was ich Euch sage, und nicht mehr!«

»Und was *werdet* Ihr mir sagen?« wollte Zarine wissen.

Die Aes Sedai lächelte süß: »Eßt Euren Fisch.«

Danach aßen sie schweigend weiter. Nur die Lieder drangen durch den Raum zu ihnen herüber. Da war ein Lied über einen reichen Mann, den seine Frau und Tochter immer wieder zum Narren hielten, ohne daß er sein aufgeblasenes Getue abgelegt hätte. In einem anderen entschloß sich eine junge Frau, einen Spaziergang ohne Kleidung zu machen. Dann wieder erzählte eines die Geschichte eines Hufschmieds, der sich selbst beschlug anstatt des Pferdes. Zarine erstickte dabei fast vor Lachen und vergaß sich soweit, daß sie tatsächlich einen Happen Fisch schluckte. Dann verzog sie das Gesicht, als habe sie Schlamm im Mund.

Ich werde sie nicht auslachen, sagte sich Perrin. *So idiotisch sie auch gerade aussieht, werde ich ihr doch beweisen, was gute Manieren sind.* »Das schmeckt gut, nicht wahr?« fragte er. Zarine sah ihn bitterböse an, und Moiraine runzelte die Stirn, weil er wohl ihren Gedankengang unterbrochen hatte. Das war aber auch schon ihr ganzes Tischgespräch.

Nieda räumte gerade den Tisch ab und stellte ihnen eine Käseplatte zum Nachtisch hin, als ein schrecklicher Gestank in Perrins Nase drang und sich ihm die Nackenhaare aufstellten. Es war der Geruch von etwas, das es eigentlich nicht geben durfte, und er hatte das schon zweimal zuvor gewittert. Er sah sich fieberhaft im Schankraum um.

Das Mädchen sang immer noch vor der Schar ihrer Zuhörer, ein paar Männer kamen von der Tür aus hereingeschlendert, und Bili lehnte immer noch an der Wand und klopfte mit dem Fuß im Rhythmus der Zither. Nieda griff nach ihrem Dutt, sah sich kurz im Raum um und wandte sich ab, um den Servierwagen wegzuschieben.

Er betrachtete seine Begleiter. Loial hatte, keineswegs überraschend, ein Buch aus einer Manteltasche gezogen und schien vergessen zu haben, wo er sich befand. Zarine rollte abwesend einen Brocken Quark zu einer Kugel zusammen und musterte verstohlen erst Perrin, dann Moiraine und dann wieder ihn. Aber er war vor allem an Lan und Moiraine interessiert. Sie konnten einen Myrdraal oder einen Trolloc oder irgendeinen anderen Abkömmling des Schattens fühlen, bevor er näher als auf ein paar hundert Schritt heran war, aber die Aes Sedai blickte nachdenklich auf die Tischplatte, und der Behüter schnitt sich ein Stück gelben Käse ab und beobachtete sie. Und doch war da dieser Geruch nach etwas Falschem, Unpassendem, so wie in Jarra und am Stadtrand von Remen, und diesmal verflog er nicht so schnell. Er schien von etwas innerhalb des Schankraums auszugehen.

Er sah sich noch einmal um. Bili an der Wand, ein paar Männer, die quer durch den Raum schritten, das Mädchen, das auf dem Tisch sang, und all die lachenden Männer um sie herum. *Männer, die durch den Raum schritten?* Er sah sich mit gerunzelter Stirn nach ihnen um. Sechs Männer mit durchschnittlichen Gesichtern, die auf sie zukamen. Ganz unauffällige Gesichter. Er wollte gerade die Männer um das Mädchen noch einmal unter die Lupe nehmen, da fiel ihm auf, daß der Gestank des Bösen von den sechs ausging. Mit einemmal hatten sie Dolche in den Händen, als sei ihnen bewußt geworden, daß er sie bemerkt hatte.

»Sie haben Messer!« brüllte er und warf die Käseplatte nach ihnen.

Der Schankraum explodierte förmlich. Männer schrien, die Sängerin kreischte, Nieda rief nach Bili, und alles passierte gleichzeitig. Lan sprang auf, ein Feuerball schoß aus Moiraines Hand, Loial schnappte sich seinen Stuhl und schwang ihn wie einen Knüppel, und Zarine tänzelte fluchend zur Seite. Auch sie hatte ein Messer in der Hand, aber Perrin war zu beschäftigt, um viel auf die anderen zu achten. Diese Männer schienen nur ihn anzublicken, und seine Axt hing oben an dem Haken in seinem Zimmer.

Er griff sich einen Stuhl und brach ein dickes Bein ab. Den Rest schleuderte er auf die Männer. Dann schlug er mit diesem langen Knüppel um sich. Sie bemühten sich, ihn mit ihren Stahlklingen zu erreichen, als seien Lan und die anderen keinerlei Hindernis für sie. Es wurde eng. Er konnte lediglich ihre Klingen immer wieder parieren, denn mit wilderen Schlägen brachte er Lan und Loial und Zarine ebenso in Gefahr wie die sechs Angreifer. Aus dem

Augenwinkel sah er Moiraine an der Seite stehen, blanke Wut im Gesicht. Es war ein solches Durcheinander, daß sie nichts tun konnte, ohne ihre Freunde genauso zu gefährden wie ihre Feinde. Keiner der Angreifer sah sich auch nur nach ihr um; sie befand sich nicht zwischen ihnen und Perrin.

Schwer atmend schaffte er es, einem der so durchschnittlich aussehenden Männer kräftig über den Schädel zu schlagen, daß er die Knochen splittern hörte. Plötzlich lagen sie alle am Boden. Das Ganze schien ihm eine Viertelstunde oder länger gedauert zu haben, aber er sah, daß Bili in diesem Moment kurz vor ihnen stehenblieb und die Hände rang, als er die sechs toten Männer auf dem Boden anblickte. Bili hatte noch nicht einmal genug Zeit gehabt, in den Kampf einzugreifen, da war er auch schon vorbei.

Lans Gesicht war noch grimmiger als sonst. Er begann die Toten gründlich zu durchsuchen, aber mit schnellen Bewegungen, die seinen Ekel deutlich widerspiegelten. Loial hatte den Stuhl noch zum Schlag erhoben. Er schreckte zusammen und stellte ihn mit verlegenem Grinsen ab. Moiraine starrte Perrin an, genau wie Zarine, die ihr Messer aus der Brust eines der toten Männer zog. Dieser Gestank nach Bösem war verschwunden, als sei er mit ihnen gestorben.

»Graue Männer«, sagte die Aes Sedai leise, »und sie waren hinter Euch her.«

»Graue Männer?« Nieda lachte ein wenig zu schrill. »Aber Frau Mari, demnächst behauptet Ihr noch, Ihr glaubt an Gnome und Necks und Irrlichter und daß der Alte Grimme mit den schwarzen Hunden in der Wilden Jagd über den Himmel reitet.« Ein paar der Männer, die den Liedern gelauscht hatten, lachten auch, aber sie sahen Moiraine genauso mißtrauisch an wie die toten Männer. Auch die Sängerin starrte mit weit aufgerissenen Augen Moiraine an. Perrin erinnerte sich an diesen einen Feuerball, bevor das Durcheinander zu unübersichtlich geworden war. Einer der Seelenlosen schien leicht verkohlt und verströmte einen süßlichen Brandgeruch.

Moiraine wandte sich der rundlichen Frau zu. »Ein Mann kann im Schatten wandeln«, sagte die Aes Sedai ruhig, »ohne ein Abkömmling des Schattens zu sein.«

»O ja, Schattenfreunde.« Nieda stützte die Hände auf ihre mächtigen Hüften und blickte die Leichen finster an. Lan hatte seine Suche beendet. Er sah Moiraine an und schüttelte den Kopf, als habe er gar nicht erwartet, etwas zu finden. »Eher waren das Diebe, obwohl ich noch nie von Dieben gehört habe, die kühn genug waren, einfach in eine Schenke hineinzuspazieren. Ich haben noch nie einen Mord im *Dachs* erlebt. Bili! Bring sie hinaus, wirf sie in einen Kanal, und streue frische Sägespäne auf den Boden. Hinten hinaus, bitte! Ich nicht wollen, daß die Wachsoldaten ihre langen Nasen in den *Dachs* stecken.« Bili nickte, als sei er froh, endlich etwas Nützliches tun zu können. Er packte mit jeder Hand einen toten Mann am Gürtel und trug sie zum Hintereingang.

»Aes Sedai?« sagte die dunkeläugige Sängerin. »Ich wollte Euch nicht mit meinen gewöhnlichen Liedern beleidigen.« Sie bedeckte den entblößten Teil ihres Busens – also den größten Teil davon – mit ihren Händen. »Ich kann andere singen, wenn Ihr wünscht.«

»Singt, was Euch gefällt, Mädchen«, sagte Moiraine zu ihr. »Die Weiße Burg ist nicht so weltfremd, wie Ihr zu glauben scheint, und ich habe schon schlimmere Lieder gehört, als Ihr sie singen würdet.« Trotzdem schien sie nicht gerade glücklich darüber, daß nun alle im Schankraum wußten, was sie war. Sie sah Lan an, raffte den Leinenumhang um sich zusammen und ging zur Tür.

Der Behüter bewegte sich schnell, um sie abzufangen, und sie unterhielten sich leise vor der Tür. Doch Perrin verstand sie, als flüsterten sie gleich neben ihm miteinander.

»Willst du ohne mich gehen?« fragte Lan. »Ich habe geschworen, dich zu beschützen, Moiraine, als ich deinen Bund akzeptierte.«

»Du hast schon immer gewußt, daß es Gefahren gibt, denen du nicht gewachsen bist, mein Gaidin. Ich muß allein gehen.«

»Moiraine …«

Sie unterbrach ihn. »Hör auf mich, Lan. Sollte ich versagen, wirst du es wissen, und du wirst gezwungen sein, zur Weißen Burg zurückzukehren. Das würde ich nicht ändern, selbst wenn ich die Zeit dazu hätte. Ich will nicht, daß du in dem erfolglosen Versuch, mich zu rächen, auch noch stirbst. Nimm Perrin mit. Mir scheint, der Schatten hat mir seine Bedeutung im Muster erst jetzt klargemacht. Ich war eine Närrin. Rand ist ein so starker *Ta'veren,* daß ich nicht darauf geachtet habe, was es bedeutet, daß er noch zwei andere neben sich hatte. Mit Perrins und Mats Hilfe kann die Amyrlin vielleicht immer noch den Ablauf der Ereignisse ändern. Wenn Rand ohne Beistand herumläuft, wird sie eingreifen müssen. Berichte ihr, was geschehen ist, mein Gaidin.«

»Du sprichst, als wärst du schon tot«, sagte Lan grob.

»Das Rad webt, wie das Rad es wünscht, und der Schatten verdunkelt die Welt. Hör auf mich, Lan, und gehorche, wie du es geschworen hast.« Damit war sie aus der Tür.

Schattenbrüder

Das dunkeläugige Mädchen kletterte auf den Tisch zurück und begann mit unsicherer Stimme zu singen. Die Melodie war Perrin unter dem Titel ›Frau Aynoras Hahn‹ vertraut. Der Text war wieder anders, als er ihn kannte. Er schämte sich seiner eigenen Enttäuschung, aber diesmal ging es wirklich nur um einen Hahn. Selbst Frau Luhhan hätte diesmal nichts dagegen einzuwenden gehabt. *Licht, ich werde schon genauso schlimm wie Mat.*

Keiner der Zuhörer beklagte sich. Ein paar der Männer wirkten ein wenig aufgebracht, doch alle schienen genauso darauf erpicht, Moiraine zu Gefallen zu sein wie die Sängerin selbst. Niemand wollte eine Aes Sedai ärgern, selbst wenn sie gar nicht mehr da war. Bili kam zurück und wuchtete zwei weitere Seelenlose hoch. Ein paar der Zuhörer des Mädchens drehten sich um und schüttelten beim Anblick der Leichen die Köpfe. Einer spuckte in die Sägespäne.

Lan kam herüber und stellte sich vor Perrin. »Wie hast du sie erkannt, Schmied?« fragte er leise. »Das Mal des Bösen ist nicht ausgeprägt genug, und weder Moiraine noch ich konnten sie fühlen. Graue Männer sind schon an Hunderten von Wächtern vorbeimarschiert, darunter auch Behütern, ohne bemerkt zu werden.«

Perrin war sich Zarines Blick bewußt, und so bemühte er sich, noch leiser als Lan zu sprechen: »Ich … ich habe sie gewit … gerochen. Ich habe sie schon vorher gerochen, in Jarra und Remen, aber dann verschwanden sie schnell. Beide Male waren sie weg, bevor wir in diesen Orten ankamen.« Er war sich nicht sicher, ob Zarine die Worte verstanden hatte oder nicht. Sie hatte sich vorgebeugt, bemühte sich aber, unauffällig zu wirken.

»Damals folgten sie Rand. Jetzt folgen sie dir, Schmied.« Der Behüter zeigte kein Anzeichen der Überraschung. Er sprach in normaler Lautstärke weiter: »Ich werde mich draußen umsehen, Schmied. Deine Augen entdecken vielleicht etwas, was mir entgeht.« Perrin nickte. Daran konnte man das Ausmaß von Lans Besorgnis ermessen: Er bat tatsächlich um Hilfe. »Ogier, Ihr seht doch auch besser als die meisten anderen!«

»Oh … äh«, brachte Loial heraus. »Also, ich denke, ich werde mich auch mal umsehen.« Seine großen, runden Augen rollten in Richtung der beiden Grauen Männer, die noch auf dem Fußboden lagen. »Ich glaube aber nicht, daß noch mehr davon draußen warten. Was meint Ihr?«

»Wonach suchen wir eigentlich, Steingesicht?« fragte Zarine.

Lan blickte sie einen Moment lang an und schüttelte dann den Kopf, als habe er sich entschlossen, lieber nichts zu sagen. »Was wir auch finden mögen, Mädchen. Ich werde es erkennen, wenn ich es sehe.«

Perrin überlegte, ob er hinaufgehen und seine Axt holen solle, aber der Behüter ging schon zur Tür, und er trug auch kein Schwert. *Er braucht es wohl kaum,* dachte Perrin mürrisch. *Er ist ohne genauso gefährlich wie mit Schwert.* Er hielt das Stuhlbein weiter in der Hand und folgte ihm. Zu seiner großen Erleichterung bemerkte er, daß auch Zarine ihr Messer noch in der Hand hielt.

Dicke, schwarze Wolken wälzten sich über den Himmel. Die Straßen lagen in der Dunkelheit der späten Dämmerung und waren nahezu menschenleer. Die Menschen wollten offensichtlich nicht von dem drohenden Regenguß überrascht werden. Ein Bursche rannte weiter drunten über eine Brücke. Das war die einzige Gestalt, die Perrin in irgendeiner Richtung entdecken konnte. Der Wind frischte auf. Ein Stoffetzen wurde über die Pflastersteine gefegt. Ein anderer hing an einer Ecke eines Pfeilers fest und flatterte mit leise knallenden Geräuschen. Donner grollte.

Perrin rümpfte die Nase. Der Wind trug den Geruch nach Feuerwerkskörpern zu ihnen her. *Nein, nicht ganz so wie Feuerwerk.* Es roch eher nach verbranntem Schwefel.

Zarine klopfte mit ihrer Messerklinge gegen das Stuhlbein in seiner Hand. »Du bist wirklich stark, großer Mann. Du hast den Stuhl zerbrochen, als sei er aus Reisig.«

Perrin knurrte. Er wurde sich darüber klar, daß er sich stolz aufgerichtet hatte, und so ließ er sich absichtlich wieder zusammensacken. *Närrisches Mädchen!* Zarine lachte leise, und plötzlich wußte er nicht mehr, wie er sich verhalten sollte. *Idiot!* Diesmal meinte er sich selbst. *Du solltest besser Ausschau halten! Wonach eigentlich?* Er sah nichts als die Straße und roch nichts außer diesem verbrannten Schwefel. Und Zarine natürlich.

Auch Loial schien sich zu fragen, was er eigentlich suchen solle. Er kratzte sich an einem behaarten Ohr, schaute nach einer Seite die Straße hinunter und dann nach der anderen Seite, und schließlich kratzte er sich am anderen Ohr. Dann blickte er zum Dach der Schenke hinauf.

Lan kam aus der Gasse neben der Schenke heraus und ging zur Straßenmitte. Er suchte mit den Augen die Schatten vor den Gebäuden ab.

»Vielleicht hat er irgend etwas übersehen«, murmelte Perrin, obwohl er das kaum glauben konnte. Damit wandte er sich der Gasse zu. *Ich soll ja wohl auch nachsehen, also will ich genau das tun. Vielleicht hat er tatsächlich etwas übersehen.*

Lan war stehengeblieben und betrachtete die Pflastersteine vor seinen Füßen. Dann kam der Behüter mit schnellen Schritten zur Schenke zurück, wobei er aber weiterhin das Straßenpflaster im Auge behielt, als folge er einer Spur. Was es auch sein mochte, es führte ihn jedenfalls geradewegs zu einem der Steinpfosten gleich neben dem Eingang. Dort blieb er stehen und betrachtete die Oberseite des grauen Steins.

Perrin machte in der Gasse kehrt – es stank darin beinahe genauso wie in den Kanälen Illians – und ging statt dessen zu Lan hinüber. Er sah sofort, was der Behüter da anstarrte. Im Stein des Pfeilers befanden sich zwei Abdrücke, als habe ein riesiger Hund dort seine Vorderpfoten aufgestützt. Hier war auch dieser Geruch nach verbranntem Schwefel am stärksten. *Hunde hinterlassen doch keine Fußabdrücke im Stein. Licht, das kann nicht sein!* Nun konnte er auch die Spur ausmachen, der Lan gefolgt war. Der Hund war die Straße heraufgelaufen bis zu dem Pfosten, hatte sich dann umgedreht und war denselben Weg zurückgelaufen. Dabei hatte er auf dem Stein Spuren hinterlassen wie auf einem frisch gepflügten Acker. *Das gibt's doch nicht!*

»Schattenhund«, sagte Lan, und Zarine schnappte nach Luft. Loial stöhnte leise. Jedenfalls leise für einen Ogier. »Ein Schattenhund hinterläßt keine Fußspuren auf dem Erdboden, Schmied, nicht einmal im Schlamm, aber Stein ist etwas ganz anderes. Man hat seit den Trolloc-Kriegen keinen Schattenhund mehr südlich der Berge des Verderbens gesichtet. Der hier hat irgend etwas gesucht, würde ich sagen. Und jetzt hat er es gefunden und ist zurückgekehrt, um es seinem Herrn mitzuteilen.«

Mich? dachte Perrin. *Graue Männer und Schattenhunde verfolgen mich? Das ist doch verrückt!*

»Wollt Ihr behaupten, daß Nieda recht hatte?« fragte Zarine mit bebender Stimme. »Daß der Alte Grimme wirklich mit der Wilden Jagd über den Himmel reitet? Licht! Ich habe immer geglaubt, das seien nur Märchen!«

»Seid keine solche Närrin, Mädchen«, sagte Lan grob. »Wenn der Dunkle König frei wäre, wären wir alle jetzt nicht nur tot, sondern erheblich schlimmer dran.« Er blickte angestrengt die Straße hinunter. »Aber Schattenhunde sind schlimm genug. Beinahe genauso gefährlich wie Myrddraals und noch schwerer zu töten.«

»Jetzt erwähnt Ihr auch noch die Halbmenschen«, murrte Zarine. »Graue Männer. Halbmenschen. Schattenhunde. Du solltest mich eigentlich zum Horn von Valere führen, Bauernjunge. Was für Überraschungen hältst du sonst noch für mich bereit?«

»Keine Fragen«, sagte Lan zu ihr. »Noch wißt Ihr sehr wenig, so daß Euch Moiraine vielleicht von Eurem Eid entbindet, wenn Ihr schwört, uns nicht zu folgen. Ich nehme das sogar auf mich, damit Ihr jetzt gehen könnt. Es wäre klug von Euch.«

»Ihr werdet mich nicht abschrecken, Steingesicht«, sagte Zarine. »Mich erschreckt man nicht so schnell.« Aber in ihrer Stimme schwang Angst mit. Perrin konnte es riechen.

»Ich habe eine Frage«, sagte er, »und ich will eine Antwort darauf. Ihr habt diesen Schattenhund nicht gesehen, Lan, und Moiraine auch nicht. Warum eigentlich?«

Der Behüter schwieg kurze Zeit. »Die Antwort darauf, Schmied«, sagte er schließlich ernst, »ist vielleicht so schlimm, daß weder du noch ich sie wirklich wissen wollen. Ich hoffe, wir werden nicht alle sterben. Ihr drei solltet jetzt noch schlafen, solange es geht. Ich bezweifle, daß wir die ganze Nacht in Illian verbringen werden, und ich fürchte, es steht uns ein anstrengender Ritt bevor.«

»Was werdet Ihr tun?« fragte Perrin.

»Ich gehe zu Moiraine, um ihr von dem Schattenhund zu berichten. Sie kann mir nicht böse sein, wenn ich ihr aus diesem Grund folge, denn sie wüßte gar nicht, was los ist, bevor sie ihn an der Kehle hängen hätte.«

Die ersten dicken Regentropfen klatschten auf die Pflastersteine, als sie wieder hineingingen. Bili hatte die letzten der Grauen Männer beseitigt und fegte die von ihrem Blut getränkten Sägespäne zusammen. Das dunkeläugige Mädchen sang ein Lied über einen Jungen, der seine Liebste verließ. Frau Luhhan hätte das sehr gefallen.

Lan rannte ihnen voran durch den Schankraum und die Treppe hinauf, und als Perrin den zweiten Stock erreichte, kam er ihm schon wieder entgegen, gürtete im Laufen sein Schwert und hatte sich den farbverändernden Umhang über den Arm geworfen, als sei es ihm jetzt gleich, wer ihn sah.

»Wenn er den in der Stadt trägt …« Loials zerzaustes Haar streifte beinahe die Decke, als er den Kopf schüttelte. »Ich weiß nicht, ob ich jetzt schlafen kann, aber ich versuche es. Träume werden noch immer besser sein, als wach zu bleiben.«

Nicht immer, Loial, dachte Perrin, als der Ogier den Flur entlangschritt. Zarine wollte anscheinend bei ihm bleiben, aber er befahl ihr, schlafen zu gehen, und machte die Tür seines Zimmers vor ihrer Nase zu. Er betrachtete

zögernd sein Bett, während er sich bis auf die Unterhose auszog.

»Ich muß es herausfinden«, seufzte er und kroch ins Bett. Draußen trommelte der Regen auf das Dach, und der Donner dröhnte. Die Brise, die über sein Bett strich, trug ein wenig Regenkühle mit sich, aber er würde wohl keine der Decken benötigen, die am Fuß der Matratze lagen. Sein letzter Gedanke, bevor der Schlaf ihn übermannte, galt der Kerze, die er schon wieder anzuzünden vergessen hatte, obwohl das Zimmer dunkel war. *Nachlässig. Darf nicht so leichtsinnig sein. Leichtsinn wird die Arbeit ruinieren.*

Träume taumelten durch seinen Kopf. Schattenhunde jagten ihn. Er sah sie nicht, aber er konnte ihr Heulen hören. Blasse und Graue Männer. Ein hochgewachsener, schlanker Mann tauchte immer wieder auf. Er trug einen reichbestickten Mantel und Stiefel mit goldenen Stulpen. Die meiste Zeit über hielt er ein Schwert in der Hand, das wie die Sonne strahlte, und lachte triumphierend. Manchmal saß der Mann auf einem Thron, und vor ihm lagen Könige und Königinnen im Staub. Diese Träume vermittelten ihm den seltsamen Eindruck, als seien es überhaupt nicht seine eigenen.

Dann änderten sich die Träume, und er wußte, daß er sich in dem Wolfstraum befand, nach dem er gesucht hatte. Diesmal hatte er es wirklich gehofft.

Er stand auf einer hoch aufragenden Felssäule. Der Wind zauste sein Haar und brachte tausend trockene Witterungen und die schwache Andeutung von Wasser in einiger Entfernung mit sich. Einen Augenblick lang glaubte er, die Gestalt eines Wolfs zu haben, und er tastete an sich herab, um sich zu vergewissern. Doch er war wie immer und trug den eigenen Mantel, die Hosen und Stiefel. In der Hand hielt er den Bogen, und der Köcher hing an seiner Hüfte. Die Axt war nicht da. »Springer! Springer, wo bist du?« Der Wolf kam nicht.

Zerklüftete Berge umgaben ihn, weitere hohe Felstürme und dazwischen ausgetrocknete Täler und unregelmäßige Höhenzüge. Dahinter erhob sich eine Hochebene mit fast senkrechten Klippen. Ein paar Dinge wuchsen hier, aber nichts Üppiges. Zähes, kurzes Gras. Dornengestrüpp und andere Pflanzen, die auf den fetten Blättern lange Stacheln zu tragen schienen. Vereinzelte niedrige, vom Wind gebeugte Bäume. Aber selbst in diesem Land konnten Wölfe etwas zum Jagen finden.

Während er sich in dem rauhen Land umsah, fiel ein kreisförmiger Schatten über einen Teil der Berge. Er konnte nicht feststellen, ob die plötzliche Dunkelheit geradewegs vor seiner Nase begann oder auf halbem Weg zu den Bergen, aber er schien durch sie hindurchblicken zu können: Mat, der seinen Würfelbecher schüttelte. Sein Gegenüber blickte Mat mit Flammenaugen an. Mat schien den Mann nicht zu sehen, doch Perrin erkannte ihn.

»Mat!« schrie er. »Das ist Ba'alzamon! Licht, Mat, du spielst mit Ba'alzamon!«

Mat ließ seine Würfel rollen, und dabei verblaßte die Vision, und aus der Dunkelheit wurden wieder zerklüftete Berge.

»Springer!« Perrin drehte sich langsam um, damit er in alle Richtungen blicken konnte. Er sah sogar zum Himmel hoch – *er kann ja jetzt fliegen* –, wo die Wolken den Regen versprachen, den der ausgetrocknete Boden unter der Felsnadel aufsaugen würde, sobald er nur fiel. »Springer!«

Zwischen den Wolken ballte sich die Dunkelheit und formte sich zu einer Pforte in eine andere Wirklichkeit. Egwene, Nynaeve und Elayne standen da und betrachteten einen riesigen Metallkäfig, dessen Tür von einer schweren Feder aufgehalten wurde. Sie traten ein und faßten miteinander hoch, um die Feder zu lösen. Die Tür schnappte hinter ihnen zu. Eine Frau, die ihr Haar ganz zu Zöpfen geflochten trug, lachte sie aus, und eine weitere Frau ganz in Weiß lachte die andere aus. Das Loch am Himmel schloß sich, und es waren wieder nur Wolken zu sehen.

»Springer, wo bist du?« rief er. »Ich brauche dich! Springer!«

Und da war mit einemmal der ergraute Wolf. Er landete auf der Spitze der Felsnadel, als sei er von einem höher gelegenen Punkt herabgesprungen.

Gefährlich. Du bist gewarnt worden, Junger Bulle. Zu jung. Zu unerfahren.

»Ich brauche dich, Springer. Du sagtest, es gäbe Dinge, die ich sehen muß. Jetzt muß ich wirklich mehr sehen, mehr wissen.« Er zögerte und dachte an Mat, an Egwene, Nynaeve und Elayne. »Die seltsamen Sachen, die ich hier sehe … Sind sie Wirklichkeit?« Springers Antwort ließ auf sich warten, als sei sie so einfach, daß der Wolf es nicht fertigbrachte, das Ganze irgendwie zu erklären, und als sei es eigentlich auch gar nicht notwendig. Schließlich aber kam etwas durch.

Was wirklich ist, ist nicht wirklich. Was nicht wirklich ist, ist wirklich. Fleisch ist ein Traum, und Träume besitzen Fleisch.

»Das sagt mir überhaupt nichts, Springer. Ich verstehe nicht.« Der Wolf blickte ihn an, als habe er gesagt, er verstehe nicht, daß Wasser naß sei. »Du sagtest, ich müsse etwas sehen, und dann hast du mir Ba'alzamon und

Lanfear gezeigt.«

Herzfang. Mondjägerin.

»Warum hast du sie mir gezeigt, Springer? Warum mußte ich sie sehen?«

Die Letzte Jagd kommt. Trauer erfüllte diesen Gedanken und der Eindruck des Unvermeidlichen. *Was sein wird, muß sein.*

»Ich verstehe nicht! Die Letzte Jagd? Welche Letzte Jagd? Springer, heute abend haben Graue Männer versucht, mich zu töten.«

Die Untoten jagen dich?

»Ja. Seelenlose! Hinter mir her! Und ein Schattenhund war direkt vor der Schenke! Ich will wissen, warum sie hinter mir her sind!«

Schattenbrüder! Springer duckte sich und sah sich nach allen Seiten um, als befürchte er einen Angriff. *Lange her, daß wir Schattenbrüder gesehen haben. Du mußt gehen, Junger Bulle. Große Gefahr! Flieh vor den Schattenbrüdern!*

»Warum jagen sie mich, Springer? Du weißt es doch. Ich weiß, daß du es weißt!«

Flieh, Junger Bulle. Springer sprang hoch. Seine Vorderpfoten trafen Perrins Brust und stießen ihn um, nach hinten, über die Kante. *Flieh vor den Schattenbrüdern!*

Der Wind brauste in seinen Ohren, als er stürzte. Springer und die Kante der Felsnadel schwanden über ihm. »Warum, Springer?« brüllte er. »Ich muß wissen, warum!«

Die Letzte Jagd kommt.

Er würde gleich aufschlagen. Er wußte es. Der Boden raste ihm entgegen, und er spannte sich an vor dem entsetzlichen Aufprall und …

Er fuhr erwachend hoch und starrte die Kerze an, die auf dem kleinen Nachttisch flackerte. Hinter dem geschlossenen Fenster blitzte es, und Donner rüttelte an den Scheiben. »Was hat er mit der Letzten Jagd gemeint?« murmelte er schlaftrunken. *Ich habe doch die Kerze gar nicht angezündet.*

»Du redest im Schlaf. Und außerdem schlägst du im Schlaf um dich.«

Er fuhr zusammen und fluchte in sich hinein, weil er den Kräuterduft in der Luft nicht gleich bemerkt hatte. Zarine saß auf einem Hocker am Rand des Kerzenscheins, die Ellbogen auf den Knien, das Kinn auf die Fäuste gestützt, und beobachtete ihn.

»Du bist *ta'veren«,* sagte sie, als ob damit ein Punkt auf ihrer Liste abgehakt sei. »Steingesicht glaubt, deine seltsamen Augen könnten Dinge sehen, die er nicht sieht. Graue Männer wollen dich umbringen. Du reist in Begleitung einer Aes Sedai, eines Behüters und eines Ogiers. Du befreist eingesperrte Aiel und tötest Weißmäntel. Wer bist du, Bauernjunge, etwa der Wiedergeborene Drache?« Ihrer Stimme konnte er entnehmen, daß dies das Lächerlichste war, was sie sich vorstellen konnte, aber er rutschte trotzdem nervös herum. »Wer du auch sein magst, großer Mann«, fügte sie hinzu, »du könntest doch ein bißchen mehr Haar auf der Brust haben.«

Er wand sich herum und zerrte fluchend eine der Decken bis zum Hals über sich. *Licht, sie bringt mich zum Hüpfen wie einen Frosch auf einer heißen Felsplatte.* Zarines Gesicht befand sich am Rand des Schattens. Er konnte sie nicht klar erkennen, außer wenn ein Blitz das Zimmer erleuchtete. Dieses grelle Licht warf noch einmal Schatten über ihre auffallende Nase und die hohen Wangenknochen. Plötzlich erinnerte er sich daran, daß ihm Min gesagt hatte, er solle vor einer schönen Frau davonlaufen. Als er in jenem Wolfstraum Lanfear gesehen hatte, dachte er, Min müsse sie gemeint haben. Er glaubte nicht, daß irgendeine Frau schöner sein könne als Lanfear. Aber das war nur ein Traum gewesen. Zarine jedoch saß hier vor ihm und blickte ihn mit diesen dunklen, schrägstehenden Augen an, nachdenklich und abwägend.

»Was machst du hier?« schnauzte er sie an. »Was willst du? Wer bist du?«

Sie warf den Kopf in den Nacken und lachte. »Ich bin Faile, Bauernjunge, eine Jägerin des Horns. Wer glaubst du denn, daß ich sei? Die Frau deiner Träume? Warum bist du so zusammengefahren? Man könnte glauben, ich hätte dich erschreckt.«

Bevor er nach einer passenden Antwort suchen konnte, krachte die Tür gegen die Wand, und Moiraine stand im Eingang. Ihr Gesicht war ernst und totenbleich. »Eure Wolfsträume zeigen die Wahrheit wie bei einem echten Träumer, Perrin. Die Verlorenen sind tatsächlich frei, und einer von ihnen herrscht in Illian.«

Gehetzt

Perrin erhob sich vom Bett und begann sich anzuziehen. Es kümmerte ihn nicht, ob Zarine zuschaute oder nicht. Er wußte, was er vorhatte, aber trotzdem fragte er Moiraine: »Reisen wir ab?«

»Wenn Ihr nicht Sammaels nähere Bekanntschaft machen wollt?« antwortete sie trocken. Donner krachte direkt über ihnen, als wolle er ihren Worten Gewicht verleihen, und ein Blitz zuckte auf. Die Aes Sedai beachtete Zarine kaum.

Er stopfte sein Hemd in die Hose, und mit einemmal wünschte er sich, Mantel und Umhang bereits anzuhaben. Die Erwähnung des Verlorenen ließ die Atmosphäre im Zimmer erkalten. *Als ob nicht Ba'alzamon reichte! Nein, die Verlorenen müssen auch noch ins Spiel kommen. Licht, spielt es jetzt überhaupt noch eine Rolle, ob wir Rand finden? Ist es zu spät?* Aber er kleidete sich fertig an und stampfte seine Füße richtig in die Stiefel hinein. Entweder das oder aufgeben, und die Menschen von den Zwei Flüssen waren nicht dafür bekannt, daß sie so schnell aufgaben.

»Sammael?« fragte Zarine mit schwacher Stimme. »Einer der Verlorenen herrscht …? Licht!«

»Wollt Ihr immer noch mitkommen?« fragte Moiraine mit sanfter Stimme. »Ich werde Euch nicht zwingen hierzubleiben, jetzt nicht mehr, aber ich gebe Euch eine letzte Chance, mir zu schwören, daß Ihr weiterzieht und uns nicht folgt.«

Zarine zögerte, und Perrin hielt mitten im Anziehen inne. Es würde wohl kaum jemand freiwillig sich Leuten anschließen, die den Zorn eines der Verlorenen auf sich gezogen hatten. Nicht jetzt, da sie einiges von dem wußte, was ihnen drohte. *Nicht, es sei denn, sie hat einen wirklich triftigen Grund.* Was das betraf, sollte eigentlich jeder, der hörte, daß einer der Verlorenen frei sei, bereits auf dem Weg zu irgendeinem Schiff des Meervolks sein und eine Passage zur anderen Seite der Aiel-Wüste buchen, anstatt hier zu hocken und zu überlegen.

»Nein«, sagte Zarine schließlich, und er begann sich zu entspannen. »Nein, ich werde Euch nicht schwören, meiner eigenen Wege zu ziehen. Ob Ihr mich nun zum Horn von Valere führt oder nicht – selbst der, der am Ende das Horn findet, wird keine bessere Geschichte erzählen können. Ich glaube, man wird diese Geschichte ganze Zeitalter hindurch erzählen, Aes Sedai, und ich werde ein Teil davon sein.«

»Nein!« schimpfte Perrin. »Das genügt nicht! Was wollt Ihr wirklich?«

»Ich habe keine Zeit für diese kleinlichen Streitereien«, unterbrach ihn Moiraine. »Jeden Augenblick kann *Lord Brend* feststellen, daß einer seiner Schattenhunde tot ist. Ihr könnt sicher sein, daß er weiß, das kann nur ein Behüter getan haben, und er wird auf der Stelle nach der Aes Sedai dieses Gaidins suchen. Wollt Ihr hier herumsitzen, bis er herausfindet, wo Ihr Euch aufhaltet? Bewegt Euch endlich, Ihr närrischen Kinder! Weg mit Euch!« Sie verschwand im Flur, bevor er den Mund aufbekam.

Zarine wartete nun auch nicht mehr und rannte ohne ihre Kerze aus dem Zimmer. Perrin schnappte sich hastig seine Siebensachen und rannte zur Hintertreppe, wobei er noch schnell den Gürtel mit der Axt anlegte. Er holte Loial auf der Treppe nach unten ein.

Der Ogier versuchte, gleichzeitig ein holzgebundenes Buch in eine Satteltasche zu stopfen und seinen Umhang anzulegen. Perrin half ihm bei dem Umhang, während sie beide hinunterrannten, und Zarine holte sie ein, bevor sie hinaus in den strömenden Regen eilen konnten.

Perrin zog der Nässe wegen die Schultern hoch und rannte über den sturmgepeitschten Hof zum Stall hinüber, ohne sich die Kapuze über den Kopf zu ziehen. *Sie muß doch einen Grund haben. Teil einer blutigen Geschichte zu sein ist doch höchstens ein ausreichender Grund für eine Wahnsinnige!* Der Regen durchnäßte seine zerzausten Locken. Sie klebten ihm am Kopf, bevor er durch die Stalltür war.

Moiraine war schon drinnen. Sie hatte einen Umhang aus Ölzeug angelegt, an dem noch die Regentropfen hingen. Nieda hielt eine Laterne hoch, damit Lan in ihrem Schein die Pferde satteln konnte. Es war noch ein neues dabei, ein brauner Hengst mit einer noch stärker ausgeprägten Nase als Zarines.

»Ich werde jeden Tag Tauben aussenden«, sagte die dicke Frau. »Keiner werden mich in Verdacht haben. Glück stich mich! Selbst die Weißmäntel sagen nur Gutes über mich.«

»Hört gefälligst zu, Frau!« fauchte Moiraine. »Ich spreche nicht von einem Weißmantel oder einem Schattenfreund! Ihr müßt aus dieser Stadt fliehen und jeden mitnehmen, an dem Euch etwas liegt! Ein Dutzend Jahre lang habt Ihr mir gehorcht. Dann gehorcht mir auch jetzt!« Nieda nickte zögernd, und Moiraine knurrte frustriert.

»Der Hengst ist für Euch, Mädchen«, sagte Lan zu Zarine. »Steigt auf. Falls Ihr nicht reiten könnt, müßt Ihr es

jetzt lernen oder doch mein Angebot annehmen.«

Sie legte eine Hand auf das Sattelhorn und schwang sich geschmeidig in den Sattel. »Ich habe schon mal auf einem Pferd gesessen, Steingesicht. Jetzt erinnere ich mich wieder daran.« Sie drehte sich um und schnallte ihr Bündel fest.

»Was habt Ihr damit gemeint, Moiraine?« wollte Perrin wissen, als er seine Satteltaschen über Trabers Rücken warf. »Ihr sagtet, er werde herausfinden, wo ich mich aufhalte. Er weiß es! Die Seelenlosen!« Nieda kicherte, und er fragte sich gereizt, wieviel sie wirklich glaubte unter all jenen Dingen, von denen sie behauptet hatte, sie glaube nicht daran.

»Sammael hat die Grauen Männer nicht ausgeschickt.« Moiraine stieg mit steifer Präzision auf Aldiebs Rücken, beinahe so, als bestünde kein Grund zur Eile. »Aber der Schattenhund gehörte ihm. Ich glaube, daß er meiner Spur folgte. Er hätte nicht beides gleichzeitig ausgesandt. Irgend jemand sucht nach Euch, aber ich glaube nicht, daß Sammael überhaupt von Eurer Existenz weiß. Noch nicht.«

Perrin hielt mit einem Fuß im Steigbügel inne und sah sie an. Aber sie schien nun mehr damit beschäftigt, den edel gekrümmten Hals ihrer Stute zu tätscheln, als die Fragen zu beantworten, die ihm ins Gesicht geschrieben standen.

»Um so wichtiger, daß ich dir folgte«, sagte Lan, doch die Aes Sedai schniefte nur vernehmlich.

»Ich wünsche beinahe, du wärst eine Frau, Gaidin. Ich würde dich als Novizin zur Burg schicken, damit du das Gehorchen lernst!« Er zog eine Augenbraue hoch und berührte den Knauf seines Schwertes. Dann schwang er sich in den Sattel, und sie seufzte. »Na ja, vielleicht hat es auch etwas Gutes, daß du nicht gehorchen kannst. Manchmal jedenfalls. Außerdem glaube ich nicht, daß selbst Sheriam und Siuan Sanche zusammen dir Gehorsam beibringen könnten.«

»Ich verstehe nicht«, sagte Perrin. *Das scheine ich ziemlich oft zu sagen. Ich bin es leid. Ich will endlich Antworten bekommen, die ich verstehen kann.* Er zog sich ganz auf sein Roß, damit Moiraine nicht auf ihn herunterblicken konnte. Sie war auch so schon genügend im Vorteil. »Wenn nicht er die Grauen Männer geschickt hat, wer dann? Wenn ein Myrddraal oder ein anderer der Verlorenen …« Er unterbrach sich und schluckte. *NOCH EIN VERLORENER? Licht!* »Wenn jemand anders sie geschickt hat, warum hat man ihm das nicht gesagt? Es sind doch alles Schattenfreunde, oder? Und warum ich, Moiraine? Rand ist doch der verdammte Wiedergeborene Drache!«

Hinter sich hörte er, wie Zarine und Nieda nach Luft schnappten, und erst dann wurde ihm klar, was er ausgesprochen hatte. Moiraines Blick schien ihm die Haut bei lebendigem Leibe abziehen zu wollen. *Verdammte lose Zunge! Warum kann ich nicht zuerst nachdenken und dann reden?* Das schien erst so geworden zu sein, seit Zarines Augen ihn fixierten. Auch jetzt beobachtete sie ihn, und ihr Mund stand offen.

»Ihr seid jetzt an uns gebunden«, sagte Moiraine zu der Frau mit dem kühnen Gesicht. »Es gibt für Euch nun kein Zurück mehr. Niemals!« Zarine sah aus, als wolle sie etwas sagen und habe nicht den Mut dazu, aber die Aes Sedai hatte ihre Aufmerksamkeit bereits wieder anderem zugewandt. »Nieda, flieht noch heute nacht aus Illian! Diese Stunde! Und haltet Euren Mund noch mehr, als Ihr ihn die Jahre über schon gehalten habt! Es gibt welche, die würden Euch die Zunge herausschneiden, wenn sie wüßten, was Ihr erzählen könnt, und ich könnte Euch nicht rechtzeitig zu Hilfe kommen.« Ihr harter Tonfall ließ gar keinen Zweifel am Ernst ihrer Worte aufkommen, und Nieda nickte lebhaft, als habe sie nun wirklich verstanden.

»Was Euch betrifft, Perrin.« Die weiße Stute rückte seinem Hengst näher, und er lehnte sich unwillkürlich etwas vor der Aes Sedai zurück. »Viele Fäden sind im Muster verwoben, und manche davon sind genauso schwarz wie der Schatten selbst. Nehmt Euch in acht, daß Euch keiner davon erdrosselt.« Ihre Fersen berührten Aldiebs Flanken, und die Stute galoppierte in den Regen hinaus. Mandarb folgte ihr in kurzem Abstand.

Sei verflucht, Moiraine, dachte Perrin, als er ihnen hinterherritt. *Manchmal weiß ich nicht, auf welcher Seite du stehst.* Er sah sich nach Zarine um, die neben ihm einherritt, als sei sie im Sattel geboren. *Und auf welcher Seite stehst du?*

Der Regen hielt die Menschen von den Straßen und Kanälen fern, und so wurden sie von keinen sichtbaren Augen bei ihrem Aufbruch gesehen, doch auf den rutschigen Pflastersteinen fanden die Pferdehufe nur wenig Halt. Als sie schließlich den Maredo-Damm erreichten, eine breite, ungepflasterte Straße, die sich durch den Sumpf nach Norden zog, hatte der Wolkenbruch etwas nachgelassen. Der Donner grollte noch, aber die Blitze zuckten weit hinter ihnen auf, vielleicht draußen über dem Meer.

Perrin hatte das Gefühl, sie hätten nun ein wenig Glück verdient. Der Regen hatte auch lange genug angehalten, um ihre Flucht zu verbergen, und nun schien es, als hätten sie eine klare Nacht vor sich, in der sie gut

vorwärtskommen konnten. Er sprach diesen Gedanken aus, doch Lan schüttelte den Kopf. »Schattenhunde bevorzugen klare, mondhelle Nächte, Schmied, und Regen mögen sie am wenigsten. Ein gutes Gewitter kann sie völlig von einem fernhalten.« Als habe er es heraufbeschworen, wurde der Regen immer schwächer, bis nur noch ein feines Nieseln übrig war. Perrin hörte, wie Loial hinter ihm stöhnte.

Knüppeldamm und Sumpf endeten gemeinsam etwa zwei Meilen von der Stadt entfernt, aber die Straße ging weiter. Sie krümmte sich nur ein wenig Richtung Osten. Der wolkenverdunkelte Abend wurde von der Nacht verschluckt, und der Nieselregen ging weiter. Moiraine und Lan behielten ein gleichmäßiges Tempo bei. Die Pferdehufe klatschten durch Pfützen auf dem harten Erdboden der Straße. Der Mond schien durch Lücken zwischen den Wolken. Um sie herum erhoben sich niedrige Hügel, und immer häufiger sahen sie nun Bäume. Perrin glaubte, bald werde ein Wald folgen, doch der Gedanke löste Unbehagen in ihm aus. Ein Wald konnte sie vor Verfolgern verbergen, aber Verfolger konnten sich ihnen dort auch nähern, bevor sie sie bemerkten.

Ein dünnes Heulen erhob sich weit hinter ihnen. Einen Augenblick lang glaubte er, es stamme von einem Wolf. Er überraschte sich selbst damit, daß er seine Gedanken nach dem Wolf ausschweifen ließ, bevor er sich bremsen konnte. Dann erscholl der Schrei wieder, und er wußte, es war kein Wolf. Andere Schreie antworteten dem einen, alle meilenweit hinter ihnen. Es war ein unheimliches Heulen, in dem Blut und Tod mitschwangen und das Alpträumen entsprungen war. Zu seiner Überraschung verlangsamten Moiraine und Lan ihr Tempo. Die Aes Sedai musterte die Hügel in ihrer nächtlichen Umgebung.

»Sie sind weit weg«, sagte er. »Wenn wir so weiterreiten, holen sie uns nicht ein.«

»Die Schattenhunde?« knurrte Zarine. »Das sind die Schattenhunde? Seid Ihr sicher, daß es nicht die Wilde Jagd ist, Aes Sedai?«

»Aber das ist es doch«, antwortete Moiraine. »Genau das ist es.«

»Den Schattenhunden kannst du nicht davonrennen, Schmied«, sagte Lan, »auch nicht auf dem schnellsten Pferd. Immer mußt du dich ihnen stellen und sie besiegen, oder sie werden dich zerreißen.«

»Weißt du, ich hätte ja im *Stedding* bleiben können«, sagte Loial. »Meine Mutter hätte mich dann jetzt schon verheiratet, aber es wäre kein schlechtes Leben gewesen. Eine Menge Bücher. Ich mußte nicht unbedingt nach Draußen.«

»Dorthin«, sagte Moiraine, und sie deutete auf eine hohe, baumlose Erhebung ein ganzes Stück zu ihrer Rechten. Mehr als zweihundert Schritt im Umkreis konnte Perrin keinen einzigen Baum entdecken, und dahinter wuchsen sie auch nur spärlich. »Wir müssen sie kommen sehen, wenn wir eine Chance haben wollen.«

Das unheimliche Heulen der Schattenhunde erhob sich wieder, diesmal näher, wenn auch noch ein gutes Stück entfernt.

Lan ließ Mandarb ein wenig schneller voranschreiten, nachdem Moiraine nun das Schlachtfeld ausgewählt hatte. Beim Hinaufreiten klapperten die Hufe der Pferde über Felsgestein, das halb unter dem Erdboden begraben und vom Regen schlüpfrig war. In Perrins Augen waren die Kanten der Steine zu regelmäßig, um natürlich entstanden zu sein. Oben angekommen, stiegen sie neben einem niedrigen, abgerundeten Steinblock ab. Der Mond erschien in einer Lücke zwischen den Wolken, und er fand sich einem verwitterten Steingesicht gegenüber, das etwa zwei Schritt lang war. Ein Frauengesicht, dachte er, wenn man die Länge der Haare in Betracht zog. Im Regen sah es aus, als weine sie.

Moiraine stieg ebenfalls ab und spähte in die Richtung, aus der das Heulen gekommen war. Sie war eine schattenhafte Gestalt mit großer Kapuze. Regentropfen glitzerten im Mondschein auf dem Öltuch ihres Umhangs.

Loial führte sein Pferd heran, um das steinerne Haupt besser sehen zu können. Dann beugte er sich herunter und befühlte die Gesichtszüge. »Ich glaube, das war eine Ogier-Frau«, sagte er schließlich. »Aber das hier ist kein altes *Stedding;* das würde ich fühlen. Wir alle würden das bemerken. Und wir wären sicher vor diesen Schattenwesen.«

»Was starrt Ihr beiden denn da an?« Zarine kniff die Augen zusammen, um den Felsen besser sehen zu können. »Was ist das? Sie? Wer?«

»Viele Nationen haben sich seit der Zerstörung der Welt erhoben und sind wieder zerfallen«, sagte Moiraine, ohne sich umzudrehen. »Einige hinterließen nicht mehr als ihre Namen auf einem vergilbten Blatt oder Linien auf einer zerfledderten Landkarte. Werden wir überhaupt soviel hinterlassen?«

Das blutgetränkte Heulen erklang wieder, abermals etwas näher. Perrin versuchte, ihre Geschwindigkeit zu berechnen. Er glaubte, Lan recht geben zu müssen. Sie würden nicht mehr lange warten müssen.

»Ogier«, sagte Lan, »Ihr und das Mädchen haltet die Pferde.« Zarine protestierte, aber er beachtete das nicht weiter. »Eure Messer werden Euch hier kaum helfen, Mädchen.« Seine Schwertklinge schimmerte im Mondschein, als er sie zog. »Und das hier ist nur eine Art letzter Ausweg. Es klingt, als seien vielleicht zehn dort draußen und

nicht nur einer. Eure Aufgabe ist es, die Pferde am Weglaufen zu hindern, wenn sie die Schattenhunde wittern. Selbst Mandarb mag diesen Geruch nicht.«

Wenn das Schwert des Behüters nicht viel brachte, dann war seine Axt auch nicht viel wert. Perrin empfand darüber so etwas wie Erleichterung, auch wenn es sich um Schattenwesen handelte: Er würde die Axt nicht benützen müssen. Er zog seinen unbespannten Bogen unter Trabers Sattelgurt hervor. »Vielleicht wird uns der helfen.«

»Versuche es, wenn du willst, Schmied«, sagte Lan. »Sie sterben nicht so leicht. Vielleicht kannst du damit einen töten.«

Perrin zog eine frische Bogensehne aus seiner Gürteltasche und bemühte sich, sie vor dem Regen zu schützen. Der Überzug aus Bienenwachs war dünn und stellte keinen großen Schutz gegen anhaltende Feuchtigkeit dar. Er klemmte sich den Bogen zwischen die Beine und bog ihn mühelos. Dann legte er die Schlingen der Sehne in die dafür vorgesehenen Hornnocken an den Enden des Bogens. Als er sich aufrichtete, konnte er die Schattenhunde bereits sehen.

Sie jagten dahin, wie Pferde im Galopp, und nachdem er sie entdeckt hatte, wurden sie noch einmal schneller. Es waren zehn große Gestalten, die durch die Dunkelheit hetzten, zwischen den einzeln stehenden Bäumen hindurchfegten, und er zog einen Pfeil mit breiter Spitze aus dem Köcher und legte ihn auf. Aber er spannte die Sehne nicht. Er war keineswegs der beste Bogenschütze in Emondsfelde gewesen, doch unter den jüngeren Männern war nur Rand besser.

Bei dreihundert Schritt Entfernung würde er schießen, entschied er. *Narr! Auf die Entfernung triffst du doch kaum ein stehendes Ziel. Aber wenn ich warte, wo sie sich doch so schnell bewegen …* Er trat neben Moiraine und hob den Bogen. *Ich muß mir nur vorstellen, dieser huschende Schatten sei ein großer Hund.* Dann zog er die Gänsefedern des Pfeilendes bis an sein Ohr und ließ los. Er war sicher, daß der Pfeil mit der nächsten Schattengestalt verschmolz, aber das einzige Ergebnis war ein Knurren. *Das hat keinen Zweck. Sie sind zu schnell!* Er zog bereits einen weiteren Pfeil heraus. *Warum unternimmst du denn nichts, Moiraine?* Er konnte ihre Augen erkennen, wie Silber glänzend, und ihre Zähne schimmerten wie polierter Stahl. Schwarz wie die Nacht und so groß wie kleine Ponies, so hetzten sie auf ihn zu, stumm, voller Mordlust. Der Wind trieb den Gestank nach brennendem Schwefel heran. Die Pferde wieherten angstgepeinigt, selbst Lans Streitroß. *Seng dich, Aes Sedai, tu irgend etwas!* Er schoß erneut. Der führende Schattenhund zauderte, jagte dann aber weiter. *Sie können sterben!* Er schoß wieder, und der vorderste Schattenhund strauchelte, kam taumelnd wieder auf die Beine und fiel dann. Und doch hätte er in diesem Moment beinahe verzweifeln können. Einer weg, und die anderen neun hatten bereits zwei Drittel der Entfernung bis zu ihnen hinter sich gebracht. Sie schienen nun noch schneller zu werden – wie Schatten, die über den Boden flogen. *Noch mal ein Pfeil. Vielleicht genug Zeit für einen letzten, und anschließend die Axt. Seng dich, Aes Sedai!* Er zog wieder durch.

»Jetzt«, sagte Moiraine, als sein Pfeil die Sehne verließ. Die Luft zwischen ihren Händen fing Feuer, und das fauchte auf die Schattenhunde zu und besiegte die Nacht. Die Pferde wieherten schrill und bäumten sich auf.

Perrin hielt sich einen Arm vor das Gesicht, um die Augen vor diesem weißen Glühen zu schützen, vor einer Hitze, als sei ein Schmiedefeuer explodiert. Ein plötzlicher Mittag flammte durch die Dunkelheit und war verschwunden. Als er den Arm wegzog, sah er zunächst nur tanzende Lichtflecke und das ferne, verblassende Abbild dieses Feuerstroms. Wo sich die Schattenhunde befunden hatten, war nun nichts als der nachtbedeckte Boden und der sanfte Nieselregen. Die einzigen Schatten, die sich bewegten, waren die von Wolken, die vor dem Mond vorbeiflogen.

Ich dachte, sie würde Feuerbälle auf sie schleudern oder Blitze, aber das … »Was war das?« fragte er heiser.

Moiraine spähte schon wieder in Richtung Illian, als könne sie durch diese meilenweite Dunkelheit hindurchblicken. »Vielleicht hat er es nicht gesehen«, sagte sie mehr zu sich gewandt. »Es ist weit, und falls er nicht gerade hierhergeschaut hat, hat er es vielleicht nicht bemerkt.«

»Wer?« wollte Zarine wissen. »Sammael?« Ihre Stimme bebte ein wenig. »Ihr habt gesagt, er sei in Illian. Wie kann er irgend etwas von dort aus sehen? Was habt Ihr getan?«

»Etwas Verbotenes«, sagte Moiraine kühl. »Verboten durch Eide, die beinahe so stark sind wie die Drei.« Sie nahm Aldiebs Zügel dem Mädchen aus der Hand und tätschelte den Hals der Stute, um sie zu beruhigen. »Etwas, das fast zweitausend Jahre lang nicht mehr benützt wurde. Man könnte mich schon für das Wissen darüber einer Dämpfung unterziehen.«

»Vielleicht …?« Loials Stimme war wie ein schwächliches Grollen. »Vielleicht sollten wir jetzt gehen? Es könnte noch mehr davon geben.«

»Ich glaube nicht«, sagte die Aes Sedai, stieg aber dennoch auf. »Er würde nicht gleichzeitig zwei Rudel riskieren, falls er überhaupt zwei besitzt. Außerdem würden sie untereinander kämpfen, statt ihre Beute zu reißen. Und ich glaube nicht, daß wir sein eigentliches Angriffsziel darstellen. Sonst wäre er selbst gekommen. Wir waren … ein Ärgernis, mehr nicht, glaube ich« – ihre Stimme klang ruhig, aber es war doch klar, daß sie es haßte, so geringgeschätzt zu werden –, »und vielleicht eine kleine Zusatzbeute für seinen Jagdbeutel, falls es nicht zuviel Mühe macht. Trotzdem bringt es nichts, ihm näher zu bleiben als unbedingt notwendig.«

»Rand?« fragte Perrin. Er konnte fast spüren, wie sich Zarine vorbeugte, um zu lauschen. »Wenn er nicht uns sucht, dann vielleicht Rand?«

»Möglicherweise«, sagte Moiraine. »Oder vielleicht Mat. Denkt daran, daß auch er *ta'veren* ist, und er blies das Horn von Valere.«

Zarine gab einen erstickten Laut von sich. »Er *blies* es? Jemand hat es bereits gefunden?«

Die Aes Sedai beachtete sie nicht. Sie beugte sich aus dem Sattel und sah ihm aus der Nähe in die Augen, die wie mattes Gold schimmerten. »Wieder einmal sind die Ereignisse schneller als ich. Das gefällt mir nicht. Und Euch sollte es auch nicht gefallen. Wenn mir die Ereignisse entgleiten, überrollen sie Euch möglicherweise und den Rest der Welt gleich mit.«

»Es sind noch viele Wegstunden bis Tear«, sagte Lan. »Der Vorschlag des Ogiers war gut.« Er saß auch schon im Sattel.

Einen Moment später richtete sich Moiraine auf und berührte die Rippen der Stute mit ihren Fersen. Sie war schon halb den Abhang hinunter, als er endlich seinen Bogen abgespannt und verstaut hatte und Loial Trabers Zügel aus der Hand nahm. *Verdammt, Moiraine! Irgendwo finde ich schon noch meine Antworten!*

Mat genoß die Wärme des Lagerfeuers. Er lehnte sich an einen umgestürzten Baumstamm. Vor drei Tagen hatte sich der Regen nach Süden verzogen, aber er spürte immer noch die Nässe. Und doch war er sich in diesem Moment der tanzenden Flammen kaum bewußt. Er betrachtete nachdenklich den kleinen, mit Wachs überzogenen Zylinder in seiner Hand. Thom war damit beschäftigt, seine Laute zu stimmen, und brummte etwas von Regen und Feuchtigkeit in seinen Bart. Er sah überhaupt nicht zu Mat herüber. Grillen zirpten in den dunklen Büschen in ihrer Umgebung. Der Sonnenuntergang hatte sie zwischen den Dörfern erreicht, und so hatten sie dieses Gehölz ein Stück von der Straße entfernt ausgewählt, um zu lagern. Zwei Abende lang hatten sie versucht, ein Zimmer für die Nacht zu finden, und zweimal hatte ein Bauer seine Hunde auf sie gehetzt.

Mat zog sein Messer aus der Gürtelscheide und zögerte dann. *Glück. Es explodiert nur manchmal, sagte sie. Glück.* So vorsichtig er konnte, schlitzte er den Zylinder der Länge nach auf. Es war ein Papierzylinder, wie er gedacht hatte. Nach dem Feuerwerk hatte er damals, zu Hause, Papierfetzen auf dem Boden gefunden. Mehrere Papierschichten, aber alles, was sich drinnen befand, sah aus wie Schmutz oder vielleicht wie mit Staub vermischte, winzige, grauschwarze Steinchen. Er hielt den Inhalt auf der Handfläche und stocherte mit einem Finger darin herum. *Wie beim Licht können Steinchen explodieren?*

»Verflucht!« brüllte Thom. Er steckte rasch seine Laute in den Behälter, als könne er sie damit vor dem Inhalt von Mats Hand schützen. »Probierst du aus, ob du uns umbringen kannst, Junge? Hast du nicht gehört, daß die Dinger an der Luft zehnmal so stark explodieren als durch Feuer? Feuerwerk ist das, was den Aes Sedai am nächsten kommt, Junge.«

»Vielleicht«, sagte Mat. »Aber Aludra hat nicht wie eine Aes Sedai auf mich gewirkt. Ich habe das gleiche immer von Meister al'Veres Uhr geglaubt – daß sie ein Werk der Aes Sedai sein müsse –, aber sobald ich einmal den Kasten geöffnet hatte, sah ich, daß er voll kleiner Metallteilchen war.« Ihm war bei der Erinnerung noch mulmig zumute. Frau al'Vere hatte ihn damals als erste erreicht. Die Dorfheilerin, sein Vater und der Bürgermeister waren aber gleich hinterhergekommen, und keiner glaubte ihm, daß er lediglich hineinschauen wollte. *Ich hätte alles wieder zusammensetzen können.* »Ich glaube, Perrin könnte auch eine machen, wenn er all diese kleinen Rädchen und Federn und was weiß ich sähe.«

»Du wärst überrascht, Junge«, sagte Thom trocken. »Selbst ein schlechter Uhrmacher ist noch halbwegs reich, und sie verdienen das auch. Aber eine Uhr explodiert wenigstens nicht gleich!«

»Das auch nicht. Na ja, jetzt ist es nutzlos.« Er warf die Handvoll Papier und die kleinen Steinchen ins Feuer, worauf Thom kreischte. Die Steinchen sprühten Funken und gaben kleine Lichtblitze von sich, und ein beißender Geruch hing in der Luft.

»Du versuchst wirklich, uns umzubringen.« Thoms Stimme klang schwankend, und sein Tonfall wurde immer eindringlicher. »Wenn ich mich zum Sterben entschließe, gehe ich zum königlichen Palast in Caemlyn und kneife Morgase!« Sein langer Schnurrbart bebte. »Tu so was nicht noch einmal!«

»Es ist doch nicht explodiert«, sagte Mat, und er sah mit gerunzelter Stirn das Feuer an. Er faßte in die Rolle aus Ölzeug, die auf der anderen Seite des Baumstamms lag, und holte einen Feuerwerkskörper der nächstgrößeren Sorte heraus. »Ich frage mich, warum es nicht geknallt hat.«

»Es ist mir gleich, warum es nicht geknallt hat! Tu das nicht wieder!«

Mat sah ihn an und lachte. »Hör auf zu zittern, Thom. Es gibt keinen Grund zur Furcht. Ich weiß jetzt, was da drinnen ist. Endlich weiß ich, wie es aussieht, aber … Sag es nicht. Ich schneide keines mehr auf, Thom. Es ist ohnehin lustiger, sie in die Luft zu jagen.«

»Ich fürchte mich nicht, du dreckbespritzter Schweinehirt«, sagte Thom mit größtmöglicher Würde. »Ich zittere vor Wut, weil ich zusammen mit einem ziegenhirnigen Idioten durch die Weltgeschichte reise, der uns vielleicht noch beide umbringen wird, weil er nicht über seine eigenen Nasenspitze hinaus …«

»He, Ihr da am Feuer!«

Mat tauschte einen schnellen Blick mit Thom, als sich das Klappern von Pferdehufen näherte. Es war zu spät, um noch einen ehrlichen Menschen auf der Straße zu erwarten. Aber so nah bei Caemlyn bewachte die königliche Garde die Straße recht gut, und die vier, die nun in den Feuerschein ritten, wirkten auch nicht wie Räuber. Darunter war eine Frau. Die Männer trugen allesamt lange Umhänge und schienen ihre Diener zu sein. Sie war hübsch, hatte blaue Augen, trug eine goldene Halskette, ein grauseidenes Kleid und einen Samtumhang mit weiter Kapuze. Die Männer stiegen ab. Einer hielt ihr die Zügel und ein anderer den Steigbügel. Sie lächelte Mat an und zog die Handschuhe aus, als sie sich dem Feuer näherte.

»Ich fürchte, die Dunkelheit hat uns hier draußen überrascht, junger Herr«, sagte sie, »und ich würde Euch gern fragen, ob Ihr hier in der Gegend eine Schenke wißt und uns den Weg weisen könnt.«

Er grinste und wollte sich erheben. Er schaffte es bis zu einer gebückten Haltung, als er hörte, wie einer der Männer etwas sagte, während ein anderer eine gespannte Armbrust unter dem Umhang vorzog, die nur von einer Klammer am Abschuß des Bolzens gehindert wurde.

»Töte ihn, du Narr!« rief die Frau, und Mat warf den Feuerwerkskörper in die Flammen und sich selbst in Richtung seines Kampfstocks. Es gab einen lauten Knall und einen Lichtblitz. »Aes Sedai!« schrie ein Mann. »Feuerwerk, du Narr!« rief die Frau. Mat rollte sich herum und kam wieder auf die Beine, den Bauernspieß in der Hand. Er sah den Bolzen der Armbrust im Baumstamm stecken, vor dem er gesessen hatte. Der Schütze stürzte soeben mit einem von Thoms Messern in der Brust zu Boden.

Das war alles, was zu sehen er Zeit hatte, denn die anderen beiden Männer rannten um das Feuer herum auf ihn zu und zogen dabei ihre Schwerter. Einer davon stolperte mit einemmal und fiel auf die Knie. Er ließ sein Schwert fallen und griff nach dem Messer in seinem Rücken. Dann stürzte er mit dem Gesicht nach unten auf den Boden. Der letzte Mann sah nicht, wie sein Kumpan fiel. Offensichtlich glaubte er immer noch, daß sie paarweise kämpften und daß so ihr Opfer seine Aufmerksamkeit teilen müsse. Er stach mit seiner Klinge nach Mats Unterleib. Beinahe verächtlich brach Mat dem Burschen mit einem Ende seines Stocks das Handgelenk, worauf ihm das Schwert aus der Hand flog, und mit dem anderen Ende traf Mat seine Stirn. Die Augäpfel des Mannes rollten hoch, und er brach zusammen.

Aus dem Augenwinkel sah Mat die Frau auf sich zukommen. Er streckte ihr einen Finger wie ein Messer entgegen. »Schöne Kleider für eine Diebin wie Euch, Frau! Ihr setzt Euch jetzt hin, bis ich entscheide, was mit Euch geschieht, oder ich …«

Sie blickte genauso überrascht drein wie Mat, als plötzlich ein Messer in ihrem Hals steckte und eine rote Blume sich ausbreitenden Bluts erblühen ließ. Er tat einen halben Schritt vorwärts, als wolle er sie auffangen, obwohl er wußte, daß es nichts mehr nützen würde. Ihr langer Umhang fiel über sie und bedeckte alles bis auf ihr Gesicht und den Griff von Thoms Messer.

»Verflucht«, knurrte Mat. »Verflucht, Thom Merrilin! Eine Frau! Licht, wir hätten sie fesseln und der königlichen Garde morgen in Caemlyn übergeben können! Licht, vielleicht hätte ich sie sogar laufen lassen. Ohne diese drei hätte sie niemanden mehr beraubt, und der einzige von ihnen, der noch am Leben ist, wird Tage brauchen, bis er wieder richtig sehen kann, und Monate, bis er wieder ein Schwert hält. Seng dich, Thom, es war nicht nötig, sie zu töten!«

Der Gaukler humpelte herüber zu der Frau und fegte mit dem Fuß ihren Umhang zur Seite. Der Dolch war halb aus ihrer Hand gerutscht. Seine Klinge war so breit wie Mats Daumen und zwei Handbreiten lang. »Hätte ich lieber warten sollen, bis du den da zwischen den Rippen hast, Junge?« Er zog sein eigenes Messer heraus und wischte die Klinge an ihrem Umhang ab.

Mat wurde bewußt, daß er das Lied ›Sie trug eine Maske, die ihr Gesicht verbarg‹ summte, und er hörte sofort

auf damit. Er bückte sich und zog den Umhang über ihr Gesicht. »Am besten reiten wir weiter«, sagte er leise. »Ich möchte das nicht den Gardesoldaten erklären müssen, falls welche vorbeikommen.«

»Und sie trägt solche Kleider?« bemerkte Thom. »Ich würde sagen, sie haben die Frau eines Kaufmanns ausgeraubt oder die Kutsche irgendeiner Adligen.« Sein Tonfall wurde sanfter. »Wenn wir schon gehen, Junge, solltest du am besten dein Pferd satteln.«

Mat fuhr zusammen und riß seinen Blick von der toten Frau los. »Ja, sollte ich, nicht wahr?« Er sah sie nicht noch einmal an.

Solche Hemmungen hatte er in bezug auf die Männer nicht. Soweit es ihn betraf, verdiente jemand den Tod, der sich entschlossen hatte, zu rauben und zu morden, wenn er dieses Spiel verlor. Er hielt sich nicht lang mit ihnen auf, aber er wandte den Blick auch nicht ab, wenn er auf einen der Räuber fiel. Nachdem er den Hengst gesattelt und seine Sachen festgeschnallt hatte, ertappte er sich dabei, wie er den Mann mit der Armbrust betrachtete. An dessen Gesichtszügen war etwas Vertrautes. Es lag daran, daß durch das Flackern des Feuers ein Schatten auf das Gesicht fiel. *Glück,* sagte er sich. *Immer wieder Glück.*

»Der Armbrustschütze war ein guter Schwimmer, Thom«, sagte er, während er in den Sattel kletterte.

»Was für einen Unsinn faselst du denn jetzt wieder zusammen?« Auch der Gaukler saß auf seinem Pferd und war viel mehr mit der Sicherheit seiner Instrumentenbehälter hinter dem Sattel beschäftigt als mit den Toten. »Wie kannst du wissen, ob er überhaupt schwimmen konnte?«

»Er hat es geschafft, aus einem kleinen Boot mitten auf dem Erinin und mitten in der Nacht heil ans Ufer zu kommen. Ich schätze, damit hat er wohl all sein Glück aufgebraucht.« Er überprüfte noch einmal die Riemen, welche die Rolle mit Feuerwerkskörpern hielten. *Wenn dieser Narr schon glaubte, einer davon sei von den Aes Sedai hergestellt, was hätte er dann gedacht, wenn alle auf einmal losgegangen wären?*

»Bist du sicher, Junge? Unwahrscheinlich, daß es der gleiche Mann … Also, selbst du würdest bei einer solchen Wette nicht dagegenhalten.«

»Ich bin sicher, Thom.« *Elayne, ich dreh dir den Hals um, wenn ich dich wieder in die Hände bekomme. Und auch den von Egwene und von Nynaeve.* »Und ich bin sicher, daß ich diesen verfluchten Brief loswerden will, bevor wir uns auch nur eine Stunde lang in Caemlyn aufhalten.«

»Ich sage dir, an dem Brief ist nichts weiter dran, Junge. Ich habe *Daes Dae'mar* schon gespielt, als ich jünger war als du, und ich erkenne einen Code oder eine Chiffre, selbst wenn ich nicht weiß, was sie zu bedeuten hat.«

»Also, ich habe dein Großes Spiel niemals gespielt, Thom, dein verfluchtes Spiel der Häuser, aber ich weiß, wenn jemand hinter mir her ist. Und sie würden mich nicht so weit jagen, nur um an das Gold in meinen Taschen zu kommen. Nicht einmal für eine ganze Truhe voll Gold. Es muß an dem Brief liegen.« *Seng mich, hübsche Mädchen bringen mich immer wieder in Schwierigkeiten.* »Ist dir nach all dem hier heute nacht noch nach Schlafen zumute?«

»So wie ein unschuldiges Kind, Junge. Aber wenn du reiten willst, mache ich mit.«

Das Gesicht einer hübschen Frau ging Mat durch den Kopf, einer hübschen Frau mit einem Dolch im Hals. *Du hattest kein Glück, hübsche Frau.* »Also, reiten wir los!« sagte er energisch.

Caemlyn

Mat erinnerte sich noch vage an Caemlyn, aber als sie sich der Stadt in den frühen Morgenstunden kurz nach Sonnenaufgang näherten, war ihm, als sei er noch nie hier gewesen. Seit dem ersten Morgengrauen waren sie auf der Straße nicht mehr die einzigen Reisenden, und auch jetzt bewegten sie sich inmitten anderer Reiter, Wagenzüge und Fußgänger … Alles strömte auf die große Stadt zu.

Sie erstreckte sich über mehrere Hügel und war mindestens so groß wie Tar Valon. Eine riesige Mauer schützte sie: fünfzig Fuß hoch, aus hellem, grauem Stein erbaut, in dem unzählige weiße und silberne Äderchen im Sonnenschein funkelten, und in regelmäßigen Abständen mit hohen, runden Türmen bewehrt, auf denen die Flagge mit dem Löwen von Andor flatterte, Weiß auf Rot. Außerhalb dieser Mauer schien es, daß man eine weitere große Stadt erbaut hatte, die jene andere schützend umgab. Dort sah man rote Backsteine, grauen Naturstein und weißgetünchte Wände, Schenken, Wand an Wand mit schönen drei- und vierstöckigen Häusern, die offensichtlich reichen Kaufleuten gehörten, Läden mit unter Markisen ausgelegten Waren direkt neben breiten, fensterlosen Lagerhäusern. Zu beiden Seiten der Straße zog sich ein offener Markt unter roten und purpurnen Ziegeldächern dahin. Jetzt schon priesen Frauen und Männer ihre Waren dort an, feilschten mit größtmöglicher Lautstärke, und eingesperrte Kälber und Schafe und Ziegen und Schweine, Gänse und Hühner und Enten in Käfigen vollführten einen ohrenbetäubenden Lärm. Er erinnerte sich dunkel daran, daß ihm schon bei seinem ersten Aufenthalt in Caemlyn der Lärm auf die Nerven gegangen war. Nun erschien ihm das Ganze wie der Herzschlag der Stadt, der unaufhörlich Reichtum fließen ließ.

Die Straße führte zu zwanzig Fuß hohen Torbögen, wo Soldaten der königlichen Garde in roten Mänteln und glänzenden Brustpanzern die geöffneten Torflügel aufmerksam bewachten. Sie musterten Thom und ihn aber nicht mißtrauischer als alle anderen; nicht einmal der Bauernspieß, den er vor sich über den Sattel gelegt hatte, erregte ihre besondere Aufmerksamkeit. Es schien, daß sie nur den Strom der Menschen in Bewegung halten wollten.

Dann waren sie drinnen. Schlanke Türme erhoben sich hier, die noch höher waren als die an der Stadtmauer, und große Kuppeln schimmerten weiß und golden über von Menschen wimmelnden Straßen. Gleich hinter dem Stadttor teilte sich die Straße in zwei Parallelstraßen, die durch einen breiten Grünstreifen mit Gras und Bäumen voneinander getrennt wurden. Die Hügel der Stadt stiegen in sanften Stufen zu einem Gipfel hinauf, der von einer weiteren Mauer, weiß leuchtend wie die Tar Valons, umgeben war. Dahinter erhoben sich wieder Kuppeln und Türme. Das war, wie sich Mat erinnerte, die Innere Stadt, und auf dem höchsten Hügel stand der königliche Palast.

»Hat keinen Zweck zu warten«, sagte er zu Thom. »Ich bringe den Brief auf schnellstem Weg hin.« Er betrachtete die Sänften und Kutschen, die sich durch die Menge schoben, und die Läden mit all ihren ausgestellten Waren. »In dieser Stadt kann ein Mann durchaus zu ein wenig Gold kommen, Thom, wenn er mit Würfeln oder Karten umgehen kann.« Mit den Karten hatte er nicht soviel Glück wie beim Würfelspiel, aber außer Adligen und Reichen spielte sowieso niemand mit Spielkarten. *Und die sollte ich aufspüren.*

Thom gähnte ihn an und zog seinen Gauklerumhang wie eine Decke hoch. »Wir sind die ganze Nacht geritten, Junge. Laß uns wenigstens zuerst etwas zum Essen finden. In *Der Königin Segen* gibt es gute Mahlzeiten.« Er gähnte wieder. »Und gute Betten.«

»Daran erinnere ich mich auch«, sagte Mat bedächtig. Das stimmte, zumindest halbwegs. Der Wirt war ein fetter Mann mit ergrautem Haar – Meister Gill. Dort hatte Moiraine Rand und ihn vorgefunden, als sie geglaubt hatten, sie seien sie endlich losgeworden. *Jetzt ist sie weg und spielt ihr Spielchen mit Rand. Hat mit mir nichts mehr zu tun. Jetzt nicht mehr.* »Ich treffe dich dann dort, Thom. Ich sagte, ich wolle diesen Brief spätestens eine Stunde nach meiner Ankunft los haben, und daran werde ich mich halten. Reite du inzwischen dorthin.«

Thom nickte und ließ sein Pferd abbiegen. Er rief dann noch gähnend über die Schulter: »Verirre dich nicht, Junge! Caemlyn ist eine große Stadt!«

Und eine reiche. Mat trieb sein Pferd mit den Fersen weiter die belebte Straße hinauf. *Verirren! Ich finde mich, verflucht noch mal, zurecht!* Die Krankheit schien Teile seines Erinnerungsvermögens ausgelöscht zu haben. Er sah beispielsweise eine Schenke, deren oberes Stockwerk nach allen Seiten über das untere hinausragte und deren Schild im Wind knarrte, und er wußte, daß er sie früher schon gesehen hatte, aber was man nun wieder von hier aus sehen konnte, war ihm vollkommen aus dem Gedächtnis entschwunden. Es konnte sein, daß er sich an ein hundert Schritt langes Straßenstück mit einemmal ganz klar erinnerte, während alles andere so geheimnisvoll wirkte wie die Würfel im geschlossenen Becher.

Doch bei all diesen Gedächtnislücken war er vollkommen sicher, nie die Innere Stadt und den königlichen Palast besucht zu haben. *Das könnte ich nicht vergessen!* Der Weg war allerdings nicht zu verfehlen. Die Straßen der Neustadt – an diese Bezeichnung erinnerte er sich mit einem Schlag; das war der Teil Caemlyns, der weniger als zweitausend Jahre alt war – führten zwar in alle möglichen Richtungen, doch die Hauptstraßen verliefen alle ins Zentrum. Die Wächter am Tor machten keine Anstalten, irgend jemand aufzuhalten.

Innerhalb dieser weißen Mauer standen Gebäude, die auch nach Tar Valon gepaßt hätten. Die sich dahinwindenden Straßen führten auf Hügelkämme und gaben den Blick frei auf immer neue Türmchen, deren gekachelte Mauern den Sonnenschein in hundert verschiedenen Farben reflektierten, und auf Parks, deren geometrische Anlagen nur von hier oben zu sehen waren. Manchmal konnte man auch einen Blick quer über die ganze Stadt erhaschen, und man sah weit dahinter die hügelige Ebene und die Wälder Andors. Es spielte eigentlich gar keine Rolle, welche Straße er hier benützte. Alle zogen sich in Spiralen um die Hügel auf ein Ziel zu, den Königspalast.

Im Nu befand er sich auf dem riesigen, ovalen Platz vor dem Palast und ritt auf das hohe, vergoldete Tor zu. Der blendend weiße Königspalast von Andor hätte ganz sicher auch als eines der Wunder Tar Valons gegolten, hätte er sich dort befunden. Seine schlanken Türme und goldenen Kuppeln leuchteten in der Sonne über hochgelegenen Balkonen mit kunstvollen Steingittern davor. Das Blattgold auf einer dieser Kuppeln hätte gereicht, um ihn ein Jahr lang im Luxus leben zu lassen.

Auf dem Vorplatz befanden sich weniger Menschen als in der übrigen Stadt, als sei er nur für besondere Anlässe vorgesehen. Ein Dutzend Gardesoldaten stand steif vor dem geschlossenen Tor. Alle hielten ihre Bögen in exakt gleichem Winkel vor den schimmernden Brustpanzern. Ihre Gesichter waren hinter ihren auf Hochglanz polierten Helmvisieren verborgen. Ein wuchtiger Offizier, dessen roter Umhang zurückgeworfen war, um einen Knoten aus Goldschnur freizulegen, den er auf der Schulter trug, marschierte wichtigtuerisch vor ihnen auf und ab und beäugte jeden Mann, als suche er nach einem Staubkörnchen oder einem Rostfleck an seiner Rüstung.

Mat ließ sein Pferd anhalten und setzte ein Lächeln auf. »Einen guten Morgen, Hauptmann!«

Der Offizier drehte sich zu ihm um und starrte ihn durch das Visiergitter hindurch mit tiefliegenden Knopfaugen an – wie eine fette Ratte in einem Käfig. Der Mann war älter, als er angenommen hatte, bestimmt alt genug, um mehr als einen Rangknoten an der Uniform zu tragen, und eher fett als kräftig. »Was wollt Ihr, Bauer?« fragte er grob.

Mat holte tief Luft. *Jetzt heißt es, alles richtig zu machen. Ich muß diesen Affen beeindrucken, damit er mich nicht den ganzen Tag warten läßt. Ich will nicht ständig das Dokument der Amyrlin herumreichen, um nicht vor Langeweile sterben zu müssen.* »Ich komme aus Tar Valon von der Weißen Burg und bringe eine Botschaft von …«

»*Ihr* kommt aus Tar Valon, Bauer?« Der Bauch des fetten Offiziers bebte, als er lachte, aber dann brach sein Lachen abrupt ab, und er starrte ihn finster an. »Wir brauchen keine Botschaften aus Tar Valon, Schurke, *falls* Ihr überhaupt so was habt! Unsere gute Königin – möge das Licht sie erleuchten! – will keinen Kontakt mit der Weißen Burg, bevor nicht die Tochter-Erbin zu ihr zurückgekehrt ist. Ich habe auch noch nie von einem Kurier der Weißen Burg gehört, der Bauernkleidung trägt. Es ist ganz offensichtlich, daß Ihr nichts Gutes im Schilde führt. Vielleicht glaubt Ihr, ein paar Münzen verdienen zu können, indem Ihr vorgebt, Briefe zu befördern, aber Ihr müßt schon Glück haben, wenn Ihr nicht statt dessen in einer Gefängniszelle landen wollt! Wenn Ihr wirklich aus Tar Valon kommt, dann reitet zurück und richtet der Burg aus, sie sollen die Tochter-Erbin herausgeben, bevor wir kommen und sie uns holen! Wenn Ihr aber bloß auf Betrug und Silber aus seid, dann geht mir aus den Augen, oder ich lasse Euch verprügeln, bis Euch das Lebenslicht ausgeht! Wie auch immer, Bauerntölpel, haut jetzt ab!«

Mat hatte von Beginn an versucht, ein Wort einzuwerfen, und nun sagte er schnell: »Von ihr ist der Brief ja, Mann! Er ist von …«

»Habe ich Euch nicht gesagt, Ihr sollt Euch trollen, Schurke?« brüllte der fette Mann. Sein Gesicht färbte sich beinahe so rot wie sein Mantel. »Hebt Euch fort aus meinen Augen, Ihr Gossenunrat! Wenn Ihr nicht weg seid, bis ich auf zehn gezählt habe, werde ich Euch verhaften, weil Ihr den Platz mit Eurer Anwesenheit verunreinigt! Eins! Zwei!«

»Könnt Ihr wirklich bis zehn zählen, Ihr fetter Narr?« fauchte Mat. »Ich sage Euch, Elayne hat …«

»Wachen!« Jetzt war das Gesicht des Offiziers purpurrot. »Verhaftet diesen Mann als Schattenfreund!«

Mat zögerte einen Moment lang, da er glaubte, so etwas könne ja wohl niemand ernst nehmen, aber die gesamte Wache, ein Dutzend Männer in roten Mänteln, Brustpanzern und Helmen, rannte auf ihn zu, und so riß er sein Pferd herum und galoppierte davon, die empörten Schreie des fetten Mannes im Ohr. Der Hengst war zwar kein Rennpferd, aber die Männer zu Fuß ließ er dennoch schnell hinter sich. Leute sprangen zur Seite, als er die gewundene Straße hinabjagte, und sie drohten ihm mit geballten Fäusten und mit ebensolchen Flüchen wie der

Offizier zuvor.

Narr, dachte er und meinte damit den fetten Offizier, aber dann bedachte er sich selbst mit dem gleichen Wort. *Alles, was ich hätte tun müssen, war, ihren blutigen Namen gleich von Anfang an zu erwähnen. »Elayne, Tochter-Erbin von Andor, schickt diesen Brief an ihre Mutter, Königin Morgase.« Licht, wer konnte vorhersehen, daß sie Tar Valon auf einmal so feindselig gegenüberstehen?* Wie er sich von seinem letzten Besuch her erinnerte, waren die Aes Sedai und die Weiße Burg in der Wertschätzung der Wachsoldaten gleich nach Königin Morgase gekommen. *Seng sie, Elayne hätte mir das sagen können.* Zögernd fügte er hinzu: *Ich hätte auch ein paar Fragen stellen können.*

Bevor er das Bogentor zur Neustadt erreichte, zügelte er seinen Hengst. Er glaubte nicht, daß ihn die Palastwache noch verfolgte, aber es brachte nichts, wenn er die Blicke aller am Tor auf sich zog, indem er im Galopp hindurchpreschte. Jetzt, in gemächlichem Schritt, widmeten sie ihm nicht mehr Aufmerksamkeit als zuvor.

Als er den breiten Torbogen passierte, lächelte er plötzlich und wäre beinahe umgekehrt. Er hatte sich nämlich gerade an etwas erinnert, und diese Vorstellung gefiel ihm bedeutend besser, als einfach durchs Palasttor hineinzuspazieren. Es hätte ihm wohl sogar dann noch besser gefallen, wenn der fette Offizier nicht am Tor gestanden hätte. Er verirrte sich zweimal auf der Suche nach *Der Königin Segen*, aber schließlich fand er das Schild mit dem Mann, der vor einer Frau mit rotgoldenem Haar und einer Krone aus goldenen Rosen kniete, ihre Hand auf seinem Kopf. Es war ein breiter, dreistöckiger Steinbau mit großen Fenstern bis hinauf unter das rote Ziegeldach. Er ritt auf die Rückseite zum Stallhof, wo ihm ein Bursche mit Pferdegesicht und einer Lederweste, die kaum zäher als seine Haut sein konnte, die Zügel des Pferdes abnahm. Er glaubte, sich an den Burschen erinnern zu können. *Ja – Ramey.*

»Es ist schon lange her, daß ich hier war, Ramey.« Mat warf ihm eine Silbermark zu. »Erinnerst du dich noch an mich?«

»Ich kann nicht sagen, daß ich …«, begann Ramey, aber dann glänzte Silber vor seinen Augen, wo er nur Bronze erwartet hatte. Er hustete, und sein kurzangebundenes Nicken wandelte sich zu einer hastigen Verbeugung mit einer Faust an der Stirn. »Aber natürlich erinnere ich mich, junger Herr. Vergebt mir. Es war mir vollkommen entfallen. Habe kein gutes Gedächtnis für Menschen. Gut für Pferde. Ich kenne Pferde, ja wirklich. Ein schönes Tier, junger Herr. Ich werde es gut pflegen, da könnt Ihr sicher sein.« Er sprudelte all das hastig heraus und gab Mat keine Zeit, selbst etwas einzuwerfen. Dann brachte er schleunigst den Hengst in den Stall, bevor er vielleicht Mats Namen hätte benützen müssen.

Mit säuerlicher Miene klemmte sich Mat die Rolle mit Feuerwerkskörpern unter den Arm und schulterte den Rest seiner Habseligkeiten. *Der Bursche hätte mich nicht von Falkenflügels Zehennägeln unterscheiden können.* Neben der Küchentür saß ein muskelbepackter Mann auf einem umgestülpten Faß und kraulte sanft eine schwarz-weiße Katze auf seinem Schoß hinter dem Ohr. Der Mann musterte Mat unter dicken Augenlidern hervor, besonders den Bauernspieß auf dessen Schulter, aber er hörte dabei mit dem Kraulen nicht auf. Mat glaubte, sich auch an ihn erinnern zu können, aber den Namen wußte er nicht mehr. So sagte er nichts, als er hineinging, und der Mann schwieg ebenfalls. *Warum sollte er sich an mich erinnern? Möglicherweise kommen jeden Tag Aes Sedai hierher, um jemanden abzuholen.*

In der Küche eilten zwei Hilfsköchinnen und drei Küchenmägde zwischen Herden und Bratspießen geschäftig hin und her. Die Anweisungen kamen von einer rundlichen Frau, die ihr Haar zum Dutt zusammengebunden hatte und in der Hand einen langen Holzlöffel hielt, mit dem sie auf das deutete, was sie gerade getan haben wollte. Mat war sicher, daß er sie von damals her kannte. *Coline, und welch ein Name für eine so dicke Frau. Aber alle nannten sie nur Köchin.*

»Hallo, Köchin«, verkündete er, »ich bin wieder da, und es ist noch kein Jahr her!«

Sie sah ihn einen Moment lang scharf an und nickte dann. »Ich erinnere mich an Euch.« Er begann zu grinsen. »Ihr wart bei dem jungen Prinzen, nicht wahr?« fuhr sie fort. »Der Tigraine so ähnlich sah, das Licht leuchte ihrem Angedenken. Ihr seid sein Diener, nicht wahr? Kommt er denn zurück, der junge Prinz?«

»Nein«, sagte er schroff. *Ein Prinz! Licht!* »Ich glaube nicht, daß er in nächster Zeit vorbeikommt, und es würde Euch auch nicht gefallen, wenn er käme.« Sie protestierte und beteuerte, was für ein feiner, gutaussehender junger Mann der Prinz sei, doch er ließ sie gar nicht erst ausreden. *Seng mich, gibt es denn eine Frau, die Rands wegen nicht glänzende Augen bekommt, wenn man nur seinen verfluchten Namen erwähnt? Sie würde, verdammt noch mal, schreien, wenn sie wüßte, was er jetzt tut.* »Ist Meister Gill in der Nähe? Und Thom Merrilin?«

»In der Bibliothek«, sagte sie leicht schniefend. »Sagt Basel Gill, wenn Ihr ihn seht, daß diese Abflüsse gereinigt werden müssen. Heute noch, hört Ihr?« Sie beobachtete, wie eine der Gehilfinnen irgend etwas mit einem

Stück Rinderbraten anstellte, und watschelte zu ihr hinüber. »Nicht soviel, Kind. Das Fleisch wird zu süß, wenn Ihr soviel Arrath daraufgebt.« Sie schien Mat bereits wieder vergessen zu haben.

Er schüttelte den Kopf und machte sich auf die Suche nach der Bibliothek. Er konnte sich nicht an sie erinnern. Aber er erinnerte sich auch nicht daran, ob Coline eigentlich mit Meister Gill verheiratet war. Wenn er jemals vernommen hatte, wie eine Ehefrau ihrem Mann Anweisungen gab, dann jetzt gerade. Eine hübsche Dienerin mit großen Augen kicherte und wies ihn einen Flur hinunter zu einer Tür neben dem Schankraum.

Als er in die Bibliothek eintrat, blieb er erst einmal stehen und staunte. Auf den Wandregalen mußten wohl mehr als dreihundert Bücher stehen und auf den Tischen lagen noch mehr. Er hatte in seinem ganzen Leben noch nicht so viele Bücher auf einmal gesehen. Er bemerkte ein ledergebundenes Exemplar der *Reisen des Jain Fernstreicher* auf einem kleinen Tischchen in der Nähe der Tür. Das hatte er immer schon lesen wollen – Rand und Perrin hatten ihm ständig davon erzählt –, aber er schien niemals dazu zu kommen, die Bücher zu lesen, die ihn interessierten.

Basel Gill mit seinem rosa Gesicht und Thom Merrilin saßen an einem der Tische über einem Spielbrett. Die Pfeifen in ihren Mündern stießen dünnen, blauen Tabaksqualm aus. Eine gestreifte Katze saß auf dem Tisch neben einem hölzernen Würfelbecher, den Schwanz um die Beine gewickelt, und beobachtete sie beim Spielen. Der Umhang des Gauklers war nirgends zu sehen, und so nahm Mat an, daß er bereits ein Zimmer bezogen hatte.

»Du bist schneller fertig geworden, als ich gedacht hatte, Junge«, sagte Thom, ohne die Pfeife aus dem Mund zu nehmen. Er zupfte an einem langen, weißen Schnurrbartende, während er überlegte, wohin er den nächsten Stein auf den vielen gekreuzten Linien des Spielbretts plazieren solle. »Basel, du erinnerst dich vielleicht noch an Mat Cauthon.«

»Sicher«, sagte der fette Wirt und betrachtete das Spielbrett. »Krank beim letzten Mal, als ihr hier wart, oder? Ich hoffe, es geht Euch jetzt besser, Bursche.«

»Es geht mir besser«, sagte Mat. »Ist das alles, woran Ihr Euch erinnert? Daß ich krank war?«

Meister Gill zuckte zusammen, als Thom seinen Zug tat, und nahm die Pfeife aus dem Mund. »Wenn ich daran denke, mit wem Ihr weggegangen seid und unter welchen Umständen, dann ist es vielleicht besser, ich erinnere mich an nichts weiter.«

»Die Aes Sedai gelten wohl mittlerweile als etwas anrüchig, oder?« Mat legte seine Sachen auf einen großen Lehnstuhl, lehnte den Bauernspieß dagegen und setzte sich auf einen weiteren, wobei er ein Bein über die Lehne baumeln ließ. »Die Wache am Palast scheint zu glauben, die Weiße Burg habe Elayne entführt.« Thom blickte mißtrauisch auf die Rolle mit Feuerwerkskörpern und dann auf seine qualmende Pfeife. Er knurrte etwas in sich hinein, bevor er sich wieder dem Spielbrett widmete.

»Das wohl kaum«, sagte Gill, »aber die ganze Stadt weiß, daß sie aus der Burg verschwunden ist. Thom behauptet, sie sei zurückgekehrt, aber davon haben wir hier nichts gehört. Vielleicht weiß Königin Morgase Bescheid, aber jedermann bis hinunter zum Stallburschen benimmt sich so unauffällig wie möglich, damit sie ihm nicht den Kopf abreißt. Lord Gaebril hat sie davor bewahrt, tatsächlich irgend jemanden zum Henker zu schicken, aber ich kann meine Hand nicht ins Feuer legen, daß das nicht doch noch geschieht. Und ihre Stimmung in bezug auf Tar Valon hat er ganz sicher nicht ändern können. Wenn überhaupt, dann hat er den Konflikt noch geschürt.«

»Morgase hat einen neuen Ratgeber«, sagte Thom in trockenem Tonfall. »Gareth Bryne hat ihn nicht leiden können, und so hat sie Bryne seines Amtes enthoben und ihn nach Hause auf seine Güter geschickt, damit er den Schafen beim Wachsen ihrer Wolle zuschauen kann. Basel, ziehst du jetzt, oder willst du nicht mehr?«

»Einen Moment noch, Thom. Einen Moment. Ich will es ja richtig machen.« Gill biß fester auf seinen Pfeifenstiel und betrachtete das Spielbrett mit gerunzelter Stirn. Qualm stieg aus dem Pfeifenkopf.

»Also hat die Königin jetzt einen Ratgeber, der nichts für Tar Valon übrig hat«, sagte Mat. »Na ja, das erklärt, warum sich die Wache so verhielt, als ich sagte, ich käme von dort.«

»Wenn Ihr ihnen das gesagt habt«, meinte Gill, »hattet Ihr Glück, daß Ihr ohne gebrochene Knochen wieder weggekommen seid. Zumindest wenn einer der neuen Männer Wache hatte. Gaebril hat die halbe Wache in Caemlyn durch seine eigenen Männer ersetzen lassen, und das ist eine gewaltige Leistung, wenn man bedenkt, wie kurz er erst hier ist. Einige behaupten, daß Morgase ihn vielleicht heiraten wird.« Er versetzte einen Stein auf dem Brett, hielt aber inne und nahm den Zug kopfschüttelnd zurück. »Die Zeiten ändern sich. Die Menschen ändern sich. Zuviel verändert sich für meinen Geschmack. Ich schätze, ich werde alt.«

»Du willst wohl, daß wir beide alt werden, bevor du den nächsten Zug machst«, knurrte Thom. Die Katze räkelte sich und schlich über die Tischfläche, um sich von ihm streicheln zu lassen. »Auch wenn wir den ganzen Tag schwatzen, kommst du trotzdem nicht auf einen guten Zug. Warum gibst du nicht einfach zu, daß du geschlagen bist, Basel?«

»Ich gebe mich niemals geschlagen«, sagte Gill tapfer. »Ich werde dich noch besiegen, Thom.« Er stellte einen weißen Stein auf einen Kreuzungspunkt zweier Linien. »Du wirst ja sehen.« Thom schnaubte.

Bei dem Spielstand, den Mat vom Brett ablesen konnte, glaubte er nicht an eine Chance für Meister Gill. »Ich muß nur die Garde umgehen und Elaynes Brief Morgase selbst in die Hand drücken.« *Und erst recht, wenn sie alle so sind wie dieser fette Idiot. Licht, ich möchte wissen, ob er allen erzählt hat, ich sei ein Schattenfreund.*

»Du hast ihn also nicht überbracht?« schnauzte ihn Thom an. »Ich dachte, du wolltest den Brief endlich loswerden?«

»Ihr habt eine Nachricht von der Tochter-Erbin?« rief Gill erstaunt. »Thom, warum hast du mir das nicht gesagt?«

»Tut mir leid, Basel«, murmelte der Gaukler. Er funkelte Mat unter den buschigen Augenbrauen hervor an und blies seine Schnurrbartenden zur Seite. »Der Junge glaubt, jemand wolle ihn deshalb umbringen, also dachte ich, ich lasse ihn sagen, was er für richtig hält, und erwähne selbst nichts weiter. Es scheint ihm mittlerweile aber egal zu sein.«

»Was denn für einen Brief?« fragte Gill. »Kommt sie nach Hause? Und Lord Gawyn auch? Ich hoffe es. Ich habe schon Gerüchte über einen bevorstehenden Krieg mit Tar Valon gehört, als ob jemand so dumm sei, mit den Aes Sedai Krieg anzufangen. Wenn ihr mich fragt, paßt das alles zu diesen wilden Gerüchten, daß die Aes Sedai irgendwo im Westen einen falschen Drachen unterstützen und die Macht als Waffe einsetzen. Nicht, daß mir das als ausreichender Grund erscheint, mit ihnen Krieg anzufangen; im Gegenteil!«

»Seid Ihr mit Coline verheiratet?« fragte Mat, und Meister Gill fuhr zusammen.

»Das Licht bewahre mich davor! Man könnte schon jetzt glauben, die Schenke gehöre ihr. Wenn sie meine Frau wäre … Was hat das mit dem Brief der Tochter-Erbin zu tun?«

»Nichts«, antwortete Mat, »aber Ihr habt so lange weitergesprochen, daß Ihr vermutlich Eure eigenen Fragen vergessen habt.« Gill gab einen erstickten Laut von sich, und Thom lachte schallend. Mat fuhr schnell fort, bevor der Wirt wieder zu Wort kam: »Der Brief ist versiegelt; Elayne hat mir nicht gesagt, was drin steht.« Thom sah ihn von der Seite her an und strich sich über den Schnurrbart. *Glaubt er etwa, ich würde zugeben, daß wir das Ding geöffnet haben?* »Aber ich glaube nicht, daß sie nach Hause kommt. Sie will eine Aes Sedai werden, wenn Ihr mich fragt.« Er erzählte ihnen von seinem Versuch, den Brief zu überbringen, wobei er ein paar Dinge wegließ, die sie nicht unbedingt wissen mußten.

»Die neuen Männer«, sagte Gill. »Jedenfalls hört sich das mit dem Offizier danach an. Da könnte ich wetten. Nicht besser als Räuber, die meisten jedenfalls, bis auf ein paar ganz schlaue. Wartet bis zum Nachmittag, Junge, wenn die Palastwache abgelöst wird. Nennt ihnen gleich den Namen der Tochter-Erbin, und falls der neue Offizier auch einer von Gaebrils Männern sein sollte, duckt Euch eben ein wenig. Ein Knöchel an der Stirn, und Ihr werdet keine Schwierigkeiten haben.«

»Seng mich, wenn ich so was mache. Ich werde vor niemandem kriechen! Nicht einmal vor Morgase selbst. Diesmal werde ich den Wachen nicht einmal nahe kommen.« *Ich will lieber gar nicht erst wissen, was dieser fette Bursche über mich erzählt hat.* Sie blickten ihn an, als sei er verrückt geworden.

»Wie, beim Licht«, sagte Gill, »wollt Ihr den Palast betreten, ohne an den Wachen vorbeizukommen?« Er riß die Augen auf, so, als erinnere er sich gerade an etwas. »Licht, Ihr wollt doch nicht … Junge, Ihr hättet des Dunklen Königs eigenes Glück nötig, um lebend wieder herauszukommen!«

»Wovon redest du denn jetzt, Basel? Mat, was für eine blödsinnige Sache willst du jetzt wieder probieren?«

»Ich habe aber Glück, Meister Gill«, sagte Mat. »Haltet nur ein gutes Mahl für meine Rückkehr bereit.« Als er aufstand, nahm er den Würfelbecher in die Hand und ließ die Würfel neben das Spielbrett rollen, um sein Glück zu versuchen. Die gestreifte Katze sprang herunter und fauchte ihn mit gekrümmtem Buckel an. Die fünf Augenwürfel lagen still, und jeder zeigte eine Eins. *Die Augen des Dunklen Königs.*

»Das ist der beste Wurf oder der schlechteste«, sagte Gill. »Es hängt davon ab, welches Spiel Ihr spielt, nicht wahr? Junge, ich glaube, Ihr wollt ein gefährliches Spiel spielen. Warum nehmt Ihr diesen Becher nicht mit hinaus in den Schankraum und verliert ein paar Kupfermünzen? Ihr macht auf mich den Eindruck, als wüßtet Ihr ein gutes Spielchen zu schätzen. Ich sorge dafür, daß der Brief sicher in den Palast gelangt.«

»Coline will, daß Ihr die Abflüsse reinigt«, sagte Mat zu ihm, und dann wandte er sich Thom zu, während der Wirt noch blinzelte und vor sich hin brummte. »Es scheint keinen großen Unterschied zu machen, ob ich mir nun einen Pfeil zwischen die Rippen einhandle, weil ich diesen Brief überbringe, oder ob ich ein Messer in den Rücken bekomme, weil ich hier sitze und warte. Die Sechs zeigt nach oben und das halbe Dutzend nach unten. Stellt mir nur etwas zu essen bereit, Thom.« Er warf eine Goldmark vor Gill auf den Tisch. »Laßt meine Sachen in ein Zimmer

bringen, Wirt. Wenn es mehr kostet, bezahle ich es Euch hinterher. Seid vorsichtig mit dieser großen Rolle! Thom hat gewaltige Angst davor.«

Als er hinausstolzierte, hörte er, wie Gill zu Thom sagte: »Ich habe immer schon geglaubt, dieser Junge sei ein richtiger Schurke. Wie kommt er an dieses Gold?«

Ich gewinne halt immer, dachte er grimmig. *Jetzt muß ich noch einmal gewinnen, und dann bin ich mit Elayne fertig. Das wird das letzte sein, was ich mit der Weißen Burg zu tun habe. Nur noch einmal.*

Eine Botschaft aus dem Schatten

Als er, diesmal zu Fuß, zur Innenstadt zurückkehrte, war sich Mat keineswegs sicher, ob sein Vorhaben gelingen würde. Es könnte klappen, wenn das, was man ihm erzählt hatte, der Wahrheit entsprach, aber gerade dessen war er sich nicht sicher. Er mied den ovalen Vorplatz des Schlosses und umging den riesigen Komplex durch Seitenstraßen, die sich an die Hügelflanken schmiegten. Die goldenen Kuppeln des Palasts schimmerten unerreichbar und schienen ihn zu verspotten. Er war schon beinahe ganz herumgelaufen und näherte sich wieder dem Vorplatz, da sah er es: einen steilen Abhang, mit niedrigen Blumen bewachsen, der sich von der Straße aus zu einer weißen, aus groben Natursteinen errichteten Mauer hochzog. Über die Mauerkrone ragten mehrere belaubte Zweige heraus, und dahinter konnte er weitere erkennen: Bäume in einem Garten des Königspalasts.

Eine Mauer, die wie eine Felsklippe aussieht, dachte er, *und auf der anderen Seite ein Garten. Vielleicht hat Rand wirklich die Wahrheit gesagt.*

Ein kurzer Blick zeigte ihm, daß er auf der kurvenreichen Straße der einzige Passant war. Er würde sich beeilen müssen. Der Biegungen wegen konnte er nicht weit sehen; jeden Moment konnte jemand erscheinen. Er krabbelte auf allen vieren den Hang hoch. Es war ihm gleich, daß er mit den Stiefeln Büschel roter und weißer Blüten losriß. Am rauhen Stein der Mauer fand er genügend Halt, und Rillen und Vorsprünge boten sogar seinen Stiefeln noch Halt.

Wie unvorsichtig von ihnen, einem das so leicht zu machen, dachte er. Die Kletterei brachte ihm Erinnerungen zurück an die Heimat und an Rand und Perrin. Damals waren sie bis jenseits der Sandhügel gewandert, zum Fuß der Verschleierten Berge. Als sie nach Emondsfelde zurückkehrten, hatte sich der vereinte Zorn aller über sie entladen. Er hatte am meisten abbekommen, denn jeder nahm an, es sei seine Idee gewesen. Aber sie waren drei Tage lang in den Klippen herumgeklettert, hatten unter freiem Himmel geschlafen, hatten Eier gegessen, die sie den Rotkämmen stahlen, und dazu selbst geschossene fette, graue Moorhühner. Mit Pfeil und Bogen und mit der Steinschleuder hatten sie sich ernährt, oder mit Hilfe von Kaninchenfallen. Die ganze Zeit hatten sie sich lachend versichert, daß sie sich nicht vor dem angeblichen Pech fürchteten, das das Betreten der Berge bringen sollte, und daß sie vielleicht einen Schatz finden würden. Von dieser Expedition hatte er einen eigenartigen Stein mitgebracht, in dem sich scheinbar das Skelett eines recht großen Fisches abgedrückt hatte, und dazu eine lange, weiße Schwanzfeder von einem Schneeadler, und schließlich noch ein handgroßes Stück weißen Steins, der beinahe so aussah wie ein menschliches Ohr. Jedenfalls hatte er gemeint, es sehe aus wie ein Ohr, und Tam al'Thor hatte ihm bestätigt, das könne durchaus sein, obwohl Rand und Perrin anderer Meinung waren.

Seine Finger rutschten aus einer flachen Rinne. Dadurch verlor auch sein linker Fuß den Halt, und er hätte beinahe das Gleichgewicht verloren. Keuchend konnte er gerade noch die Mauerkrone packen und sich das restliche Stück hinaufziehen. Einen Augenblick lang lag er dort oben und atmete schwer. Es wäre wohl kein tiefer Sturz gewesen, aber doch genug, um sich dabei das Genick zu brechen. *Narr. So in Gedanken versunken klettern zu wollen. Genauso hätte ich mich damals schon beinahe umgebracht in diesen Felsklippen. Aber das war alles vor so langer Zeit.* Wahrscheinlich hatte seine Mutter all diese Andenken längst weggeworfen. Er spähte ein letztes Mal zurück, um zu sehen, ob ihn auch wirklich niemand beobachtet hatte. Die Straße war bis zur nächsten Biegung noch immer menschenleer. Dann ließ er sich in den Schloßgarten hinunterfallen.

Der Garten war groß. Geplättete Wege führten durch Grasflächen zwischen den Bäumen, und Efeu rankte sich an torförmigen Gittern über diese Wege. Und überall wuchsen Blumen. Weiße Blüten bedeckten die Birnbäume, und die Apfelbäume waren von weißen und rosa Blüten übersät. Rosen in jedem Farbton, dazu leuchtend goldene Sonnenblumen und purpurne Emondspracht und viele, die er nicht kannte. Bei manchen wußte er gar nicht, ob sie Wirklichkeit sein konnten. Der eine Baum hatte ganz seltsame hochrote und goldene Blüten, die beinahe wie Vögel geformt waren, während andere Blüten wie die von Sonnenblumen aussahen, nur maßen sie mehr als zwei Fuß im Durchmesser und wuchsen an Stengeln in der Größe von Ogiern.

Stiefel knirschten auf den Steinplatten, und er duckte sich hinter einen Busch an der Mauer, während zwei Wachsoldaten vorbeimarschierten. Ihre langen weißen Kragenenden hingen ihnen über die Brustpanzer. Sie blickten nicht zu ihm herüber, und er grinste in sich hinein. *Glück. Wenn ich bloß ein bißchen Glück habe, erwischen sie mich nicht, bis ich das verfluchte Ding Morgase in die Hand drücke.*

Er glitt wie ein Schatten durch den Garten, als wolle er Kaninchen auflauern, und dann erstarrte er wieder hinter einem Busch oder einem Baum, wenn er Stiefeltritte hörte. Zwei weitere Paare von Gardesoldaten marschierten die Pfade entlang. Das zweite kam ihm so nahe, daß er sie mit zwei Schritten hätte erreichen können. Als sie zwischen

den Blüten und Bäumen verschwanden, pflückte er eine dunkelrote Sternenscheinblüte und steckte sie sich grinsend ins Haar. Das machte genausoviel Spaß wie am Sonnentag Apfelkuchen stehlen. Und es war leichter. Die Frauen bewachten ihre Kuchen immer höllisch gut, während die Soldaten den Blick kaum von den Platten der Wege hoben.

Nicht lange, und er befand sich an der weißen Wand des Palasts selbst und schob sich hinter einer langgestreckten Rabatte mit weißen Rosen an der Mauer entlang, immer auf der Suche nach einer Tür. Gerade über seinem Kopf befanden sich zwar breite Bogenfenster, aber er hielt es für schwieriger, eine Ausrede zu finden, wenn man ihn beim Einsteigen durch ein Fenster erwischte, als wenn er lediglich durch einen Flur spazierte. Zwei weitere Soldaten erschienen, und er erstarrte wieder. Sie würden keine drei Schritt von ihm entfernt vorbeikommen. Aus dem Fenster über ihm hörte er Stimmen, zwei Männer, die gerade laut genug sprachen, daß er sie verstehen konnte.

»… auf dem Weg nach Tear, großer Meister.« Der Mann klang verängstigt und unterwürfig.

»Laßt sie ihm doch die Pläne durchkreuzen, wenn sie das schaffen.« Diese Stimme war tiefer und kräftiger, ein Mann, der das Befehlen gewohnt war. »Das geschieht ihm recht, wenn drei ungeschulte Mädchen ihn hereinlegen können. Er war schon immer ein Narr, und das ist er auch jetzt noch. Gibt es irgendeine Neuigkeit über den Jungen? Er ist derjenige, der uns alle vernichten kann.«

»Nein, Großer Meister. Er ist verschwunden. Aber Großer Meister, eines der Mädchen ist Morgases Herzblättchen!«

Mat hätte sich beinahe umgedreht, fing sich aber rechtzeitig. Die Soldaten näherten sich. Zum Glück schienen sie seine Bewegungen hinter den dichten Rosenbeeten nicht bemerkt zu haben. *Auf, ihr Narren! Lauft vorbei, damit ich sehen kann, wer dieser verfluchte Kerl ist!* Er hatte einen Teil der Unterhaltung verpaßt.

»… ist viel zu ungeduldig gewesen, seit er wieder in Freiheit ist«, sagte die tiefere Stimme. »Er hat nicht begriffen, daß die besten Pläne Zeit benötigen, um zu reifen. Er will die Welt an einem Tag erobern und *Callandor* nebenher auch noch bekommen. Der Große Herr soll ihn holen! Er soll das Mädchen einfangen und versuchen, daraus Nutzen zu gewinnen. Und das könnte meine eigenen Pläne auch noch gefährden.«

»Wie Ihr meint, Großer Meister. Soll ich den Befehl geben, daß man sie aus Tear wegbringt?«

»Nein. Der Narr würde das als Akt gegen ihn betrachten, falls er davon erfährt. Und wer kann schon sagen, was er außer dem Schwert sonst noch im Auge hat? Sieh zu, daß sie ohne Aufsehen stirbt, Comar. Ihr Tod darf überhaupt keine Aufmerksamkeit erregen.« Sein Lachen klang wie ein hallendes Grollen. »Diese unwissenden Schlampen in ihrer Burg werden es schwer haben, sie nach diesem Verschwinden wieder herbeizuzaubern. Das kann nur gut für uns sein. Es muß aber schnell geschehen. Schnell, bevor er die Gelegenheit hat, sie selbst in die Finger zu bekommen.«

Die beiden Soldaten befanden sich jetzt beinahe auf seiner Höhe. Mat bemühte sich, mit seinen Gedanken ihre Füße dazu zu bringen, sich schneller zu bewegen.

»Großer Meister«, sagte der andere Mann nervös, »das könnte schwierig werden. Wir wissen, daß sie auf dem Weg nach Tear ist, und man hat das Schiff, auf dem sie reiste, in Aringill gefunden, doch alle drei hatten es bereits verlassen. Wir wissen nicht, ob sie auf einem anderen Schiff sind oder nach Süden reiten. Und es kann auch Schwierigkeiten geben, sie in Tear aufzuspüren, wenn sie erst einmal dort ist, Großer Meister. Wenn Ihr vielleicht …«

»Gibt es denn nur noch Narren auf der Welt?« fragte die tiefe Stimme ungehalten. »Glaubst du, ich könnte mich in Tear bewegen, ohne daß er es bemerkt? Ich will nicht gegen ihn kämpfen, nicht jetzt, noch nicht. Bring mir den Kopf des Mädchens, Comar. Bring mir alle drei Köpfe, oder du wirst mich auf Knien anflehen, deinen Kopf entgegenzunehmen!«

»Ja, Großer Meister. Es soll geschehen, wie Ihr es wünscht. Ja. Ja.«

Die Soldaten marschierten mit knirschenden Stiefeln vorbei. Sie blickten nicht zur Seite. Mat wartete nur darauf, daß sie ihm die Rücken zuwandten, und dann sprang er hoch, packte mit beiden Händen den breiten, steinernen Fenstersims und zog sich weit genug hinauf, um durchsehen zu können.

Er bemerkte den Fransenteppich aus Tarabon kaum, der allein schon eine pralle Börse voll Silber wert war. Einer der breiten, geschnitzten Torflügel schwang gerade zu. Ein hochgewachsener, breitschultriger Mann mit einem Brustkorb, der beinahe den grünen, mit Silberstickereien verzierten Seidenmantel gesprengt hätte, sah mit dunkelblauen Augen die geschlossene Tür an. Sein schwarzer Bart war kurzgeschnitten. Am Kinn zog sich ein weißer Streifen hindurch. Alles in allem wirkte er wie ein harter und befehlsgewohnter Mann.

»Ja, Großer Meister«, sagte er plötzlich, und Mat hätte beinahe seinen Halt am Fenstersims verloren. Er hatte geglaubt, das müsse der Mann mit der tiefen Stimme sein, aber nun vernahm er die unterwürfige Stimme des anderen. Jetzt klang sie wohl nicht mehr unterwürfig, aber es war die gleiche. »Es soll sein, wie Ihr wünscht,

Großer Meister«, sagte der Mann in bitterem Tonfall. »Ich werde den drei Schlampen selbst die Köpfe abschneiden. Sobald ich sie finden kann!« Er schritt zur Tür, und Mat ließ sich wieder herunterfallen.

Einen Augenblick lang kauerte er noch hinter den Rosen. Jemand im Palast wollte, daß Elayne starb, und Egwene und Nynaeve hatte er ganz nebenbei auch im Visier. *Was beim Licht wollen sie denn in Tear?* Das mußten sie sein.

Er zog den Brief der Tochter-Erbin aus dem Futter seiner Jacke und betrachtete ihn mit gerunzelter Stirn. Vielleicht würde ihm Morgase glauben, wenn er ihr den gab. Und einen der Männer konnte er beschreiben. Aber die Zeit des Versteckspiels war vorüber. Der große Bursche konnte bereits nach Tear unterwegs sein, bevor er Morgase fand, und was immer sie dann unternehmen würde – es gäbe keine Garantie, daß man ihn noch aufhalten könne.

Mat holte tief Luft und zwängte sich um den Preis einiger weniger Kratzer zwischen zwei Rosenspalieren hindurch. Dann folgte er den Soldaten den Gartenweg entlang. Er hielt Elaynes Brief vor sich, so daß das Siegel mit der goldenen Lilie deutlich sichtbar war, und im Geiste wiederholte er noch einmal, was er genau sagen wollte. Solange er versäumt hatte, sich versteckt zu halten, waren ständig Wachsoldaten aufgetaucht – wie die Pilze nach dem Regen – nun aber schritt er beinahe offen durch den ganzen Garten, ohne auch nur einen einzigen zu Gesicht zu bekommen. Er kam an mehreren Türen vorbei. Es wäre aber nicht gut, den Palast ohne Genehmigung zu betreten. Vielleicht würden die Soldaten zuerst einmal einige unschöne Dinge mit ihm anstellen und anschließend zuhören. Er hatte sich trotzdem gerade dazu entschlossen, eine dieser Türen zu öffnen, da ging sie auch schon von selbst auf, und ein helmloser junger Offizier mit einem goldenen Knoten auf der Schulter trat heraus.

Die Hand des Mannes zuckte sofort zum Griff seines Schwertes, und er hatte es bereits einen Fuß breit herausgezogen, als Mat ihm den Brief vor die Nase hielt. »Elayne, die Tochter-Erbin, schickt diesen Brief ihrer Mutter, Königin Morgase, Hauptmann.« Er hielt den Brief so, daß das Liliensiegel nach vorn zeigte.

Der Blick aus den dunklen Augen des Offiziers zuckte kurz in die eine und dann in die andere Richtung, als wolle er sich vergewissern, daß niemand in der Nähe war. Aber Mat ließ er dabei kaum aus den Augen. »Wie kommt Ihr in diesen Garten?« Er zog sein Schwert nicht weiter heraus, schob es aber auch nicht zurück. »Elber steht am Haupttor. Er ist zwar ein Narr, aber er würde niemanden einfach so im Schloß herumlaufen lassen.«

»Ein fetter Kerl mit Augen wie eine Ratte?« Mat verfluchte seine lose Zunge, aber der Offizier nickte nur knapp. Er hätte wohl beinahe gelächelt, aber seine Wachsamkeit ließ nicht nach, genausowenig wie sein Mißtrauen. »Er ist wütend geworden, als ich ihm sagte, ich käme aus Tar Valon, und er gab mir überhaupt keine Gelegenheit, den Brief zu zeigen und den Namen der Tochter-Erbin zu erwähnen. Er sagte, er werde mich festnehmen, wenn ich nicht ginge, und so bin ich über die Mauer geklettert. Ich habe versprochen, den Brief Morgase persönlich zu übergeben, Hauptmann. Ich habe es versprochen, und ich halte meine Versprechen immer. Seht Ihr das Siegel?«

»Wieder diese verfluchte Gartenmauer«, knurrte der Offizier. »Die sollte um das Dreifache erhöht werden.« Er musterte Mat. »Gardeleutnant, nicht Hauptmann. Ich bin Gardeleutnant Tallanvor. Ich erkenne das Siegel der Tochter-Erbin.« Endlich glitt sein Schwert ganz in die Scheide zurück. Er streckte seine Hand aus, aber nicht die Schwerthand. »Gebt mir den Brief, und ich bringe ihn der Königin. Wenn ich Euch hinausgeleitet habe. Andere würden Euch nicht so sanft behandeln, nachdem sie Euch unbefugt im Palast herumlaufend erwischt hätten.«

»Ich habe versprochen, ihr den Brief nur persönlich zu übergeben«, sagte Mat. *Licht, ich habe nie daran gedacht, daß sie mich ihn nicht übergeben lassen.* »Ich habe mein Versprechen gegeben. Der Tochter-Erbin selbst.«

Mat sah die Bewegung von Tallanvors Hand kaum, da hatte er auch schon dessen Schwertklinge am Hals. »Ich werde Euch zur Königin bringen, Landmann«, sagte Tallanvor leise. »Aber Ihr sollt wissen, daß es Euch innerhalb eines Wimpernschlags Euren Kopf kosten kann, wenn Ihr auch nur daran denkt, der Königin etwas anzutun.«

Mat setzte sein breitestes Grinsen auf. Diese leicht gekrümmte Schwertschneide am Hals zu spüren war kein angenehmes Gefühl. »Ich bin ein loyaler Andoraner«, sagte er, »und ein treuer Untertan der Königin, das Licht sei ihr gnädig. Wenn ich schon im Winter dagewesen wäre, wäre ich sicherlich Lord Gaebril gefolgt.«

Tallanvor sah ihn mit zusammengekniffenen Lippen an und nahm schließlich sein Schwert weg. Mat schluckte und beherrschte sich gerade noch, hochzufahren und nachzuprüfen, ob sein Hals eine Schnittwunde aufwies. Diese Blöße wollte er sich nicht geben.

»Nehmt die Blume aus dem Haar«, sagte Tallanvor, als er sein Schwert in die Scheide steckte. »Glaubt Ihr, als Freier hier erscheinen zu müssen?«

Mat schnappte sich die Blüte und folgte dem Offizier. *Verfluchter Narr, sich eine Blume ins Haar zu stecken. Ich muß nun langsam aufhören, den Narren zu spielen.* Allerdings konnte man kaum von ›folgen‹ sprechen, denn Tallanvor behielt ihn ständig von der Seite her im Auge, während er ihn hineinführte. So stellten sie eine eigenartige

Prozession dar. Der Offizier ging seitlich voraus und halb zu Mat gewandt, falls der etwas versuchen sollte. Was ihn betraf, so bemühte sich Mat, so unschuldig zu wirken, als könne er kein Wässerchen trüben.

Die farbenprächtigen Wandbehänge hatten ihren Webern bestimmt einiges an Silber eingebracht, genau wie die Läufer auf den weißen, gefliesten Fußböden, selbst hier in den Korridoren. Überall stand Gold und Silber herum: Teller und Tabletts, Schüsseln und Becher, auf Truhen oder niedrigen Kommoden aus glänzendem Holz, genauso fein wie alles, was er in der Weißen Burg gesehen hatte. Diener eilten hin und her in ihrer roten Livree mit weißem Kragen und weißen Manschetten und dem Weißen Löwen von Andor auf der Brust. Er ertappte sich bei der Frage, ob Morgase vielleicht gern mit Würfeln spiele. *Was für ein wollköpfiger Gedanke. Königinnen beim Würfelspiel! Aber wenn ich ihr diesen Brief gebe und ihr sage, daß jemand hier im Palast Elayne nach dem Leben trachtet, dann wette ich, daß sie mir eine fette Börse gibt.* Er sonnte sich kurz in der Vorstellung, geadelt zu werden. Sicher konnte doch der Mann, der eine Intrige aufdeckte, die den Mord an der Tochter-Erbin zum Ziel hatte, eine Belohnung erwarten.

Tallanvor führte ihn durch so viele Gänge und über so viele Innenhöfe, daß er sich schon zu fragen begann, ob er den Weg hinaus noch ohne Hilfe finden könne, da trafen sie unversehens auf einem dieser Höfe mehr als nur Diener an. Ein Säulengang zog sich um den Hof herum, und in der Mitte befand sich ein rundes Wasserbassin, in dem sich unter breiten, auf dem Wasser schwimmenden Blättern und blühenden Wasserlilien weiße und gelbe Fische tummelten. Männer in farbenfrohen, mit Gold oder Silber verzierten Mänteln und Frauen in weiten, noch kunstvolleren Kleidern standen vor einer Frau mit rotgoldenem Haar, die am Rand des Beckens saß, eine Hand ins Wasser hängen ließ und traurig auf die Fische blickte, die sich in der Hoffnung auf Futter ihren Fingerspitzen näherten. Am Mittelfinger ihrer linken Hand steckte ein Ring mit der Großen Schlange. Ein hochgewachsener, dunkler Mann stand neben ihrer Schulter. Die Seide seines Mantels verschwand beinahe unter den vielen Goldblättern und Litzen, die darauf aufgenäht waren. Aber es war die Frau, die Mats Blick fesselte.

Er mußte nicht erst den Kranz aus kunstvollen goldenen Rosen in ihrem Haar bemerken oder die über und über mit den Löwen von Andor bestickte Stola, die über ihrem weißen, rotgestreiften Kleid hing, um zu wissen, daß er Morgase vor sich hatte, durch die Gnade des Lichts Königin von Andor, Verteidigerin des Reichs, Beschützerin des Volkes, Hohe Herrin des Hauses Trakand. Sie besaß Elaynes Gesichtszüge und Schönheit, aber so, wie Elayne eines Tages aussehen würde, wenn sie gereift war. Ihre bloße Gegenwart ließ jede andere Frau im Hof in den Hintergrund treten.

Mit der würde ich tanzen und ihr im Mondschein einen Kuß stehlen, ganz gleich, wie alt sie ist. Er gab sich einen Ruck. *Denk daran, wer sie ist, Junge!*

Tallanvor fiel auf ein Knie nieder und drückte eine Faust auf die weißen Steinplatten des Hofes. »Meine Königin, ich bringe Euch einen Boten, der einen Brief der Lady Elayne bei sich trägt.«

Mat betrachtete die Haltung des Mannes und ließ es dann doch mit einer tiefen Verbeugung bewenden. »Von der Tochter-Erbin … äh … meine Königin.« Er hielt ihr bei der Verbeugung den Brief hin, so daß das goldgelbe Siegelwachs sichtbar war. *Wenn sie ihn erst gelesen hat und weiß, daß es Elayne gutgeht, werde ich es ihr sagen.* Morgase wandte ihm ihre tiefblauen Augen zu. *Licht! Sobald sie bessere Laune hat.*

»Ihr bringt mir einen Brief von meinem mißratenen Kind?« Ihre Stimme klang kalt, doch lag darin etwas, das ihm sagte, wie hitzig sie reagieren konnte. »Das muß bedeuten, daß sie zumindest noch am Leben ist! Wo ist sie?«

»In Tar Valon, meine Königin«, brachte er mühsam heraus. *Licht, ich möchte mal sehen, wenn sie und die Amyrlin sich gegenüberstehen und gegenseitig anfunkeln.* Bei näherer Betrachtung allerdings war er doch nicht neugierig darauf. »Wenigstens war sie dort, als ich abreiste.«

Morgase machte eine ungeduldige Handbewegung, und Tallanvor erhob sich und nahm Mat den Brief aus der Hand, um ihn ihr zu reichen. Einen Augenblick lang blickte sie mit gerunzelter Stirn das Liliensiegel an, bevor sie es mit einer kurzen Drehung der Hand erbrach. Beim Lesen bewegte sie ihre Lippen und schüttelte bei jeder zweiten Zeile den Kopf. »Sie kann nicht mehr sagen, oder?« murmelte sie. »Wir werden ja sehen, ob sie sich daran hält …« Plötzlich hellte sich ihre Miene auf. »Gaebril, sie ist zur Aufgenommenen erhoben worden. Weniger als ein Jahr in der Burg und bereits befördert.« Das Lächeln verflog, so schnell es gekommen war, und sie preßte die Lippen aufeinander. »Wenn ich dieses mißratene Kind in meine Finger bekomme, wird sie sich wünschen, wieder Novizin zu sein.«

Licht, dachte Mat, *kann denn nichts ihre Laune verbessern?* Er beschloß, es trotzdem einfach auszusprechen, aber er wünschte, sie würde nicht so dreinblicken, als wolle sie jemandem den Kopf abhacken. »Meine Königin, ich habe zufällig gehört …«

»Schweigt still, Junge«, sagte der Mann in dem goldverkrusteten Mantel gelassen. Es war ein gutaussehender

Mann, beinahe so gutaussehend wie Galad und fast genauso jugendlich, trotz der grauen Schläfen, aber er war viel stärker gebaut, fast so groß wie Rand und so breitschultrig wie Perrin. »Wir werden gleich hören, was Ihr zu sagen habt.« Er faßte Morgase über die Schulter und nahm ihr den Brief aus der Hand. Ihr böser Blick wandte sich ihm zu. Mat konnte förmlich fühlen, wie ihr Zorn wuchs. Aber der dunkle Mann legte ihr eine Hand auf die Schulter, wobei er den Blick nicht von den Zeilen des Briefes wandte, und Morgases Zorn schwand dahin. »Es scheint, sie hat die Burg schon wieder verlassen«, sagte er. »Im Auftrag der Amyrlin diesmal. Diese Frau überschreitet schon wieder ihre Grenzen, Morgase.«

Mat fiel es nicht weiter schwer, seinen Mund zu halten. *Glück.* Seine Zunge klebte ihm am Gaumen. *Manchmal weiß ich nicht, ob es gut oder schlecht ist.* Der dunkle Mann war die Quelle jener tiefen Stimme, der ›Große Meister‹, der Elaynes Kopf rollen sehen wollte. *Sie hat ihn Gaebril genannt. Ihr Ratgeber will Elayne ermorden? Licht!* Und Morgase blickte zu ihm hoch wie ein Hündchen, das von der Hand seines Herrn gekrault wird.

Gaebril wandte den zwingenden Blick seiner nahezu schwarzen Augen Mat zu. Der Mann schien einiges zu wissen. »Was könnt Ihr uns darüber erzählen, Junge?«

»Nichts … äh … Lord.« Mat räusperte sich. Der Blick des Mannes war schlimmer als der der Amylrin. »Ich ging nach Tar Valon, um meine Schwester zu besuchen. Sie ist Novizin. Else Grinwell. Ich heiße Thom Grinwell, Lord. Lady Elayne erfuhr, daß ich auf dem Heimweg Caemlyn besuchen wollte … Ich komme aus Comfrey, Lord, einem kleinen Dorf nördlich von Baerlon, und ich hatte noch nie eine größere Stadt als Baerlon gesehen, bevor ich nach Tar Valon kam. Und dann hat sie – Lady Elayne, meine ich – mir diesen Brief mitgegeben.« Er glaubte, daß Morgase ihn prüfend angesehen habe, als er sagte, er käme aus der Gegend nördlich von Baerlon, aber er wußte, daß es dort ein Dorf namens Comfrey gab. Er hatte gehört, wie es einmal erwähnt worden war.

Gaebril nickte, sagte aber: »Wißt Ihr, wohin Elayne ging, Junge? Oder was sie tun sollte? Sagt die Wahrheit, und Ihr habt nichts zu befürchten. Lügt, und Ihr werdet verhört werden.«

Mat mußte seinen besorgten Gesichtsausdruck nicht heucheln. »Lord, ich habe die Tochter-Erbin nur einmal gesehen. Sie gab mir den Brief – und eine Goldmark! – und sagte mir, ich solle ihn der Königin bringen. Ich weiß nicht mehr über den Inhalt als das, was ich hier gehört habe.« Gaebril schien darüber nachzudenken. Sein dunkles Gesichts verriet nicht, ob er ihm ein Wort glaubte oder nicht.

»Nein, Gaebril«, sagte Morgase plötzlich. »Zu viele sind schon verhört und gefoltert worden. Ich kann die Notwendigkeit einsehen, die Ihr mir bewiesen habt, aber in diesem Fall nicht. Nicht ein Junge, der nur einen Brief überbrachte, dessen Inhalt er nicht kannte.«

»Wie meine Königin befiehlt, so soll es geschehen«, sagte der dunkle Mann. Der Tonfall war respektvoll, doch dann berührte er ihre Wange auf eine Weise, daß sie errötete und die Lippen halb öffnete, als erwarte sie einen Kuß.

Morgase holte zittrig Luft. »Sagt mir, Thom Grinwell, sah meine Tochter gesund aus, als Ihr sie getroffen habt?«

»Ja, meine Königin. Sie lächelte und lachte und zeigte eine lose Zunge – ich meine …«

Morgase lachte leise über seinen Gesichtsausdruck. »Habt keine Angst, junger Mann. Elayne hat wirklich eine lose Zunge, zu lose, als gut für sie wäre. Ich bin froh, daß sie wohlauf ist.« Diese blauen Augen durchdrangen ihn mit ihrem Blick. »Einem jungen Mann, der sein Dorf verlassen hat, fällt es oftmals schwer, wieder dorthin zurückzukehren. Ich glaube, Ihr werdet noch weit reisen, bevor Ihr wieder nach Comfrey kommt. Vielleicht werdet Ihr sogar wieder nach Tar Valon reisen. Falls Ihr das tut und meine Tochter wiederseht, sagt ihr, daß man oft bereut, was man im Zorn gesagt hat. Ich werde sie nicht vor ihrer Zeit aus der Weißen Burg zurückholen. Sagt ihr, daß ich oft an meine Zeit dort zurückdenke und die ruhigen Gespräche mit Sheriam in ihrem Arbeitszimmer vermisse. Sagt ihr das genau mit meinen Worten, Thom Grinwell.«

Mat zuckte unsicher die Achseln. »Ja, meine Königin. Aber … äh … ich will eigentlich nicht wieder nach Tar Valon gehen. Einmal im Leben eines Mannes reicht. Mein Pa braucht mich, um ihm auf dem Hof zu helfen. Meine Schwestern müssen die ganze Melkerei allein machen, wenn ich weg bin.«

Gaebril lachte, ein tiefes, amüsiertes Grollen. »Freut Ihr Euch denn darauf, Kühe zu melken, Junge? Vielleicht solltet Ihr noch etwas von der Welt sehen, bevor sie sich ändert. Hier!« Er zog eine Geldbörse heraus und warf sie. Mat spürte durch den Waschlederbeutel hindurch Münzen, als er sie fing. »Wenn Elayne Euch eine Goldmark gibt, damit Ihr den Brief überbringt, gebe ich Euch zehn für die sichere Ablieferung. Schaut Euch die Welt an, bevor Ihr zu Euren Kühen zurückkehrt.«

»Ja, Lord Gaebril.« Mat hob die Börse an und brachte ein schwaches Grinsen zuwege. »Ich danke Euch, Lord Gaebril.«

Aber der dunkle Mann hatte sich bereits abgewandt und stand, die Fäuste auf die Hüften gestemmt, vor Morgase. »Ich glaube, die Zeit ist gekommen, diese Pestbeule an der Grenze Andors aufzustechen, Morgase. Durch Eure

Heirat mit Taringail Damodred habt Ihr ein Recht auf den Sonnenthron. Die königliche Garde kann dieses Recht so gut wie jeder andere durchsetzen. Vielleicht kann ich ihnen sogar auf die eine oder andere Art dabei ein wenig behilflich sein. Hört mich an.«

Tallanvor berührte Mat am Arm, und sie zogen sich rückwärts und unter Verbeugungen zurück. Mat glaubte nicht, daß irgend jemand sie beachtete. Gaebril sprach noch immer, und jeder Lord und jede Lady schien gespannt an seinen Lippen zu hängen. Morgase runzelte wohl die Stirn beim Zuhören, doch sie nickte so eifrig wie alle anderen.

Wettlauf mit dem Schatten

Tallanvor führte Mat aus dem kleinen Innenhof mit dem Fischteich zum großen Vorhof des Palasts. Das hohe, vergoldete Haupttor glänzte in der Sonne. Bald war Mittagszeit. Mat hatte Eile, den Palast so schnell wie möglich zu verlassen. Es fiel ihm schwer, sich dem ruhigen Schritt des jungen Offiziers anzupassen. Aber wenn er zu laufen begann, würde das Fragen auslösen. Vielleicht, aber nur vielleicht, war wirklich alles so, wie es in dem kleinen Hof geklungen hatte. Vielleicht ahnte Gaebril wirklich nicht, daß er Bescheid wußte. *Vielleicht.* Er dachte an diese beinahe tiefschwarzen Augen, die seinen Kopf wie die Zinken einer Mistgabel durchbohrten. *Licht, vielleicht.* Er zwang sich zu einem gemächlichen Schritt, als habe er alle Zeit der Welt. *Nur ein wollköpfiger Dorftrottel, der die Teppiche und das ganze Gold angafft. Nur ein Bauer, der niemals annehmen würde, jemand wolle ihm ein Messer in den Rücken rammen.* Dann ließ ihn Tallanvor durch eine kleine Seitentür im Torhaus hinaus und kam selbst nach.

Der fette Offizier mit den Rattenaugen war immer noch dort bei den Wachsoldaten, und als er Mat sah, lief sein Gesicht so rot an wie zuvor. Ehe er allerdings den Mund aufbrachte, sprach Tallanvor: »Er hat der Königin einen Brief von der Tochter-Erbin überbracht. Seid froh darüber, Elber, daß weder Morgase noch Gaebril wissen, daß Ihr versucht habt, ihnen diesen Brief vorzuenthalten. Lord Gaebril hatte großes Interesse an der Nachricht von Lady Elayne!«

Elbers Gesicht verfärbte sich schon wieder. Diesmal wurde er so blaß wie sein weißer Kragen. Er sah Mat kurz und haßerfüllt an und lief dann hastig die Reihe der Wachsoldaten entlang. Seine Knopfaugen spähten durch die Gitter der Visiere, als wolle er feststellen, ob einer von ihnen seine Angst bemerkt hatte.

»Ich danke Euch«, sagte Mat zu Tallanvor, und das kam aus ehrlichem Herzen. Er hatte den fetten Mann schon vergessen gehabt, bis er sein Gesicht wiedergesehen hatte. »Lebt wohl, Tallanvor.«

Er schritt über den ovalen Vorplatz, nicht gerade auffällig schnell natürlich, und war überrascht, daß Tallanvor mitkam. *Licht, gehört er zu Gaebril oder zu Morgase?* Er spürte im Geist schon ein Jucken zwischen den Schulterblättern, wo vielleicht bald eine Messerklinge eindringen würde – *Er kann es nicht wissen, seng mich! Gaebril hat mich bestimmt nicht im Verdacht!* –, da brach der junge Offizier endlich das Schweigen: »Wart Ihr lange in Tar Valon? In der Weißen Burg? Lange genug, um einiges zu sehen?«

»Ich war nur drei Tage lang dort«, sagte Mat vorsichtig. Er hätte den angeblichen Aufenthalt noch verkürzt, aber es wäre dann unglaubwürdig gewesen, den ganzen Weg dorthin zurückzulegen, um seine Schwester zu besuchen, und dann sofort wieder abzureisen. Es wäre ihm lieber gewesen, er hätte den Brief loswerden können, ohne überhaupt zu erwähnen, daß er in Tar Valon gewesen war. *Was beim Licht will er?* »In der Zeit habe ich nicht viel Wichtiges gesehen. Sie haben mich nicht herumgeführt und mir Sachen darüber erzählt. Ich war nur dort, um Else zu besuchen.«

»Aber Ihr müßt doch etwas gehört haben, Mann! Wer ist Sheriam? Hat es irgendeine Bedeutung, wenn man in ihrem Arbeitszimmer mit ihr spricht?«

Mat schüttelte so lebhaft den Kopf, daß ihm die Erleichterung nicht anzumerken war. »Ich weiß nicht, wer das ist«, sagte er wahrheitsgemäß. Vielleicht hatte er gehört, wie Egwene oder auch Nynaeve den Namen einmal erwähnt hatten. Sicher doch eine Aes Sedai? »Warum sollte das eine Bedeutung haben?«

»Ich weiß auch nicht«, sagte Tallanvor leise. »Ich weiß viel zu vieles nicht. Manchmal glaube ich, sie versucht, etwas mitzuteilen …« Er sah Mat scharf an. »Seid Ihr ein loyaler Andoraner, Thom Grinwell?«

»Natürlich bin ich das.« *Licht, wenn ich das noch oft wiederhole, glaube ich selbst daran.* »Wie steht es mit Euch? Dient Ihr Morgase und Gaebril genauso treu?«

Tallanvors Blick war stahlhart. »Ich diene Morgase, Thom Grinwell. Ich diene ihr bis zum Tod! Lebt wohl!« Er drehte sich um und ging zum Palast zurück, eine Hand am Schwertgriff.

Mat beobachtete ihn und murmelte: »Ich wette darum« – dabei warf er Gaebrils Geldbörse in die Luft und fing sie wieder auf –, »daß Gaebril dasselbe behauptet.« Welche Spielchen sie auch im Palast spielen mochten – er wollte nichts damit zu tun haben. Und er wollte sichergehen, daß auch Egwene und die anderen aus dem Spiel waren. *Diese närrischen Frauen! Jetzt muß ich ihnen wieder die Kastanien aus dem Feuer holen, anstatt meine eigenen zu ernten.* Er fing erst zu laufen an, als die anderen Gebäude ihn vor den Blicken der Palastwache verbargen.

Als er *Der Königin Segen* betrat, hatte sich in der Bibliothek nicht viel geändert. Thom und der Wirt saßen immer noch über das Spielbrett gebeugt, wenn es auch ein neues Spiel war, wie er an der Position der Steine

erkannte. Gill war schon wieder am Verlieren, und die gestreifte Katze lag auf dem Tisch und putzte sich. In der Nähe der Katze stand ein Tablett mit ihren erkalteten Pfeifen und den Resten eines Mahls für zwei. Seine Sachen lagen aber nicht mehr auf dem Lehnstuhl. Jeder der beiden Männer hatte einen Becher Wein neben sich gestellt.

»Ich werde abreisen, Meister Gill«, sagte er. »Ihr könnt die Münze behalten und eine Mahlzeit abziehen. Ich bleibe lang genug, um zu essen, aber dann mache ich mich auf den Weg nach Tear.«

»Warum denn so eilig, Junge?« Thom schien die Katze aufmerksamer zu betrachten als das Spielbrett. »Wir sind doch gerade erst angekommen.«

»Also habt Ihr Lady Elaynes Brief übergeben, ja?« sagte der Wirt eifrig. »Und den Kopf oben behalten, wie es scheint. Seid Ihr tatsächlich über die Mauer gestiegen wie der andere junge Mann? Nein, das ist nicht wichtig. Hat der Brief Morgase beruhigt? Müssen wir immer noch auf Zehenspitzen durchs Land laufen, Mann?«

»Ich denke, er hat sie beruhigt«, sagte Mat. »Ja, ich glaube schon.« Er zögerte einen Moment und ließ Gaebrils Geldbörse in der Hand auf und ab hüpfen. Es klimperte darin. Er hatte nicht nachgesehen, ob wirklich zehn Goldmark drin waren, aber das Gewicht schien zu stimmen. »Meister Gill, was könnt Ihr mir über Gaebril erzählen? Abgesehen von der Tatsache, daß er keine Aes Sedai leiden kann. Ihr habt gesagt, er sei noch nicht lange in Caemlyn?«

»Warum willst du mehr von ihm wissen?« fragte Thom. »Basel, ziehst du jetzt oder nicht?« Der Wirt seufzte und stellte einen schwarzen Stein auf das Brett, doch der Gaukler schüttelte den Kopf.

»Also, Bursche«, sagte Gill, »es gibt da nicht viel zu erzählen. Er kam im Winter aus dem Westen. Irgendwo aus Eurer Richtung, glaube ich. Vielleicht von den Zwei Flüssen. Ich hörte, wie die Berge erwähnt wurden.«

»Wir haben keine Lords bei den Zwei Flüssen«, sagte Mat. »Vielleicht gibt es welche in der Gegend von Baerlon. Ich weiß es nicht.«

»Das könnte sein, Junge. Ich hatte auch vorher noch nie von ihm gehört, aber ich kenne mich im Landadel ja auch nicht aus. Er kam, als Morgase noch in Tar Valon war, und die halbe Stadt fürchtete, daß die Weiße Burg sie auch noch verschwinden lassen würde. Die andere Hälfte wollte sie gar nicht zurückhaben. Es kam wieder zu Unruhen, so wie letztes Jahr am Ende des Winters.«

Mat schüttelte den Kopf. »Ich kümmere mich nicht um Politik, Meister Gill. Ich will nur etwas über Gaebril wissen.« Thom runzelte die Stirn und begann, seine Pfeife mit einem Strohhalm zu reinigen.

»Es ist ja auch Gaebril, von dem ich erzähle, Junge«, sagte Gill. »Während der Unruhen machte er sich zum Anführer der Partei, die Morgase unterstützte. Er wurde auch einmal im Kampf verwundet, wie man sich erzählt. Als sie zurückkehrte, hatte er alles im Griff. Gareth Bryne gefielen Gaebrils Methoden nicht gerade, denn er greift schon sehr hart durch, aber Morgase war so froh darüber, daß die Ordnung wiederhergestellt war, daß sie ihn auf Elaidas Position beförderte.«

Der Wirt schwieg. Mat wartete darauf, daß er fortfuhr, doch das tat er nicht. Thom stopfte seine Pfeife, ging hinüber zu einer kleinen Lampe, die eben zu diesem Zweck oben auf dem Kaminsims stand, und entzündete einen Kienspan.

»Was noch?« fragte Mat. »Der Mann muß doch einen Grund für das haben, was er tut. Wenn er Morgase heiratet, wird er dann nach ihrem Tod König? Ich meine, wenn auch Elayne tot wäre?«

Thom erstickte fast, als er seine Pfeife anzuzünden versuchte, und Gill lachte. »Andor hat eine Königin, Junge. Immer eine Königin. Falls sowohl Morgase wie auch Elayne sterben sollten – *Licht verhüte es!* –, dann würde Morgases engste weibliche Verwandte den Thron besteigen. Zumindest ist es gar keine Frage, wer das sein würde: eine Cousine, Lady Dyelin. Das ist nicht wie damals bei der Thronfolge, als Tigraine verschwand. Damals dauerte es ein Jahr, bis Morgase auf dem Löwenthron saß. Dyelin könnte Gaebril als ihren Ratgeber behalten oder ihn heiraten, um die Dynastie fortzuführen, aber auch dann wäre er nur der Prinzgemahl. Und sie würde ihn wohl auch kaum heiraten, außer, Morgase hätte ein Kind von ihm. Mehr kann er nicht werden. Dem Licht sei Dank, daß Morgase noch eine junge Frau ist. Und Elayne ist gesund. Licht! Stand etwa in dem Brief, daß sie krank ist?«

»Es geht ihr gut.« *Jedenfalls im Moment noch.* »Gibt es sonst nichts, was Ihr mir über ihn erzählen könnt? Ihr scheint ihn nicht gerade zu mögen. Warum?«

Der Wirt runzelte die Stirn und dachte angestrengt nach. Dann kratzte er sich am Kinn und schüttelte den Kopf. »Ich glaube, es würde mir nicht passen, wenn er Morgase heiratet, aber ansonsten weiß ich es selbst nicht. Man sagt, er sei ein großartiger Mann. Die Adligen schauen alle zu ihm auf. Ich mag allerdings die meisten der Männer überhaupt nicht, die er in die Garde hineingebracht hat. Zuviel hat sich geändert, seit er kam, aber man kann ihn nicht für alles verantwortlich machen. Es gibt nur zuviel heimliches Murren, seit er kam. Man könnte glauben, es herrschten hier Zustände wie im Cairhien vor dem Bürgerkrieg. Alle spinnen Intrigen und versuchen, sich einen

Vorteil zu verschaffen. Seit Gaebril kam, habe ich Alpträume, und ich bin nicht der einzige. Natürlich ist es Unsinn, sich über Träume Gedanken zu machen. Es ist vielleicht nur die Sorge um Elayne und was Morgase hinsichtlich der Weißen Burg unternimmt und jener Leute, die sich wie in Cairhien verhalten. Ich weiß es einfach nicht. Warum fragt Ihr mich so über Lord Gaebril aus?«

»Weil er Elayne töten will«, sagte Mat, »und Egwene und Nynaeve auch.« Aus dem, was ihm Gill erzählt hatte, konnte er nichts entnehmen, was ihm weitergeholfen hätte. *Seng mich, ich muß ja nicht unbedingt wissen, warum er sie umbringen lassen will. Ich muß es nur verhindern.* Beide Männer starrten ihn an, als sei er verrückt geworden. Schon wieder.

»Werdet Ihr wieder krank?« fragte Gill mißtrauisch. »Ich erinnere mich daran, als Ihr zuletzt alle derartig böse angeschaut habt. Entweder das, oder Ihr haltet das vielleicht für einen Streich. Ihr scheint mir einer, der es faustdick hinter den Ohren hat. Falls es so ist, dann ist das ein verdammt gemeiner Streich.«

Mat verzog das Gesicht. »Es ist kein verfluchter Streich. Ich habe zufällig mitgehört, wie er einem Mann namens Comar befahl, Elayne den Kopf abzuschlagen. Und, wenn er schon dabei wäre, auch die von Egwene und Nynaeve. Ein großer Mann mit einer weißen Strähne im Bart.«

»Das klingt nach Lord Comar«, sagte Gill bedächtig. »Er war ein guter Soldat, aber man behauptet, er hätte die Garde wegen einer Geschichte mit gezinkten Würfeln verlassen. Nicht, daß ihm das jemand ins Gesicht sagen würde – Comar war einer der besten Schwertkämpfer der Garde. Ihr meint es wirklich ernst, oder?«

»Ich glaube schon, Basel«, sagte Thom. »Ich glaube es wirklich.«

»Das Licht leuchte uns! Was hat Morgase gesagt? Ihr habt es ihr doch bestimmt erzählt, oder? Das Licht soll Euch versengen – Ihr habt es ihr doch wohl gesagt?«

»Klar«, sagte Mat mit bitterer Stimme. »Wo doch Gaebril gleich neben ihr stand und sie ihn wie eine liebeskranke Hündin angehimmelt hat! Ich sagte: ›Ich mag ja ein einfacher Dorftrottel sein, der vor einer halben Stunde über Eure Mauer geklettert ist, aber ich weiß trotzdem bereits, daß Euer vertrauenswürdiger Ratgeber hier, in den Ihr anscheinend verliebt seid, vorhat, Eure Tochter zu ermorden.‹ Licht, Mann, sie hätte *mir* den Kopf abschlagen lassen!«

»Das kann gut angehen.« Thom betrachtete die feinen Schnitzereien an seinem Pfeifenkopf und zupfte an einer Seite seines Schnurrbarts. »Ihr Zorn kommt immer wie der Blitz aus heiterem Himmel, nur doppelt so gefährlich.«

»Du mußt es ja wissen, Thom«, sagte Gill mit abwesendem Blick. Er blickte ins Leere und fuhr sich mit beiden Händen durch das ergraute Haar. »Es muß doch etwas geben, was ich tun kann. Ich habe seit dem Aiel-Krieg kein Schwert mehr in der Hand gehabt, aber … Ach, das würde auch nichts bringen. Ich würde mich umbringen lassen und nichts damit erreichen. Aber irgend etwas muß ich unternehmen!«

»Gerüchte.« Thom rieb sich einen Nasenflügel. Er schien das Spielbrett zu betrachten und Selbstgespräche zu führen. »Niemand kann verhindern, daß Gerüchte Morgases Ohren erreichen, und wenn sie es oft genug hört, wird sie nachdenklich werden. Gerüchte sind die Stimme des Volkes, und die Stimme des Volkes sagt oftmals die Wahrheit. Das weiß Morgase. Wenn es um das Große Spiel geht, würde ich niemals gegen sie wetten. Verliebt oder nicht: Sobald Morgase anfängt, Gaebril unter die Lupe zu nehmen, wird er nicht einmal mehr seine geheimsten Kinderträume vor ihr verbergen können. Und wenn sie erfährt, daß er Elayne etwas antun will« – damit setzte er einen Stein auf das Brett; zuerst hielt Mat den Zug für eigenartig, aber dann sah er, daß mit drei Zügen etwa ein Drittel von Gills Steinen in der Falle sitzen würden –, »wird Lord Gaebril eine wunderschöne Beerdigung erleben.«

»Du und dein Spiel der Häuser«, knurrte Gill. »Aber es könnte klappen.« Plötzlich erschien ein Lächeln auf seinem Gesicht. »Ich weiß sogar, wem man es sagen muß, um die Gerüchte in Umlauf zu bringen. Alles, was ich tun muß, ist, Gilda gegenüber zu erwähnen, daß ich das geträumt habe, und drei Tage später hat sie der Hälfte aller Dienerinnen in der Neustadt bereits erzählt, es sei eine Tatsache. Sie ist das schlimmste Klatschweib, das der Schöpfer je erschuf.«

»Geh nur sicher dabei, daß man es nicht auf dich zurückverfolgen kann, Basel.«

»Keine Angst, Thom. Vor einer Woche erst hat mir ein Mann einen meiner eigenen Alpträume erzählt und mir gesagt, er habe es von jemand anderem und der wiederum von einem Dritten. Gilda muß gelauscht haben, als ich es Coline erzählte. Aber als ich ihn schließlich ganz genau ausfragte, konnte er mir eine ganze Kette von Namen sagen, bis hinüber zur anderen Seite Caemlyns, und dort verschwand die Spur. Also, ich wollte die Probe aufs Exempel machen und habe den letzten Mann aus seiner Kette aufgespürt. Ich wollte wissen, durch wie viele Mäuler das Ganze schon gegangen war, und er behauptete, es sei sein eigener Traum gewesen! Keine Angst, Thom.«

Mat war es ziemlich gleich, was sie mit ihren Gerüchten erreichen wollten. Gerüchte würden Egwene und den anderen auch nicht helfen. Aber eine Sache nagte doch an ihm. »Thom, du scheinst das alles ziemlich gelassen

hinzunehmen. Ich dachte, Morgase sei die große Liebe deines Lebens.«

Der Gaukler starrte wieder in seinen Pfeifenkopf. »Mat, eine sehr weise Frau sagte mir, die Zeit werde meine Wunden heilen und alle Falten glätten. Ich habe ihr nicht geglaubt. Aber sie hatte recht.«

»Also liebst du Morgase nicht mehr.«

»Junge, es ist fünfzehn Jahre her, daß ich Caemlyn verließ, keinen Schritt von der Axt des Henkers entfernt. Da war die Tinte von Morgases Unterschrift auf dem Todesurteil noch nicht trokken. Wenn ich hier sitze und höre, wie Basel stichelt« – Gill protestierte, und Thom sprach noch etwas lauter –, »stichelt, wie ich das nenne, daß Morgase und Gaebril vielleicht heiraten, dann wird mir klar, daß die Leidenschaft schon vor langer Zeit erloschen ist. Ja, ich denke, ich kann sie immer noch gut leiden, vielleicht bin ich sogar noch ein ganz klein wenig verliebt in sie, aber die große Leidenschaft ist es nicht mehr.«

»Und ich sitze hier und bilde mir ein, du würdest sofort zum Palast hinaufrennen und sie warnen.« Er lachte und war überrascht, als Thom einstimmte.

»Solch ein großer Tor bin ich denn doch nicht, Junge. Jeder Narr weiß, daß Männer und Frauen gelegentlich ganz unterschiedlich denken. Der größte aller Unterschiede ist der folgende: Männer vergessen, vergeben aber nie; Frauen vergeben, vergessen aber nie. Morgase wird mich vielleicht auf die Wange küssen, mir einen Becher Wein vorsetzen und mir sagen, wie sehr sie mich vermißt hat. Und andererseits könnte es sein, daß sie mich von der Garde abführen und zum Henker bringen läßt. Nein, Morgase ist eine der fähigsten Frauen, die ich je kennengelernt habe, und das will etwas heißen. Ich habe beinahe Mitleid mit Gaebril, wenn sie erst einmal erfährt, was er vorhat. Tear, sagst du? Würdest du vielleicht doch bis morgen mit der Abreise warten? Ich könnte schon eine Mütze Schlaf gebrauchen.«

»Ich will noch bis zum Sonnenuntergang so weit wie möglich Richtung Tear kommen.« Mat zwinkerte. »Heißt das, du willst mit mir kommen? Ich glaubte, du wolltest hier bleiben.«

»Hast du nicht gerade gehört, daß ich mich entschlossen habe, meinen Kopf oben zu *behalten?* Tear klingt für mich sicherer als Caemlyn, und das ist doch gar nicht schlecht. Außerdem mag ich diese Mädchen.« In seiner Hand erschien ein Messer, und ebenso plötzlich war es wieder verschwunden. »Ich will nicht, daß ihnen etwas geschieht. Aber wenn du schnell nach Tear gelangen willst, müssen wir wieder nach Aringill. Mit einem schnellen Schiff sind wir um Tage früher dort, als wenn wir reiten, selbst wenn wir die Pferde zu Tode schinden. Und das sage ich nicht nur, weil mein Hinterteil allmählich die Form eines Sattels annimmt.«

»Also Aringill. Solange es schnell geht.«

»Nun«, sagte Gill, »da ich annehme, daß Ihr sofort abreisen wollt, Junge, werde ich mich besser um die Mahlzeit kümmern, die Ihr haben wolltet.« Er schob seinen Stuhl weg und ging zur Tür.

»Bewahrt das für mich auf, Meister Gill«, sagte Mat und warf ihm die waschlederne Geldbörse zu.

»Was ist das, Junge? Geld?«

»Einsatz. Gaebril weiß es nicht, aber wir beide haben eine Wette laufen.« Die Katze sprang hinunter, als Mat den hölzernen Würfelbecher nahm und die Würfel auf den Tisch klappern ließ. Fünf Sechser. »Und ich gewinne immer.«

Dem Wind hinterher

Als der *Pelikan* auf die Kais von Tear am Westufer des Erinin zuschwankte, sah Egwene überhaupt nichts von der Stadt, der sie sich näherten. Sie beugte sich über die Reling und starrte auf das Wasser des Flusses, das an dem dicken Rumpf des Schiffes vorbeiglitt. Das vordere Ruder auf ihrer Seite ruckte in ihr Blickfeld und verschwand wieder. Es hinterließ eine weiße Spur im trüben Wasser. Selbst das erzeugte Schwindelgefühle bei ihr, aber sie wußte, die Seekrankheit würde noch schlimmer werden, wenn sie auch nur den Kopf hob. Und falls sie gar das Ufer betrachtete, würde die langsame, korkenzieherartige Bewegung des *Pelikan* noch deutlicher in ihr strapaziertes Hirn dringen.

Seit Jurene hatte sich das Schiff nur noch rollend und stampfend fortbewegt. Es war ihr gleich, wie das vorher gewesen sein mochte, aber sie wünschte sich, der *Pelikan* wäre rechtzeitig vor Jurene gesunken. Sie wünschte sich auch, sie hätten den Kapitän dazu gebracht, in Aringill anzulegen, damit sie dort auf ein anderes Schiff hätten umsteigen können. Sie wünschte, sie hätte nie ein Schiff aus der Nähe gesehen. Sie wünschte sich sehr viel, das meiste einfach, um sich selbst abzulenken.

Das ständige Rollen war jetzt, unter Rudern, nicht mehr so schlimm wie vorher, als sie noch gesegelt waren, aber das hatte sich über so viele Tage hingezogen, daß sie den Unterschied kaum wahrnahm. Ihr Magen schien in ihrem Innern hin und her zu schwappen wie die Milch in einem Steinkrug. Sie würgte und mühte sich, diese Vorstellung ganz schnell wieder zu vergessen.

Sie, Elayne und Nynaeve hatten auf dem *Pelikan* nicht viel im voraus planen können. Nynaeve hielt es nur selten mehr als zehn Minuten lang aus, bevor sie sich erneut übergeben mußte, und wenn sie das mit ansehen mußte, wurde Egwene regelmäßig auch das wenige Essen los, das sie zuvor hinuntergewürgt hatte. Auch die zunehmende Wärme weiter unten im Süden half nicht. Nynaeve war jetzt gerade unter Deck, und zweifellos hielt ihr Elayne wieder eine Schüssel unter das Kinn.

O Licht, nein! Nicht daran denken! Grüne Felder. Wiesen. Licht, Wiesen schwanken doch nicht so. Hummeln. Nein, keine Hummeln! Lerchen. Singende Lerchen.

»Frau Joslyn? Frau Joslyn!«

Sie brauchte einen Augenblick, bis sie die Stimme von Kapitän Canin erkannte, und den Namen, den sie ihm genannt hatte. Sie hob schwerfällig den Kopf und richtete den Blick auf sein langes Gesicht.

»Wir legen an, Frau Joslyn. Ihr habt immer gesagt, daß Ihr froh sein werdet, wieder an Land zu kommen. Also, jetzt sind wir da.« Seine Stimme klang ganz danach, daß er ebenso froh war, die drei Passagiere wieder loszuwerden, von denen zwei nicht mehr taten, als sich dauernd zu übergeben und die ganze Nacht über zu stöhnen.

Barfüßige Seeleute mit nacktem Oberkörper warfen den Schauerleuten auf der in den Fluß hineinragenden Kaimauer die Haltetaue zu. Die Schauerleute trugen anscheinend anstelle von Hemden lange Lederwesten. Die Ruder waren bereits eingezogen, bis auf zwei, die das Schiff gegen einen zu harten Aufprall an die Kaimauer abstützten. Die Pflastersteine auf dem Kai waren naß. In der Luft lag noch der Geruch von Regen, und das beruhigte sie ein wenig. Jetzt wurde ihr auch bewußt, daß die ewige Schaukelei schon vor einiger Zeit aufgehört hatte. Aber ihr Magen erinnerte sie noch daran. Im Westen sank bereits die Sonne. Sie versuchte, nicht an Abendessen zu denken.

»Sehr gut, Kapitän Canin«, sagte sie so würdevoll, wie es ihr möglich war. *Er würde nicht so reden, wenn ich meinen Ring an der Hand hätte, nicht einmal, wenn ich auf seine Hilfe angewiesen wäre.* Sie schauderte bei dieser Vorstellung.

Ihr Ring mit der Großen Schlange hing nun neben dem gewundenen Steinring des *Ter'angreals* an einer Lederschnur um ihren Hals. Der Steinring ruhte kühl an ihrer Haut, beinahe kühl genug, um die warme Feuchte der Luft vergessen zu machen. Aber davon einmal abgesehen, war ihr bewußt geworden, daß sie den Ring immer häufiger berühren wollte, je mehr sie das *Ter'angreal* benützte. Es war wie eine Sucht, und sie mußte es nun auf der Haut tragen statt in einem Beutel.

Tel'aran'rhiod zeigte ihr immer noch wenig, was sie unmittelbar verwerten konnte. Manchmal hatte sie ganz kurz Rand oder Mat oder Perrin gesehen. Allerdings tauchten sie noch öfters in ihren Träumen ohne Hilfe des *Ter'angreals* auf. Einen Sinn aber ergaben diese kurzen Ausblicke nicht. Die Seanchaner hatte sie auch gesehen, aber sie weigerte sich, daran auch nur zu denken. Dann waren da Alpträume gewesen, in denen sie zusehen mußte, wie ein Weißmantel Meister Luhhan als Köder in eine riesige, furchterregend gezähnte Falle steckte. Und warum

trug Perrin einen Falken auf der Schulter und was war daran so wichtig, ob er sich für die Axt an seinem Gürtel oder für den Schmiedehammer entschied? Welche Bedeutung hatte der Traum, in dem Mat mit dem Dunklen König würfelte, warum rief er immer: ›Ich komme!‹, und warum glaubte sie in diesem Traum, daß er sie damit meine? Und dann Rand. Er hatte sich durch vollständige Dunkelheit zu *Callandor* hingeschlichen. Aber sechs Männer und fünf Frauen waren mit ihm gekommen. Ein paar davon jagten ihn, andere beachteten ihn nicht, einige versuchten, ihn zu dem leuchtenden Kristallschwert zu geleiten, während wieder andere ihn davon abhalten wollten, es zu erreichen. Sie schienen ihn aber überhaupt nicht sehen zu können, oder zumindest nur für ganz kurze Zeit. Einer der Männer hatte Flammenaugen, und er wünschte Rands Tod mit einer Verzweiflung herbei, die sie beinahe mit der Zunge schmecken konnte. Sie glaubte, ihn zu kennen. Ba'alzamon. Aber wer waren die anderen? Dann wieder Rand in dieser trockenen, staubigen Kammer und diese kleinen Kreaturen, die sich in seine Haut bohrten. Rand, der vor einer Horde von Seanchanern stand. Rand, vor ihr und einer zweiten Frau stehend, und eine von ihnen *war* eine Seanchanerin. Es war alles viel zu verwirrend. Sie mußte aufhören, an Rand und die anderen zu denken, und sich auf das konzentrieren, was unmittelbar vor ihr lag. *Was haben die Schwarzen Ajah vor? Warum träume ich nicht von ihnen? Licht, warum kann ich nicht lernen, es so zu steuern, daß ich sehe, was ich wissen will?*

»Laßt die Pferde an Land bringen, Kapitän«, sagte sie zu Canin. »Ich werde es Frau Maryim und Frau Caryla mitteilen.« Das waren natürlich Nynaeve – Maryim – und Elayne – Caryla.

»Ich habe einen Mann hinuntergeschickt, um es ihnen zu sagen, Frau Joslyn. Und Eure Tiere werden an Land gebracht, sobald meine Männer einen Ladebaum freimachen können.«

Er klang wirklich erfreut darüber, daß er sie los wurde. Sie dachte daran, ihm zu sagen, er solle sich nicht beeilen, doch dann verwarf sie den Gedanken sofort wieder. Das Stampfen und Rollen des *Pelikan* war wohl beendet, aber sie wollte so schnell wie möglich wieder festen Boden unter den Füßen haben. Jetzt gleich. Trotzdem blieb sie einen Moment stehen, tätschelte Nebel die Nase und ließ die graue Stute an ihrer Handfläche schnuppern, um Canin zu beweisen, daß es keine Eile hatte.

Nynaeve und Elayne erschienen an der Leiter von den Kabinengängen her, beladen mit ihren Bündeln und Satteltaschen. Elayne mußte außerdem noch Nynaeve fast schleppen. Als Nynaeve bemerkte, daß Egwene zusah, schob sie die helfende Hand der Tochter-Erbin von sich und ging ohne Hilfe zu der schmalen Laufplanke, die man zum Kai hinübergelegt hatte. Zwei Seeleute befestigten eine breite Segeltuchbahn unter Nebels Bauch. Egwene eilte hinunter, um ihre Habseligkeiten zu holen. Als sie wieder nach oben kam, befand sich ihre Stute schon an Land, und Elaynes Pferd schwebte auf halbem Weg zum Kai in der Luft.

Im ersten Moment, als ihre Füße wieder festes Land betraten, fühlte sie nur Erleichterung. Das hier stampfte und rollte nicht. Dann begann sie sich in dieser Stadt umzusehen, die zu erreichen ihnen soviel Mühe und Schmerzen bereitet hatte. Gleich hinter den langen Kais befanden sich steinerne Lagerhäuser, und eine große Anzahl von Schiffen, groß und klein, lag an den Kais oder im Fluß vor Anker. Hastig wandte sie ihren Blick von den Schiffen ab. Tear war auf einer Ebene erbaut worden, die kaum eine Erhebung aufwies. Wenn sie die schlammigen, ungepflasterten Straßen zwischen den Magazinen hinunterblickte, sah sie Häuser, Schenken und Tavernen aus Holz und Stein. Ihre mit Schieferplatten oder Ziegeln gedeckten Dächer hatten eigenartige Ecken, und manche liefen sogar oben zu einer Spitze zusammen. Weiter entfernt konnte sie eine hohe Mauer aus dunkelgrauem Stein erkennen und dahinter wieder die Spitzen von Türmen mit umlaufenden Galerien, dazu die weißen Kuppeln von Schlössern. Aber die Kuppeln wirkten etwas eckig, und die Türme hatten spitz zulaufende Dächer, so wie einige der Häuser außerhalb. Alles in allem war Tear sicher ebenso groß wie Caemlyn oder Tar Valon, und wenn vielleicht nicht so schön, war es doch eine der ganz großen Städte. Doch von einem konnte sie den Blick kaum wenden: dem Stein von Tear.

Sie hatte Geschichten gehört, daß es die größte und älteste Festung der Welt sei, die erste nach der Zerstörung der Welt erbaute, und doch hatte nichts sie auf diesen Anblick vorbereitet. Beim ersten Hinschauen glaubte sie noch, es sei ein mächtiger, grauer Steinhügel oder ein kleiner, kahler Tafelberg, Hunderte von Schritten lang auf jeder Seite. Er erstreckte sich vom Erinin im Westen durch die Mauer bis weit in die Stadt hinein. Selbst nachdem sie die große Flagge vom höchsten Punkt aus hatte flattern sehen – drei weiße Mondsicheln schräg über einem halb roten und halb goldenen Feld; diese Flagge befand sich in mindestens dreihundert Schritt Höhe über dem Fluß und war so groß, daß man sie ganz deutlich sehen konnte – und dann die Zinnen und Türme bemerkte, selbst dann war es schwer, den Stein von Tear als etwas von Menschenhand Erbautes zu sehen. Er sah aus, als sei er von einem Riesen aus einem Berg herausgehauen worden.

»Mit Hilfe der Macht erbaut«, murmelte Elayne. Auch sie starrte den Stein an. »Ströme des Elements Erde verwoben, um den Stein aus dem Erdboden heraufzuholen. Die Luft mußte Material aus allen Teilen der Welt

herbeiholen, und Erde und Feuer gemeinsam verschweißen es zu einem großen Block ohne Spalt und ohne jedes bißchen Mörtel. Atuan Sedai meinte, heutzutage könnte die Burg das nicht mehr vollbringen. Seltsam, wenn man bedenkt, daß die Hochlords heute die Macht ablehnen.«

»Ich glaube«, stellte Nynaeve fest, die den Schauerleuten in ihrer Nähe beim Arbeiten zusah, »genau deswegen sollten wir gewisse Dinge nicht laut erwähnen.« Elayne schien zwischen Entrüstung – sie hatte ja schon sehr leise gesprochen – und Zustimmung hin- und hergerissen. Die Tochter-Erbin stimmte Nynaeve zu oft und allzu bereitwillig zu, und das paßte Egwene nicht.

Nur wenn Nynaeve recht hat, gab sie widerstrebend zu. Hier würde man eine Frau sehr genau beobachten, die den Ring trug oder auch nur mit Tar Valon in Verbindung gebracht wurde. Die barfüßigen Schauerleute in ihren Lederwesten achteten nicht auf die drei Frauen, als sie ihrer Arbeit nachgingen: Ballen oder Kisten auf dem Rücken schleppen oder auf Karren verladen. Der starke Geruch nach Fisch lag in der Luft. An den nächsten drei Kais lagen Dutzende kleiner Fischerboote, so, wie auf jener Zeichnung im Arbeitszimmer der Amyrlin. Männer mit nacktem Oberkörper und barfüßige Frauen hievten Körbe voll mit Fischen aus den Booten, Haufen von Silber und Bronze und Grün und anderen Farben, die sie bei Fischen niemals vermutet hätte – Hochrot und Dunkelblau, leuchtendes Gelb, ja, und manche hatten sogar Streifen oder weiße Flecken und ähnliche Muster.

Sie senkte die Stimme, so daß nur Elayne sie hören konnte: »Sie hat recht, Caryla. Denk daran, warum du Caryla bist.« Sie wollte nicht, daß Nynaeve dieses Eingeständnis hörte, denn wenn ihr so etwas zu Ohren kam, änderte sich ihr Gesichtsausdruck wohl nicht, aber Egwene spürte, wie eine Welle der Befriedigung von ihr ausging.

Gerade wurde Nynaeves schwarzer Hengst auf den Kai heruntergelassen. Die Seeleute hatten das Pferdefutter bereits herübergebracht und einfach auf das nasse Pflaster geworfen. Nynaeve sah die Pferde an und öffnete den Mund. Egwene war sicher, daß sie befehlen wollte, die Pferde zu satteln. Dann schloß sie ihn aber wieder und preßte lediglich die Lippen aufeinander, als habe sie das einige Mühe gekostet. Sie riß wieder einmal an ihrem Zopf. Bevor man noch die Segeltuchschlinge entfernt hatte, warf sie bereits die blaugestreifte Satteldecke auf den Rücken des Schwarzen und hob ihren Sattel nach oben. Sie sah sich nicht einmal nach den anderen beiden Frauen um.

Egwene war in diesem Augenblick keineswegs erpicht darauf zu reiten. Die Bewegungen des Pferdes würden möglicherweise ihren Magen an das Schaukeln des Schiffes erinnern. Doch ein Blick auf die schlammigen Straßen überzeugte sie. Ihre Schuhe waren wohl fest, aber sie versank damit nicht gern im Schlamm oder hielt die ganze Zeit den Rock hochgerafft, um überhaupt richtig laufen zu können. So sattelte sie Nebel schnell, saß auf und strich ihren Rock glatt. Sie mußte sich selbst gut zureden, sonst hätte sie vielleicht doch die Straßen gar nicht so schlimm gefunden … Auf dem *Pelikan* hatte diesmal Elayne ein wenig genäht. Die Tochter-Erbin konnte sehr präzise nähen. Sie hatte ihre Röcke alle geteilt und zu Hosenröcken abgenäht, damit sie richtig auf den Pferden sitzen konnte.

Nynaeve erbleichte, als sie sich in den Sattel schwang und der Hengst zur Seite tänzelte. Doch sie beherrschte sich mit zusammengepreßten Lippen, nahm die Zügel fest in die Hände und hatte ihn schnell unter Kontrolle. Als sie schließlich an den Lagerhäusern vorbeigeritten waren, war sie wieder in der Lage zu sprechen. »Wir müssen Liandrin und die anderen aufspüren, ohne sie erfahren zu lassen, daß wir nach ihnen fragen. Sie wissen sicherlich, daß wir kommen, oder zumindest, daß jemand kommt, aber ich möchte sie nichts von unserer Ankunft wissen lassen, bis es zu spät für sie ist.« Sie holte tief Luft. »Ich gebe zu, mir ist noch nicht eingefallen, wie wir das anstellen sollen. Hat eine von euch einen Vorschlag?«

»Ein Diebefänger«, sagte Elayne ohne zu zögern. Nynaeve runzelte die Stirn.

»Meinst du einen wie Hurin?« fragte Egwene. »Aber Hurin handelte im Dienst seines Königs. Jeder Diebefänger hier wird doch sicherlich im Dienst der Hochlords stehen?«

Elayne nickte, und einen Augenblick lang beneidete Egwene die Tochter-Erbin um ihren guten Magen. »Ja, schon. Aber die Diebefänger sind nicht dasselbe wie die Königliche Garde oder in Tear die Verteidiger des Steins. Sie dienen dem Herrscher, aber Leute, die bestohlen wurden, bezahlen manchmal dafür, daß sie ihre gestohlenen Güter wieder besorgen. Und manchmal werden sie auch dafür bezahlt, bestimmte Leute zu suchen. Zumindest ist das in Caemlyn der Fall. Ich glaube nicht, daß es in Tear anders sein wird.«

»Dann nehmen wir uns Zimmer in einem Gasthaus«, sagte Egwene, »und bitten den Wirt, einen Diebefänger für uns aufzuspüren.«

»Kein Gasthaus«, sagte Nynaeve so entschlossen, wie sie auch ihren Hengst lenkte. Sie schien das Tier immer vollkommen unter Kontrolle zu haben. Einen Moment später mäßigte sie aber ihren Tonfall: »Zumindest Liandrin kennt uns, und wir müssen annehmen, daß uns auch die anderen kennen. Sie werden mit Sicherheit die Gasthäuser überwachen, um zu sehen, wer der Spur folgt, die sie ausgelegt haben. Ich will ihre Falle zum Zuschnappen bringen,

aber wir sollten nicht gerade drinstecken. Wir bleiben nicht in einem Gasthaus.«

Egwene verzichtete auf weitere Fragen.

»Wo dann?« Elayne runzelte die Stirn und dachte angestrengt nach. »Wenn ich mich zu erkennen geben würde, falls mir das überhaupt jemand abnimmt, bei dieser Kleidung und ohne Eskorte, wären wir den meisten Adelshäusern und sogar im Stein selbst willkommene Gäste. Caemlyn und Tear haben sehr gute Beziehungen zueinander. Aber an Geheimhaltung wäre dann nicht zu denken. Es wäre noch am gleichen Abend in der ganzen Stadt bekannt. Mir fällt nichts anderes ein als eben ein Gasthaus, Nynaeve. Außer, du willst hinaus aufs Land und einen Bauernhof suchen, auf dem wir unterkommen können. Aber vom Land aus finden wir sie nie.«

Nynaeve sah Egwene an. »Ich werde es wissen, wenn ich es sehe. Laßt mich nur machen.«

Elaynes finstere Miene wandte sich erst Nynaeve und dann Egwene zu, und dann wieder der ersten. »Man sollte nicht gerade seine eigenen Ohren abschneiden, weil einem die Ohrringe nicht gefallen«, knurrte sie.

Egwene konzentrierte sich entschlossen auf die Straße, die sie hinabritten. *Seng mich, wenn ich zugebe, daß ich keine Ahnung habe!*

Verglichen mit Tar Valon waren gar nicht so viele Menschen unterwegs. Vielleicht wurden sie von dem tiefen Schlamm auf den Straßen abgeschreckt. Karren und Wagen rumpelten an ihnen vorbei, die meist von Ochsen mit ausladenden Hörnern gezogen wurden. Die Treiber liefen nebenher und schwenkten lange Stöcke aus irgendeinem hellen, gefurchten Holz. Diese Straßen wurden offensichtlich nicht von Kutschen oder Sänften benützt. Auch hier hing der Geruch nach Fisch in der Luft, und nicht wenige der Männer, die an ihnen vorbeieilten, trugen große Körbe mit Fischen auf dem Rücken. Die Läden wirkten keineswegs wohlhabend. Nirgends lagen Waren aus, und Egwene sah nur wenige Kunden hineingehen. Über den Läden hingen Schilder – Nadel und Tuchballen bei einem Schneider, Messer und Schere bei einem Messerschmied, Webstuhl und ähnliches –, aber bei den meisten blätterte schon die Farbe ab. Auch die Schilder über den wenigen Wirtshäuser sahen genauso aus, und Gäste gab es wohl nicht viele. Bei den kleinen Häuschen, die sich zwischen die Schenken und Läden zwängten, fehlten Dachplatten oder Ziegel. Zumindest dieser Teil Tears wirkte arm. Und den Gesichtern nach zu schließen, war es den Menschen gleichgültig. Wenige nur warfen den drei Frauen überhaupt einen Blick zu, die ritten, wo alle anderen zu Fuß gehen mußten.

Die Männer trugen Pumphosen, die gewöhnlich am Knöchel zugeschnürt waren. Nur einige von ihnen trugen Jacken. Die waren lang und dunkel, saßen oben herum eng und wurden nach unten zu weiter. Man sah zwar Männer in Halbschuhen, kaum welche, die Stiefel trugen, doch die meisten gingen barfuß durch den Schlamm. Viele trugen auch weder Jacke noch Hemd. Die Hosen wurden gewöhnlich von einer breiten, meist bunten und oftmals schmutzigen Schärpe gehalten. Einige hatten sich nach oben spitz zulaufende Strohhüte aufgesetzt, während andere Stoffkappen trugen, die ihnen auf einer Seite über das Gesicht herunterhingen. Die Frauenkleider wiesen hohe Krägen auf, die bis zum Kinn reichten, und die Röcke gingen bis zum Fußknöchel. Viele der Frauen hatten Schürzen in blassen Farbtönen darübergebunden, manchmal sogar zwei oder drei, die obere immer etwas kleiner als die darunter. Dazu trugen auch sie die gleichen Strohhüte wie die Männer. Sie hatten sie allerdings gefärbt, damit sie zu den Schürzen paßten.

Bei einer Frau sah Egwene dann auch zum erstenmal, wie man hier trotz Schuhen mit dem Schlamm fertig wurde. Die Frau hatte sich kleine Holzklötze unter die Schuhsohlen geschnallt, so daß diese sich zwei Handbreit aus dem Schlamm hoben. Sie lief auf die Art ganz sicher und mit festen Schritten einher. Danach bemerkte sie andere, die ebenfalls solche Holzklötze trugen, Männer genau wie Frauen. Auch einige Frauen liefen barfuß, aber nicht so viele wie Männer. Sie fragte sich, in welchen Geschäften man wohl diese Holzklötze kaufen könne, doch dann bog Nynaeve mit ihrem Schwarzen in eine Gasse zwischen einem langen, schmalen, zweistöckigen Gebäude und einem von Mauern geschützten Töpferladen ein. Egwene tauschte einen Blick mit Elayne. Die Tochter-Erbin zuckte die Achseln, und so folgten sie ihr. Egwene hatte keine Ahnung, wohin Nynaeve wollte und wieso. Sie würde wohl mit Nynaeve ein ernstes Wörtchen reden müssen. Aber natürlich wollte sie auch nicht von den anderen getrennt werden.

Die Gasse endete abrupt in einem kleinen Hinterhof, der eingezwängt zwischen den umstehenden Gebäuden lag. Nynaeve war bereits abgestiegen und hatte die Zügel an einen Feigenbaum gebunden, so daß ihr Hengst nicht an das Grünzeug gelangen konnte, das in einem kleinen Gemüsegarten wuchs, der etwa die halbe Fläche des Hinterhofs einnahm. Eine saubere Reihe von Steinen wies den Weg zum Hintereingang. Nynaeve ging zur Tür und klopfte an.

»Was ist los?« fragte Egwene unwillkürlich. »Warum halten wir hier?«

»Habt ihr die Kräuter im Vorderfenster gesehen?« Nynaeve klopfte noch mal an.

»Kräuter?« fragte Elayne.

»Eine Dorfheilerin«, sagte Egwene zu ihr, und sie stieg ab und band Nebel neben Nynaeves Schwarzem an. *Gaidin ist kein schöner Name für ein Pferd. Glaubt sie, ich wüßte nicht, wen sie damit meint?* »Nynaeve hat eine

Dorfheilerin oder Sucherin, oder wie sie das hier nennen, aufgespürt.«

Eine Frau öffnete die Tür einen Spaltbreit und blickte mißtrauisch hinaus. Zuerst glaubte Egwene, sie sei mager, aber dann machte die Frau die Tür vollends auf. Sie war recht gut gepolstert, wie sich jetzt zeigte, aber ihre Bewegungen zeugten von beachtlichen Muskeln. Sie wirkte genauso kräftig wie Frau Luhhan, und ein paar Leute in Emondsfelde behaupteten ja, Alsbet Luhhan sei fast genauso stark wie ihr Mann. Es stimmte wohl nicht, war aber nicht so weit von der Wahrheit entfernt.

»Wie kann ich Euch helfen?« fragte die Frau in einem Akzent ähnlich dem der Amyrlin. Ihr graues Haar hing ihr in dichten Locken fast bis auf die Schultern, und ihre drei Schürzen waren grün, jede etwas dunkler als die darunter, doch selbst die oberste nur blaßgrün. »Welche von Euch braucht mich?«

»Ich«, sagte Nynaeve. »Ich brauche etwas gegen Übelkeit. Und eine meiner Begleiterinnen möglicherweise auch. Falls wir hier überhaupt richtig sind?«

»Ihr kommt nicht aus Tear«, sagte die Frau. »Das hätte ich eigentlich schon an Eurer Kleidung sehen müssen, bevor ich Euch sprechen hörte. Man nennt mich Mutter Guenna. Man bezeichnet mich auch als Weise Frau, aber ich bin alt genug, um auf solche Schmeicheleien nichts zu geben. Kommt herein, und ich gebe Euch etwas für Euren Magen.«

Es war eine saubere, ordentliche Küche, in die sie geführt wurden. Sie war nicht groß, an der Wand hingen Kupfertöpfe, und an der Decke waren getrocknete Kräuter und Würste aufgehängt. Die Türen mehrerer großer Schränke aus hellem Holz wiesen Schnitzereien auf, die irgendeine Art von hohem Gras darstellten. Die Tischfläche war fast weiß vom Scheuern. Die Stuhlrücken waren mit Blumenmustern verziert. Ein Topf mit einer nach Fisch riechenden Suppe köchelte auf dem Herd vor sich hin und dazu ein geschlossener Kessel mit einem Stutzen zum Ausgießen, der gerade zu dampfen begann. Im gemauerten Kamin brannte kein Feuer, und dafür war Egwene mehr als dankbar. Der Herd gab schon genug Hitze ab. Mutter Guenna schien das allerdings gar nicht zu bemerken. Auf dem Sims stand Geschirr und weiteres in den Regalen zu beiden Seiten. Der Fußboden sah aus, als sei er frisch gefegt worden.

Mutter Guenna schloß die Tür hinter ihnen, und während sie durch die Küche zu einem ihrer Schränke ging, fragte Nynaeve: »Welchen Tee wollt Ihr mir geben? Kettenblatt? Oder Blauwarz?«

»Würde ich schon, wenn ich eines davon hätte.« Mutter Guenna kramte einen Augenblick lang in dem Schrank und holte dann ein Steingefäß heraus. »Da ich in letzter Zeit keine Gelegenheit hatte, etwas zu sammeln, werde ich Euch einen Aufguß von Sumpfweißchenblättern geben.«

»Das kenne ich nicht«, sagte Nynaeve bedächtig.

»Es wirkt genausogut wie Kettenblatt, aber der Geschmack ist ein wenig beißend, und das mögen halt viele nicht.« Die große Frau zerbröselte getrocknete Blätter in eine blaue Teekanne und trug sie zum Herd hinüber, um das Gemisch mit heißem Wasser aufzugießen. »Seid Ihr denn auch auf diesem Gebiet tätig? Setzt Euch.« Sie deutete mit einer Hand, in der sie zwei blau-glasierte Teetassen hielt, die sie vom Kaminsims genommen hatte, auf den Tisch. »Setzt Euch, und wir unterhalten uns. Welcher von Euch ist es auch übel?«

»Mir geht's gut«, sagte Egwene leichthin, als sie sich einen Stuhl heranholte. »Ist dir schlecht, Caryla?« Die Tochter-Erbin schüttelte unwillig den Kopf.

»Spielt keine Rolle.« Die grauhaarige Frau goß Nynaeve eine Tasse der dunklen Flüssigkeit ein und setzte sich dann ihr gegenüber an den Tisch. »Ich habe genug für zwei gemacht, aber Tee aus Sumpfweißchenblättern hält sich länger als Stockfisch. Er wirkt auch besser, wenn er abgestanden ist, wenn er auch dabei ein wenig bitterer wird. Die Frage ist: Wieviel braucht Ihr, um Euren Magen zu beruhigen, und wieviel könnt Ihr Eurer Zunge zumuten? Trinkt, Mädchen.« Einen Augenblick später goß sie die zweite Tasse ein und nippte selbst daran. »Seht Ihr? Es tut nicht weh.«

Nynaeve hob ihre Tasse, und beim ersten Schluck seufzte sie angewidert. Als sie die Tasse wieder abstellte, sah man ihr aber nichts mehr an. »Es schmeckt nur ein wenig bitter. Sagt mir, Mutter Guenna, wird es noch lange dauern, daß wir diesen Regen und Matsch ertragen müssen?«

Die alte Frau runzelte die Stirn und verteilte dann wenig erfreute Blicke an alle drei Frauen. Schließlich sah sie wieder Nynaeve an. »Ich bin keine Windsucherin des Meervolks, Mädchen«, sagte sie ruhig. »Wenn ich das Wetter vorhersagen könnte, würde ich mir lieber lebendige Hechte ins Kleid stecken als es zugeben. Die Verteidiger betrachten diese Art von Dingen als beinahe so schlimm wie das, was die Aes Sedai tun. Also, seid Ihr im gleichen Gewerbe tätig oder nicht? Ihr seht aus, als wärt Ihr weit gereist. Was ist gut gegen Erschöpfung?« fuhr sie plötzlich Nynaeve an.

»Plattwurztee«, antwortete Nynaeve gelassen, »oder Andilay-Wurzel. Da Ihr schon fragt, was würdet Ihr denn

tun, um eine Geburt zu erleichtern?«

Mutter Guenna schnaubte: »Gewärmte Handtücher auflegen, Kind, und vielleicht ein wenig Weißfenchel geben, falls die Geburt außergewöhnlich schwer ist. Mehr braucht eine Frau nicht, außer einer lindernden Hand. Könnt Ihr Euch nicht eine Frage ausdenken, die nicht jede Bauersfrau beantworten kann? Was gebt Ihr bei Herzschmerzen? Bei den wirklich tödlichen?«

»Zerstoßene Gheandin-Blüte auf die Zunge«, sagte Nynaeve knapp. »Wenn eine Frau stechende Magenschmerzen hat und Blut im Speichel, was tut Ihr dann?«

So überprüfte nun jede die andere. Schneller und schneller jagten sich Fragen und Antworten. Manchmal wurde das Frage-und-Antwort-Spiel kurz unterbrochen, wenn eine von einer Pflanze sprach, die die andere nur unter einem anderen Namen kannte, aber dann wurden sie wieder schneller, erörterten die Vorteile von Tinkturen gegenüber Aufgüssen, Salben gegenüber Packungen, und wann das eine oder das andere besser sei. Langsam häuften sich die Fragen zu Kräutern und Wurzeln, die einer bekannt und der anderen unbekannt waren. Beide waren äußerst lernbegierig. Egwene wurde beim Zuhören ganz kribbelig.

»Nachdem man einen Knochen gerichtet hat«, sagte Mutter Guenna, »wickelt man das gebrochene Glied in nasse Handtücher. In dem Wasser, das man in die Handtücher ziehen läßt, hat man vorher blaue Ziegenblumen ausgekocht – nur die blauen aber, das ist wichtig!« Nynaeve nickte ungeduldig. »Und der Wickel muß so heiß sein, daß es gerade noch auszuhalten ist. Ein Teil blaue Ziegenblumen auf zehn Teile Wasser. Schwächer darf es nicht sein. Sobald die Handtücher nicht mehr dampfen, muß man den Wikkel erneuern, und das den ganzen Tag lang. Der Knochen wird doppelt so schnell heilen und wird danach auch doppelt so fest.«

»Das werde ich mir merken«, sagte Nynaeve. »Ihr habt erwähnt, daß Ihr Schafszungenwurz gegen Augenschmerzen verwendet. Ich habe noch nie gehört …«

Egwene hielt es nicht länger aus. »Maryim«, unterbrach sie die beiden, »glaubst du wirklich, daß du all dieses Wissen noch jemals benötigen wirst? Du bist keine Dorfheilerin mehr, oder hast du das vergessen?«

»Ich habe überhaupt nichts vergessen«, sagte Nynaeve in scharfem Ton. »Ich erinnere mich an Zeiten, wo du genauso darauf aus warst, alles Neue zu lernen, wie ich.«

»Mutter Guenna«, fragte Elayne übertrieben freundlich, »was gebt Ihr zwei Frauen, die mit dem Streiten nicht aufhören können?«

Die grauhaarige Frau spitzte die Lippen und blickte nachdenklich die Tischplatte an. »Normalerweise rate ich ihnen, sich voneinander fernzuhalten. Das ist am einfachsten.«

»Normalerweise?« hakte Elayne nach. »Und wenn sie einen Grund haben, warum sie sich nicht voneinander fernhalten können? Wenn sie beispielsweise Schwestern sind?«

»Ich habe schon ein Mittel, um jemanden zu bremsen, der streitsüchtig ist«, sagte die große Frau bedächtig. »Es ist nichts, was ich jemandem weiterempfehlen würde, aber manche kommen damit zu mir.« Egwene glaubte, die Andeutung eines Lächelns um ihre Lippen spielen zu sehen. »Ich verlange von beiden Frauen je eine Silbermark. Bei Männern zwei, denn Männer machen mehr Aufhebens. Außerdem kaufen manche Leute einfach alles, wenn der Preis hoch genug ist.«

»Aber was ist nun das Heilmittel?« fragte Elayne.

»Ich sage ihnen, daß sie ihre Widersacherin hierher mitbringen müssen. Beide erwarten, daß ich die andere zur Ruhe bringe.« Unwillkürlich lauschte Egwene doch. Sie bemerkte, daß auch Nynaeve ganz genau aufpaßte. »Wenn sie mich bezahlt haben«, fuhr Mutter Guenna fort, und dabei streckte sie einen kräftigen Arm aus und spannte ihre Muskeln an, »bringe ich sie hinten auf den Hof hinaus und stecke ihre Köpfe solange in meine Regentonne, bis sie sich darauf einigen, mit der Streiterei aufzuhören.«

Elayne lachte schallend los.

»Ich glaube, etwas Ähnliches hätte ich an Eurer Stelle auch getan«, sagte Nynaeve in etwas zu lockerem Tonfall. Egwene hoffte, ihr Gesichtsausdruck sähe dem Nynaeves nicht zu ähnlich.

»Das würde mich keineswegs überraschen.« Mutter Guenna grinste jetzt ganz offen. »Ich sage ihnen, wenn ich wieder höre, daß sie sich streiten, mache ich es für sie umsonst, aber ich benütze den Fluß dafür. Es ist bemerkenswert, wie gut diese Kur wirkt, besonders bei Männern. Aus irgendeinem Grund erzählt niemand von denen, die ich auf diese Art geheilt habe, anderen die Einzelheiten meiner Kur. Deshalb fragt mich alle paar Monate jemand danach. Wenn man dumm genug war, Schlammspringer zu essen, rennt man nicht herum und erzählt es allen Leuten. Ich nehme an, keine von Euch will eine Silbermark ausgeben?«

»Ich glaube nicht«, sagte Egwene, und sie blickte Elayne finster an, die schon wieder in Gelächter ausbrach.

»Gut«, sagte die grauhaarige Frau. »Diejenigen, die ich von ihrer Streitsucht kuriere, scheinen mich später zu

meiden wie Nesseltang im Netz, außer, sie werden ernsthaft krank, und ich genieße Eure Anwesenheit. Die meisten, die zur Zeit kommen, wollen etwas haben, um ihre Alpträume zu verscheuchen, und sie werden böse, wenn ich ihnen nichts dagegen geben kann.« Einen Augenblick lang runzelte sie wieder die Stirn und rieb ihre Schläfen. »Es tut gut, drei Gesichter zu sehen, die nicht wirken, als ob alles zu spät sei und nichts anderes mehr bliebe, als ins Wasser zu gehen. Falls Ihr länger in Tear bleibt, müßt Ihr mich unbedingt wieder besuchen. Das Mädchen hat Euch Maryim genannt? Ich heiße Ailhuin. Beim nächsten Mal trinken wir einen guten Tee von den Inseln des Meervolks, wenn wir uns unterhalten, und nichts, was einem beim Trinken die Strümpfe auszieht. Licht, ich hasse den Geschmack von Sumpfweißchen; Schlammspringer schmecken da noch besser. Und falls Ihr jetzt noch Zeit habt, ein wenig zu bleiben, brühe ich uns einen Schwarzen von Tremalking. Es ist auch nicht mehr lang, bis das Essen fertig ist. Ich habe nur Brot und Suppe und Käse, aber Ihr seid herzlich willkommen.«

»Das wäre sehr schön, Ailhuin«, sagte Nynaeve. »Es ist so … Ailhuin, falls Ihr ein Zimmer übrig habt, dann würde ich es gern für uns drei mieten.«

Die große Frau sah eine nach der anderen schweigend an. Dann stand sie auf, stellte die Kanne mit dem Sumpfweißchentee in den Kräuterschrank und holte aus einem anderen eine rote Teekanne und einen Beutel heraus. Erst nachdem sie ihnen eine Kanne mit schwarzem Tee von Tremalking gebrüht, vier frische Tassen und eine Schüssel Honigscheiben sowie Zinnlöffel dafür auf den Tisch gestellt und wieder Platz genommen hatte, sprach sie weiter: »Ich habe oben drei leerstehende Schlafzimmer, da meine Töchter alle verheiratet sind. Mein Mann, das Licht sei ihm gnädig, ist seit einem Sturm bei den Fingern des Drachen vor beinahe zwanzig Jahren verschollen. Ich will auch nichts von mieten hören, wenn ich Euch die Zimmer überlasse. Falls ich das mache, Maryim.« Sie rührte Honig in ihren Tee und musterte sie wieder.

»Was kann Euch die Entscheidung erleichtern?« fragte Nynaeve leise.

Ailhuin rührte weiter, als habe sie zu Trinken vergessen. »Drei junge Frauen auf guten Pferden. Ich weiß nicht viel über Pferde, aber die hier sehen meiner Meinung nach so aus wie die von adligen Herrschaften. Ihr, Maryim, versteht genug von meinem Gewerbe, daß Ihr Euch längst auch Kräuter ins Fenster hättet hängen oder zumindest überlegen sollen, wo Ihr Euch selbständig macht. Ich habe noch nie gehört, daß eine Frau dieses Gewerbe sehr weit von ihrem Heimatsort entfernt betreibt, aber Eurem Akzent nach zu schließen, kommt Ihr von weit her.« Sie sah Elayne an. »Haar von dieser Farbe gibt es nicht gerade häufig. Eurer Sprache nach würde ich auf Andor tippen. Die närrischen Männer reden immer davon, daß sie ein Mädchen mit gelbem Haar aus Andor haben wollen. Ich möchte gern wissen, warum Ihr hier seid. Seid Ihr vor irgend etwas weggerannt? Oder rennt Ihr hinter jemandem her? Nur, Ihr wirkt nicht gerade wie Diebinnen auf mich, und ich habe auch noch nie gehört, daß drei Frauen hinter dem gleichen Mann her sind. Also nennt mir Eure Gründe, und wenn mir danach ist, habt Ihr die Zimmer. Wenn Ihr etwas bezahlen wollt, dann kauft meinetwegen hin und wieder ein Stück Fleisch. Fleisch ist teuer, seit der Handel mit Cairhien zum Erliegen kam. Aber zuerst: Warum, Maryim?«

»Wir jagen etwas, Ailhuin«, sagte Nynaeve. »Oder besser, wir verfolgen einige Leute.« Egwene zwang sich zur Ruhe und hoffte, dabei genauso erfolgreich zu sein wie Elayne, die ihren Tee schlürfte, als lausche sie einem Gespräch über Kleider. Egwene glaubte nicht, daß den dunklen Augen Ailhuin Guennas viel entging. »Sie haben Sachen gestohlen, Ailhuin«, fuhr Nynaeve fort. »Von meiner Mutter. Und sie haben gemordet. Wir sind hier, um Gerechtigkeit zu üben.«

»Verbrennt meine Seele«, sagte die große Frau. »Habt Ihr denn keine Männer in der Familie? Männer sind wohl die meiste Zeit über zu nicht viel gut, außer schwere Sachen zu tragen und einem im Weg zu stehen, na ja, und zum Küssen und so, aber wenn es eine Schlacht zu bestehen oder einen Dieb zu fangen gilt, würde ich das ihnen überlassen. Andor ist doch genauso zivilisiert wie Tear. Ihr seid keine Aiel.«

»Es waren nur wir drei da, die das unternehmen konnten«, sagte Nynaeve. »Diejenigen, die an unserer Stelle hätten kommen können, wurden getötet.«

Die drei ermordeten Aes Sedai, dachte Egwene. *Sie waren bestimmt keine Schwarzen Ajah. Aber wären sie nicht ermordet worden, hätte ihnen die Amyrlin nie wieder vertrauen können. Sie versucht, sich an die Drei Eide zu halten, aber es ist verdammt knapp.*

»Aaaah«, brachte Ailhuin traurig hervor. »Sie haben Eure Männer getötet? Brüder oder Ehemänner oder Väter?« Nynaeve bekam rote Flecken auf den Wangen, und die ältere Frau mißverstand diese Gefühlsäußerung. »Nein, sagt mir nichts, Mädchen. Ich werde altes Leid nicht wieder ausgraben. Laß es auf dem Boden liegen, bis es schmilzt. Kommt, beruhigt Euch wieder.« Es kostete Egwene Mühe, nicht angewidert zu knurren.

»Ich muß Euch soviel sagen«, sagte Nynaeve steif. Ihr Gesicht war immer noch gerötet. »Diese Mörder und Diebe sind Schattenfreunde. Es sind Frauen, aber sie sind genauso gefährlich wie jeder gute Schwertkämpfer,

Ailhuin. Falls Ihr Euch gefragt habt, warum wir uns nicht ein Gasthaus suchen, dann kennt Ihr jetzt den Grund. Sie wissen wahrscheinlich, daß wir sie verfolgen, und halten Ausschau nach uns.«

Ailhuin winkte nur ab und schniefte vernehmlich. »Von den vier gefährlichsten Menschen, die ich kenne, sind zwei Frauen, die nicht einmal ein Messer tragen, und nur einer der Männer kämpft mit dem Schwert. Was Schattenfreunde betrifft … Maryim, wenn Ihr einmal so alt seid wie ich, dann wißt Ihr: Falsche Drachen sind gefährlich, Löwenfische sind gefährlich, Haie sind gefährlich, genau wie plötzlich auftauchende Stürme von Süden her, aber Schattenfreunde sind Narren. Schmutzige Narren, aber eben nicht mehr als das. Der Dunkle König ist dort eingesperrt, wo ihn der Schöpfer hinbrachte, und keine Fänger oder Fangfisch, mit denen man die Kinder erschreckt, können ihn da wieder herausholen. Vor Narren habe ich keine Angst, außer, wenn sie das Boot lenken, in dem ich sitze. Ich schätze, Ihr habt keine Beweise, mit denen Ihr zu den Verteidigern des Steins gehen könntet? Es stünde dann wohl lediglich ihr Wort gegen Eures?«

Was ist ein ›Fänger‹? fragte sich Egwene. *Oder auch ein ›Fangfisch‹?*

»Wir haben die Beweise, wenn wir sie finden«, sagte Nynaeve. »Sie werden die gestohlenen Dinge bei sich haben, und wir können sie beschreiben. Es sind alte Sachen und von keinem großen Wert, außer eben für uns und unsere Freunde.«

»Ihr wärt überrascht, was alte Dinge wert sein können«, sagte Ailhuin trocken. »Der alte Leuese Mulan hat letztes Jahr mit seinem Netz drei Herzsteinschüsseln und einen Becher bei den Fingern des Drachen heraufgeholt. Jetzt ist er nicht mehr der Eigentümer eines Fischkutters, sondern eines Handelsschiffes, das den Fluß hinauf Güter befördert. Der alte Narr wußte noch nicht einmal, was er da eingefangen hatte, bis ich es ihm sagte. Höchstwahrscheinlich gibt es noch mehr davon, wo die herkamen, aber Leuese konnte sich noch nicht einmal an die ungefähre Stelle erinnern, wo er alles hochgeholt hatte. Ich weiß nicht, wie er es jemals fertigbrachte, einen Fisch ins Netz zu bekommen. Die Hälfte aller Fischkutter von Tear ist noch monatelang dorthin gefahren und hat nach *Cuendillar* gefischt, anstatt nach Knurrhähnen und Schollen, und bei einigen haben sogar Lords angegeben, wo sie die Netze auswerfen sollten. So viel können alte Dinge wert sein, wenn sie alt genug sind. Also, ich habe schon gemerkt, daß Ihr einen Mann braucht, um Euch zu helfen, und ich kenne genau den richtigen.«

»Wen?« fragte Nynaeve schnell. »Wenn Ihr einen Lord meint, vielleicht einen der Hochlords, dann denkt daran, daß wir keine Beweise haben, solange wir sie nicht finden können.«

Ailhuin lachte, bis sie kaum mehr konnte. »Mädchen, niemand aus dem Mauleviertel kennt einen Hochlord persönlich oder auch nur irgendeinen Lord. Schlammspringer schwimmen nicht im gleichen Schwarm wie Silberflanken. Ich bringe Euch den gefährlichen Mann aus meiner Bekanntschaft, der nicht mit dem Schwert umgeht, und der ist von beiden durchaus der gefährlichere. Juilin Sandar ist ein Diebefänger. Der beste von ihnen. Ich weiß nicht, wie das in Andor ist, aber hier arbeitet ein Diebefänger genauso für mich wie für einen Lord oder einen Kaufmann, und er verlangt noch weniger dafür. Wenn sie überhaupt auffindbar sind, kann Juilin diese Frauen für Euch aufspüren und Eure Sachen zurückbringen, ohne daß Ihr diesen Schattenfreunden nahekommen müßt.«

Nynaeve stimmte etwas unsicher zu, und Ailhuin band sich diese Holzklötze unter die Schuhe – Klogs nannte sie sie – und eilte fort. Egwene blickte ihr durch eines der Küchenfenster hinterher, als sie an den Pferden vorbei und um die Ecke in die Gasse schritt.

»Du lernst allmählich, dich wie eine Aes Sedai zu verhalten, *Maryim«,* sagte sie, als sie sich wieder den anderen zuwandte. »Du läßt Menschen schon genausogut nach deiner Pfeife tanzen wie Moiraine.« Nynaeve wurde kreidebleich.

Elayne ging mit zitternden Knien zu Egwene hin und schlug ihr ins Gesicht. Egwene war so überrascht, daß sie nur verdattert dastand. »Du gehst zu weit«, sagte die Frau mit dem goldenen Haar. »Zu weit! Wir müssen miteinander auskommen, oder wir sterben miteinander! Hast du etwa Ailhuin deinen richtigen Namen genannt? Nynaeve hat ihr alles gesagt, was sie wissen durfte, auch, daß wir nach Schattenfreunden suchen, und es war riskant genug, uns mit Schattenfreunden in Verbindung zu bringen. Sie sagte, sie seien gefährlich und Mörder. Wolltest du, daß sie sagt, es seien Schwarze Ajah? In Tear? Würdest du alles auf die Gefahr hin riskieren, daß Ailhuin vielleicht doch nicht den Mund halten kann?«

Egwene rieb sich vorsichtig die brennende Wange. »Es muß mir ja deswegen nicht gerade gefallen.«

»Ich weiß«, seufzte Elayne. »Mir auch nicht. Aber wir müssen es eben so machen.«

Egwene wandte sich wieder um und blickte durchs Fenster zu ihren Pferden hinüber. *Ich weiß es ja. Aber es muß mir schließlich nicht auch noch gefallen.*

Ein Sturm in Tear

Egwene kehrte schließlich doch wieder zum Tisch und zu ihrem Tee zurück. Sie glaubte, Elayne habe möglicherweise recht gehabt und sie sei wirklich zu weit gegangen, aber zu einer Entschuldigung konnte sie sich nicht durchringen. So saßen sie schweigend da.

Als Ailhuin zurückkehrte, hatte sie einen Mann dabei, einen hageren Burschen mittleren Alters, der aussah, als sei er aus uraltem Holz geschnitzt worden. Juilin Sandar schnallte an der Tür seine Klogs ab und hängte seinen spitzen Strohhut an einen Haken. An seinem Gürtel hing ein Schwertbrecher, ähnlich dem Hurins, aber mit kurzen Schlitzen neben dem langen. Den Gürtel hatte er über seinen braunen Mantel geschnallt. Er trug einen Stock, der genauso lang war wie er selbst, kaum dicker als sein Daumen, und der aus dem gleichen hellen Holz mit den vielen Abschnitten geschnitten war, wie es die Ochsenknechte zum Antreiben ihrer Gespanne benützten. Sein kurzgeschnittenes Haar lag glatt am Kopf an, und seine flinken, dunklen Augen schienen jede Einzelheit im Raum mit einem Blick wahrzunehmen. Und jeden der Anwesenden. Egwene hätte wetten können, daß er Nynaeve zweimal genauer gemustert hatte, und zumindest für sie war die Tatsache, daß Nynaeve keinerlei Reaktion zeigte, recht aufschlußreich. Ganz offensichtlich hatte Nynaeve alles mitbekommen.

Ailhuin wies ihn zu einem Platz am Tisch. Er stülpte seine Manschetten an den Jackenärmeln hoch, verbeugte sich vor jeder von ihnen und setzte sich hin, den Stock an die Schulter gelehnt. Er sagte nichts, bis die grauhaarige Frau eine frische Kanne Tee bereitet und alle erst einmal an ihren Tassen genippt hatten.

»Mutter Guenna hat mir von Eurem Problem berichtet«, sagte er ruhig, als er seine Tasse abstellte. »Ich helfe Euch, wenn ich kann, aber es mag sein, daß mich die Hochlords bald auf einen eigenen Fall ansetzen.«

Die große Frau schnaubte. »Juilin, seit wann fängst du an, wie ein Ladenbesitzer zu feilschen, der versucht, Leinen zum Preis von Seide zu verkaufen? Behaupte bitte nicht, du wüßtest, wann dich die Hochlords auf einen Fall ansetzen, bevor sie es selbst wissen.«

»Das behaupte ich auch nicht«, erklärte ihr Sandar lächelnd, »aber ich weiß, wann ich Männer nachts auf den Dächern gesehen habe. Nur so aus dem Augenwinkel – sie sind in der Lage, sich so gut zu verbergen wie ein Röhrenfisch im Tang –, aber ich habe die Bewegung beobachtet. Keiner hat bisher einen Diebstahl gemeldet, aber es sind Diebe innerhalb der Mauern unterwegs, darauf könnt Ihr wetten! Denkt an mich, wenn ich in nicht einmal einer Woche in den Stein gerufen werde, weil eine Diebesbande in die Häuser von Kaufleuten oder sogar in die Herrenhäuser der Lords einbricht. Die Verteidiger bewachen vielleicht die Straßen, aber wenn es Diebe zu verfolgen gilt, rufen sie einen Diebefänger, und das heißt, zu allererst rufen sie mich. Ich versuche nicht, meinen Preis hinaufzutreiben, aber was ich auch für diese hübschen Frauen tun kann: Es muß bald geschehen.«

»Ich glaube, er sagt die Wahrheit«, meinte Ailhuin zögernd. »Er wird Euch zwar erzählen, der Mond sei grün und das Wasser weiß, wenn er glaubt, es brächte ihm einen Kuß ein, aber er lügt nicht so oft wie andere Männer, wenn es um anderes geht. Er ist vielleicht der ehrlichste Mann, der je im Mauleviertel geboren wurde.« Elayne hielt sich eine Hand vor den Mund, und Egwene kämpfte mit dem Lachen. Nynaeve saß unbewegt und offensichtlich ungeduldig da.

Sandar schnitt der grauhaarigen Frau eine Grimasse und entschloß sich dann wohl, das Gesagte zu ignorieren. Er lächelte Nynaeve an. »Ich gebe zu, daß ich in bezug auf diese Diebinnen neugierig bin. Ich habe schon mit Diebinnen zu tun gehabt und auch mit Diebesbanden, aber ich habe noch nie von einer weiblichen Diebesbande gehört. Und ich schulde Mutter Guenna den einen oder anderen Gefallen.« Seine Blicke schienen Nynaeve erneut abzuschätzen.

»Was verlangt Ihr dafür?« fragte sie knapp.

»Wenn ich gestohlene Güter wiederfinden soll«, antwortete er, »verlange ich den zehnten Teil des Werts der Güter, die ich wiederbeschaffe. Wenn ich Menschen aufspüren soll, verlange ich eine Silbermark pro Person. Mutter Guenna sagt, die gestohlenen Sachen wären wenig wert, außer für Euch, gute Frau, also schlage ich vor, daß Ihr mir diese zum Auftrag macht.« Er lächelte wieder. Seine Zähne waren blendend weiß. »Ich würde Euch überhaupt kein Geld abnehmen, aber das würde die Bruderschaft nicht gern sehen. So nehme ich eben so wenig es nur geht. Eine Kupfermünze oder zwei, mehr nicht.«

»Ich kenne einen Diebefänger«, sagte Elayne zu ihm. »Aus Shienar. Ein äußerst respektvoller Mensch. Er trägt sowohl Schwert wie auch Schwertbrecher. Warum tut Ihr das nicht?«

Sandar blickte einen Moment lang verwirrt drein, und dann schien er sich über die eigene Verwirrung zu ärgern. Er hatte entweder ihre Andeutung nicht verstanden, oder sich entschlossen, sie nicht zu beachten. »Ihr kommt nicht

aus Tear. Ich habe von Shienar gehört, gute Frau – Geschichten von Trollocs und daß jeder Mann dort ein Krieger sei.« Seinem Lächeln nach betrachtete er so etwas als Märchen.

»Wahre Geschichten«, beharrte Egwene. »Oder jedenfalls wahr genug. Ich war schon in Shienar.«

Er blinzelte kurz und fuhr fort: »Ich bin kein Lord und kein reicher Kaufmann, aber eben auch kein Soldat. Die Verteidiger machen Ausländern nicht viel Schwierigkeiten, wenn sie Schwerter tragen, außer natürlich, sie wollen sich sehr lange hier aufhalten. Aber mich würde man in eine der Zellen unter dem Stein stecken. Es gibt da Gesetze, gute Frau.« Wie unbewußt streichelte er mit der Hand seinen Stock. »Ich kann ganz gut auch ohne Schwert auskommen.« Er widmete sein Lächeln wieder Nynaeve allein. »Und jetzt beschreibt mir doch bitte diese Sachen …«

Er brach ab, als sie ihre Börse an die Tischkante stellte und dreizehn Silbermark abzählte. Egwene war der Meinung, sie habe die leichtesten Münzen ausgewählt. Die meisten kamen aus Tear, nur eine aus Andor. Die Amyrlin hatte ihnen eine Menge Gold mitgegeben, aber selbst das würde nicht ewig reichen. Nynaeve blickte noch einmal nachdenklich in ihre Börse, bevor sie den Riemen wieder verschnürte und sie in ihre Gürteltasche zurücksteckte. »Es sind dreizehn Frauen, die Ihr finden sollt, Meister Sandar, und Ihr bekommt noch einmal genausoviel Silber, wenn Ihr sie gefunden habt. Spürt sie auf, und wir holen uns unser Eigentum selbst wieder.«

»Das besorge ich selber und für weniger als das hier«, protestierte er. »Und Extrabelohnungen sind nicht nötig. Ich verlange, was ich eben verlange. Ihr müßt keine Angst haben, daß ich bestechlich sei.«

»Das ist nicht zu befürchten«, stimmte Ailhuin ihm zu. »Ich sagte doch, er ist ehrlich. Ihr dürft ihm nur nicht glauben, wenn er behauptet, er liebe Euch.« Sandar funkelte sie an.

»Ich bezahle dafür, Meister Sandar«, sagte Nynaeve entschlossen, »und deshalb bestimme ich, was ich kaufen will. Werdet Ihr diese Frauen aufspüren und nichts weiter?« Sie wartete, bis er nickte, wenn auch widerwillig, bevor sie fortfuhr: »Sie halten sich vielleicht beieinander auf, vielleicht aber auch nicht. Die erste ist aus Tarabon. Sie ist ein wenig größer als ich, hat dunkle Augen und helles, honigfarbenes Haar, das sie, wie es in Tarabon Mode ist, zu vielen kleinen Zöpfen geflochten trägt. Die Männer würden sie wohl hübsch finden, aber sie betrachtet so etwas nicht als Kompliment. Sie hat einen gemeinen Schmollmund. Die zweite kommt aus Kandor. Sie hat langes, schwarzes Haar mit einer weißen Strähne über dem linken Ohr und …«

Sie nannte keine Namen, und Sandar fragte nicht danach. Namen konnte man leicht ändern. Nun, da es um Geschäftliches ging, war sein Lächeln verschwunden. Dreizehn Frauen beschrieb sie, und er hörte aufmerksam zu. Als sie fertig war, war Egwene sicher, daß er die Beschreibungen von vorne bis hinten genau wiedergeben könne.

»Mutter Guenna hat Euch das vielleicht schon gesagt«, beendete Nynaeve ihren Vortrag, »aber ich wiederhole es noch mal: Diese Frauen sind gefährlicher, als Ihr glaubt! Soviel ich weiß, sind schon mehr als ein Dutzend Menschen durch ihre Hand gestorben, und ich wäre nicht überrascht, wenn das nur einen Tropfen Blut an ihren Händen darstellte.« Sandar und Ailhuin rissen die Augen auf. »Wenn sie merken, daß Ihr sie sucht, werdet Ihr sterben. Wenn sie Euch fangen, werden sie Euch zwingen, ihnen zu sagen, wo wir sind, und Mutter Guenna wird wahrscheinlich zusammen mit uns sterben.« Die grauhaarige Frau blickte ungläubig drein. »Glaubt es nur!« Nynaeves warnender Blick heischte Zustimmung. »Glaubt es, oder ich nehme das Silber wieder an mich und suche mir einen anderen Diebefänger mit mehr Hirn!«

»Als ich jung war«, sagte Sandar mit ernster Stimme, »hat mir eine Taschendiebin ein Messer in die Rippen gerannt, weil ich glaubte, ein hübsches junges Mädchen wäre damit nicht so schnell zur Hand wie ein Mann. Den Fehler begehe ich nie mehr. Ich werde mich verhalten, als seien all diese Frauen Aes Sedai und Schwarze Ajah.« Egwene hätte sich beinahe verschluckt. Er grinste verlegen, als er die Münzen aufsammelte und in seine Börse steckte, die er dann hinter der Schärpe verstaute, die er als Gürtel trug. »Ich wollte Euch nicht erschrecken, gute Frau. Es sind keine Aes Sedai in Tear. Es kann ein paar Tage dauern, wenn sie nicht gerade alle zusammen sind. Dreizehn Frauen auf einmal sind leicht zu finden; getrennt wird es schwieriger. Aber ich werde sie so oder so finden. Und ich werde sie auch nicht vergraulen, bevor Ihr nicht wißt, wo sie sich aufhalten.«

Als er den Strohhut aufgesetzt und die Klogs angeschnallt hatte und aus der Hintertür verschwunden war, sagte Elayne: »Ich hoffe, er überschätzt sich nicht. Ailhuin, ich hörte, was er sagte, aber … Er hat doch begriffen, daß sie gefährlich sind, oder?«

»Er hat sich noch nie zum Narren gemacht, außer für ein hübsches Augenpaar und ein paar schlanke Fesseln«, sagte die grauhaarige Frau. »Das ist ja wohl die Schwäche eines jeden Mannes. Er ist der beste Diebefänger in ganz Tear. Seid unbesorgt. Er wird Eure Schattenfreunde finden.«

»Es wird noch vor Tagesanbruch wieder regnen.« Nynaeve schauderte trotz der Wärme im Raum. »Ich fühle, wie sich ein Sturm zusammenbraut.« Ailhuin schüttelte nur den Kopf und machte sich daran, Teller mit Fischsuppe

auszuteilen.

Nachdem sie gegessen und alles weggeräumt hatten, setzten sich Nynaeve und Ailhuin an den Tisch und unterhielten sich über Kräuter und Heilmittel. Elayne arbeitete an einer Stickerei am Schulterteil ihres Umhangs, mit der sie auf dem Schiff begonnen hatte. Sie stickte winzige blaue und weiße Blumen darauf. Danach las sie in den *Essays des Willim von Manaches.* Ailhuin hatte das in einem kleinen Bücherregal stehen gehabt. Egwene versuchte auch zu lesen, doch weder die Essays noch die *Reisen des Jain Fernstreicher,* noch die heiteren Erzählungen von Aleria Elffin konnten ihre Aufmerksamkeit mehr als ein paar Seiten lang fesseln. Sie befühlte das steinerne *Ter'angreal* durch den Stoff ihres Kleides hindurch. *Wo sind sie? Was wollen sie im Herz? Niemand außer dem Drachen, niemand außer Rand kann* Callandor *berühren. Was wollen sie also? Was? Was?*

Als sich die Nacht immer tiefer über Tear senkte, führte Ailhuin jede in ein eigenes Zimmer im zweiten Stock. Doch nachdem sie sich in ihr Schlafzimmer zurückgezogen hatte, trafen sich die drei im Schein einer einzigen Lampe in Egwenes Zimmer. Egwene hatte sich bereits bis auf das Hemd ausgezogen. Die Schnur mit den beiden Ringen hing um ihren Hals. Der gestreifte Steinring war viel schwerer als der aus Gold. Sie taten nun, was sie jeden Abend seit ihrer Abreise aus Tar Valon getan hatten, außer in einer einzigen Nacht bei den Aiel.

»Weckt mich in einer Stunde auf«, sagte sie ihnen.

Elayne runzelte die Stirn. »Diesmal nach so kurzer Zeit?«

»Bist du nervös?« fragte Nynaeve. »Vielleicht benützt du ihn zu oft.«

»Wir wären immer noch in Tar Valon beim Töpfeschrubben und hofften, eine Schwarze Schwester zu finden, bevor uns ein Grauer Mann findet, wenn ich ihn nicht benützen würde«, sagte Egwene schnippisch. *Licht, Elayne hat recht. Ich benehme wie ein ungezogenes Kind.* Sie atmete tief durch. »Vielleicht bin ich *wirklich* übernervös. Das liegt möglicherweise daran, daß wir uns jetzt so nahe beim Herz des Steins befinden. So nahe bei *Callandor.* Und auch der Falle so nahe, was immer das sein mag.«

»Sei vorsichtig«, bat Elayne, und Nynaeve sagte etwas leiser: »Sei sehr vorsichtig, Egwene. Bitte!«

Egwene legte sich auf das niedrige Bett. Sie nahmen auf Hockern zu beiden Seiten des Betts Platz. Donner rollte über den Himmel. Der Schlaf kam nur langsam.

Wieder befand sie sich zwischen den sanften Hügeln, und wie immer sah sie zuerst die Blumen und die Schmetterlinge unter der Frühlingssonne. Eine sanfte Brise wehte, und die Vögel sangen. Diesmal trug sie grüne Seide. Auf die Brust waren goldene Vögel gestickt. Dazu hatte sie grüne Samtpantoffeln an. Das *Ter'angreal* schien leicht genug, um aus ihrem Kleid herauszuschweben. Nur das Gewicht des Rings mit der Großen Schlange hielt ihn fest.

Sie hatte es anfangs ausprobieren müssen, aber mittlerweile hatte sie einige Gesetzmäßigkeiten von *Tel'aran'rhiod* kennengelernt. Sogar diese Welt der Träume, diese Unsichtbare Welt, hatte ihre eigenen Gesetzmäßigkeiten, wenn auch vielleicht eigenartige. Sie war sicher, noch nicht einmal den zehnten Teil davon zu kennen. Wenigstens kannte sie einen Weg, um dahin zu kommen, wohin sie wollte. Sie schloß die Augen und entleerte ihren Geist, so wie sie es getan hätte, um nach *Saidar* zu greifen. Es war nicht ganz so leicht, denn die Rosenknospe versuchte ständig, sich zu materialisieren, und sie spürte deutlich die Wahre Quelle, sehnte sich nach deren Berührung, doch diesmal mußte sie die Leere mit etwas anderem füllen. Sie stellte sich das Herz des Steins vor, so, wie sie es in all den Träumen gesehen hatte, malte es sich in allen Einzelheiten aus, vollkommen inmitten des Nichts. Die riesigen, matt glänzenden Sandsteinsäulen. Die vom Alter gezeichneten Steinplatten des Fußbodens. Die Kuppel hoch droben. Das Kristallschwert, unberührbar, das sich langsam mitten in der Luft mit dem Knauf nach unten um die eigene Achse drehte. Als es so wirklich schien, daß sie sicher war, es berühren zu können, öffnete sie die Augen, und sie war dort im Herzen des Steins. Oder zumindest im Herzen des Steins, wie es in *Tel'aran'rhiod* existierte.

Die Säulen waren da und auch *Callandor.* Und um das glitzernde Schwert herum, so trüb und durchscheinend wie Schatten, saßen dreizehn Frauen mit übergeschlagenen Beinen und betrachteten *Callandor* beim Rotieren. Die Frau mit dem honigfarbenen Haar – Liandrin – drehte den Kopf und sah Egwene mit diesen großen, dunklen Augen direkt ins Gesicht. Ihr Schmollmund lächelte.

Keuchend schoß Egwene so schnell in ihrem Bett hoch, daß sie beinahe hinausgefallen wäre.

»Was ist los?« wollte Elayne wissen. »Was ist passiert? Du siehst verängstigt aus.«

»Du hast gerade erst die Augen zugemacht«, sagte Nynaeve leise. »Das ist das erste Mal seit dem Beginn, daß du zurückkommst und wir dich nicht wecken müssen. Es ist etwas geschehen, nicht wahr?« Sie rupfte an ihrem Zopf. »Geht es dir gut?«

Wie bin ich zurückgekommen? fragte sich Egwene. *Licht, ich weiß nicht einmal, wie ich das angestellt habe.*

Es war ihr klar, daß sie nur vor sich herschob, was sie doch sagen mußte. Sie löste die Schnur an ihrem Hals und nahm den Ring mit der Großen Schlange und größere, verdrehte *Ter'angreal* auf die Hand. »Sie warten auf uns«, sagte sie schließlich. Es war nicht nötig, zu erwähnen, wen sie meinte. »Und ich glaube, sie wissen, daß wir in Tear sind.«

Draußen brach der Sturm über die Stadt herein.

Der Regen trommelte auf das Deck über seinem Kopf. Mat blickte auf das Spielbrett auf dem Tisch zwischen ihm und Thom. Aber er konnte sich nicht recht auf das Spiel konzentrieren, obwohl er eine andoranische Silbermark gesetzt hatte. Donner rollte, und hinter den kleinen Kajütenfenstern zuckten Blitze auf. Vier Lampen beleuchteten die Kapitänskajüte der *Segler*. *Das verdammte Schiff mag ja so schlank wie ein Vogel sein, aber es braucht immer noch verdammt zu lange!* Das Schiff ruckte ein wenig und dann noch einmal. Die Vorwärtsbewegung schien sich zu verändern. *Er sollte uns besser nicht auf eine verfluchte Sandbank setzen! Wenn er nicht so schnell wie möglich mit dem Butterfaß weitersegelt, werde ich ihm das Gold in den Hals stopfen!* Er gähnte. Seit sie Caemlyn verlassen hatten, hatte er nicht gut geschlafen, weil er zuviel gegrübelt und sich Sorgen gemacht hatte. Gähnend rückte er einen weißen Stein auf einen Kreuzungspunkt zweier Linien. Drei weitere Züge, und er würde fast ein Fünftel von Thoms schwarzen Steinen auf einmal schlagen können.

»Du könntest ein guter Spieler sein, Junge«, sagte der Gaukler mit der Pfeife im Mund, während er seinen nächsten Zug machte, »wenn du mit dem Kopf dabei wärst.« Sein Tabak roch nach Blättern und Nüssen.

Mat nahm einen weiteren Stein vom Stapel neben seinem Ellbogen, zwinkerte dann aber und ließ ihn liegen. Mit den gleichen drei Zügen würde Thom ein Drittel seiner Steine umstellen und blockieren. Er hatte das nicht kommen sehen, und er fand keinen Ausweg. »Verlierst du jemals ein Spiel? Hast du je ein Spiel verloren?«

Thom nahm die Pfeife aus dem Mund und strich sich über den Schnurrbart. »Ziemlich lange schon nicht mehr. Morgase hat mich damals ungefähr jedes zweite Mal geschlagen. Man sagt ja, gute Offiziere und gute Spieler des Großen Spiels seien auch gut bei solchen Brettspielen. Das trifft alles auf sie zu, und ich wette, sie könnte auch ein Heer in die Schlacht führen.«

»Möchtest du nicht lieber noch ein wenig würfeln? Das hier dauert immer so lange.«

»Ich suche lieber hier meine Gelegenheit zu gewinnen. Beim Würfeln würde ich vielleicht einmal bei neun oder zehn Würfen gewinnen«, sagte der weißhaarige Mann trocken.

Mat sprang hastig auf, als die Tür aufschlug und Kapitän Derne hereinkam. Der Mann mit dem kantigen Gesicht riß sich den Umhang von den Schultern und schüttelte erst einmal das Wasser heraus. Er fluchte leise in sich hinein. »Das Licht soll meine Knochen versengen, aber ich weiß nicht, wieso ich Euch jemals die *Segler* chartern ließ. Immer wollt Ihr noch schneller vorankommen, ob in der dunkelsten Nacht oder bei schwerstem Regen. Schneller. Immer noch schneller! Wir hätten schon hundertmal auf eine elende Sandbank laufen können!«

»Ihr wolltet das Gold haben«, sagte Mat grob. »Ihr habt behauptet, dieser alte Holzhaufen sei schnell, Derne. Wann erreichen wir Tear?«

Der Kapitän lächelte verkrampft. »Wir machen gerade eben am Kai von Tear fest. Und ich will ein verdammter Bauer sein, wenn ich mich jemals wieder zu so etwas überreden lasse! Also, wo ist der Rest von meinem Gold?«

Mat eilte zu einem der kleinen Fenster und spähte hinaus. Im grellen Licht der Blitze konnte er eine nasse Hafenmauer erkennen und sonst nichts. Er zog den zweiten Beutel mit Gold aus der Tasche und warf ihn Derne zu. *Wer hat je von einem Flußschiffer gehört, der nicht würfeln wollte?* »Wird auch Zeit«, grollte er. *Licht, gib, daß es nicht zu spät ist.*

Er hatte seine gesamte Ersatzkleidung mitsamt den Decken in die Ledertasche gestopft, und die hängte er sich um. Auf die andere Seite kam die Rolle mit Feuerwerkskörpern, an der er einfach eine Schnur befestigt hatte. Sein Umhang kam über alles drüber, auch wenn er vorn ein Stückchen offenstand. Besser, er wurde naß, als die Feuerwerkskörper. Er würde wieder trocknen, ohne Schaden zu erleiden, doch ein Versuch mit einem Eimer hatte bewiesen, daß die Feuerwerkskörper Nässe nicht überstanden. *Ich schätze, Rands Pa hat recht gehabt.* Mat hatte immer geglaubt, der Dorfrat habe das Feuerwerk nicht im Regen hochgehen lassen, weil es an einem klaren Abend viel besser sichtbar sein würde.

»Bist du nicht langsam soweit, die Dinger zu verkaufen?« Thom legte sich den Gauklerumhang um. Er bedeckte seine Instrumente in ihren Lederbehältern, aber das Bündel mit Kleidung und Decken hängte er obendrauf über seinen Rücken.

»Erst, wenn ich herausbekommen habe, wie sie funktionieren, Thom. Außerdem, denk mal, was für ein Spaß das wird, wenn ich sie alle loslasse.«

Der Gaukler schauderte. »Solange du nicht alle auf einmal abschießt, Junge. Solange du sie nicht beim

Abendessen in den Kamin wirfst. Das traue ich dir zu, so, wie du dich seither benommen hast. Du hattest Glück, daß uns der Kapitän vor zwei Tagen nicht vom Schiff geworfen hat.«

»Das hätte er nicht«, lachte Mat. »Nicht, solange er noch einen Beutel Gold zu bekommen hatte. Nicht wahr, Derne?«

Derne ließ den Beutel in seiner Hand hüpfen. »Ich habe zuvor nicht danach gefragt, aber jetzt habt Ihr mir das Gold gegeben und nehmt es auch nicht mehr zurück. Worum geht es hier eigentlich? Warum diese verfluchte Eile?«

»Eine Wette, Derne.« Gähnend nahm Mat seinen Bauernspieß in die Hand und war fertig zum Aufbruch. »Eine Wette.«

»Eine Wette?« Derne sah den schweren Beutel an. Der andere, genauso schwere, war in seiner Geldtruhe verstaut. »Da muß aber ein verdammtes Königreich auf dem Spiel stehen!«

»Mehr als das«, sagte Mat.

Der Regen prasselte so stark auf das Deck nieder, daß Mat nicht einmal die Laufplanke sehen konnte, außer, wenn gerade ein neuer Blitz über die Stadt hinwegzuckte. Das Trommeln und Rauschen des Wolkenbruchs ließ ihn keinen klaren Gedanken fassen. Aber wenigstens konnte er Lichter in Fenstern ein Stück die Straße hinunter erkennen. Dort würde es sicherlich Schenken geben. Der Kapitän war nicht mehr mit an Deck gekommen, um sie zu verabschieden, und auch niemand von der Besatzung war draußen im Regen geblieben. Mat und Thom marschierten allein zum Kai hinüber.

Mat fluchte, als seine Stiefel in den Schlamm der Straße einsanken, aber das half nun nichts. Also ging er mühsam weiter, so schnell er konnte. Das Ende seines Stocks blieb bei jedem Schritt im Matsch stecken. Die Luft roch trotz des Regens nach Fisch und Fäule. »Wir suchen uns eine Schenke«, sagte er laut, daß man ihn hören konnte, »und dann mache ich mich auf die Suche.«

»Bei diesem Wetter?« schrie Thom zurück. Regen rann ihm über das Gesicht, aber es war ihm wichtiger, daß seine Instrumente trocken blieben als sein Gesicht.

»Comar hat Caemlyn vielleicht schon vor uns verlassen. Wenn er ein gutes Pferd hatte und nicht solche lahmen Krähen wie wir, kann er sich einen ganzen Tag vor uns in Aringill eingeschifft haben. Ich weiß nicht, wieviel von diesem Vorsprung wir durch diesen Idioten Derne aufgeholt haben.«

»Es war eine schnelle Fahrt«, räumte Thom ein. »Die *Segler* hat ihrem Namen alle Ehre gemacht.«

»Wie auch immer, Thom, Regen oder nicht: Ich muß ihn finden, bevor er Egwene und Nynaeve und Elayne findet.«

»Ein paar Stunden mehr machen auch keinen Unterschied, Junge. In einer Stadt von der Größe Tears gibt es Hunderte von Gasthäusern. Außerhalb der Mauer stehen vielleicht noch mal hundert mehr, und manche davon werden klein sein und kaum mehr als ein Dutzend Zimmer vermieten. So klein jedenfalls, daß wir an ihnen vorbeilaufen und gar nicht merken würden, daß sie da sind.« Der Gaukler zog die Kapuze an seinem Umhang noch ein wenig weiter nach vorn und knurrte in sich hinein: »Es wird Wochen dauern, um alle abzusuchen. Aber Comar wird genauso Wochen brauchen. Wir können die Nacht in Sicherheit vor dem Regen verbringen. Du kannst jede übriggebliebene Münze darauf verwetten, daß Comar nicht hier draußen ist.«

Mat schüttelte den Kopf. *Ein winziges Gasthaus mit einem Dutzend Zimmer.* Bevor er Emondsfelde verlassen hatte, war die Schenke *Zur Weinquelle* das größte Gebäude gewesen, das er jemals gesehen hatte. Er zweifelte daran, daß Bran al'Vere mehr als ein Dutzend Zimmer zu vermieten hatte. Egwene hatte mit ihren Eltern und ihren Schwestern in den vorderen Zimmern im zweiten Stock gewohnt. *Seng mich, manchmal glaube ich, keiner von uns hätte Emondsfelde verlassen sollen.* Aber Rand hatte wohl nicht anders gekonnt, und Egwene wäre möglicherweise gestorben, wenn sie nicht nach Tar Valon gekommen wäre. *Und jetzt stirbt sie vielleicht, weil sie dorthin ging.* Er glaubte nicht, sich noch einmal an das Bauernleben gewöhnen zu können. Kühe und Schafe konnten ganz gewiß nicht zocken. Aber Perrin hatte noch eine Möglichkeit, nach Hause zu gehen. *Geh heim, Perrin,* dachte er unwillkürlich. *Geh heim, solange du noch kannst.* Er schüttelte sich. *Narr! Warum sollte er?* Er dachte an ein Bett, schob den Gedanken aber beiseite. *Noch nicht.*

Blitze zuckten über den Himmel, gleich drei gezackte Lichtspuren auf einmal, und sie warfen ihr grelles Licht auf ein schmales Haus, bei dem in den Fenstern Kräuterbündel zu hängen schienen. Daneben befand sich ein Laden, dicht verrammelt natürlich, aber es war anscheinend ein Töpfergeschäft, dem Schild mit den Schüsseln und Tellern nach zu schließen. Gähnend zog er die Schultern des Regens wegen noch mehr ein und bemühte sich, die Stiefel etwas schneller aus dem Matsch der Straße zu ziehen.

»Ich glaube, diesen Stadtteil können wir vergessen, Thom«, schrie er. »Dieser ganze Matsch und der Gestank nach Fisch … Kannst du dir vorstellen, daß Nynaeve und Egwene – oder Elayne – hier wohnen wollen? Frauen

wollen Ordnung und Sauberkeit, Thom, und gut soll es riechen.«

»Vielleicht, Junge«, murmelte Thom, und dann hustete er. »Du wärst überrascht, womit sich Frauen abfinden können. Aber vielleicht hast du recht.«

Mat hielt seinen Umhang schützend über die Rolle mit den Feuerwerkskörpern und machte noch längere Schritte. »Komm weiter, Thom. Ich will Comar oder die Mädchen heute abend noch finden – entweder den einen oder die anderen.«

Thom hinkte hinter ihm her und hustete von Zeit zu Zeit.

Sie schritten durch das breite, im Regen nun unbewachte Stadttor, und Mat war froh, endlich wieder Pflaster unter den Füßen zu haben. Und nicht mehr als fünfzig Schritt weiter oben stand ein Wirtshaus. Aus den Fenstern des Schankraums drang Lichtschein auf die Straße. Musik erklang von drinnen. Selbst Thom legte die letzten fünfzig Schritte trotz Regens schnell zurück, ob er nun hinkte oder nicht.

Der *Weiße Halbmond* hatte einen Wirt, dessen Figur den Mantel unterhalb der Gürtellinie genauso ausfüllte wie oberhalb, im Gegensatz zu den meisten Männern, die auf den niedrigen Stühlen an den Tischen saßen. Mat hatte das Gefühl, die Pumphosen des Mannes, die an den Knöcheln über seinen Halbschuhen zugebunden waren, hätten gereicht, daß in jedem Hosenbein ein normaler Mann voll und ganz Platz gefunden hätte. Die Serviererinnen trugen dunkle Kleider mit hohem Kragen und kurze, weiße Schürzen darüber. Zwischen den beiden gemauerten Kaminen saß ein Mann und spielte am Hackbrett. Thom beäugte den Mann kritisch und schüttelte den Kopf.

Der säulenartige Wirt, Cavan Lopar hieß er, war mehr als froh, ihnen Zimmer vermieten zu dürfen. Er runzelte wohl die Stirn, als er ihre schmutzigen Stiefel sah, aber Silber aus Mats Geldbeutel – das Gold wurde darin nun immer weniger – und ein Blick auf Thoms flickenbedeckten Umhang ließen die Stirnfalten schnell verschwinden. Als Thom sagte, er werde gegen eine kleine Gebühr ein paar Abende lang auftreten, wackelte Lopars Mehrfachkinn vor Freude. Von einem großen Mann mit einer weißen Strähne im Bart wußte er nichts und auch nichts von den drei Frauen, die ihm Mat beschrieb. Mat ließ alles bis auf seinen Umhang und den Bauernspieß in seinem Zimmer. Er hatte kaum hingesehen, ob überhaupt ein Bett darin stand. Schlaf war wohl verlockend, aber er weigerte sich, dem Bedürfnis nachzugeben. Dann schlang er ein gut gewürztes Fischhaschee herunter und hastete wieder in den Regen hinaus. Er war überrascht, daß Thom mitkam.

»Ich dachte, du wolltest im Trockenen bleiben, Thom.«

Der Gaukler tätschelte den Flötenkasten, den er noch unter dem Umhang trug. Der Rest seiner Sachen befand sich oben im Zimmer. »Die Menschen sprechen gern mit einem Gaukler, Junge. Ich erfahre vielleicht Dinge, die du nicht zu hören bekommst. Ich will genausowenig wie du, daß diesen Mädchen etwas geschieht.«

Hundert Schritt weiter die überflutete Straße entlang und auf der anderen Seite befand sich ein weiteres Gasthaus, noch mal zweihundert Schritt weiter wieder eines, und danach kamen noch mehr. Mat klapperte eines nach dem anderen ab. Sie traten kurz ein, Thom breitete seinen Umhang aus und erzählte eine Geschichte, und dann ließ er sich von irgend jemand zu einem Becher Wein einladen, während Mat nach einem großen Mann mit weißer Strähne im kurzgeschnittenen Bart und nach drei Frauen fragte. Er gewann beim Würfeln ein paar Münzen, erfuhr aber nichts, genausowenig wie Thom. Er war froh darüber, daß der Gaukler in jeder Schenke nur ein paarmal an seinem Wein nippte. Auf dem Schiff hatte Thom praktisch nichts getrunken, aber Mat war nicht sicher, ob er in Tear nicht doch wieder zum Säufer werden würde. Als sie schließlich zwei Dutzend Schankräume durchgemacht hatten, waren Mats Lider bleischwer. Der Regen hatte ein wenig nachgelassen, aber immer noch fielen stetig große Tropfen vom Himmel, und der Wind hatte mit dem Nachlassen des Regens aufgefrischt. Der Himmel färbte sich dunkelgrau in der Ankündigung der nahenden Morgendämmerung.

»Junge«, knurrte Thom, »wenn wir jetzt nicht zum *Weißen Halbmond* zurückkehren, dann schlafe ich hier im Regen ein.« Er unterbrach sich und hustete. »Hast du gemerkt, daß du an drei Gasthäusern vorbeimarschiert bist? Licht, ich bin so müde, daß ich nicht mehr denken kann. Hast du irgendein System bei deiner Suche, von dem du mir nichts erzählt hast?«

Mat starrte mit müden Augen die Straße hoch auf einen hochgewachsenen Mann, der um die Ecke eilte. *Licht, bin ich müde. Und Rand befindet sich fünfhundert Wegstunden von hier und spielt weiterhin den verfluchten Drachen.* »Was? Drei Gasthäuser?« Sie standen fast genau vor dem Eingang eines weiteren. *Der Goldene Becher* stand auf dem Schild, das im Wind knarrte. Es sah wohl nicht wie ein Würfelbecher aus, aber er entschloß sich zu einem neuen Versuch. »Noch eine, Thom. Wenn wir sie hier nicht finden, gehen wir zurück und ins Bett.« Das Wort ›Bett‹ klang nun schöner als ein Würfelspiel mit einem Einsatz von hundert Goldmark. Trotzdem zwang er sich hineinzugehen.

Nach zwei Schritten in den Schankraum hinein sah Mat ihn. Der große Mann trug einen grünen Mantel mit blauen

Längsstreifen an den Puffärmeln. Es war ganz sicher Comar mit seinem kurzgeschnittenen Bart mit der weißen Strähne über dem Kinn. Er saß auf einem dieser Stühle mit seltsam niedriger Lehne an einem Tisch auf der anderen Seite des Raums, schüttelte einen ledernen Würfelbecher und lächelte den ihm gegenübersitzenden Mann an. Dieser Bursche trug einen langen Mantel und Pumphosen, und er lächelte nicht. Er blickte auf die Münzen auf dem Tisch herab, als wünsche er sie in seinen Geldbeutel zurück. Ein weiterer Würfelbecher stand neben Comar.

Comar leerte den Würfelbecher und lachte schon, bevor die Würfel liegen blieben. »Wer ist der nächste?« rief er laut und zog den Einsatz zu sich herüber. Es stapelte sich bereits ein beachtlicher Haufen von Silbermünzen vor ihm. Er schob die Würfel in den Becher und rasselte mit ihnen. »Sicher möchte jemand anders sein Glück versuchen?« Es schien, daß keiner wollte, doch er schüttelte weiter und lachte.

Der Wirt war leicht herauszufinden, auch wenn die Wirte in Tear keine Schürzen zu tragen schienen. Seine Jacke war von der gleichen dunkelblauen Farbe wie die jedes Wirts, mit dem Mat gesprochen hatte. Ein molliger Mann, wenn auch höchstens vom halben Umfang Lopars und mit der Hälfte von dessen Kinnwülsten. Er saß für sich an einem Tisch, polierte mit zornigen Bewegungen einen Zinnkrug und schaute wütend zu Comar hinüber – allerdings nur, wenn der nicht herschaute. Auch einige andere Männer blickten den bärtigen Mann aufgebracht von der Seite her an. Aber nicht, wenn er herschaute.

Mat unterdrückte seinen ersten Impuls, zu Comar hinüberzurennen, ihm mit dem Bauernspieß eins über den Kopf zu braten und zu fragen, wo Egwene und die anderen seien. Hier stimmte etwas nicht. Comar war der erste Mann heute nacht, der ein Schwert trug, aber so, wie ihn die Männer ansahen, fürchteten sie nicht nur den Schwertkämpfer. Selbst die Dienerin, die Comar einen neuen Becher Wein brachte und als Dank für ihre Bemühungen in den Hintern gekniffen wurde, hatte nur ein hysterisches Lachen für ihn übrig.

Betrachte es doch mal von allen Seiten, dachte Mat erschöpft. *Die Hälfte aller Schwierigkeiten, in die ich komme, rührt daher, daß ich das nicht tue. Ich muß nachdenken.* Vor Erschöpfung schien es ihm so, als sei sein Kopf mit Wolle gefüllt. Er gab Thom ein Zeichen, und sie schlenderten hinüber zum Tisch des Wirts, der sie argwöhnisch musterte, als sie sich hinsetzten.

»Wer ist der Mann mit der Strähne im Bart?« fragte Mat.

»Ihr seid nicht aus der Stadt, oder?« sagte der Wirt. »Er ist auch ein Fremder. Ich habe ihn vorher noch nie gesehen, aber ich weiß, was er ist. Ein Fremder, der hierhergezogen ist und sein Glück beim Handel gemacht hat. Ein Kaufmann, der so reich ist, daß er sogar sein Schwert tragen darf. Aber das ist noch kein Grund dafür, daß er uns so behandelt.«

»Wenn Ihr ihn noch niemals gesehen habt«, fragte Mat, »woher wißt Ihr dann, daß er ein Kaufmann ist?«

Der Wirt betrachtete ihn, als sei er ein Dummkopf. »Sein Mantel, Mann, und sein Schwert! Wenn er von draußen kommt, kann er kein Lord oder Soldat sein, also muß er wohl ein reicher Kaufmann sein.« Er schüttelte den Kopf über soviel Dummheit der Ausländer. »Sie kommen in unsere Häuser und schauen uns von oben herab an. Sie befummeln vor unseren Augen die Mädchen, aber sie haben kein Recht dazu. Wenn ich ins Mauleviertel gehe, dann spiele ich nicht mit einem Fischer um dessen magere Kröten. Wenn ich nach Tavar gehe, spiele ich nicht mit den Bauern, die gekommen sind, ihre Ernte zu verkaufen.« Er polierte noch wieder drauflos. »Was für ein Glück der Mann hat. So muß er wahrscheinlich an sein Vermögen gekommen sein.«

»Er gewinnt, nicht wahr?« Gähnend fragte sich Mat, wie er wohl mit einem Mann spielen würde, der auch Glück hatte.

»Manchmal verliert er«, knurrte der Wirt, »wenn der Einsatz nur ein paar Silberpfennige beträgt. Manchmal. Aber wenn es um eine Silbermark geht … Ich habe ihn heute beim Kronenspiel nicht weniger als ein Dutzend Mal mit drei Kronen und zwei Rosen gewinnen sehen. Und beim Gipfelspiel noch um die Hälfte häufiger mit drei Sechsern und zwei Fünfern. Beim Dreierspiel wirft er immer nur Sechser und beim Kompaß mit jedem Wurf drei Sechser und einen Fünfer. Wenn er schon solches Glück hat, dann hat er meinen Segen, aber er soll es gefälligst an anderen Kaufleuten auslassen, wie es sich gehört. Wie kann ein Mann solches Glück haben?«

»Gezinkte Würfel«, sagte Thom und hustete wieder. »Wenn er sichergehen will, daß er gewinnt, benützt er Würfel, die immer auf dieselbe Seite fallen. Er ist schlau genug, nicht gerade die höchsten Würfe zu benützen, denn die Leute werden mißtrauisch, wenn man immerzu einen König würfelt« – dabei zog er eine Augenbraue in Richtung Mat hoch –, »aber halt ein Ergebnis, das kaum zu schlagen ist. Er kann es aber nicht dazwischen abändern, damit sie einmal auf eine andere Seite fallen.«

»Von so was habe ich schon gehört«, sagte der Wirt bedächtig. »Die Illianer sollen das verwenden.« Dann schüttelte er den Kopf. »Aber beide Männer benützen die gleichen Würfel und den gleichen Becher. Es ist unmöglich.«

»Bringt mir zwei Würfelbecher«, sagte Thom, »und zwei Sätze Würfel. Kronen oder Augen, das spielt keine Rolle, solange es die gleichen sind.«

Der Wirt runzelte die Stirn, aber er ging, wobei er vorsichtigerweise den Zinnbecher mitnahm, und kam mit zwei Lederbechern zurück. Thom ließ die aus Knochen gefertigten Würfel vor Mat auf den Tisch rollen. Ob mit Augen oder Symbolen – jeder Satz Würfel, den Mat je gesehen hatte, war entweder aus Knochen oder Holz gefertigt. Diese hatten Augen. Er nahm sie in die Hand und sah Thom finster an. »Sollte ich daran etwas entdecken?«

Thom kippte sich die Würfel aus dem anderen Becher auf die Handfläche, und dann bewegte er sich so schnell, daß das Auge kaum folgen konnte. Er ließ sie wieder hineinfallen und drehte den Becher um, so daß er umgestülpt auf dem Tisch stand, bevor die Würfel herausfallen konnten. Er behielt seine Hand oben auf dem Becher. »Mache ein Zeichen auf jeden, Junge. Etwas Kleines, aber du mußt es als dein Zeichen erkennen.«

Mat tauschte fragende Blicke mit dem Wirt. Dann schauten beide den Becher an, der umgestülpt unter Thoms Hand stand. Er wußte, daß Thom irgendeinen Trick vorhatte. Die Gaukler vollbrachten immer unmögliche Sachen, wie Feuer zu schlucken oder Seidentücher aus der Luft zu pflücken. Aber er wußte nicht, wie Thom etwas anstellen sollte, wenn sie ihn so genau beobachteten. Also nahm er sein Messer aus der Scheide und machte einen kleinen Kratzer auf jeden Würfel, und zwar genau über die sechs Augen.

»In Ordnung«, sagte er und legte sie auf den Tisch zurück. »Zeig mir deinen Trick.«

Thom griff sich die Würfel, und dann legte er sie etwa einen Fuß entfernt wieder hin. »Schau nach deinen Markierungen, Junge.«

Mat runzelte die Stirn. Thoms Hand befand sich noch immer auf dem umgestülpten Lederbecher. Der Gaukler hatte sie nicht bewegt und auch nicht Mats Würfel auch nur in die Nähe gebracht. Er nahm also die Würfel in die Hand … und zwinkerte überrascht. Es war kein Kratzer darauf zu sehen. Der Wirt schnappte nach Luft.

Thom drehte seine freie Hand um und zeigte ihnen, daß er darin fünf Würfel hielt. »Deine Markierungen befinden sich auf diesen hier. Und genau das macht Comar. Es ist kinderleicht, obwohl ich nicht glaube, daß er die nötige Fingerfertigkeit besitzt.«

»Ich glaube nicht, daß ich mich mit dir auf ein Würfelspiel einlasse«, sagte Mat bedächtig. Der Wirt starrte die Würfel an, aber es schien nicht so, als habe er den Trick begriffen. »Ruft die Wache oder wie Ihr das hier nennt«, sagte Mat zu ihm. »Laßt ihn festnehmen.« *In einer Gefängniszelle kann er niemanden umbringen. Aber – wenn sie schon tot sind?* Er versuchte, den Gedanken zu verdrängen, aber er blieb hartnäckig. *Dann sorge ich dafür, daß auch er stirbt und Gaebril, gleich, was ich dazu tun muß. Aber das stimmt doch alles nicht, verflucht! Sie können nicht tot sein!*

Der Wirt schüttelte den Kopf. »Ich? Ich und einen Kaufmann bei den Verteidigern anzeigen? Sie würden seine Würfel noch nicht einmal anschauen. Er würde nur ein Wort sagen, und ich läge in Ketten und würde auf den Kanalbaggern in den Fingern des Drachen arbeiten. Er könnte mich auch unverzüglich mit seinem Schwert niederstrecken, und die Verteidiger würden noch sagen, ich hätte es verdient gehabt. Vielleicht geht er ja bald.«

Mat verzog enttäuscht das Gesicht. »Wenn ich seinen Betrug aufdecke, reicht das dann? Ruft Ihr dann die Wache oder die Verteidiger oder wen auch immer?«

»Ihr versteht das nicht. Ihr seid ein Fremder. Selbst wenn er auch von weit her kommt, ist er doch ein reicher und bedeutender Mann.«

»Warte hier«, sagte Mat zu Thom. »Ich werde ihn nicht an Egwene und die anderen heranlassen, gleich, was ich tun muß.« Er gähnte und schob seinen Stuhl nach hinten.

»Warte, Junge«, rief Thom ihm leise, aber eindringlich nach. Der Gaukler stand ebenfalls auf. »Seng dich, du weißt nicht, worauf du dich da einläßt!«

Mat bedeutete ihm zu bleiben und ging zu Comar hinüber. Niemand anders war inzwischen der Aufforderung des Bärtigen gefolgt, und der musterte nun Mat neugierig, als er seinen Bauernspieß an den Tisch stellte und sich hinsetzte.

Comar betrachtete Mats Mantel und grinste heimtückisch. »Wollt Ihr ein paar Kupfermünzen setzen, Bauer? Ich verschwende meine Zeit nicht mit …« Er unterbrach sich, als Mat eine andoranische Goldkrone auf den Tisch legte und ihn angähnte, ohne sich die Mühe zu machen, eine Hand vor den Mund zu halten. »Ihr seid schweigsam, Bauer. Aber Eure Manieren könntet Ihr verbessern. Nun ja, Gold hat seine eigene Stimme und braucht keine Manieren.« Er schüttelte den Lederbecher in seiner Hand und ließ die Würfel herausrollen. Er schmunzelte schon, bevor sie stillagen und drei Kronen sowie zwei Rosen zeigten. »Das schlagt Ihr nie, Bauer. Vielleicht habt Ihr in den Lumpen, die Ihr tragt, noch mehr Gold verborgen, das Ihr verlieren wollt? Was habt Ihr getan? Euren Herrn beraubt?«

Er faßte nach den Würfeln, doch Mat kam ihm zuvor. Comar schaute wütend drein, doch überließ er Mat den

Becher. Wenn das gleiche Ergebnis herauskam, würden beide weiterwürfeln, bis einer schließlich gewann. Mat lächelte, als er den Becher schüttelte. Er wollte Comar keine Chance geben, sie auszutauschen. Wenn sie drei- oder viermal dasselbe würfelten, genau dasselbe Ergebnis natürlich, würden auch diese Verteidiger herschauen. Der ganze Schankraum würde es sehen und sein Wort bezeugen.

Er ließ die Würfel auf die Tischfläche rollen. Sie sprangen irgendwie eigenartig auf. Er fühlte, wie sich etwas … änderte. Es war, als sei sein Glück verstärkt zurückgekehrt. Der Raum schien sich um ihn herum zu verzerren und wie mit Fäden an den Würfeln zu ziehen. Aus irgendeinem Grund wollte er zur Tür hinsehen, behielt aber die Würfel statt dessen im Blick. Sie lagen still. Fünf Kronen. Comar fielen fast die Augen aus dem Kopf.

»Ihr habt verloren«, sagte Mat leise. Wenn er in diesem Maße Glück hatte, war es vielleicht an der Zeit, es noch etwas zu strapazieren. Eine Stimme in seinem Hinterkopf sagte ihm, er solle gefälligst nachdenken, aber er war zu müde, um darauf zu hören. »Ich denke, Eure Glückssträhne ist vorüber, Comar. Falls Ihr diesen Mädchen etwas zuleide getan habt, ist es endgültig um Euch geschehen.«

»Ich habe sie noch nicht einmal …«, begann Comar, der noch immer die Würfel anstarrte. Dann riß er den Kopf hoch. Sein Gesicht war leichenblaß. »Woher kennt Ihr meinen Namen?«

Er hatte sie noch nicht gefunden. *Glück, süßes Glück, steh mir weiter bei.* »Geht zurück nach Caemlyn, Comar. Sagt Gaebril, daß Ihr sie nicht finden konntet. Sagt ihm, was Ihr wollt, aber verlaßt Tear noch heute nacht. Wenn ich Euch jemals wiedersehe, töte ich Euch.«

»Wer seid Ihr?« fragte der große Mann unsicher. »Wer …?« Im nächsten Moment hielt er sein Schwert in der Hand und sprang auf.

Mat stieß den Tisch gegen ihn. Der Tisch stürzte um, aber er hatte den Bauernspieß in den Händen. Er hatte jedoch vergessen, wie groß Comar war. Der Bärtige stieß den Tisch zurück. Mat stürzte mitsamt seinem Stuhl um, konnte aber gerade noch seinen Stock festhalten. Comar wuchtete den Tisch aus dem Weg und stach zu. Mat trat mit beiden Füßen nach dem Unterleib des Mannes, um dessen Ansturm aufzuhalten, und schwang ungeschickt den Stock. Doch es reichte, um das Schwert abzulenken. Aber dabei wurde ihm der Stock aus den steifen Fingern geschlagen. Statt dessen packte er Comars Handgelenk. Die Klinge des Mannes befand sich nur eine Handbreit vor seinem Gesicht. Ächzend rollte er sich nach hinten ab und stieß mit seinen Beinen so fest zu, wie er nur konnte. Comar riß die Augen auf, als er über Mat hinwegsegelte und mit dem Gesicht auf einen Tisch krachte. Mat faßte schnell nach seinem Stock, aber als er ihn wieder in Händen hatte, rührte sich Comar immer noch nicht.

Der große Mann lag mit gespreizten Beinen auf dem Tisch. Der Rest seines Körpers hing schlaff herunter, und der Kopf lag auf dem Boden. Die Männer, die an diesem Tisch gesessen hatten, standen ein sicheres Stück entfernt, rangen die Hände und warfen sich nervöse Blicke zu. Ein leises, besorgtes Gemurmel hing im Schankraum anstatt des Geschreis, das Mat erwartete.

Comars Schwert lag innerhalb seiner Reichweite. Doch er rührte sich nicht. Er starrte Mat an, als der das Schwert wegtrat und neben ihm auf ein Knie herabsank. *Licht! Ich glaube, sein Rückgrat ist gebrochen!* »Ich sagte Euch doch, Ihr solltet gehen, Comar. Eure Glückssträhne ist vorbei!«

»Narr«, hauchte der große Mann. »Glaubt Ihr … daß ich der einzige bin … der sie jagt? Sie leben … nicht … bis …« Seine Augen blickten Mat glasig an, und er sagte nichts mehr. Er würde auch nie wieder etwas sagen.

Mat erwiderte den Blick, als wolle er weitere Worte aus dem Toten herauszwingen. *Wer noch, seng dich? Wer? Wo sind sie? Mein Glück. Seng mich, was ist mit meinem Glück geschehen?* Ihm wurde bewußt, daß der Wirt ihn verzweifelt am Arm zog.

»Ihr müßt weg. Ihr müßt. Bevor die Verteidiger kommen. Ich werde ihnen die Würfel zeigen. Ich werde ihnen sagen, es sei ein Fremder gewesen, aber ein großer Mann mit rotem Haar und grauen Augen. Keinem wird etwas passieren. Keinem wirklichen Menschen. Nur ein Mann, von dem ich letzte Nacht geträumt habe. Keine echte Person. Niemand wird mir widersprechen. Er hat jeden mit seinen Würfeln ausgenommen. Aber Ihr müßt weg! Schnell!«

Alle anderen im Raum sahen betont weg. Mat ließ sich von dem Toten wegziehen und aus der Schenke schieben. Thom wartete schon draußen im Regen. Er packte Mat am Arm und hinkte mit ihm im Schlepptau hastig die Straße hinunter. Mats Kapuze hing auf seinem Rücken. Der Regen durchnäßte ihm die Haare und ergoß sich über sein Gesicht, rann an seinem Hals hinab, aber er bemerkte es nicht. Der Gaukler blickte sich immer wieder um, ob sie schon verfolgt würden.

»Schläfst du, Junge? Dort hinten hast du nicht so ausgesehen, als ob du schläfst. Komm schon, Junge. Die Verteidiger werden jeden Fremden auf zwei Straßen im Umkreis verhaften, gleich, welche Beschreibung ihnen der Wirt gibt.«

»Es ist das Glück«, murmelte Mat. »Ich habe es herausgefunden. Die Würfel. Mein Glück ist dann am größten, wenn die Dinge … dem Zufall überlassen sind. Wie beim Würfeln. Nicht so gut beim Kartenspiel. Beim Brettspiel wirkt es nicht. Zuviel von einem Muster. Es muß Zufall sein. Selbst, Comar zu finden. Ich habe nicht mehr jedes Gasthaus abgesucht. Ich bin nur zufällig in diese Schenke hineingegangen. Thom, wenn ich Egwene und die anderen rechtzeitig finden will, darf ich nicht mehr systematisch suchen.«

»Wovon sprichst du eigentlich? Der Mann ist tot. Falls er sie bereits getötet hat … Na ja, dann hast du sie gerächt. Wenn nicht, hast du sie gerettet. Wirst du jetzt endlich, verdammt noch mal, schneller laufen? Es wird nicht lange dauern, bis die Verteidiger kommen, und sie sind nicht so rücksichtsvoll wie die Königliche Garde.«

Mat riß sich los und ging, etwas unsicher auf den Beinen, weiter. Den Bauernspieß schleifte er hinter sich her. »Ihm ist entschlüpft, daß er sie noch nicht gefunden hatte. Aber er sagte, er sei nicht der einzige. Thom, ich glaube ihm. Ich habe ihm in die Augen gesehen, und er sagte die Wahrheit. Ich muß sie trotzdem finden, Thom. Und nun weiß ich nicht einmal, wer hinter ihnen her ist. Ich muß sie finden.«

Thom verbarg mit der Hand ein eindrucksvolles Gähnen und zog Mat die Kapuze zum Schutz vor dem Regen über den Kopf. »Nicht mehr heute nacht, Junge. Ich brauche Schlaf und du auch.«

Naß. Mein Haar trieft. Mein Gesicht auch. Sein Kopf schien zu schwimmen. Ihm wurde langsam klar, daß es der Mangel an Schlaf war. Und daran, daß er darüber nachdenken mußte, um es überhaupt zu bemerken, erkannte er, wie müde er tatsächlich war. »In Ordnung, Thom. Aber bei Tagesanbruch suche ich sofort weiter.« Thom nickte und hustete, und sie gingen durch den Regen zum *Weißen Halbmond* zurück.

Es war nicht lang bis zur Morgendämmerung, aber Mat hievte sich mühsam aus dem Bett und machte sich mit Thom daran, jedes Gasthaus innerhalb der Mauern Tears abzusuchen. Er ging dorthin, wo es ihm gerade in den Sinn kam, und warf eine Münze hoch, um zu entscheiden, ob er eine Schenke betreten solle oder nicht. Drei Tage und Nächte lang hielt er durch, und es regnete drei Tage und Nächte lang ohne Unterlaß. Manchmal donnerte es auch, manchmal blieb es ruhig, aber es goß immerzu in Strömen.

Thoms Husten wurde schlimmer. Er mußte mit dem Flötespielen und Geschichtenerzählen aufhören, und die Laute schleppte er bei solchem Wetter gar nicht erst ins Freie. Aber er bestand darauf mitzukommen, und die Menschen unterhielten sich immer noch gern mit einem Gaukler. Mats Glück beim Würfeln schien sich noch verstärkt zu haben, seit er ziellos herumzulaufen begonnen hatte, aber er hielt sich nicht lange genug in irgendeiner Schenke oder Taverne auf, um mehr als ein paar Münzen zu gewinnen. Keiner von beiden erfuhr etwas Brauchbares. Gerüchte über einen Krieg mit Illian. Gerüchte über eine Invasion in Mayene. Gerüchte über einen Angriff aus Andor, über eine Handelsblockade des Meervolks, über das Heer Artur Falkenflügels und seine Rückkehr aus dem Reich der Toten. Gerüchte über die bevorstehende Ankunft des Drachen. Die Männer, mit denen Mat spielte, reagierten auf ein Gerücht genauso bedrückt wie auf das andere. Sie schienen ihm immer nach dem schlimmsten dieser Gerüchte zu suchen, aber allen halbwegs Glauben zu schenken. Doch er fand keine noch so unbedeutende Spur von Egwene und den anderen. Kein einziger Wirt hatte Frauen gesehen, die seiner Beschreibung entsprachen.

Alpträume schlichen sich in seinen Schlaf ein. Zweifellos rührte das von seinen bedrückenden Sorgen her. Egwene und Nynaeve und Elayne, dazu ein Bursche mit kurzgeschnittenem weißen Haar, der einen Mantel mit gestreiften Puffärmeln wie Comar trug, der lachte und ein Netz um sie herum webte. Nur, manchmal webte er dieses Netz um Moiraine und manchmal hielt er statt dessen ein Kristallschwert in der Hand, ein Schwert, das wie die Sonne strahlte, sobald er es berührte. Manchmal war es auch Rand, der dieses Schwert hielt. Aus irgendeinem Grund träumte er häufig von Rand.

Mat war sicher, es rühre alles davon her, daß er nicht genug Schlaf bekam und nicht genug zu essen, außer, er dachte gerade einmal daran. Doch er gab nicht auf. Er habe einen hohen Einsatz zu gewinnen, sagte er sich, und er hatte die Absicht zu gewinnen, und wenn er sich dabei umbringen mußte.

Der Hammer

Die Nachmittagssonne brannte heiß auf die Fähre, als sie in Tear anlegte. Auf den dampfenden Pflastersteinen des Kais standen die Pfützen, und die Luft schien Perrin genauso feucht wie in Illian. Die Luft roch nach Pech und Holz und Hanf – er konnte weiter südlich am Fluß Werften erkennen –, nach Gewürzen und Eisen und Hafer, nach Parfüm und Wein und hundert verschiedenen Düften, die er aus dem Gemisch nicht deuten konnte. Das meiste drang aus den Lagerhäusern hinter den Hafenanlagen. Als der Wind einen Augenblick lang auf Nord drehte, fing seine Nase auch den Gestank von Fisch auf, aber der verflog wieder, als sich der Wind erneut drehte. Kein Geruch nach irgend etwas, das man jagen konnte. Sein Geist suchte nach den Wölfen, bevor ihm klar wurde, was er da tat, und er sich dagegen abschloß. Das hatte er in letzter Zeit zu oft getan. Natürlich waren keine Wölfe da gewesen. Nicht in einer Stadt wie dieser. Er wünschte, er fühlte sich nicht so … einsam.

Sobald die Rampe am Ende der Fähre heruntergeklappt war, führte er Traber hinter Moiraine und Lan zum Kai hinüber. Die riesige Festung des Steins von Tear lag zu ihrer Linken so im Schatten, daß er wie ein Berg wirkte, trotz der mächtigen Flagge am höchsten Punkt. Er wollte den Stein nicht ansehen, aber es schien unmöglich, die Stadt zu betrachten, ohne hinzuschauen. *Ist er schon hier? Licht, wenn er schon versucht haben sollte, da hineinzugelangen, ist er möglicherweise tot.* Und dann wäre alles umsonst gewesen.

»Was wollen wir hier eigentlich finden?« fragte Zarine hinter ihm. Sie hatte nicht aufgehört, Fragen zu stellen. Nur fragte sie eben nicht den Behüter oder die Aes Sedai. »In Illian sahen wir Graue Männer und die Wilde Jagd. Was erwartet uns in Tear … von dem irgend jemand verhindern will, daß Ihr es findet?«

Perrin sah sich um. Keiner der Schauerleute, die mit Gütern beladen umherliefen, schien es gehört zu haben. Er war sicher, bei ihnen Angst gewittert zu haben, falls sie gelauscht hätten. Er schluckte die scharfe Erwiderung herunter, die er auf der Zunge gehabt hatte. Sie hatte ohnehin die schnellere und schärfere Zunge.

»Ich wünschte, Ihr wärt nicht so eifrig und unbeschwert«, grollte Loial. »Ihr scheint zu glauben, daß es genauso leicht wird wie in Illian, Faile.«

»Leicht?« murmelte Zarine. »Leicht! Loial, man hätte uns beinahe zweimal in einer Nacht umgebracht. Illian allein hätte schon für ein Jägerlied ausgereicht. Wieso nennt Ihr das leicht?«

Perrin verzog das Gesicht. Ihm wäre es lieber gewesen, Loial hätte Zarine nicht bei dem Namen genannt, den sie selbst erwählt hatte. Das erinnerte ihn ständig daran, daß Moiraine glaubte, sie sei Mins Falke. Und es löste auch nicht sein Problem zu entscheiden, ob sie die schöne Frau sei, vor der ihn Min gewarnt hatte. *Zumindest bin ich noch nicht auf den Habicht gestoßen. Oder auf einen Tuatha'an mit einem Schwert! Das wäre ja wohl das mit Abstand Eigenartigste, oder ich will ein Wollhändler sein!*

»Hör auf, Fragen zu stellen, Zarine«, sagte er beim Aufsteigen auf Traber. »Du wirst herausbekommen, warum wir hier sind, wenn sich Moiraine entschließt, es dir zu sagen.« Er bemühte sich, den Stein nicht anzusehen.

Sie wandte ihm den Blick aus diesen dunklen, schrägstehenden Augen zu. »Ich glaube, du weißt auch nicht, warum, Schmied. Ich glaube, deshalb sagst du mir nichts, weil du gar nichts weißt. Gib es nur zu, Bauernjunge.«

Er seufzte leicht und ritt hinter Moiraine und Lan her. Zarine bohrte bei Loial keineswegs nach, wenn sich der Ogier weigerte, ihre Fragen zu beantworten. Er glaubte, sie wolle ihn damit so bearbeiten, daß er schließlich doch diesen Namen benützte. Aber das würde er nicht tun.

Moiraine hatte den Umhang aus Ölzeug hinter ihren Sattel geschnallt, obenauf das unauffällige Bündel mit dem Drachenbanner, und trotz der Hitze hatte sie den blauen Leinenumhang aus Illian angelegt. Die breite Kapuze verbarg ihr Gesicht. Ihr Ring mit der Großen Schlange hing an einer Schnur um ihren Hals. In Tear, hatte sie gesagt, waren Aes Sedai nicht gerade geächtet, aber es war verboten, die Macht zu benützen. Die Verteidiger des Steins beobachteten jede Frau ganz genau, die den Ring trug. Bei diesem Besuch in Tear wollte sie aber nicht beobachtet werden.

Lan hatte schon vor zwei Tagen seinen farbverändernden Umhang in die Satteltasche gesteckt, als klar war, daß derjenige, der die Schattenhunde ausgesandt hatte – Sammael, dachte Perrin schaudernd, und dann bemühte er sich, nicht mehr an diesen Namen zu denken –, daß derjenige keine weiteren Verfolger mehr geschickt hatte. Der Behüter hatte der Hitze Illians getrotzt, und der etwas geringeren in Tear machte er nun ebenfalls keine Zugeständnisse. Sein graugrüner Mantel war bis zum Kragen zugeknöpft.

Perrin hatte seinen Mantel bis zur Mitte aufgeknöpft und das Hemd am Hals aufgebunden. In Tear war es vielleicht ein wenig kühler als in Illian, aber es war immer noch so heiß wie im Sommer in den Zwei Flüssen. Und

immer nach dem Regen wurde die Hitze durch die hohe Luftfeuchtigkeit unerträglich. Sein Gürtel mit der Axt daran hing am Sattelhorn. Dort war sie zur Hand, falls er sie brauchte, und er fühlte sich wohler, wenn er sie nicht trug.

Er war überrascht über den Morast auf den ersten Straßen, über die sie ritten. Nur Dörfer und Kleinstädte hatten ungepflasterte Straßen, jedenfalls seiner bisherigen Erfahrung nach, und Tear war schließlich eine der großen Städte. Aber es schien den Leuten hier nichts auszumachen. Viele liefen barfuß herum. Eine Frau, die auf kleinen Holzklötzen lief, erregte kurz seine Aufmerksamkeit, und er fragte sich, warum nicht alle so etwas trugen. Diese Pumphosen, die von den Männern getragen wurden, schienen kühler als die enganliegenden, wie er sie trug, aber er hätte sich wohl wie ein Narr gefühlt, wenn er solche Hosen hätte tragen müssen. Er stellte sich vor, wie das bei ihm aussehen mochte, dann auch noch einen dieser runden Strohhüte auf dem Kopf, und dabei mußte er denn doch schmunzeln.

»Was findest du so lustig, Perrin?« fragte Loial. Seine Ohren hingen herab, so daß die Haarbüschel daran in seinen Haaren verborgen waren, und er musterte die Menschen auf den Straßen besorgt. »Diese Leute sehen … niedergeschlagen aus, Perrin. So haben sie nicht auf mich gewirkt, als ich das letzte Mal hier war. Selbst Menschen, die zuließen, daß ihr Hain gefällt wurde, sollten nicht so dreinblicken.«

Als Perrin begann, die Gesichter zu betrachten, anstatt alles auf einmal sehen zu wollen, sah er, daß Loial recht hatte. Etwas fehlte an zu vielen dieser Gesichter. Vielleicht Hoffnung. Neugier. Sie sahen kaum zu den Vorbeireitenden hoch, außer, um den Pferden auszuweichen. Statt um den Ogier auf seinem mächtigen Reittier hätte es sich genausogut um Lan oder Perrin handeln können.

Die Straßen veränderten sich und waren gepflastert, als sie durch das Tor in der hohen, grauen Stadtmauer geritten waren, vorbei an den Soldaten mit ihren harten Blicken aus dunklen Augen. Sie hatten sich die Brustpanzer über rote Mäntel mit weiten Ärmeln und engen, weißen Manschetten geschnallt, und auf dem Kopf trugen sie runde Helme mit einer Mittelrippe. Statt der Pumphosen der anderen Männer trugen sie enge Hosen, die sie in die kniehohen Stiefel gesteckt hatten. Die Soldaten runzelten die Stirn und hatten die Hände am Schwertgriff, als sie Lans Schwert sahen, und sie warfen auch kritische Blicke auf Perrins Bogen und Axt, doch auf gewisse Weise lag auch in ihren Gesichtern Niedergeschlagenheit, obwohl sie die Ankömmlinge ja so scharf gemustert hatten. Es schien, als sei ihnen im Grunde alles egal.

Innerhalb der Mauer waren die Gebäude größer und höher, wenn sie auch genauso gebaut waren wie die außerhalb. Die Dächer erschienen Perrin etwas eigenartig, besonders die nach oben spitz zulaufenden, aber seit er die Heimat verlassen hatte, hatte er so viele Arten von Dächern gesehen, daß er sich höchstens noch fragte, welche Art von Nägeln sie für ihre Dachplatten wohl benutzten. An manchen Orten allerdings gebrauchten die Leute überhaupt keine Nägel auf dem Dach.

Paläste und andere große Gebäude standen anscheinend planlos neben kleineren und gewöhnlicheren Häusern. Wenn sich auf der einen Straßenseite ein Block mit Türmen und eckigen, weißen Kuppeln befand, konnte es durchaus sein, daß gegenüber Läden und Schenken und Wohnhäuser standen. Da war zum Beispiel eine riesige Halle mit Marmorpfeilern davor, die allein schon an jeder Seite vier Schritt maßen. Man mußte fünfzig Stufen erklimmen, um zu dem fünf Spannen hohen Bronzetor zu gelangen. Doch auf der einen Seite stand eine Bäckerei, und auf der anderen hatte ein Schneider seine Werkstatt.

Hier trugen auch mehr Männer Mäntel und enge Hosen wie die Soldaten, wenn auch in leuchtenderen Farben und ohne Rüstung. Ein paar hatten sogar Schwerter an der Seite. Keiner von ihnen lief barfuß, nicht einmal die in Pumphosen. Die Kleider der Frauen waren länger und tief ausgeschnitten und zeigten bloße Schultern und einiges vom Busen. Man sah nicht nur Wollstoffe, sondern auch häufig Seide. Das Meervolk handelte sehr viel mit Seide, und dieser Handel lief eben über Tear. Man sah nun auch genauso viele Sänften und Pferdekutschen wie Ochsengespanne und Planwagen. Und doch sah man auch hier auf zu vielen Gesichtern die gleiche Resignation.

Neben dem Gasthof, den Lan auswählte, dem *Stern*, stand auf der einen Seite eine Weberwerkstatt und auf der anderen eine Schmiede. Beide waren durch enge Gassen von dem Gasthof getrennt. Die Schmiede war aus unverputztem, grauen Stein erbaut, das Haus des Webers und die Herberge dagegen aus Holz, obwohl der *Stern* vier Stockwerke hoch war und auch noch kleine Fenster im Dach hatte. Das Rasseln der Webstühle wetteiferte mit dem Klingen des Schmiedehammers nebenan. Sie übergaben ihre Pferde Stallburschen, die ihre Tiere nach hinten brachten, und traten in die Schenke ein. Aus der Küche kam der Geruch nach Fisch, der dort gebacken und vielleicht auch gekocht wurde, und der Duft von Hammelbraten. Die Männer im Schankraum trugen sämtlich die engen Mäntel und weiten Hosen. Perrin glaubte auch nicht, daß reichere Männer, wie die in den bunten Mänteln mit Puffärmeln, und Frauen wie die mit den bloßen Schultern und den Seidengewändern, diesen Lärm hier in Kauf nehmen würden. Vielleicht hatte Lan deshalb diesen Gasthof ausgewählt.

»Wie sollen wir denn bei diesem Lärm schlafen?« knurrte Zarine.

»Keine Fragen!« sagte er lächelnd. Einen Augenblick lang glaubte er, sie würde ihm die Zunge herausstrecken. Der Wirt war ein rundlicher Mann mit Halbglatze. Er trug eine lange, dunkelblaue Jacke und diese weiten Pumphosen. Beim Verbeugen faltete er die Hände über seinem vorstehenden Bauch. Sein Gesicht wirkte erschöpft. »Das Licht leuchte Euch, gute Frauen. Willkommen«, seufzte er. »Das Licht leuchte Euch, werte Herren, und willkommen auch Euch.« Er fuhr beim Anblick von Perrins gelben Augen leicht zusammen und wandte sich dann mit müdem Blick Loial zu. »Das Licht leuchte Euch, Freund Ogier, und willkommen. Es ist ein Jahr oder länger her, daß ich einen von Euch in Tear gesehen habe. Irgendeine Arbeit am Stein. Sie wohnten natürlich im Stein, aber ich traf sie eines Tages auf der Straße.« Er schloß mit einem weiteren Seufzer. Offensichtlich brachte er nicht einmal die Neugier auf, Loial zu fragen, warum ein anderer Ogier nach Tear gekommen sei, oder überhaupt, warum sie alle sich hier aufhielten.

Der Mann mit der Halbglatze, der Jurah Haret hieß, führte sie in ihre Zimmer. Offenbar waren Moiraine mit ihrem Seidenkleid und dem verborgenen Gesicht und Lan mit seinen harten Gesichtszügen und dem Schwert für ihn eine Lady mit ihrem Leibwächter und somit seiner persönlichen Aufmerksamkeit wert. Er hielt Perrin ganz eindeutig für einen Diener, und bei Zarine war er sich ebenso eindeutig unsicher. Das paßte ihr wiederum gar nicht. Loial schließlich war einfach ein Ogier. Er rief Männer herbei, die für Loial zwei Betten zusammenschoben, und er bot Moiraine ein eigenes Speisezimmer an, falls sie das wünsche. Sie nahm sein Angebot dankend an.

Sie hielten sich zusammen, so daß sie eine kleine Prozession durch die oberen Räume bildeten, bis Haret sich verbeugte und seufzend ging. Er verließ sie dort, wo er begonnen hatte, nämlich vor der Tür zu Moiraines Zimmer. Die Wände waren weiß getüncht, und Loials Kopf streifte die Decke des Flurs.

»Was für ein anrüchiger Geselle«, knurrte Zarine und wischte sich zornig mit beiden Händen den Staub von ihrem Hosenrock. »Ich glaube fast, er hat mich für Eure Zofe gehalten, Aes Sedai. Das lasse ich mir nicht gefallen!«

»Hütet Eure Zunge«, sagte Lan leise. »Wenn Ihr diesen Namen in Hörweite anderer gebraucht, werdet Ihr es bereuen, Mädchen.« Sie schien etwas entgegnen zu wollen, aber sein eisig-blauer Blick brachte ihre Zunge diesmal zum Schweigen und kühlte wohl sogar ihren Zorn ab.

Moiraine beachtete die beiden nicht. Sie blickte ins Nichts und verkrampfte ihre Hände dabei in ihren Umhang, als wolle sie sich die Hände daran abwischen. Perrins Meinung nach war sie sich dessen gar nicht bewußt.

»Wie wollen wir vorgehen, wenn wir Rand suchen?« fragte er, doch sie schien ihn nicht zu hören. »Moiraine?«

»Bleibt immer in der Nähe des Gasthofs«, sagte sie einen Augenblick später. »Tear kann eine gefährliche Stadt sein, wenn man sich darin nicht auskennt. Hier kann das Muster zerrissen werden.« Das letzte hatte sie leise gesagt, als sei es nur für sie selbst bestimmt. Mit kräftigerer Stimme fuhr sie dann fort: »Lan, wir wollen sehen, was wir herausfinden können, ohne Aufsehen zu erregen. Ihr anderen bleibt in der Nähe des *Sterns*!«

»Bleibt in der Nähe«, äffte Zarine sie nach, als die Aes Sedai und der Behüter die Treppe hinunter verschwanden. Aber sie sagte es wenigstens so leise, daß sie es nicht hören konnten. »Dieser Rand. Ist das derjenige, den Ihr …« Wenn sie in diesem Moment wie ein Falke wirkte, dann allerdings wie ein äußerst nervöser. »Und wir befinden uns in Tear, und im Herzen des Steins ist … Und die Prophezeiungen behaupten … Licht seng mich, *Ta'veren,* ist das eine Geschichte, an der ich beteiligt sein möchte?«

»Das ist keine Geschichte, Zarine.« Einen Augenblick lang fühlte Perrin die gleiche Hoffnungslosigkeit, wie sie im Tonfall des Wirts gelegen hatte. »Das Rad webt uns in ein Muster. Du hast dich entschieden, deinen Faden mit den unseren zu verknüpfen, und nun ist es zu spät, das wieder zu entwirren.«

»Licht!« grollte sie. »Jetzt klingst du schon genau wie *sie*.«

Er ließ sie bei Loial und ging in sein Zimmer, um seine Sachen zu verstauen. Im Zimmer stand ein niedriges Bett, bequem, aber klein, so wie es die Stadtbewohner für einen Diener für angemessen hielten, dazu ein Waschtisch, ein Hocker und ein paar Haken an der rissigen, getünchten Wand. Als er wieder herauskam, waren beide weg. Das Klingen des Hammers auf dem Amboß lockte ihn.

In Tear sah so vieles eigenartig aus, daß er es als Erleichterung empfand, die Schmiede zu betreten. Das Erdgeschoß bestand lediglich aus einem großen Raum und hatte an der Rückwand zwei lange Schiebetüren, die gerade offenstanden. Dahinter befand sich ein Hof, in dem Pferde und Ochsen beschlagen wurden. Selbst die Ochsenschlinge fehlte nicht. Hämmer standen in Ständern, und an den Wänden hingen Zangen aller Arten und Größen. Stützklemmen und Hufmesser und andere Werkzeuge eines Hufschmieds lagen sauber geordnet auf Holzbänken neben Meißeln und Zinken und Stanzen und allem Zubehör, das ein Grobschmied benötigte. In Behältern lagen Eisen- und Stahlstangen verschiedener Durchmesser. Fünf Schleifscheiben mit unterschiedlichen Schleifflächen standen auf dem festgetretenen Erdboden, dazu sechs Ambosse und drei ummauerte Essen mit ihren

Blasebälgen. Nur in einer davon glühte gerade die Kohle. Ablöschfässer standen gleich daneben.

Der Schmied hämmerte gerade ein gelbglühendes Eisen zurecht, das er mit einer schweren Zange festhielt. Er trug Pumphosen und hatte blaßblaue Augen, aber die lange Lederweste an seinem nackten Oberkörper und die Schürze unterschieden sich kaum von denen, die Perrin und Meister Luhhan zu Hause in Emondsfelde getragen hatten. Seine kräftigen Arme und Schultern erzählten von langen Jahren der Metallbearbeitung. In seinem dunklen Haar bemerkte er beinahe dieselbe Zahl grauer Haare, an die sich Perrin bei Meister Luhhan erinnerte. Weitere Westen und Schürzen hingen an der Wand, als habe der Mann noch Gehilfen, die jetzt aber nicht sichtbar waren. Das Feuer in der Esse roch wie zu Hause. Das heiße Eisen roch nach der Heimat.

Der Schmied drehte sich um und steckte das Stück, an dem er gearbeitet hatte, in die Kohlen zurück. Perrin trat zu ihm hin, um den Blasebalg zu bedienen. Der Mann blickte ihn an, sagte aber nichts. Perrin zog die Griffe des Blasebalgs mit langsamen, stetigen, gleichmäßigen Bewegungen hoch und runter, damit die Kohle immer genau die richtige Hitze entwickelte. Der Schmied bearbeitet das Eisen aufs neue, diesmal auf dem gerundeten Horn des Ambosses. Perrin meinte, er müsse wohl ein Faßschaber sein, den er da anfertigte. Scharfe, schnelle Hammerschläge erklangen.

Der Mann sprach ihn an, ohne von der Arbeit aufzublicken. »Gehilfe?« war alles, was er sagte.

»Ja«, sagte Perrin genauso knapp.

Der Schmied arbeitete eine Weile weiter. Es war tatsächlich ein Faßschaber, mit dem man Holzfässer auskratzte und säuberte. Von Zeit zu Zeit sah er Perrin nachdenklich an. Er legte den Hammer einen Augenblick lang weg, nahm ein kurzes, dickes, quadratisches Metallstück aus einem Behälter und drückte es Perrin in die Hand. Dann kehrte er zu seiner Arbeit zurück. »Seht zu, was Ihr damit anfangen könnt«, sagte er.

Ohne nachdenken zu müssen, schritt Perrin zu einem Amboß auf der anderen Seite der Schmiede hinüber und klopfte mit dem Rohling dagegen. Er ergab einen schönen Klang. Der Stahl war nicht lange genug im Feuer geblieben, um viel Kohlenstoff aufzunehmen. Er schob die gesamte Länge in die glühenden Kohlen, probierte von den beiden Wasserfässern, um festzustellen, welches gesalzen worden war – das dritte Faß enthielt Olivenöl –, legte Mantel und Hemd ab und suchte sich eine Lederweste heraus, die ungefähr auf seinen Oberkörper paßte. Die meisten dieser Burschen aus Tear waren nicht so groß wie er, doch er fand eine passende. Eine entsprechende Schürze zu finden war leichter.

Als er sich umdrehte, sah er, wie der Schmied, der immer noch den Kopf über seine Arbeit gebeugt hatte, nickte und in sich hineinlächelte. Aber nur, weil er sich in einer Schmiede auskannte, mußte er noch kein guter Schmied sein. Das war noch zu beweisen.

Als er mit zwei Hämmern, einer Flachzange mit langen Griffen und einer Meißelklemme zum Amboß zurückkehrte, hatte sich der Stahlrohling zur dunklen Rotglut erhitzt, bis auf ein kleines Stück, das er aus den Kohlen hatte herausragen lassen. Er bediente den Blasebalg und beobachtete, wie die Farbe des Metalls heller wurde, bis sie ein helles Gelb erreichte, beinahe schon weiß. Dann zog er den Rohling mit der Zange heraus, legte ihn auf den Amboß und packte den schwereren der beiden Hämmer. Ungefähr zehn Pfund, schätzte er, und der Schaft war länger, als es die meisten Leute, die nichts vom Schmiedehandwerk verstanden, für nötig hielten. Er hielt ihn nahe beim Ende des Schafts. Aus dem glühenden Metall sprühten gelegentlich Funken, und er hatte die Hände eines Schmieds aus der Nähe von Rundhügel mit ihren vielen Narben deutlich in Erinnerung. Der Bursche war leichtsinnig gewesen.

Er wollte nichts besonders Kunstvolles oder Ausgefallenes machen. Im Moment erschien ihm etwas Einfaches am besten. Er begann damit, die Kanten des Rohlings rund zu klopfen, hämmerte dann die Mitte zu einer breiten Klinge zurecht, fast so dick wie der Rohling selbst, aber gut eineinhalb Handspannen lang. Von Zeit zu Zeit legte er den Metallblock ins Feuer zurück, um ihn blaßgelb zu halten, und nach einer Weile wechselte er zu dem leichteren Hammer über, der nur etwa die Hälfte des ersten wog. Das Stück hinter der Klinge hämmerte er dünn, und dann bog er es neben der Klinge um das Amboßhorn herum. Man konnte später einen Holzgriff daran anbringen. Nun steckte er die scharfe Meißelklemme in den Meißelspalt des Ambosses und legte das glühende Metallstück darauf. Ein scharfer Hammerschlag trennte das Werkstück ab, das er geformt hatte. Es war beinahe fertig. Es würde ein Fasenmesser, mit dem man die Oberseiten von Faßdauben glättete und schräg abschnitt, wenn sie zusammengebunden wurden. Es konnte auch zu anderen Arbeiten dienen. Wenn es fertig war. Der Faßschaber des Schmiedes hatte ihn auf die Idee gebracht.

Sobald er es abgetrennt hatte, warf er das glühende Metallwerkzeug in das Faß mit dem gesalzenen Wasser. Ungesalzenes Wasser verwendete man zur Veredelung für besonders hartes Metall, während Öl es elastisch machte, wie es bei guten Messern nötig war. Und bei Schwertern, wie er gehört hatte, aber er hatte noch nie so etwas

geschmiedet.

Als sich das Metall zu einem stumpfen Grau abgekühlt hatte, holte er es aus dem Wasser und brachte es zu den Schleifscheiben. Ein wenig bedächtige Arbeit mit dem Pedal brachte das Metall zum Glänzen. Vorsichtig erhitzte er die Klinge nun wieder. Diesmal färbte sie sich dunkler – wie Stroh und schließlich wie Bronze. Als der bronzene Farbton wellenförmig die Klinge zu überziehen begann, legte er sie zum Abkühlen zur Seite. Danach konnte man die endgültige Schneide schleifen. Ein weiteres Tauchbad würde die Härtung zunichte machen, der er das Ganze gerade unterzogen hatte.

»Eine sehr saubere Arbeit«, sagte der Schmied. »Keine überflüssige Bewegung. Sucht Ihr Arbeit? Meine Gehilfen sind mir gerade davongelaufen, alle drei, diese wertlosen Narren, und ich hätte viel Arbeit für Euch.«

Perrin schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, wie lange ich in Tear bleibe. Ich würde aber gern noch ein bißchen länger arbeiten, wenn es Euch nichts ausmacht. Es ist schon so lange her, und ich vermisse diese Arbeit. Vielleicht könnte ich ein paar von den Sachen erledigen, die Eure Gehilfen hätten tun sollen.«

Der Schmied schnaubte laut. »Ihr seid ein ganzes Stück besser als jeder dieser Halunken, die nur herumhängen und in die Luft starren und etwas von ihren Alpträumen murmeln. Als hätte nicht jeder manchmal Alpträume. Ja, Ihr könnt hier arbeiten, solange Ihr wollt. Licht, ich habe Bestellungen über ein Dutzend Abziehmesser, drei Breitbeile für Küfer, und ein Zimmermann, dort, die Straße hinunter, braucht einen Fugenhammer, und … Zuviel, um alles aufzuzählen. Beginnt mit den Abziehmessern, und dann werden wir sehen, wieviel wir bis zum Abend schaffen.«

Perrin ging in seiner Arbeit auf. Eine Weile lang vergaß er alles, bis auf die Hitze des Metalls, das Klingen seines Hammers und den Geruch der Esse, doch dann kam ein Augenblick, als er aufblickte und feststellte, daß der Schmied – er hatte sich als Dermid Ajala vorgestellt – die Lederweste auszog. Der Beschlaghof war bereits dunkel. Alles Licht rührte von der Esse und einem Paar Lampen her. Und Zarine saß auf einem Amboß neben einer der kalten Essen und beobachtete ihn.

»Also bist du wirklich ein Schmied«, sagte sie.

»Das ist er, gute Frau«, sagte Ajala. »Er sagt, er sei nur Gehilfe, aber soweit es mich betrifft, könnte die Arbeit, die er heute geleistet hat, zu seinem Meisterstück erklärt werden. Er arbeitet außerordentlich fein mit dem Hammer, und seine Hand ist mehr als ruhig.« Perrin trat bei diesen Komplimenten verlegen von einem Fuß auf den anderen, und der Schmied grinste ihn an. Zarine sah verständnislos von einem zum anderen.

Perrin ging hinüber und hängte Weste und Schürze auf ihre Haken zurück. Sobald er sie ausgezogen hatte, war er sich Zarines Blicke nur zu bewußt. Es war wie eine Berührung. Einen Augenblick lang schien ihm der von ihr ausgehende Kräuterduft überwältigend. Er zog sich schnell das Hemd über den Kopf, stopfte es hastig in die Hose und schlüpfte in seinen Mantel. Als er sich umdrehte, lächelte Zarine ein wenig und auf eine Art, die ihn schon immer nervös gemacht hatte.

»War es das, was du hier tun wolltest?« fragte sie. »Bist du den weiten Weg hierhergekommen, um wieder als Schmied zu arbeiten?« Ajala hielt mit dem Schließen des Hoftors inne und lauschte.

Perrin nahm den schweren Hammer, den er benützt hatte, noch einmal in die Hand. Zehn Pfund schwer, und der Schaft war so lang wie sein Unterarm. Er fühlte sich gut an. Er fühlte sich in der Tat richtig an. Der Schmied hatte einmal kurz seine Augen betrachtet und noch nicht einmal gezwinkert. Die Arbeit war das eigentlich Wichtige, das Geschick in der Bearbeitung des Metalls, und nicht die Augenfarbe eines Mannes. »Nein«, sagte er traurig. »Eines Tages, hoffe ich. Aber noch nicht.« Er wollte den Hammer wieder an die Wand hängen.

»Behaltet ihn.« Ajala räusperte sich. »Ich schenke sonst keine guten Hämmer her, aber … Die Arbeit, die Ihr heute geleistet habt, ist viel mehr wert als dieser Hammer, und vielleicht verhilft er Euch ja zu diesem ›eines Tages‹. Wenn ich jemals einen Mann gesehen habe, der für einen Schmiedehammer geschaffen war, dann Euch. Also nehmt ihn mit und behaltet ihn.«

Perrin schloß die Hand um den Schaft. Er fühlte sich absolut richtig an. »Ich danke Euch«, sagte er. »Ich kann gar nicht sagen, was das für mich bedeutet.«

»Vergeßt nur dieses ›eines Tages‹ nicht, Mann. Denkt immer daran.«

Als sie gingen, blickte Zarine zu ihm auf. »Hast du eine Ahnung davon, wie seltsam Männer sind, Schmied? Nein. Ich habe es auch nicht angenommen.« Sie lief voraus und ließ ihn mit dem Hammer in der Hand stehen. Mit der anderen Hand kratzte er sich am Kopf.

Niemand im Schankraum beachtete ihn, einen Mann mit goldenen Augen, der einen Schmiedehammer trug. Er ging hinauf in sein Zimmer und dachte ausnahmsweise einmal daran, eine Talgkerze anzuzünden. Sein Köcher und die Axt hingen am gleichen Haken. Er wog die Axt in einer Hand und den Hammer in der anderen. Vom reinen Metallgewicht her war die Axt mit ihrer halbmondförmigen Schneide und dem dicken Dorn gute fünf oder sechs

Pfund leichter als der Hammer, aber sie fühlte sich zehnmal so schwer an. Er steckte die Axt in ihre Gürtelschlinge zurück und stellte den Hammer mit dem Schaft an die Wand gelehnt daneben auf den Fußboden. Die Schäfte von Axt und Hammer berührten sich fast. Beide Holzstücke waren gleich dick. Zwei Metallstücke, die ebenfalls beinahe das gleiche Gewicht hatten. Lange Zeit saß er auf dem Hocker und betrachtete sie. Er war immer noch damit beschäftigt, als Lan den Kopf ins Zimmer steckte.

»Komm, Schmied. Wir haben etwas zu besprechen.«

»Ich bin wirklich ein Schmied«, sagte Perrin, und der Behüter runzelte die Stirn.

»Mach mir jetzt nur nicht schlapp, Schmied. Wenn dich deine Füße nicht mehr tragen, reißt du uns vielleicht alle mit ins Verderben.«

»Meine Füße werden mich tragen«, grollte Perrin. »Ich werde tun, was notwendig ist. Was wollt Ihr?«

»Dich, Schmied. Hast du nicht zugehört? Komm mit, Bauernjunge.«

Diese Bezeichnung, bei der ihn Zarine so oft nannte, ließ ihn nun ärgerlich auf die Füße springen, aber Lan drehte sich bereits wieder um. Perrin eilte in den Flur und folgte ihm zum vorderen Teil des Gasthofs. Er wollte dem Behüter sagen, daß er von Bezeichnungen wie ›Schmied‹ und ›Bauernjunge‹ genug habe und daß sein Name Perrin Aybara laute. Der Behüter zog den Kopf ein und trat in den einzigen privaten Speisesaal der Schenke, dessen Fenster zur Straße hinaus zeigten.

Perrin ging ihm nach. »Jetzt hör mal zu, *Behüter,* ich …«

»Ihr werdet zuhören, Perrin«, sagte Moiraine. »Seid ruhig und lauscht.« Ihr Gesicht war ausdruckslos, doch ihre Augen blickten genauso grimmig drein, wie ihre Stimme klang.

Perrin hatte nicht bemerkt, daß sich außer dem Behüter und ihm noch jemand im Raum befand. Lan hatte seinen Arm auf den Sims des unbefeuerten Kamins gestützt. Moiraine saß am Tisch in der Mitte des Raums. Er war einfach gearbeitet und bestand aus schwarzem Eichenholz. Keiner der anderen Stühle mit ihren hohen, geschnitzten Lehnen war besetzt. Zarine lehnte an der Wand auf der Lan gegenüberliegenden Seite des Raums und machte eine finstere Miene. Loial hatte sich entschlossen, lieber auf dem Fußboden zu sitzen als auf Stühlen, die viel zu klein für ihn waren.

»Ich bin froh, daß du dich entschlossen hast, auch zu kommen, Bauernjunge«, sagte Zarine sarkastisch. »Moiraine wollte nichts sagen, bis du da warst. Sie sieht uns nur an, als wolle sie entscheiden, wer von uns sterben wird. Ich …«

»Schweigt«, sagte Moiraine in scharfem Ton zu ihr. »Einer der Verlorenen befindet sich in Tear. Der Hochlord Samon ist in Wirklichkeit Be'lal.« Perrin schauderte.

Loial kniff die Augen zu und stöhnte. »Ich hätte im *Stedding* bleiben können. Ich wäre vielleicht sehr glücklich gewesen und hätte geheiratet, wen meine Mutter für mich aussuchte. Meine Mutter ist eine feine Frau, und sie würde mir keine schlechte Frau verschaffen.« Seine Ohren hatten sich anscheinend ganz in seinen zerzausten Haaren versteckt.

»Ihr könnt zum Stedding Schangtai zurückkehren«, sagte Moiraine. »Geht jetzt gleich, wenn Ihr das wünscht. Ich werde Euch nicht aufhalten.«

Loial öffnete ein Auge. »Ich kann gehen?«

»Wenn Ihr wünscht«, sagte sie.

»Oh.« Er öffnete das andere Auge und kratzte sich mit wurstgroßen Fingern die Wange. »Ich denke … ich denke … wenn ich die Wahl habe … daß ich lieber bei Euch allen bleibe. Ich habe sehr viele Aufzeichnungen gemacht, aber noch lange nicht genug, um mein Buch fertigzuschreiben, und ich möchte Perrin und Rand nicht verlassen und …«

Moiraine schnitt ihm mit kalter Stimme das Wort ab: »Gut, Loial. Ich bin froh, daß Ihr bleibt. Ich werde gern auf all Eure Kenntnisse zurückgreifen. Aber bis alles erledigt ist, habe ich keine Zeit mehr, mir Eure Klagen anzuhören!«

»Ich schätze«, sagte Zarine mit unsicherer Stimme, »daß es für mich keine Chance gibt, zu gehen?« Sie sah Moiraine an und schauderte. »Ich dachte es mir. Schmied, wenn ich das überlebe, wirst du dafür bezahlen.«

Perrin starrte sie an. *Ich? Diese närrische Frau glaubt, daß es meine Schuld ist? Habe ich sie vielleicht gebeten mitzukommen?* Er öffnete den Mund, sah Moiraines Blick und schloß ihn schnell wieder. Einen Augenblick später sagte er: »Ist er hinter Rand her? Um ihn aufzuhalten oder zu töten?«

»Ich glaube nicht«, sagte sie ruhig. Ihre Stimme klang wie kalter Stahl. »Ich fürchte, er will, daß Rand das Herz des Steins betritt und *Callandor* nimmt. Dann will er es ihm abnehmen. Ich fürchte, er will den Wiedergeborenen Drachen mit der gleichen Waffe töten, die dafür bestimmt ist, ihn zu kennzeichnen.«

»Laufen wir wieder weg?« fragte Zarine. »Wie in Illian? Ich wollte niemals fliehen, aber ich habe nicht daran gedacht, daß ich auf die Verlorenen stoßen würde, als ich den Jägereid ablegte.«

»Diesmal«, sagte Moiraine, »laufen wir nicht weg. Wir wagen es nicht, davonzulaufen. Welten und Zeiten ruhen auf Rands Schultern, auf dem Wiedergeborenen Drachen. Diesmal kämpfen wir.«

Perrin zog sich nervös einen Stuhl heran. »Moiraine, Ihr sprecht eine Menge Dinge offen aus, von denen Ihr uns sagtet, wir dürften noch nicht einmal daran denken. Ihr habt diesen Raum doch gegen Lauscher abgeschirmt, oder?« Als sie den Kopf schüttelte, packte er die Tischkante so hart an, daß das dunkle Eichenholz ächzte.

»Ich spreche nicht von einem Myrddraal, Perrin. Niemand weiß, wie stark die Verlorenen sind, außer, daß Ishamael und Lanfear die stärksten unter ihnen waren, doch selbst der schwächste unter ihnen könnte meine Abschirmung aus mehr als einer Meile Entfernung noch spüren. Und uns in Sekunden in Stücke reißen. Möglicherweise, ohne sich von dem Fleck zu rühren, an dem er steht.«

»Also, damit sagt Ihr doch, daß er Euch zu Kleinholz verarbeiten kann«, knurrte Perrin. »Licht! Was sollen wir denn tun? Wie können wir irgend etwas bewirken?«

»Selbst die Verlorenen können Baalsfeuer nicht widerstehen«, sagte sie. Er fragte sich, ob es das war, was sie gegen die Schattenhunde eingesetzt hatte. Was er da gesehen und was sie damals gesagt hatte, erfüllte ihn heute noch mit Unbehagen. »Ich habe im letzten Jahr eine Menge gelernt, Perrin. Ich bin … gefährlicher als damals, als ich nach Emondsfelde kam. Wenn ich Be'lal nahe genug komme, kann ich ihn vernichten. Aber wenn er mich zuerst sieht, kann er uns alle vernichten, lange bevor ich eine Möglichkeit habe.« Sie wandte sich Loial zu. »Was könnt Ihr mir über Be'lal sagen?«

Perrin zwinkerte verwirrt. *Loial?* »Warum fragt Ihr ihn?« brach es zornig aus Zarine hervor. »Zuerst erzählt Ihr dem Schmied, Ihr wolltet uns gegen einen der Verlorenen kämpfen lassen, der uns alle töten kann, bevor wir auch nur einen Gedanken zu Ende denken, und nun fragt Ihr Loial über ihn aus?« Loial murmelte mit eindringlicher Hummelstimme den Namen, den sie für sich selbst gebrauchte – »Faile! Faile!« –, aber sie konnte sich nicht zurückhalten. »Ich glaubte, die Aes Sedai wüßten alles! Licht, ich bin wenigstens noch schlau genug, um nicht zu sagen, daß ich gegen jemanden kämpfen werde, bis ich alles überhaupt Mögliche über ihn weiß! Ihr …« Unter Moiraines Blick hörte sie mit mürrischer Miene zu sprechen auf.

»Ogier«, sagte Moiraine kühl, »haben ein gutes Gedächtnis, Mädchen. Für die Menschen sind mehr als hundert Generationen seit der Zerstörung der Welt vergangen, aber für die Ogier waren es weniger als dreißig. Wir erfahren aus ihren Geschichten ständig neue Dinge, die wir nicht wußten. Nun berichtet, Loial. Was wißt Ihr über Be'lal? Und bitte, faßt Euch diesmal kurz. Ich brauche keine langatmigen Geschichtchen.«

Loial räusperte sich. Es klang, als lasse man Feuerholz durch einen Schlauch rutschen. »Be'lal.« Seine Ohren zuckten aus dem Haar wie die Flügel einer Hummel empor und klappten dann wieder nach vorn. »Ich weiß nicht, was die Geschichten noch überliefern könnten, das Ihr noch nicht wißt. Er wird nicht oft erwähnt, außer bei der Zerstörung der Halle der Diener, kurz bevor Lews Therin Brudermörder ihn mit Hilfe der Hundert Gefährten zusammen mit dem Dunklen König einschloß. Jalanda, Sohn des Aried, Sohn des Coiam, schrieb, daß man ihn den Neidischen nannte, daß er dem Licht abschwor, weil er Lews Therin beneidete, und daß er auch Ishamael und Lanfear beneidete. In *Eine Studie des Schattenkriegs* nannte Moilin, Tochter der Hamada, Tochter der Juendan, Be'lal den Netzweber, aber ich weiß nicht, warum. Sie erwähnte, daß er mit Lews Therin ein Brettspiel spielte und gewann, und daß er sich dessen immer brüstete.« Er sah Moiraine an und grollte: »Ich bemühe mich ja, mich kurz zu fassen. Ich weiß nichts Wichtiges über ihn. Mehrere Autoren behaupten, Be'lal und Sammael seien Anführer im Kampf gegen den Dunklen König gewesen, bevor sie dem Licht abschworen, und beide waren Meister im Schwertkampf. Das ist wirklich alles, was ich weiß. Er wird vielleicht noch in anderen Büchern und Geschichten erwähnt, aber ich habe sie nicht gelesen. Be'lal wird einfach nicht oft erwähnt. Es tut mir leid, daß ich Euch nichts Nützliches erzählen konnte.«

»Aber vielleicht habt Ihr das ja«, sagte Moiraine zu ihm. »Ich habe diese Bezeichnung nicht gekannt: Netzweber. Oder daß er den Drachen genauso beneidete wie seine Kumpane im Schatten. Das stärkt meinen Glauben daran, daß er *Callandor* haben will. Das dürfte der Grund dafür sein, warum er sich zum Hochlord von Tear gemacht hat. Und Netzweber – das ist eine Bezeichnung für einen Intriganten, einen, der geduldig und schlau Intrigen spinnt. Das habt Ihr gut gemacht, Loial.« Einen Augenblick lang verzog sich der breite Mund des Ogiers zu einem geschmeichelten Lächeln, aber dann senkten sich die Mundwinkel wieder.

»Ich kann nicht behaupten, daß ich keine Angst hätte«, gab Zarine plötzlich zu. »Nur ein Narr würde sich nicht vor den Verlorenen fürchten. Aber ich habe geschworen, daß ich einer von Euch sein will, und das werde ich auch halten. Das ist alles, was ich sagen wollte.«

Perrin schüttelte den Kopf. *Sie muß verrückt sein. Ich wünschte, daß ich keiner von uns sei. Ich wünschte, ich wäre zu Hause und würde in Meister Luhhans Schmiede arbeiten.* Laut sagte er: »Wenn er sich im Stein befindet und dort auf Rand wartet, müssen wir hineingehen, um zu ihm zu kommen. Wie stellen wir das an? Jeder sagt ständig, niemand könne den Stein ohne Erlaubnis der Hochlords betreten, und wenn ich ihn so ansehe, kann ich auch keine andere Möglichkeit entdecken, als durch das Tor hineinzumarschieren.«

»Du gehst nicht hinein«, sagte Lan. »Moiraine und ich werden die einzigen sein. Je mehr gehen, desto schwieriger wird es. Welchen Weg hinein ich auch immer finde, ich glaube nicht, daß er selbst für nur zwei leicht wird.«

»Gaidin«, begann Moiraine mit entschlossener Stimme, aber der Behüter unterbrach sie genauso entschlossen.

»Wir gehen zusammen, Moiraine. Ich werde diesmal nicht zurückbleiben.« Nach einem Augenblick des Überlegens nickte sie. Perrin glaubte zu bemerken, wie sich Lan entspannte. »Ihr anderen solltet besser etwas schlafen«, fuhr der Behüter fort. »Ich muß nach draußen und den Stein in Augenschein nehmen.« Er schwieg einen Moment lang. »Da ist noch etwas, das ich über deiner Neuigkeit beinahe vergessen hätte, Moiraine. Eine Kleinigkeit, und ich weiß nicht, was sie zu bedeuten hat. Es sind Aiel in Tear.«

»Aiel!« rief Loial. »Unmöglich! Die ganze Stadt wäre in Panik, wenn auch nur ein Aiel durchs Tor marschierte!«

»Ich behauptete nicht, daß sie auf der Straße einhermarschieren, Ogier. Auf den Dächern und hinter den Kaminen der Stadt kann man sich genausogut verbergen wie in der Wüste. Ich habe nicht weniger als drei von ihnen erspäht, obwohl offenbar sonst niemand in Tear sie gesehen hat. Und wenn ich drei sah, könnt Ihr sicher sein, daß es viel mehr sind, die ich nicht entdecken konnte.«

»Das sagt mir nichts«, meinte Moiraine nachdenklich. »Perrin, warum runzelt Ihr so die Stirn?«

Er hatte gar nicht bemerkt, daß er das tat. »Ich habe über diesen Aiel in Remen nachgedacht. Er sagte, wenn der Stein fiele, würden die Aiel das Dreifache Land verlassen. Das ist die Wüste, nicht wahr? Er sagte, das sei eine Prophezeiung.«

»Ich habe jedes Wort der Prophezeiungen des Drachen gelesen«, sagte Moiraine leise, »und das in jeder Übersetzung, und die Aiel werden darin nicht erwähnt. Wir stolpern blindlings dahin, während Be'lal sein Netz webt, und das Rad webt sein Muster um uns. Aber entstammen die Aiel dem Weben des Rads oder Be'lals Webkunst? Lan, du mußt mir den Weg in den Stein hinein schnell finden. Uns. Spüre uns schnell einen Weg auf.«

»Wie Ihr befehlt, Aes Sedai«, sagte er, aber sein Tonfall war eher warm als zeremoniell. Er verschwand durch die Tür. Moiraine sah den Tisch an und durch ihn hindurch, so war sie in Gedanken versunken.

Zarine kam herüber und blickte auf Perrin herab. Den Kopf hielt sie ein wenig schief. »Und was wirst du tun, Schmied? Es scheint, sie wollen, daß wir hier sitzen und warten, während sie auf Abenteuer ausgehen. Nicht, daß ich mich beklagen wollte.«

Das letztere bezweifelte er. »Zuerst«, sagte er zu ihr, »werde ich etwas essen. Und dann werde ich über einen Hammer nachdenken.« *Und versuchen, meine eigenen Gefühle in bezug auf dich zu enträtseln, Falke.*

Ein Köder für das Netz

Aus dem Augenwinkel glaubte Nynaeve einen hochgewachsenen Mann mit rötlichem Haar und einem wehenden, braunen Umhang entdeckt zu haben, ein ganzes Stück die sonnenbeschienene Straße hinunter, doch als sie sich dorthin wandte und unter dem breiten Rand des blauen Strohhuts, den ihr Ailhuin gegeben hatte, hervorlugte, befand sich zwischen ihnen bereits ein schwerfälliger Ochsenkarren. Als er aus ihrer Sicht rollte, konnte sie den Mann nirgends mehr sehen.

Sie war beinahe sicher gewesen, auf seinem Rücken einen hölzernen Flötenkasten hängen gesehen zu haben, und seine Kleidung stammte bestimmt nicht aus Tear. *Das kann doch wohl nicht Rand gewesen sein. Nur, weil ich ständig von ihm träume, muß er ja nicht gleich den ganzen Weg von der Ebene von Almoth nach hier zurückgelegt haben.*

Einer der barfüßigen Männer, die an ihr vorbeigingen, trug auf dem Rücken einen Korb, aus dem die sichelförmigen Schwänze von einem Dutzend großer Fische herausragten. Plötzlich stolperte er, und silberngeschuppte Fische flogen im hohen Bogen über seinen Kopf hinweg, als er zu Boden stürzte. Er landete auf Händen und Knien im Schlamm und starrte die Fische an, die aus seinem Korb gefallen waren. Jeder dieser langen, schmalen Fische steckte mit dem Kopf im Schlamm und reckte den Schwanz hoch in die Luft. Sie bildeten einen sauberen Kreis. Selbst ein paar Passanten starrten dieses Bild fassungslos an. Langsam erhob sich der Mann. Offensichtlich war er sich gar nicht bewußt, daß er voller Schlamm war. Er ließ den Korb von seinem Rücken gleiten und sammelte seine Fische wieder ein. Dabei schüttelte er den Kopf und knurrte etwas in sich hinein.

Nynaeve zwinkerte, doch sie war gerade mit diesem kuhgesichtigen Räuber beschäftigt, der ihr an der Tür seines Ladens gegenüberstand. Hinter ihm hingen blutige Fleischstücke an Haken. Sie zupfte an ihrem Zopf und warf dem Burschen einen hochnäsigen Blick zu.

»Also gut«, sagte sie streng. »Ich nehme es, aber wenn Ihr soviel für ein derart armseliges Stück verlangt, werdet Ihr mich als Kundin verlieren.«

Er zuckte gelassen die Achseln, als er ihr Geld entgegennahm. Dann wickelte er das fettige Hammelfleisch in ein Tuch, das sie aus ihrem Korb geholt hatte. Sie sah ihn böse an, während er ihr das Fleisch in den Korb steckte, doch das machte ihm offensichtlich nichts aus.

Sie wirbelte herum, um davonzustolzieren – und wäre beinahe gestürzt. Sie hatte sich noch immer nicht an die Klogs gewöhnt. Die blieben ihr ständig im Schlamm stecken, und ihr war nicht klar, wie die Leute, die so etwas trugen, damit zurechtkamen. Sie hoffte, die Sonne würde den Boden bald trocknen, doch wurde sie das Gefühl nicht los, daß der Schlamm mehr oder weniger zum Mauleviertel dazugehörte.

Vorsichtig schritt sie weiter in Richtung auf Ailhuins Haus zu und fluchte dabei in sich hinein. Die Preise für alles und jedes waren einfach empörend, die Qualität miserabel, und trotzdem schien es niemanden zu kümmern – weder die Käufer noch die Verkäufer. Es war eine Erleichterung für sie, im Vorbeigehen eine Frau zu beobachten, die einen Ladenbesitzer anschrie und mit einer leicht lädierten, rötlich-gelben Frucht in jeder Hand vor seiner Nase herumfuchtelte. Nynaeve kannte die hiesigen Obstsorten nicht, und auch von vielen Gemüsesorten aus diesem Land hatte sie noch nie gehört. Jedenfalls rief die Frau alle Umstehenden auf, sich anzusehen, was für einen Abfall der Mann verkaufe. Doch der Ladeninhaber sah sie nur müde an und machte sich nicht einmal die Mühe, mit ihr zu streiten.

Es gab natürlich eine Entschuldigung für diese Preise, wie sie wußte. Elayne hatte ihr erklärt, daß in den Lagerhäusern das Getreide von den Ratten gefressen wurde, weil in Cairhien niemand etwas kaufen konnte, und welch enorme Bedeutung der Getreidehandel mit Cairhien nach dem Aiel-Krieg erlangt hatte. Aber diese Weltuntergangsstimmung war durch nichts zu erklären. Sie hatte an den Zwei Flüssen erlebt, wie der Hagel die ganze Ernte zerschlagen hatte, oder wie Heuschrecken sie gefressen hatten, wie die Schwarzzungenkrankheit die Schafherden und der Rotfleck den Tabak dezimiert hatten, so daß es nichts zu verkaufen gab, als die Kaufleute aus Baerlon heruntergekommen waren. Sie konnte sich an zwei Jahre hintereinander erinnern, als es bis auf Zwiebelsuppe und alten Hafer kaum etwas zu essen gab. Damals waren selbst die Jäger froh gewesen, ein mageres Kaninchen mit nach Hause zu bringen. Aber die Menschen von den Zwei Flüssen rissen sich trotz aller Niedergeschlagenheit zusammen und kehrten an ihre Arbeit zurück. Diese Leute hier hatten nur ein schlechtes Jahr erlebt, und der Fischfang und auch der übrige Handel schien zu florieren. Sie hatte einfach keine Geduld mit ihnen. Das Dumme daran war, daß sie wußte, sie müßte eigentlich etwas Geduld aufbringen. Es waren eigenartige Leute

mit merkwürdigen Sitten, und das, was sie für Resignation hielt, schien selbst für Ailhuin und Sandar etwas ganz Normales zu sein. Sie sollte also wirklich ein bißchen mehr Verständnis für sie zeigen.

Warum dann nicht auch für Egwene? Sie schob diesen Gedanken beiseite. Das Kind benahm sich unmöglich, fauchte sie wegen der offensichtlichsten Einwände an und sperrte sich gegen die vernünftigsten Vorschläge. Selbst wenn völlig klar war, was sie zu tun hatten, wollte Egwene erst überzeugt werden. Nynaeve war es nicht gewöhnt, Menschen überzeugen zu müssen, und schon gar nicht Menschen, bei denen sie einst die Windeln gewechselt hatte. Die Tatsache, daß sie nur etwa sieben Jahre älter war als Egwene, tat hier nichts zur Sache.

Es liegt alles an diesen schlimmen Alpträumen, sagte sie sich. *Ich verstehe ihre Bedeutung nicht, und jetzt haben Elayne und ich sie auch, und ich weiß immer noch nicht, was sie zu bedeuten haben, und Sandar gibt nichts preis, außer, daß er beim Suchen ist, und ich bin so wütend, ich ... ich könnte ausspucken!* Sie riß so stark an ihrem Zopf, daß es schmerzte. Wenigstens hatte sie es fertiggebracht, Egwene zu überreden, das *Ter'angreal* nicht mehr zu benützen und es in ihren Beutel zurückzustecken, anstatt es immer auf der Haut zu tragen. Wenn die Schwarzen Ajah sich in *Tel'aran'rhiod* befanden … Über diese Möglichkeit dachte sie besser erst gar nicht nach. *Wir werden sie finden!*

»Ich werde sie zu Fall bringen«, knurrte sie in sich hinein. »Versuchen, mich wie ein Schaf zu verkaufen! Mich wie ein Tier zu jagen! Diesmal bin ich die Jägerin und nicht das Kaninchen! Diese Moiraine! Wenn sie nie nach Emondsfelde gekommen wäre, hätte ich Egwene schon genug beibringen können. Und Rand … ich hätte … irgend etwas hätte ich tun können!« Doch sie wußte, das stimmte nicht, und das machte alles nur noch schlimmer. Sie haßte Moiraine beinahe ebenso wie Liandrin und die Schwarzen Ajah, vielleicht genauso sehr wie die Seanchaner.

Sie kam um eine Ecke, und Juilin Sandar mußte geschwind zur Seite springen, um nicht von ihr überrannt zu werden. Obwohl er ja an sie gewöhnt war, stolperte er doch beinahe über die eigenen Klogs. Nur sein Stock hielt ihn davon ab, mit dem Gesicht voran in den Matsch zu fallen. Dieses helle, eigenartige Holz nannte man Bambus, hatte sie erfahren, und es war viel härter, als es aussah.

»Frau … äh … Frau Maryim«, stotterte Sandar, als er das Gleichgewicht wiedererlangt hatte. »Ich habe … nach Euch gesucht.« Er lächelte sie unsicher an. »Seid Ihr zornig? Warum seht Ihr mich so finster an?«

Sie glättete die Falten auf ihrer Stirn. »Ich habe nicht Euretwegen so finster geschaut, Meister Sandar. Dieser Metzger … Na ja, es spielt keine Rolle. Warum habt Ihr mich gesucht?« Ihr stockte der Atem. »Habt Ihr sie gefunden?«

Er sah sich um, als verdächtige er jeden Passanten, ihr Gespräch zu belauschen. »Ja. Ja, Ihr müßt mit mir zurückkommen. Die anderen warten schon. Die anderen. Und Mutter Guenna.«

»Warum seid Ihr so nervös? Euer Interesse an ihnen ist doch wohl hoffentlich nicht bemerkt worden?« fragte sie in scharfem Ton. »Was hat Euch solche Angst eingejagt?«

»Nein! Nein, Frau Maryim, ich … ich habe mich nicht verraten.« Sein Blick blieb unstet. Er trat näher zu ihr heran, und seine Stimme wurde zu einem heiseren, eindringlichen Flüstern: »Diese Frauen, die Ihr sucht, sind im Stein! Gäste eines Hochlords! Des Hochlords Samon! Warum habt Ihr sie als Diebinnen bezeichnet? Gäste des Hochlords Samon!« preßte er entsetzt hervor. Auf seinem Gesicht stand der Schweiß.

Im Stein! Bei einem Hochlord! Licht, wie können wir dort an sie herankommen? Sie unterdrückte mit einer Gewaltanstrengung ihre Ungeduld. »Entspannt Euch«, sagte sie in besänftigendem Ton. »Beruhigt Euch, Meister Sandar. Wir können Euch alles erklären.« *Hoffentlich können wir das wirklich. Licht, wenn er zum Stein rennt und diesem Hochlord berichtet, daß wir nach ihnen suchen ...* »Kommt mit mir zu Mutter Guennas Haus. Joslyn, Caryla und ich werden Euch alles erklären. Bestimmt. Kommt!«

Er nickte kurz, fast niedergeschlagen, und ging dann neben ihr her. Er mußte seinen Schritt dem ihren mit den ungewohnten Klogs anpassen. Es schien, als wäre er lieber gerannt.

Am Haus der Weisen Frau angekommen, eilte sie gleich nach hinten. Niemand benutzte je die Vordertür, das hatte sie schon bemerkt – nicht einmal Mutter Guenna selbst. Die Pferde waren jetzt an eine Bambusstange angebunden und weit genug von Ailhuins jungen Feigen und ihren Kräutern entfernt. Die Sättel waren im Haus verstaut. Ausnahmsweise blieb sie nicht stehen, um Gaidins Nase zu tätscheln und ihm zu sagen, er sei ein guter Junge und vernünftiger als sein Namensvetter. Sandar blieb dagegen stehen und kratzte mit dem Ende seines Stocks den Schlamm von seinen Klogs. Sie eilte hinein.

Ailhuin Guenna saß mit steifen Armen auf einem ihrer Lehnstühle, der mitten im Raum stand. Die Augen quollen der grauhaarigen Frau vor Zorn und Angst beinahe heraus, und sie kämpfte offenbar verzweifelt, ohne einen Muskel zu rühren. Nynaeve mußte das feine Gewebe aus dem Element Luft gar nicht erst fühlen, um zu wissen, was geschehen war. *Licht, sie haben uns gefunden! Seng dich, Sandar!*

Heiße Wut stieg in ihr auf und schwemmte die Sperren in ihrem Innern weg, die sie normalerweise davon abhielten, die Macht zu gebrauchen. Als der Korb aus ihren Händen fiel, war sie bereits eine weiße Blüte an einem Schlehenbusch, öffnete sich *Saidar,* öffnete … Es war, als sei sie gegen eine Wand gerannt, eine Wand aus durchsichtigem Glas. Sie konnte die Wahre Quelle fühlen, aber die Wand ließ nichts durch außer der Sehnsucht, sich von der Einen Macht erfüllen zu lassen.

Der Korb schlug auf dem Boden auf, und als er aufsprang, öffnete sich die Tür hinter ihr, und Liandrin trat ein, gefolgt von einer schwarzhaarigen Frau mit einer weißen Strähne über dem linken Ohr. Sie trugen lange, bunte Seidengewänder, die ihre Schultern unbedeckt ließen, und das Glühen *Saidars* umgab sie.

Liandrin strich sich das rote Kleid glatt und lächelte mit diesem Rosenknospen-Schmollmund. Ihr Puppengesicht strahlte triumphierend. »Siehst du jetzt, Wilde«, begann sie, »du hast keine …«

Nynaeve schlug ihr mit aller Kraft ins Gesicht. *Licht, ich muß entkommen.* Sie knallte Rianna den Handrücken mit solcher Gewalt gegen den Kopf, daß die schwarzhaarige Frau mit einem Ächzen auf ihr in Seide gehülltes Hinterteil fiel. *Sie haben bestimmt die anderen gefangen, aber wenn ich aus der Tür komme, wenn ich weit genug wegkomme, daß sie mich nicht mehr abschirmen können, kann ich etwas unternehmen.* Sie schob Liandrin mit Macht von der Tür weg. *Laß mich nur aus dieser Abschirmung entkommen, und ich werde …*

Von allen Seiten prasselten Schläge auf sie ein, wie mit Fäusten und Stöcken. Weder Liandrin, aus deren nicht mehr lächelndem Mundwinkel Blut rann, noch Rianna, deren Haar genauso verwirrt war wie ihr Kleid, hoben auch nur eine Hand. Nynaeve fühlte die Ströme, die mit Hilfe des Elements Luft um sie gewoben wurden, genauso wie die Schläge selbst. Sie kämpfte immer noch darum, zur Tür zu kommen, aber ihr wurde schlagartig klar, daß sie nun auf den Knien lag. Die Schläge hörten nicht auf. Unsichtbare Stöcke und Fäuste trommelten auf ihren Rücken, in ihren Magen, auf ihren Kopf und die Hüften, die Schultern, die Brüste, die Beine … Ächzend sackte sie zur Seite und rollte sich zusammen, um sich vor den Schlägen zu schützen. *O Licht, ich habe es versucht. Egwene! Elayne! Ich habe mich bemüht. Ich werde nicht weinen! Seng mich, ihr könnt mich zu Tode prügeln, aber ich werde nicht weinen!*

Die Schläge endeten, aber Nynaeve konnte nicht aufhören zu zittern. Sie fühlte sich von Kopf bis Fuß zerschlagen und erledigt.

Liandrin hockte neben ihr und hatte ihre Arme um ihre Knie gelegt. Seide raschelte auf Seide. Sie hatte sich das Blut vom Mund gewischt. Ihre dunklen Augen blickten hart, und auf ihrem Gesicht lag nun kein Triumph mehr. »Vielleicht bist du zu dumm, um zu erkennen, wann du geschlagen bist, Wilde. Du hast beinahe genauso wild gekämpft wie dieses andere törichte Mädchen, diese Egwene. Sie ist beinahe verrückt geworden. Ihr müßt alle Unterwerfung lernen. Du *wirst* es lernen, dich zu unterwerfen!«

Nynaeve schauderte und faßte wieder nach *Saidar*. Sie hatte wohl nicht viel Hoffnung, aber irgend etwas mußte sie unternehmen. Sie zwang sich trotz der Schmerzen dazu … und stieß wieder auf diese unsichtbare Wand. Nun amüsierte sich Liandrin offensichtlich wieder. Es glich dem grimmigen Vergnügen böser Kinder, die einer Fliege die Flügel ausreißen.

»Die hier brauchen wir bestimmt nicht mehr«, sagte Rianna, die neben Ailhuin stand. »Ich werde ihr Herz zum Stillstand bringen.« Ailhuin quollen beinahe die Augen aus dem Kopf.

»Nein!« Liandrins kurze, honigfarbene Zöpfe flogen herum, als sie sich zu Rianna umwandte. »Ihr tötet immer vorschnell, und nur der Große Herr kann mit den Toten noch etwas anfangen.« Sie lächelte die Frau an, die von unsichtbaren Banden auf ihrem Stuhl festgehalten wurde. »Ihr habt die Soldaten gesehen, die mit uns kamen, alte Frau. Ihr wißt, wer im Stein auf uns wartet: Hochlord Samon. Es wird ihm nicht gefallen, wenn Ihr von dem erzählt, was sich heute in Eurem Haus abgespielt hat. Wenn Ihr Eure Zunge hütet, werdet Ihr weiterleben. Vielleicht könnt Ihr ihm eines Tages wieder einen Gefallen tun. Wenn Ihr plaudert, werdet Ihr dem Großen Herrn der Dunkelheit dienen, und zwar jenseits des Grabes. Was ist Euch lieber?«

Plötzlich konnte Ailhuin ihren Kopf wieder bewegen. Sie schüttelte die grauen Locken, und ihr Mund bewegte sich lautlos. »Ich … ich halte den Mund«, brachte sie schließlich niedergeschlagen heraus, wobei sie Nynaeve einen beschämten Blick zuwarf. »Wenn ich spreche, wem nützt das dann? Ein Hochlord kann mich köpfen lassen, indem er nur eine Augenbraue hochzieht. Was könnte ich Euch nützen, Mädchen? Was?«

»Es ist schon gut«, sagte Nynaeve erschöpft. *Wem könnte sie es sagen? Alles, was sie damit erreichen würde, wäre, zu sterben.* »Ich weiß, daß Ihr helfen würdet, wenn Ihr könntet.« Rianna warf den Kopf in den Nacken und lachte schallend. Ailhuin sackte in sich zusammen, als sie endgültig freigegeben wurde, doch sie blieb einfach sitzen und starrte ihre Hände auf ihrem Schoß an.

Gemeinsam zogen Liandrin und Rianna Nynaeve auf die Beine und stießen sie in Richtung der vorderen Räume

des Hauses. »Wenn du uns irgendwelche Schwierigkeiten machst«, sagte die schwarzhaarige Frau mit harter Stimme, »dann zwinge ich dich, dir selbst die Haut abzuziehen und als Knochengerüst zu tanzen.«

Nynaeve hätte beinahe gelacht. *Welche Schwierigkeiten könnte ich Euch denn wohl bereiten?* Sie war von der Wahren Quelle abgeschnitten. Ihre Prellungen schmerzten, daß sie sich kaum auf den Beinen halten konnte. Was immer sie tun mochte, würde wie der Wutanfall eines Kindes unterdrückt. *Aber mein Körper heilt wieder, seng Euch, und Ihr werdet auch noch einen Fehler begehen! Und wenn das geschieht …*

Im vorderen Zimmer befanden sich andere Leute: zwei große Soldaten mit runden Helmen und glänzenden Brustpanzern über diesen roten Mänteln mit Puffärmeln. Den beiden Männern stand der Schweiß auf der Stirn, und ihre dunklen Augen rollten, als hätten sie mindestens genausoviel Angst wie sie. Amico Nagoyin war da, schlank und hübsch mit ihrem langen Hals und der blassen Haut. Sie sah so unschuldig aus wie ein kleines Mädchen beim Blumenpflücken. Joiya Byirs Gesicht wirkte freundlich, obwohl ihre Wangen genauso glatt waren wie bei allen Frauen, die lange Zeit mit der Macht gearbeitet hatten. Sie erschien so lieb und anziehend wie eine Großmutter. Trotz ihres Alters sah man kein Grau in ihrem dunklen Haar, und ihre Haut war faltenlos. Doch ihre grauen Augen blickten drein wie die einer Stiefmutter aus dem Märchen, die gerade die Kinder ihres Mannes aus erster Ehe ermorden will. Um beide Frauen herum glühte die Macht.

Elayne stand zwischen den beiden Schwarzen Schwestern, hatte ein blaues Auge, die eine Wange war geschwollen, die Lippe aufgeplatzt, und ein Ärmel ihres Kleides war halb abgerissen. »Es tut mir leid, Nynaeve«, sagte sie mit schwerfälliger Stimme. Offensichtlich schmerzte ihr Kiefer. »Wir haben sie nicht bemerkt, bis es zu spät war.«

Egwene lag zusammengekrümmt auf dem Boden. Ihr Gesicht war fast bis zur Unkenntlichkeit angeschwollen. Als Nynaeve und ihre Begleiterinnen hereintraten, wuchtete gerade einer der kräftigen Soldaten Egwene auf seine Schulter. Dort hing sie so schlaff herunter wie ein halbleerer Hafersack.

»Was habt Ihr mit ihr gemacht?« wollte Nynaeve wissen. »Seng Euch, was …!« Etwas Unsichtbares schlug ihr auf den Mund, und zwar so hart, daß sie einen Moment lang fast das Bewußtsein verlor.

»Na, na«, sagte Joiya Byir mit einem Lächeln, das von ihrem Blick Lügen gestraft wurde. »Ich dulde keine Gossensprache.« Sie hörte sich auch an wie eine Großmutter. »Ihr sprecht nur, wenn man Euch aufgefordert hat.«

»Ich habe dir doch gesagt, das Mädchen wollte nicht mit Kämpfen aufhören, klar?« sagte Liandrin. »Laß dir das eine Lehre sein. Wenn du irgendwelche Schwierigkeiten machst, werden wir dich nicht anders behandeln.«

Nynaeve hätte so gern etwas für Egwene getan, aber sie ließ sich auf die Straße hinausschieben. Immerhin mußten sie sie wirklich schieben, denn Widerborstigkeit war das einzige, was ihr im Moment übrigblieb.

Auf der schlammigen Straße befanden sich nur wenige Leute, als hätten sich alle entschlossen, daß es anderswo schöner sei. Die wenigen übriggebliebenen eilten auf der anderen Seite vorbei, ohne einen Blick auf die glänzende, schwarzlackierte Kutsche zu werfen, die mit einem Gespann von sechs Schimmeln mit hohen, weißen Federbüschen auf dem Zaumzeug dort wartete. Ein Kutscher saß auf dem Bock, der angezogen war wie die Soldaten, doch ohne Panzer und Schwert, während ein weiterer ihnen die Tür öffnete, als sie im Hauseingang erschienen. Vorher konnte Nynaeve allerdings noch ganz kurz das Wappen sehen, das auf die Tür gemalt war: eine Faust in silbernem Handschuh, die mehrere gezackte Blitze hielt.

Sie dachte sich, das müsse wohl das Wappen des Hochlords Samon sein. *Er muß ein Schattenfreund sein, wenn er sich mit Schwarzen Ajah einläßt. Licht, verbrenne ihn!* Aber ihr Augenmerk galt in diesem Moment dem Mann, der bei ihrem Erscheinen neben der Kutsche im Schlamm auf die Knie sank. »Seng Euch, Sandar, warum …?« Sie fuhr zusammen, als etwas wie ein Stockschlag sie zwischen den Schultern traf.

Joiya Byir lächelte mißbilligend und streckte ihren Zeigefinger mahnend hoch. »Ihr werdet mehr Respekt zeigen, Kind. Sonst verliert Ihr vielleicht Eure vorschnelle Zunge.«

Liandrin lachte. Sie fuhr mit der Hand durch Sandars Haar und riß plötzlich seinen Kopf zurück. Er blickte wie ein treuer Hund zu ihr auf – oder wie ein Straßenköter, der einen Tritt erwartet. »Geh nicht zu hart mit diesem Mann ins Gericht.« Bei ihr klang sogar das Wort ›Mann‹ eher wie ›Hund‹. »Er mußte erst … überzeugt werden, uns zu dienen. Aber ich bin doch sehr überzeugend, oder?« Wieder lachte sie.

Sandar blickte Nynaeve verwirrt an. »Ich mußte es tun, Frau Maryim. Ich … mußte.« Liandrin zog ihn am Haar, und sein Blick wanderte zu ihr zurück. Er war wieder der gefügige Schoßhund.

Licht! dachte Nynaeve. *Was haben sie ihm angetan? Was werden sie uns antun?*

Sie und Elayne wurden grob in die Kutsche gepackt, und Egwene setzte man zwischen sie. Ihr Kopf hing immer noch schlaff herunter. Liandrin und Rianna stiegen ein und nahmen auf den Sitzen ihnen gegenüber Platz, die nach vorn gewandt waren. Das Glühen *Saidars* umgab sie nach wie vor. Nynaeve interessierte es im Augenblick

überhaupt nicht, wohin die anderen gingen. Sie wollte Egwene irgendwie erreichen, sie berühren, ihre Schmerzen lindern, aber sie konnte vom Hals abwärts keinen Muskel rühren. Höchstens winden konnte sie sich. Luftströme banden die drei wie Schichten von eng um sie gewickelten Dekken. Die Kutsche ruckte an. Trotz ihrer Lederfederung schwankte sie stark bei der Fahrt über die Schlammstraße.

»Wenn Ihr sie ernsthaft verletzt habt …« *Licht, es ist offensichtlich, wie sie sie verletzt haben. Warum sage ich nicht offen, was ich will?* Aber es war beinahe genauso schwer, die Worte herauszupressen, wie eine Hand zu heben. »Wenn Ihr sie getötet habt, werde ich nicht ruhen, bis man Euch alle wie tolle Hunde gejagt und erschlagen hat!«

Rianna funkelte sie zornig an, aber Liandrin schniefte nur. »Sei keine Närrin, Wilde. Man will euch lebend. Mit einem toten Köder fängt man keinen Fisch.«

Köder? Wofür? Für wen? »Ihr seid die Närrin, Liandrin! Glaubt Ihr, daß wir allein hier sind? Nur wir drei, und noch nicht einmal fertig ausgebildete Aes Sedai? Wir sind allerdings Köder, Liandrin. Und Ihr seid wie die fetten Moorhühner in die Falle gegangen.«

»Erzähle ihr nichts davon«, fauchte Elayne, und Nynaeve zwinkerte erschrocken, bevor ihr klar wurde, daß Elayne ihr Täuschungsmanöver unterstützen wollte. »Wenn du dich wieder von deinem Zorn hinreißen läßt, wirst du ihnen noch erzählen, was sie nicht hören sollen. Sie müssen uns in den Stein bringen. Sie müssen …«

»Halt den Mund«, fuhr Nynaeve sie an. »Du solltest die eigene Zunge besser hüten!« Elayne brachte es fertig, trotz ihres blauen Auges zerknirscht dreinzublicken. *Laß sie das erst mal schlucken,* dachte Nynaeve.

Aber Liandrin lächelte nur. »Wenn ihr euren Zweck als Köder erfüllt habt, werdet ihr uns alles sagen. Ihr werdet es sogar gern tun. Man sagt, daß ihr eines Tages sehr stark sein werdet, aber ich werde dafür sorgen, daß ihr mir gehorcht, und zwar noch bevor der Große Herr Be'lal euch in seine Pläne einbezieht. Er läßt gerade Myrddraals holen. Dreizehn.« Diese Rosenblattlippen lachten die letzten Worte heraus.

Nynaeve drehte es den Magen um. Einer der Verlorenen! Ihr Gehirn war ganz benommen von dem Schock. *Der Dunkle König und alle Verlorenen sind im Shayol Ghul gefangen, vom Schöpfer im Augenblick der Schöpfung dort gebunden.* Aber der Katechismus half nicht. Sie wußte nur zu gut, wieviel daran nicht stimmte. Dann drang ihr der Rest ins Bewußtsein. Dreizehn Myrddraals. Und dreizehn Schwestern von den Schwarzen Ajah. Sie hörte Elayne schreien, bevor ihr noch klar wurde, daß auch sie schrie und sich vergebens gegen diese unsichtbaren Fesseln aus Luft aufbäumte. Man konnte unmöglich feststellen, was lauter war: ihre verzweifelten Schreie oder das Lachen Liandrins und Riannas.

Auf der Suche nach einem Mittel

Mat hing erschöpft auf dem Hocker im Zimmer des Gauklers und verzog das Gesicht, als Thom wieder hustete. *Wie sollen wir bloß weitersuchen, wenn er so krank ist, daß er nicht einmal laufen kann?* Er schämte sich dieses Gedankens sofort wieder. Thom hatte genauso fleißig gesucht wie er, hatte sich Tag und Nacht zum Weitermachen gezwungen, obwohl ihm klar gewesen sein mußte, daß er zu krank dazu war. Mat war so in der Suche aufgegangen, daß er Thoms Husten zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Der Wetterumschlag vom ständigen Regen zu dieser feuchten Hitze hatte ein übriges getan.

»Komm schon, Thom«, sagte er. »Lopar meint, daß nicht weit von hier eine Weise Frau wohnt. So nennen sie hier die Dorfheilerin – eine Weise Frau. Das würde Nynaeve vielleicht gefallen!«

»Ich brauche keinen … übelschmeckenden … Trank … in der Kehle, Junge.« Thom bemühte sich vergeblich, sein Keuchen zu unterdrücken. »Geh du nur und suche weiter. Laß mich ein paar Stunden … ausruhen … und dann komme ich wieder mit.« Er krümmte sich unter einem neuen Hustenanfall, bis sein Kopf fast auf den Knien ruhte.

»Soll ich vielleicht die ganze Arbeit tun, während du dich ausruhst?« sagte Mat leichthin. »Wie kann ich ohne dich etwas finden? Das meiste von dem, was wir erfahren, kommt von dir.« Das stimmte nicht ganz. Die Männer plauderten beim Würfelspiel genauso gern wie mit einem Gaukler über einem Glas Wein, sogar etwas freimütiger als bei einem Gaukler, der die ganze Zeit so hustete, daß sie fürchten mußten, sich anzustecken. Aber langsam wurde ihm klar, daß Thoms Husten nicht von allein vergehen würde. *Wenn mir der alte Esel stirbt, mit wem spiele ich dann künftig zu Hause?* fragte er sich unwirsch. »Außerdem läßt mich dein verdammter Husten nebenan nicht einschlafen.«

Er überhörte die Proteste des weißhaarigen Mannes und zog Thom auf die Beine. Er war erschrocken darüber, wie sehr er den Gaukler stützen mußte. Trotz der feuchten Hitze bestand Thom darauf, seinen Flickenumhang umzulegen. Mat hatte seinen Mantel ganz aufgeknöpft und alle drei Schnüre an seinem Hemd aufgebunden, aber er ließ dem alten Esel seinen Willen. Keiner im Schankraum blickte auch nur hoch, als er Thom hinaus in den dunstigen Nachmittag schleppte.

Der Wirt hatte ihm den Weg präzise erklärt, aber als sie das Tor erreichten und dem Schlamm im Mauleviertel gegenüberstanden, wäre Mat am liebsten umgekehrt und hätte nach einer anderen Weisen Frau gefragt. Es mußte in einer Stadt dieser Größe ja wohl mehrere geben. Aber Thoms Keuchen gab den Ausschlag. Mit einer Grimasse schritt Mat in den Matsch hinein und trug Thom beinahe mit sich.

Der Wegbeschreibung nach hatte er sich schon gedacht, daß sie in jener ersten Nacht auf dem Weg vom Hafen in die Stadt an dem Haus der Weisen Frau vorbeigekommen sein mußten, und als er das lange, schmale Haus mit Kräuterbündeln in den Fenstern neben einem Töpferladen sah, kam ihm die Erinnerung. Lopar hatte etwas davon gesagt, er müsse zum Hintereingang gehen, aber er hatte vom Schlamm die Nase voll.

Und von dem Fischgestank, dachte er. Er blickte finster den barfüßigen Männern nach, die mit Körben auf dem Buckel vorbeischlurften. Auch die Spuren von Pferdehufen befanden sich auf der Straße, doch sie wurden langsam von Füßen und Ochsenkarren überdeckt. Pferde, die einen Wagen oder vielleicht eine Kutsche zogen. Bisher hatte er in Tear aber nur Ochsen als Zugtiere beobachtet. Die Adligen und Kaufleute waren stolz auf ihre edlen Pferde und setzten sie niemals zur Arbeit ein. Allerdings hatte er keine Kutschen mehr gesehen, seit sie das Stadttor hinter sich gelassen hatten.

Er dachte nicht mehr an Pferde und Wagenspuren, sondern brachte statt dessen Thom zum Vordereingang und klopfte. Nach einer Weile klopfte er wieder. Und dann nochmals.

Er wollte schon aufgeben und zum *Weißen Halbmond* zurückkehren, obwohl Thom ständig an seiner Schulter hustete, doch da hörte er aus dem Innern schlurfende Schritte.

Die Tür öffnete sich kaum mehr als einen Spalt, und eine kräftige, grauhaarige Frau spähte heraus. »Was wollt Ihr?« fragte sie mit müder Stimme.

Mat setzte sein nettestes Grinsen auf. *Licht, ich werde krank davon, daß all diese Leute hier klingen, als gebe es keine blutige Hoffnung mehr.* »Mutter Guenna? Ich heiße Mat Cauthon. Cavan Lopar sagte mir, daß Ihr etwas gegen den Husten meines Freundes machen könnt. Ich kann gut bezahlen.«

Sie musterte sie einen Augenblick lang, schien auch Thoms Keuchen zu lauschen und seufzte dann. »Ich denke, wenigstens das kann ich noch tun. Ihr könnt genausogut hereinkommen.« Sie öffnete die Tür und schlurfte bereits weiter ins Haus hinein, bevor Mat sich rühren konnte.

Ihr Akzent klang dem der Amyrlin so ähnlich, daß er unwillkürlich schauderte, aber er folgte ihr und schleppte Thom hinein.

»Ich brauche … das nicht«, ächzte der Gaukler. »Verdammte Mixturen … schmecken immer … wie Dung!«

»Halt den Mund, Thom.«

Die kräftige Frau führte sie in die Küche, kramte in einem der Schränke herum, nahm kleine Steinguttöpfe und Kräuterpäckchen heraus und führte derweil Selbstgespräche.

Mat setzte Thom auf einen der Stühle mit hoher Lehne und blickte durch das nächste Fenster. Im Hinterhof waren drei gute Pferde angebunden. Er war überrascht, daß die Weise Frau mehr als eines besaß, oder überhaupt eines. Er hatte in Tear außer den Adligen und den Reichen noch niemand reiten sehen. Diese Tiere sahen aus, als hätten sie mehr als nur ein wenig Silber gekostet. *Schon wieder Pferde. Mir sind doch jetzt die verfluchten Pferde gleichgültig!*

Mutter Guenna braute so etwas wie einen starken Tee, der übel roch, und dann zwang sie Thom, ihn zu trinken. Sie hielt ihm die Nase zu, als er versuchte, sich zu beklagen. Mat stellte fest, daß sie weniger fett war, als er angenommen hatte, denn so, wie sie den Kopf des Gauklers in einer Armbeuge hielt, während sie ihm die schwarze Flüssigkeit einflößte, gleich, wie er sich zu wehren mühte, zeugte das von einiger Kraft.

Als sie die Tasse wegnahm, hustete Thom und rieb sich energisch den Mund. »Gaaah! Frau … ich weiß nicht … ob Ihr … mich ertränken wollt … oder umbringen … mit diesem Geschmack! Ihr solltet … solltet ein verdammter … Schmied sein!«

»Ihr werdet das zweimal täglich zu Euch nehmen, bis dieser Husten weg ist«, sagte sie mit fester Stimme. »Und ich habe eine Salbe da, mit der Ihr Euch jeden Abend die Brust einreibt.« Etwas von dieser Niedergeschlagenheit war aus ihrer Stimme gewichen, als sie mit in die breiten Hüften gestemmten Händen vor dem Gaukler stand. »Diese Salbe stinkt genauso, wie der Tee schmeckt, aber Ihr werdet Euch damit einreiben – gründlich! –, oder ich zerre Euch hinauf wie einen alten Karpfen in einem Netz und binde Euch mit Eurem eigenen Umhang auf einem Bett fest! Es ist noch nie ein Gaukler zu mir gekommen, und ich werde den ersten sich nicht zu Tode husten lassen!«

Thom kochte vor Wut und blies keuchend seine Schnurrbartenden vom Mund weg. Doch er schien die Drohung ernst zu nehmen. Zumindest sagte er nichts, wenn er auch aussah, als wolle er ihr die eigene Medizin ins Gesicht werfen.

Je mehr diese Mutter Guenna sprach, desto ähnlicher klang sie der Amyrlin. Da Thom ein so saures Gesicht machte und sie so energisch wirkte, entschloß er sich, besser ein wenig zu vermitteln, bevor der Gaukler sich vielleicht ganz weigern würde, ihre Medikamente zu nehmen – und sie ihn dazu zwang. »Ich kannte eine Frau, die so ähnlich sprach wie Ihr«, sagte er. »Die immer Fische und Netze und dergleichen erwähnte. Klang sehr nach Euch. Der gleiche Dialekt, meine ich. Ich schätze, sie ist auch aus Tear.«

»Vielleicht.« Die grauhaarige Frau klang mit einemmal wieder müde, und sie blickte zu Boden. »Ich kannte auch ein paar Mädchen, die sich so wie Ihr anhörten. Jedenfalls zwei davon.« Sie seufzte schwer.

Mat fühlte, wie sich seine Kopfhaut zusammenzog. *Soviel Glück kann ich doch nicht haben.* Aber er würde keinen Kupferpfennig darauf wetten, daß sich noch zwei andere Frauen mit dem Akzent der Zwei Flüsse in Tear aufhielten. »Drei Mädchen? Junge Frauen? Ihre Namen waren Egwene und Nynaeve und Elayne? Die hat allerdings Haare wie die Sonne und blaue Augen.«

Sie runzelte die Stirn. »Es waren nicht die gleichen Namen«, sagte sie bedächtig, »aber ich habe schon vermutet, daß sie mir ihre wirklichen Namen nicht genannt haben. Sie hatten wohl ihre Gründe, nehme ich an. Die eine war ein hübsches Mädchen mit strahlend blauen Augen und rotgoldenem Haar bis auf die Schultern.« Sie beschrieb Nynaeve mit ihrem hüftlangen Zopf und Egwene mit ihren großen, dunklen Augen und dem entwaffnenden Lächeln. Drei hübsche Frauen, und so verschieden, wie man sich nur vorstellen konnte. »Wie ich sehe, sind das diejenigen, die Ihr kennt«, schloß sie. »Es tut mir leid, Junge.«

»Warum tut es Euch leid? Ich habe tagelang versucht, sie zu finden!« *Licht, und in der ersten Nacht bin ich doch glatt hier vorbeigelaufen! An ihnen vorbei! Ich wollte mich bei der Suche vom Zufall leiten lassen. Welcher Zufall könnte wohl größer sein, als auf dem Weg von einem Schiff in einer Regennacht bei einem verfluchten Blitzschlag diese Fenster zu sehen? Seng mich! Seng mich!* »Sagt mir, wo sie sind, Mutter Guenna.«

Die grauhaarige Frau blickte resignierend auf den Herd, wo ihr Wasserkessel aus dem Schnabel dampfte. Ihr Mund bewegte sich, doch sie sagte nichts.

»Wo sind sie?« wollte Mat wissen. »Es ist wichtig! Sie sind in Gefahr, wenn ich sie nicht finde!«

»Ihr versteht nicht«, sagte sie leise. »Ihr seid Fremde. Die Hochlords …«

»Es interessiert mich nicht, wer …« Mat blinzelte und sah Thom an. Der Gaukler schien die Stirn zu runzeln,

aber er hustete so stark, daß sich Mat nicht sicher war. »Was haben die Hochlords mit diesen Mädchen zu tun?«

»Ihr versteht einfach nicht …«

»Redet mir nicht ein, daß ich es nicht verstehe! Ich zahle Euch für die Information.«

Mutter Guenna sah ihn wütend an. »Ich nehme kein Geld für …!« Sie verzog wild das Gesicht. »Ihr verlangt von mir, ich solle Euch Dinge sagen, die zu sagen mir verboten worden sind. Wißt Ihr, was mit mir geschieht, wenn ich es Euch sage und Ihr meinen Namen auch nur flüstert? Zuerst werde ich meine Zunge verlieren. Dann werde ich andere Körperteile los, bevor die Hochlords das aufhängen lassen, was von mir noch übrig ist. Ich werde die letzten Stunden schreiend verbringen, um andere zu mahnen, daß sie gehorchen sollen. Und es wird diesen jungen Frauen nicht viel nützen, wenn ich es verrate oder wenn ich sterbe!«

»Ich verspreche, daß ich Euren Namen niemals andern gegenüber erwähne! Ich schwöre es!« *Und diesen Eid werde ich halten, alte Frau, wenn du mir nur sagst, wo sie, verdammt noch mal, sind!* »Bitte! Sie sind in Gefahr!«

Sie musterte ihn lange Zeit. Als sie fertig war, hatte er das Gefühl, sie kenne ihn bis auf den Grund seiner Seele. »Bei diesem Eid werde ich es Euch sagen. Ich … mochte sie. Aber Ihr könnt nichts tun. Ihr seid zu spät dran, Matrim Cauthon. Beinahe drei Stunden zu spät. Sie sind in den Stein gebracht worden. Hochlord Samon ließ sie holen.« Sie schüttelte müde den Kopf. »Er schickte … Frauen aus … die die Macht benützten. Ich habe selbst nichts gegen Aes Sedai, aber es verstößt hier gegen das Gesetz. Das Gesetz, das die Hochlords erließen. Und wenn sie jedes andere Gesetz brächen, aber dieses bestimmt nicht. Warum schickt ein Hochlord Aes Sedai aus, um einen Auftrag für ihn zu erledigen? Warum wollte er diese Mädchen überhaupt haben?«

Mat hätte beinahe losgelacht. »Aes Sedai? Mutter Guenna, Ihr habt mir derart Angst eingejagt! Wenn Aes Sedai sie abholten, gibt es keinen Anlaß zur Sorge. Alle drei werden ja selbst Aes Sedai. Nicht, daß mir das besonders gefällt, aber so ist das eben.«

Das Grinsen verging ihm, als sie abermals den Kopf schüttelte.

»Junge, diese Mädchen haben sich gewehrt wie ein Löwenfisch im Netz. Ob sie nun Aes Sedai werden wollen oder nicht, diejenigen, von denen sie geholt wurden, haben sie wie Haie bearbeitet. Freundinnen schlagen einen nicht zusammen.«

Er fühlte, wie sich sein Gesicht unwillkürlich verzerrte. *Aes Sedai haben ihnen weh getan? Was, beim Licht …? Der verfluchte Stein. Dagegen war der Palast in Caemlyn der reinste Hühnerhof. Seng mich! Ich stand dort draußen im Regen und habe dieses Haus betrachtet! Seng mich lichtblinden Narren!*

»Wenn Ihr Euch die Hand brecht«, sagte Mutter Guenna, »werde ich sie einrichten und heilen, aber wenn Ihr meine Wand beschädigt, häute ich Euch wie ein Rotauge!«

Er zwinkerte, sah dann seine Faust an und erblickte abgeschürfte Knöchel. Er erinnerte sich nicht einmal daran, gegen die Wand geschlagen zu haben.

Die kräftig gebaute Frau nahm seine Hand resolut in die ihre, aber die prüfenden Finger waren überraschend sanft. »Nichts gebrochen«, knurrte sie nach einer Weile. Ihr Blick, mit dem sie sein Gesicht musterte, war genauso sanft. »Mir scheint, sie bedeuten Euch etwas. Oder wenigstens eine von ihnen, schätze ich. Es tut mir leid, Mat Cauthon.«

»Das ist nicht nötig«, sagte er zu ihr. »Wenigstens weiß ich jetzt, wo sie sind. Alles, was ich tun muß, ist, sie da rauszuholen.« Er fischte seine beiden letzten andoranischen Goldkronen aus der Tasche und drückte sie ihr in die Hand. »Für Thoms Medikamente und dafür, daß Ihr mir von den Mädchen berichtet habt.« Aus einem spontanen Einfall heraus gab er ihr einen Kuß auf die Wange und grinste sie an. »Und das ist von mir selbst.«

Überrascht berührte sie ihre Wange. Sie schien sich nicht entscheiden zu können, ob sie nun die Münzen oder ihn ansehen solle. »Sie herausholen, sagt Ihr. Einfach so. Aus dem Stein.« Plötzlich stieß sie ihm einen Finger, so hart wie ein Ast, in die Rippen. »Ihr erinnert mich an meinen Mann, Mat Cauthon. Er war ein sturer Narr, der direkt einem Sturm in die Fänge segeln und dabei noch lachen konnte. Fast bin ich geneigt zu glauben, daß Ihr es schafft.« Sie entdeckte seine schlammverspritzten Stiefel, die ihr vorher wohl nicht aufgefallen waren. »Ich habe sechs Monate gebraucht, um ihm beizubringen, daß er mir keinen Schlamm ins Haus schleppt. Wenn Ihr diese Mädchen herausholt, wird diejenige, auf die Ihr ein Auge geworfen habt, einige Schwierigkeiten haben, Euch so zu erziehen, daß man Euch in ein sauberes Haus überhaupt einlassen kann.«

»Ihr seid die einzige Frau, die das fertigbringen könnte«, sagte er mit einem Grinsen, das unter ihrem finsteren Blick immer breiter wurde. *Sie herausholen. Das ist alles, was ich tun muß. Sie einfach aus dem Stein von dem verfluchten Tear herausholen.* Thom hustete wieder. *So geht er nicht in den Stein hinein. Nur, wie halte ich ihn davon ab?* »Mutter Guenna, kann ich meinen Freund hierlassen? Ich glaube, er ist zu krank, um zum Gasthof zurückzulaufen.«

»Was?« rief Thom empört. Er versuchte, sich von seinem Stuhl zu erheben, wobei er so stark husten mußte, daß er kaum sprechen konnte. »Ich bin … keineswegs … so krank, Junge! Glaubst du … daß … in den Stein reinlaufen … so leicht wie in die … in die Küche deiner Mutter? Glaubst du … du würdest es … auch nur bis … zum Tor schaffen ohne mich?« Er hielt sich an der Stuhllehne fest, aber all das Keuchen und Husten hinderte ihn daran, sich mehr als nur zur Hälfte zu erheben.

Mutter Guenna legte ihm eine Hand auf die Schulter und drückte ihn so leicht wie ein Kind wieder auf den Stuhl hinunter. Der Gaukler blickte sie überrascht an. »Ich pflege ihn gesund, Mat Cauthon«, sagte sie.

»Nein!« rief Thom. »Das kannst du mir … nicht antun! Du kannst … mich nicht bei … dieser alten …« Nur ihre Hand an seiner Schulter verhinderte, daß er vornüberfiel.

Mat grinste den weißhaarigen Mann an. »Es war mir ein Vergnügen, dich kennengelernt zu haben, Thom.«

Als er auf die Straße hinauseilte, fragte er sich selbst, warum er das eigentlich gesagt hatte. *Er wird schließlich nicht, verdammt noch mal, sterben. Diese Frau hält ihn am Leben, und wenn sie ihn am Schnurrbart wieder aus dem Grab herausziehen muß. Ja, aber wer hält mich am Leben?*

Vor ihm ragte der Stein von Tear über der Stadt auf, unbezwingbar, eine Festung, die man hundertmal belagert hatte, ein Stein, an dem sich hundert Heere die Zähne ausgebissen hatten. Und irgendwie mußte er hineinkommen. Und drei Frauen herausholen. Irgendwie.

Er lachte auf, so daß sich sogar die mürrischen Bewohner dieses Viertels nach ihm umdrehten. Dann ging er zum *Weißen Halbmond* zurück, ohne auf den Schlamm oder die feuchte Hitze zu achten. Er spürte, wie in seinem Kopf die Würfel purzelten.

Eine Falle schnappt zu

Perrin zog sich den Mantel über, als er durch die abendlichen Schatten zurück zum *Stern* schritt. Eine zufriedene Erschöpfung hatte seine Arme und Schultern erfaßt. Außer einigen kleineren Arbeiten hatte Meister Ajala ihn an einem großen, kunstvoll verzierten Eisentor arbeiten lassen, das den Eingang zum Grundstück irgendeines Landadligen schmücken sollte. Er hatte es richtig genossen, etwas so Hübsches unter seinen Händen entstehen zu sehen.

»Ich glaubte, die Augen würden ihm aus dem Kopf fallen, Schmied, als du sagtest, du würdest dieses Ding nicht bearbeiten, falls es für einen Hochlord bestimmt sei.«

Er warf Zarine einen Seitenblick zu. Die Schatten ließen ihr Gesicht zur Maske erstarren. Selbst für seine Augen waren diese Schatten überall, wenn auch ein wenig blasser als für die Augen anderer Menschen. Sie betonten ihre hohen Wangenknochen und ließen ihren scharfen Nasenrücken weicher erscheinen. Er wurde einfach nicht schlau aus ihr. Obwohl Moiraine und Lan darauf bestanden, daß sie sich in der Nähe des Gasthofs aufhalten sollten, wünschte er, sie fände etwas anderes zu tun, als ihm die ganze Zeit bei der Arbeit zuzusehen. Aus irgendeinem Grund wurde er immer ganz ungeschickt, wenn er sich ihres auf ihm ruhenden Blickes bewußt wurde. Mehr als einmal hatte er mit dem Hammer danebengeschlagen, bis Meister Ajala erstaunt die Stirn runzelte. Mädchen hatten ihn schon immer nervös gemacht, besonders wenn sie ihn anlächelten, aber Zarine mußte nicht einmal lächeln. Nur herschauen. Er fragte sich wieder, ob sie die schöne Frau sei, vor der ihn Min gewarnt hatte. *Besser, wenn sie der Falke ist.* Dieser Gedanke kam so überraschend, daß er stolperte.

»Ich wollte nicht, daß irgend etwas, was ich herstelle, in die Hände eines der Verlorenen fällt.« Seine Augen glühten golden, als er sie anblickte. »Falls es für einen Hochlord bestimmt war, wie hätte ich dann feststellen können, bei wem es landet?« Sie schauderte. »Ich wollte dich nicht ängstigen, Fai … Zarine.«

Sie lächelte breit. Wahrscheinlich glaubte sie, er könne das im Schatten nicht sehen. »Du wirst noch aufgeben, Bauernjunge. Hast du jemals daran gedacht, einen Bart zu tragen?«

Es ist schlimm genug, daß sie mich ständig auf den Arm nimmt, aber die Hälfte der Zeit über verstehe ich sie nicht einmal!

Als sie den Vordereingang des Gasthofs erreichten, trafen sie Moiraine und Lan, die aus der entgegengesetzten Richtung kamen. Moiraine trug diesen Leinenumhang, dessen breite, tiefe Kapuze ihr Gesicht vollständig verbarg. Lichtschein aus den Fenstern des Schankraums malte gelbe Flecken auf die Pflastersteine. Zwei oder drei Kutschen rumpelten vorbei, und vielleicht ein Dutzend Passanten befanden sich in Sichtweite. Sie eilten wohl zum Essen nach Hause. Der größere Teil der Straße wurde aber von den Schatten beherrscht. Der Weberladen war verschlossen. Die Stille wirkte betäubend.

»Rand ist in Tear.« Die Stimme der Aes Sedai ertönte aus den Tiefen ihrer Kapuze wie aus einer Höhle.

»Seid Ihr sicher?« fragte Perrin. »Ich habe nichts davon gehört, daß etwas Eigenartiges passiert sei. Keine Hochzeiten, keine ausgetrockneten Brunnen.« Er sah, wie Zarine verwirrt die Stirn runzelte. Moiraine war ihr gegenüber nicht gerade freigebig mit Informationen gewesen und er auch nicht. Loial zum Schweigen zu bringen war schwieriger gewesen.

»Hörst du denn keine Gerüchte, Schmied?« fragte der Behüter. »Es hat Hochzeiten gegeben, und zwar in den letzten vier Tagen genauso viele wie in dem halben Jahr zuvor. Und so viele Morde, wie sonst in einem ganzen Jahr. Heute ist ein Kind vom Balkon eines Palasts gestürzt. Hundert Schritt tief auf das Straßenpflaster. Es ist aufgestanden und ohne einen Kratzer heim zu seiner Mutter gelaufen. Die Erste von Mayene, die seit dem Herbst als ›Gast‹ im Stein festgehalten wird, verkündete heute, daß sie sich dem Willen der Hochlords beugen wird, nachdem sie gestern noch behauptete, sie würde lieber Mayene und all seine Schiffe verbrennen, als daß sie auch nur einem Landadligen aus Tear gestattete, die Stadt zu betreten. Sie haben sie bisher nicht gefoltert, und die junge Frau hat einen eisernen Willen. Also sag mir, ob du es für möglich hältst, daß Rand der Auslöser dieses Sinneswandels ist. Schmied, Tear kocht wie ein Wasserkessel.«

»Diese Dinge mußte man mir nicht einmal erzählen«, sagte Moiraine. »Perrin, habt Ihr letzte Nacht von Rand geträumt?«

»Ja«, gab er zu. »Er befand sich im Herzen des Steins und hielt dieses Schwert« – er fühlte, wie sich Zarine neben ihm rührte –, »aber ich habe mir schon so viele Gedanken darüber gemacht, daß es kein Wunder ist, wenn ich davon träume. Ich hatte letzte Nacht überhaupt nur Alpträume.«

»Ein hochgewachsener Mann?« fragte Zarine. »Rötliches Haar und graue Augen? Er hielt etwas in Händen, das so hell leuchtet, daß es in den Augen schmerzt? An einem Ort mit mächtigen Sandsteinsäulen überall? Schmied, sag mir, daß dies nicht dein Traum war.«

»Seht Ihr?« sagte Moiraine. »Ich habe heute diesen Traum hundertmal geschildert bekommen. Alle sprechen von Alpträumen. Besonders Be'lal denkt nicht daran, seine Träume abzuschirmen. Aber dieser war der häufigste.« Sie lachte mit einemmal. Es klang kalt wie das leise Klingeln metallener Glöckchen. »Die Menschen sagen, er sei der Wiedergeborene Drache. Sie sagen, er käme. Sie flüstern ängstlich in den Gassen davon, aber sie behaupten es steif und fest.«

»Und was ist mit Be'lal?« fragte Perrin.

Moiraines Antwort besaß die Schärfe einer Stahlklinge: »Ich werde mich heute abend um ihn kümmern.« Von ihr ging kein Geruch nach Angst aus.

»*Wir* werden uns heute nacht um ihn kümmern«, sagte Lan zu ihr.

»Ja, mein Gaidin. Wir werden uns um ihn kümmern.«

»Und was sollen wir tun? Hier herumsitzen und warten? Ich habe in den Bergen genug gewartet, daß es für mein ganzes Leben ausreicht, Moiraine.«

»Ihr und Loial – und Zarine – geht nach Tar Valon«, sagte sie zu ihm. »Bis alles vorbei ist. Das ist für Euch der sicherste Ort.«

»Wo ist der Ogier?« fragte Lan. »Ich will, daß Ihr drei Euch so schnell wie möglich auf den Weg nach Norden begebt.«

»Oben, denke ich«, sagte Perrin. »In seinem Zimmer, oder vielleicht im Speisezimmer. Die Fenster dort oben sind beleuchtet. Er arbeitet doch häufig an seinen Aufzeichnungen. Ich schätze, wenn wir davonlaufen, wird er in seinem Buch eine Menge darüber zu sagen haben.« Die Bitterkeit in seiner eigenen Stimme überraschte ihn. *Licht, Narr, willst du dich einem der Verlorenen entgegenstellen? Nein. Nein, aber ich bin es leid, immer wegzulaufen. Ich erinnere mich daran, daß ich einmal nicht weggelaufen bin. Ich erinnere mich daran, daß ich gekämpft habe, und das war besser. Obwohl ich glaubte, ich müßte sterben, war es besser.*

»Ich werde ihn finden«, verkündete Zarine. »Ich schäme mich nicht zuzugeben, daß ich froh bin, diesem Kampf hier zu entkommen. Männer kämpfen, wenn sie lieber weglaufen sollten, und Narren kämpfen, wenn sie weglaufen sollten. Aber mir müßt Ihr das nicht zweimal sagen.« Sie ging voraus. Ihre engen Beinkleider raschelten leise, als sie den Gasthof betraten.

Perrin sah sich im Schankraum um, während sie ihr zur Hintertreppe folgten. Es saßen weniger Männer an den Tischen, als er erwartet hatte. Ein paar hockten mit leeren Blicken allein für sich, aber wo zwei oder drei zusammensaßen, da flüsterten sie in ängstlichem Tonfall so leise miteinander, daß er es kaum hören konnte. Trotzdem konnte er dreimal das Wort ›Drache‹ verstehen.

Als sie oben ankamen, vernahm er ein anderes leises Geräusch: ein Plumpsen, als fiele in dem abgeschlossenen Speisezimmer etwas zu Boden. Er blickte den Flur hinunter in diese Richtung. »Zarine?« Keine Antwort. Er spürte, wie sich ihm die Nackenhaare sträubten, und dann ging er dorthin. »Zarine?« Er schubste die Tür auf. »Faile!«

Sie lag auf dem Boden in der Nähe des Tischs. Als er in den Raum stürzen wollte, ließ ihn Moiraines scharf gerufener Befehl innehalten: »Halt, Ihr Narr! Halt, um Eures Lebens willen!« Sie kam langsam den Flur herunter, drehte den Kopf hierhin und dorthin, als lausche sie auf etwas oder suche nach etwas. Lan folgte ihr, die Hand am Schwertgriff. Doch der Blick aus seinen Augen sagte, er wisse bereits, daß Stahl nichts helfen werde. Sie kam an die Tür und blieb stehen. »Tretet zurück, Perrin. Tretet zurück!«

Gequält starrte er Zarine an, starrte Faile an. Sie lag wie leblos da. Schließlich zwang er sich dazu, einen Schritt zurückzutreten. Er ließ die Tür offenstehen und stand so da, daß er sie noch sehen konnte. Sie sah aus, als sei sie tot. Er konnte nicht einmal mehr erkennen, ob sich ihre Brust hob und senkte. Am liebsten hätte er geheult. Mit finsterer Miene bewegte er seine Hand – die, mit der er die Tür geöffnet hatte. Er öffnete und schloß sie. Der Schmerz durchfuhr ihn, als habe er sich den Ellbogen angestoßen. »Tut Ihr denn nicht endlich etwas, Moiraine? Wenn Ihr nichts tut, dann gehe ich hinein zu ihr.«

»Bleibt stehen, oder Ihr werdet überhaupt nirgends mehr hingehen«, sagte sie ruhig. »Was ist das dort neben ihrer rechten Hand? Als sei es ihr beim Sturz aus der Hand gefallen? Ich kann es nicht erkennen.«

Er funkelte sie an und spähte dann in das Zimmer hinein. »Ein Igel. Es sieht aus wie ein aus Holz geschnitzter Igel. Moiraine, sagt mir, was da vorgeht! Was ist passiert? Sagt es mir!«

»Ein Igel«, murmelte sie. »Ein Igel. Seid still, Perrin. Ich muß nachdenken. Ich habe gespürt, wie sie ausgelöst wurde. Ich kann die Reste des Gewebes noch fühlen, das sie aufbaute. Reiner Geist und sonst nichts. Fast nichts

benützt als ausschließlich die reine Kraft des Elements Geist. Warum läßt mich dieser Igel nur pausenlos an das Element Geist denken?«

»Was habt Ihr gespürt, als es ausgelöst wurde, Moiraine? Was wurde aufgebaut? Eine Falle?«

»Ja, eine Falle«, sagte sie. Sie war so offensichtlich irritiert, daß ihre kühle Beherrschung ins Wanken geriet. »Eine Falle für mich. Wenn Zarine nicht vorangegangen wäre, hätte ich als erste diesen Raum betreten. Lan und ich wären zweifellos hineingegangen, um Pläne zu schmieden und auf das Abendessen zu warten. Nun werde ich nicht mehr auf das Essen warten. Seid still, wenn Ihr wünscht, daß ich dem Mädchen überhaupt helfe. Lan! Bring den Wirt her!« Der Behüter glitt fort in Richtung der Treppe.

Moiraine schritt im Flur auf und ab. Manchmal blieb sie stehen, um aus den Tiefen ihrer Kapuze heraus in das Zimmer zu blicken. Perrin konnte immer noch kein Anzeichen dafür entdecken, daß Zarine noch lebte. Ihre Brust regte sich nicht. Er versuchte auf ihren Herzschlag zu lauschen, aber das war selbst für seine Ohren unmöglich.

Als Lan zurückkehrte, schob er einen verängstigten Jurah Haret vor sich her. Er hielt ihn an seinem fetten Nacken gepackt. Die Aes Sedai fuhr den Mann mit der Halbglatze an: »Ihr habt versprochen, mir dieses Zimmer zu reservieren, Meister Haret!« Ihre Stimme klang so hart und präzise wie ein Abziehmesser. »Nicht einmal einem Zimmermädchen zu gestatten, hier sauberzumachen, wenn ich nicht dabei bin. Wen habt Ihr trotzdem eingelassen, Meister Haret? Sagt es mir sofort!«

Haret zitterte wie ein Wackelpudding. »N-nur die z-zwei Damen, g-gute Frau. S-sie wollten Euch eine Ü-Überraschung hinterlassen. Ich schwöre es, gute Frau. Sie ha-haben es mir gezeigt. Einen kleinen I-gel. Sie sagten, Ihr wärt be-bestimmt überrascht.«

»Ich *war* überrascht, Wirt«, sagte sie leise. »Geht jetzt! Und wenn Ihr auch nur ein Wort darüber fallenlaßt, selbst im Schlaf, dann lasse ich diesen Gasthof niederreißen, bis nur noch ein Loch im Boden bleibt.«

»J-ja, Herrin«, flüsterte er. »Ich schwöre es. Ich schwöre!«

»Geht!«

In seiner Eile, die Treppe zu erreichen, fiel der Wirt erst einmal auf die Knie. Dann polterte er hinunter, als stürze er mehr, denn zu laufen.

»Er weiß, daß ich hier bin«, sagte Moiraine zu dem Behüter, »und er hat Schwarze Ajah eingesetzt, um mir diese Falle zu stellen. Vielleicht glaubt er, ich sei darauf hereingefallen. Beim Auslösen entstand ein winziger Machtstrom, doch vielleicht stark genug, daß er ihn wahrgenommen hat.«

»Dann wird er nicht vermuten, daß wir kommen«, sagte Lan ruhig. Er lächelte fast dabei.

Perrin sah sie mit gefletschten Zähnen an. »Und was ist mit ihr?« wollte er wissen. »Was hat man ihr angetan, Moiraine? Lebt sie noch? Ich kann sie nicht atmen sehen!«

»Sie ist am Leben«, sagte Moiraine bedächtig. »Ich kann nicht, ich wage es nicht, näher zu kommen, um mehr sagen zu können, aber sie lebt. Sie … schläft auf gewisse Weise. So wie ein Bär im Winter. Ihr Herz schlägt so langsam, daß man dazwischen die Minuten zählen kann. Mit ihrer Atmung ist es dasselbe. Sie schläft.« Selbst aus dieser Kapuze heraus konnte er ihren Blick auf sich ruhen fühlen. »Ich fürchte, daß sie nicht mehr hier ist, Perrin. Sie befindet sich nicht mehr in ihrem Körper.«

»Was meint Ihr damit, daß sie sich nicht in ihrem Körper befindet? Licht! Ihr wollt doch nicht etwa sagen, daß sie … ihre Seele gestohlen haben? Wie bei den Seelenlosen?« Moiraine schüttelte den Kopf. Er atmete erleichtert auf. Seine Brust schmerzte, als habe er seit ihren letzten Worten nicht mehr geatmet. »Wo ist sie dann, Moiraine?«

»Ich weiß es nicht«, sagte sie. »Ich habe eine Vermutung, doch ich weiß es nicht.«

»Eine Vermutung, einen Hinweis, alles! Verflucht, wo?« Lan rührte sich ob der Grobheit in seinem Tonfall, aber er wußte, daß er den Behüter wie eine Eisenstange auf der Meißelkante zerbrechen würde, sollte er ihn aufhalten wollen. »Wo?«

»Ich weiß sehr wenig, Perrin.« Moiraines Stimme klang wie kalte, gefühllose Musik in seinen Ohren. »Ich habe mich an das wenige erinnert, was einen geschnitzten Igel mit dem Element Geist verbindet. Die Schnitzerei ist ein *Ter'angreal,* das zuletzt von Corianin Nedeal untersucht wurde, der letzten Träumerin in der Burg. Das Talent, das man mit dem Träumen umschreibt, hat etwas mit der Macht Geist zu tun, Perrin. Ich habe das niemals studiert; meine Talente liegen anderswo. Ich glaube, daß Zarine in einem Traum gefangen wurde, vielleicht sogar in der Welt der Träume, *Tel'aran'rhiod.* Alles, was ihr Wesen, ihre Seele ausmacht, befindet sich in diesem Traum. Ein Träumer schickt nur einen Teil seiner selbst dorthin. Falls Zarine nicht bald zurückkehrt, wird ihr Körper sterben. Vielleicht lebt sie dann in dem Traum weiter. Ich weiß es nicht.«

»Es gibt zuviel, was Ihr nicht wißt«, knurrte Perrin. Er lugte in das Zimmer hinein und hätte am liebsten geweint. Zarine wirkte so klein und so hilflos, wie sie da drinnen lag. *Faile. Ich schwöre, ich werde dich von nun an nur*

noch Faile nennen. »Warum unternehmt Ihr denn nichts?«

»Die Falle wurde ausgelöst, Perrin, aber sie wird immer noch jeden einfangen, der diesen Raum betritt. Ich käme nicht einmal an ihre Seite, bevor es auch mich erwischte. Und ich habe eine Aufgabe, die ich heute nacht erfüllen muß.«

»Seng Euch, Aes Sedai! Seng Eure Aufgabe! Diese Welt der Träume! Ist sie wie meine Wolfsträume? Ihr sagtet, daß die Träumer manchmal Wölfe dort sehen.«

»Ich habe Euch gesagt, was ich konnte«, erwiderte sie gereizt. »Es ist Zeit für Euch, zu gehen. Lan und ich müssen uns auf den Weg zum Stein machen. Es kann jetzt kein Warten mehr geben.«

»Nein.« Er sagte es ruhig, doch als Moiraine den Mund zu einer Entgegnung öffnete, erhob er seine Stimme. »Nein! Ich werde sie nicht verlassen!«

Die Aes Sedai atmete tief durch. »Also gut, Perrin.« Ihre Stimme war aus purem Eis: ruhig, glatt, kalt. »Bleibt, wenn Ihr wünscht. Vielleicht überlebt Ihr ja diese Nacht. Lan!«

Sie und der Behüter schritten den Flur hinunter zu ihren Zimmern. Nach wenigen Augenblicken erschienen sie wieder. Lan trug seinen farbverändernden Umhang und verschwand die Treppe hinunter, ohne daß sie ihm auch nur ein Wort sagen mußte.

Er blickte durch die offene Tür Faile an. *Ich muß etwas unternehmen. Wenn es so ist wie die Wolfsträume ...*

»Perrin«, ertönte Loials tiefes Grollen, »was ist mit Faile?« Der Ogier kam in Hemdsärmeln über den Flur heran, Tinte an den Fingern und eine Schreibfeder in der Hand. »Lan sagte mir, ich solle gehen, und dann sagte er etwas von Faile, die in einer Falle stecke. Was hat er gemeint?«

Perrin berichtete ihm, was Moiraine gesagt hatte. *Es könnte klappen. Vielleicht. Es muß einfach!* Er war überrascht, als Loial grollte:

»Nein! Perrin, das ist einfach nicht recht! Faile war so frei. Es ist nicht recht, sie in eine Falle zu sperren!«

Perrin blickte zu Loials Gesicht auf, und plötzlich fielen ihm die alten Geschichten ein, in denen behauptet wurde, die Ogier seien unnachgiebige Feinde. Loials Ohren lagen flach an den Seiten seines Kopfes an, und sein Gesicht war so hart wie ein Amboß.

»Loial, ich werde versuchen, Faile zu helfen. Aber währenddessen bin ich selbst völlig hilflos. Deckst du mir den Rücken?«

Loial hob diese riesigen Hände, die so vorsichtig ein Buch halten konnten, und seine dicken Finger krümmten sich, als wolle er Steine zermalmen. »Niemand kommt an mir vorbei, solange ich am Leben bin, Perrin. Nicht einmal ein Myrddraal oder der Dunkle König selbst.« Er sprach dies aus, als sei es eine Tatsache, an der nicht zu rütteln war.

Perrin nickte und spähte noch einmal durch die Tür. *Es muß funktionieren. Es ist mir jetzt gleich, ob Min mich vor ihr warnte oder nicht.* Mit einem Knurren sprang er auf Faile zu und streckte die Hand nach ihr aus. Er glaubte noch, ihren Knöchel berührt zu haben, bevor er das Bewußtsein verlor.

Ob dieser Traum von einer Falle ihn nach *Tel'aran'rhiod* geführt hatte oder nicht, war Perrin nicht klar, aber er wußte, daß es ein Wolfstraum war. Grasbewachsene Hügel mit vereinzelten Dickichten umgaben ihn. Er sah Hirsche an einer Baumgruppe äsen, und über das Gras huschte eine Herde von Tieren, die wie braun-gestreifte Hirsche aussahen, aber lange, gerade Hörner aufwiesen, in hohen Sätzen dahin. Ihre Witterung, die der Wind zu ihm herübertrieb, sagte ihm, daß sie gut schmecken würden. Andere Düfte zeugten davon, daß hier die Jagdgründe üppig waren. Das war der Traum eines Wolfs.

Er trug die lange Lederweste eines Schmieds, wie er bemerkte. Seine Arme waren bloß. An seiner Seite hing etwas Schweres. Er berührte den Axtgürtel, aber nicht die Axt hing dort in ihrer Schlinge. Er ließ seine Finger über den glatten Kopf des Schmiedehammers gleiten. Es war ein gutes Gefühl.

Springer erhob sich direkt vor ihm.

Wieder kommst du wie ein Narr herbei. Der Gedanke aber zeigte das Bild eines Welpen, der seine Nase in einen hohlen Baumstamm steckte, um den Honig aufzuschlecken, obwohl Bienen ihn in die Schnauze und in die Augen stachen. *Die Gefahr ist größer denn je, Junger Bulle. Bösartige Dinge bevölkern den Traum. Die Brüder und Schwestern meiden den Steinberg, den die Zweibeiner errichtet haben. Sie fürchten sich beinahe schon davor, den anderen einen Traum zu schicken. Du mußt gehen!*

»Nein«, sagte Perrin. »Faile ist hier irgendwo und steckt in einer Falle. Ich muß sie finden, Springer. Ich muß!« Er fühlte, wie sich in ihm selbst etwas verschob, etwas änderte. Er blickte auf seine zottigen Beine und seine breiten Pfoten hinunter. Er war ein noch größerer Wolf als Springer.

Du bist zu sehr hier! Jeder dieser Gedanken sandte nackte Angst. *Du wirst sterben, Junger Bulle!*

Wenn ich den Falken nicht befreie, ist es mir gleich, Bruder.
Dann wollen wir jagen, Bruder.
Die Schnauzen im Wind, jagten die beiden Wölfe über die Ebene, auf der Suche nach dem Falken.

In den Stein

Mat war sich im klaren darüber, daß die Dächer von Tear in der Nacht kein geeigneter Aufenthaltsort für einen vernünftigen Mann waren. Er spähte in die Schatten, die der Mondschein zurückließ. Nur etwa fünfzig Schritt Entfernung über eine breite Straße oder einen kleinen Platz hinweg trennten das Ziegeldach, auf dem er sich befand, vom Stein. Er befand sich drei Stockwerke hoch über dem Pflaster. *Aber seit wann bin ich ein vernünftiger Mann? Die einzigen vernünftigen Leute, die ich je kennenlernte, waren so langweilig, daß man schon vom Zusehen hätte einschlafen können.* Ob nun Straße oder kleiner Platz, er war jedenfalls seit Einbruch der Nacht dort unten rund um den Stein marschiert. Nur ans Flußufer konnte man nicht gelangen, wo der Erinin genau am Fuß der Festung entlangfloß. Ansonsten war die einzige Unterbrechung die Stadtmauer gewesen. Diese Mauer befand sich nur zwei Häuserblocks zu seiner Rechten. Wie auch immer, die Mauerkrone erschien ihm als der beste Weg zum Stein, aber es war keiner, den er mit viel Vergnügen angehen würde.

Er nahm seinen Bauernspieß wieder in die Hand und dazu eine kleine Blechschachtel mit Drahtgriff, und dann schob er sich vorsichtig zu einem Backsteinschlot hinüber, der ein bißchen näher an der Mauerkrone aufragte. Die Rolle mit Feuerwerkskörpern, oder zumindest was die Rolle mit Feuerwerkskörpern gewesen war, bevor er sie in seinem Zimmer bearbeitet hatte, rutschte an seinem Rücken entlang. Jetzt war es eher zu einem Bündel geworden, in dem alles so eng zusammengepreßt war, wie er es nur geschafft hatte, aber eigentlich war es immer noch zu sperrig, um damit in der Dunkelheit über die Dächer zu klettern. Vor einiger Zeit war er deshalb ausgerutscht, und ein Dachziegel war klappernd über die Kante geglitten und hinuntergefallen. Das hatte wohl einen Mann in einem Zimmer darunter aufgeweckt. Er hatte ›Dieb‹ geschrien, und Mat war davongerannt. Er rückte das Bündel gedankenverloren wieder im Schatten des Schornsteins zurecht. Einen Augenblick später stellte er die Blechschachtel ab. Der Drahtgriff wurde allmählich unangenehm warm.

Er fühlte sich hier ein wenig sicherer, als er den Stein aus dem Schatten heraus betrachtete, aber viel ermutigender wirkte das alles nicht. Die Stadtmauer war keineswegs so breit, wie er es in anderen Städten gesehen hatte, in Caemlyn oder in Tar Valon. Sie war nicht mehr als einen Schritt breit und von großen Steinstreben gestützt, die nun in Dunkelheit gehüllt waren. Ein Schritt Breite reichte natürlich leicht, um darauf zu gehen, aber die Fallhöhe nach beiden Seiten betrug beinahe zehn Spannen. Durch das Dunkel hinunter auf das harte Pflaster. *Aber ein paar von diesen blutigen Häusern sind direkt angebaut. Ich kann leicht auf die Krone kommen, und die führt verdammt geradewegs zum verfluchten Stein!*

Das stimmte schon, trug aber wenig zu seiner Beruhigung bei. Die Seiten des Steins wirkten wie Felsklippen. Er versuchte noch einmal, ihre Höhe abzuschätzen, und sagte sich, daß er eigentlich in der Lage sein sollte, dort hochzuklettern. *Sicher kann ich das. Das ist wie die Felswände in den Verschleierten Bergen.* Mehr als hundert Schritt gerade hoch, und dann kam die Festungsmauer. Etwas weiter unten mußten sich Schießscharten befinden, aber jetzt in der Nacht konnte er sie nicht ausmachen. Und er konnte sich sowieso nicht durch eine Schießscharte zwängen. *Hundert verfluchte Schritte. Vielleicht hundertzwanzig. Seng mich, selbst Rand würde nicht versuchen, da hochzuklettern.* Aber es war der einzige Weg, den er finden konnte. Jedes Tor, das er bemerkt hatte, war abgeschlossen und schien stark genug, um eine Herde Büffel aufzuhalten. Ganz zu schweigen von dem Dutzend oder mehr Soldaten, die beinahe jedes davon bewachten und deren Helme, Brustpanzer und Schwerter durchaus bedrohlich wirkten.

Plötzlich blinzelte er und starrte mit zusammengekniffenen Augen auf die Flanke des Steins. Irgendein Narr kletterte tatsächlich dort empor. Er war gerade noch als beweglicher Schatten im Mondschein sichtbar und befand sich bereits mehr als zur Hälfte oben. Von ihm aus waren es mehr als siebzig Schritt bis hinunter auf die Pflastersteine. *Ist das nicht ein Narr? Na ja, ich bin genauso einer, denn ich werde auch hinaufklettern. Seng mich, vielleicht löst er einen Alarm aus, und mich fangen sie dann?* Er konnte den Kletternden nicht mehr erkennen. *Wer beim Licht ist das denn? Was spielt es schon für eine Rolle, wer das ist? Seng mich, das ist ein verfluchter Weg, um eine Wette zu gewinnen. Ich werde mir zur Belohnung von allen einen Kuß holen, selbst von Nynaeve!*

Er drehte sich ein wenig um, damit er die Mauer besser sah, und versuchte, eine Stelle zu finden, an der er hochklettern könnte. Da plötzlich spürte er Stahl an der Kehle. Ohne nachzudenken, schlug er die Klinge und dem Mann mit seinem Stock die Füße unter dem Körper weg. Jemand anders zog ihm wieder die Füße weg, und er stürzte beinahe auf den Mann, den er zu Fall gebracht hatte. Er rollte auf die Dachziegel und verlor sein Bündel

Feuerwerkskörper. *Wenn das auf die Straße fällt, breche ich ihnen das Genick!* Sein Stock wirbelte durch die Luft. Er spürte, wie er auf Fleisch trat und hörte ein zweifaches Stöhnen. Dann hatte er zwei Klingen gleichzeitig an der Kehle.

Er erstarrte mit ausgestreckten Armen. Die Spitzen kurzer Speere, so matt, daß man sie im schwachen Mondschein kaum sehen konnte, senkten sich in seinen Hals. Sie hielten inne, ohne einen Tropfen Blut zu fordern. Sein Blick folgte ihnen bis zu den Gesichtern derer, die sie festhielten, doch ihre Köpfe waren verhüllt und ihre Gesichter schwarz verschleiert bis auf die Augen, die ihn anblickten. *Seng mich, ich bin wohl auf echte Diebe gestoßen! Was ist mit meinem Glück passiert?*

Er setzte ein Grinsen auf, bei dem seine Zähne im Mondlicht gut sichtbar waren. »Ich habe nicht vor, Euch bei Eurer Arbeit zu stören. Wenn Ihr mich also gehen laßt, lasse ich Euch Eurer Wege gehen und sage nichts.« Die Verschleierten rührten sich nicht, desgleichen ihre Speere. »Ich kann genausowenig Lärm gebrauchen wie Ihr. Ich werde Euch nicht verraten.« Sie standen da wie Standbilder und sahen ihn an. *Seng mich, ich habe für so was keine Zeit. Ich muß die Würfel rollen lassen.* Einen eisigen Augenblick lang kamen ihm die Worte in seinem Kopf eigenartig vor. Er verstärkte seinen Griff um den Bauernspieß, der an seiner Seite lag, und hätte beinahe aufgeschrien, als jemand hart auf sein Handgelenk trat.

Er verdrehte die Augen nach oben, um zu sehen, wer das gewesen war. *Seng mich Narren, ich hatte den vergessen, auf den ich gefallen war.* Aber er sah noch eine andere Gestalt, die sich hinter demjenigen bewegte, der auf seinem Handgelenk stand, und war dann doch der Meinung, es sei besser gewesen, den Stock nicht noch einmal ins Spiel zu bringen.

Es war ein weicher, bis zum Knie geschnürter Stiefel, der auf seinem Arm ruhte. Etwas zupfte an seinem Gedächtnis. Etwas von einem Mann, den sie in den Bergen getroffen hatten. Er beäugte den Rest der in Nacht gehüllten Gestalt und versuchte, den Schnitt und die Farben ihrer Kleidung auszumachen. Alles schien aus Schatten zu bestehen. Die Farben verschwammen derart in der Dunkelheit, daß er sie nicht erkennen konnte. An der Hüfte des Burschen hing ein Messer mit langer Klinge. Das Gesicht war von einem dunklen Schleier verhüllt. Ein schwarzverschleiertes Gesicht. Schwarzer Schleier!

Aiel! Seng mich, was machen denn verfluchte Aiel hier? Er hatte ein flaues Gefühl im Magen, als er sich daran erinnerte, daß sich die Aiel zum Töten verschleierten.

»Ja«, sagte eine Männerstimme, »wir sind Aiel.« Mat fuhr zusammen. Es war ihm nicht klar gewesen, daß er laut gesprochen hatte.

»Ihr tanzt gut für einen, der überrascht wurde«, erklärte die Stimme einer jungen Frau. Er glaubte, das müsse die sein, die auf seinem Handgelenk stand. »Vielleicht werde ich an einem anderen Tag Zeit haben, richtig mit Euch zu tanzen.«

Er begann zu lächeln. *Wenn sie tanzen will, dann werden sie mich wohl wenigstens nicht töten.* Doch dann runzelte er die Stirn. Er schien sich dunkel daran zu erinnern, daß die Aielfrauen damit etwas anderes meinten.

Die Speere wurden zurückgezogen, und Hände halfen ihm auf die Beine. Er schüttelte sie ab und strich sich die Kleidung glatt, als stünde er in einer Taverne und nicht mit vier Aiel auf einem in Finsternis gehüllten Dach. Es zahlte sich immer aus, wenn man den Gegner wissen ließ, daß man gute Nerven hatte. Die Aiel trugen an den Hüften außer ihren Messern auch Köcher und auf dem Rücken weitere dieser kurzen Speere neben Bögen in ihren Behältern. Die langen Speerspitzen ragten über ihre Schultern hinaus. Er ertappte sich dabei, wie er summte: ›Ich bin unten am Grund des Brunnens‹, und sofort hörte er wieder auf damit.

»Was macht Ihr hier?« fragte die Männerstimme. Wegen ihres Schleiers war sich Mat nicht ganz sicher, wer gerade gesprochen hatte. Die Stimme klang älter, selbstbewußt, befehlsgewohnt. Er glaubte nun wenigstens die Frau genauer erkennen zu können. Sie war als einzige kleiner als er, aber nicht viel. Die anderen waren alle mindestens einen Kopf größer. *Verfluchte Aiel,* dachte er. »Wir haben Euch eine Weile beobachtet«, fuhr der ältere Mann fort, »wie Ihr wiederum den Stein beobachtet habt. Ihr habt ihn von allen Seiten genau studiert. Warum?«

»Das gleiche könnte ich Euch alle fragen«, sagte eine andere Stimme. Mat war der einzige, der zusammenzuckte, als ein Mann in Pumphosen aus den Schatten trat. Der Bursche schien barfuß zu sein, wohl um auf den Dachziegeln einen besseren Halt zu finden. »Ich hatte erwartet, Diebe anzutreffen und keine Aiel«, fuhr der Mann fort, »aber glaubt nicht, daß ich Eurer Anzahl wegen Angst habe.« Ein schmaler Stock, nicht länger, als der Mann groß war, wirbelte und summte durch die Luft. »Ich heiße Juilin Sandar und bin Diebefänger, und ich will wissen, warum Ihr Euch auf den Dächern befindet und den Stein anstarrt.«

Mat schüttelte den Kopf. *Verflucht, wie viele Leute sind denn heute nacht noch auf den Dächern?* Alles, was jetzt noch nötig war, war das Auftreten Thoms mit seiner Laute, oder irgend jemandes, der sie nach dem Weg zu

einer Schenke fragte. *Ein verfluchter Diebefänger!* Er fragte sich, warum die Aiel einfach nur herumstanden.

»Ihr schleicht Euch für einen Stadtbewohner recht gut an«, sagte die Stimme des älteren Mannes. »Aber warum folgt Ihr uns? Wir haben nichts gestohlen. Warum habt Ihr heute nacht selbst so oft den Stein angesehen?«

Sogar im Mondschein konnte man Sandars offensichtliche Überraschung sehen. Er zuckte kurz, öffnete den Mund – und schloß ihn dann wieder, als sich vier weitere Aiel aus der Dunkelheit hinter ihm erhoben. Seufzend lehnte er sich auf seinen dünnen Stock. »Mir scheint, ich habe mich selbst gefangen«, knurrte er. »Jetzt muß ich wohl Eure Fragen beantworten.« Er spähte zum Stein hinüber und schüttelte den Kopf. »Ich … habe heute etwas getan … das mich beunruhigt.« Es klang beinahe, als führe er ein Selbstgespräch und bemühe sich, etwas herauszufinden. »Ein Teil von mir sagt, es sei richtig gewesen, was ich tat, und ich müsse gehorchen. Sicherlich erschien es mir richtig, als ich es tat. Aber eine kleine Stimme sagt mir … daß ich etwas verraten habe. Ich bin sicher, daß diese Stimme sich täuscht, und sie ist sehr dünn, aber sie gibt nicht auf.« Er schwieg und schüttelte wieder den Kopf.

Einer der Aiel nickte und sprach mit der Stimme des älteren Mannes: »Ich bin Rhuarc von der Neun-Täler-Sept der Taardad Aiel, und einst war ich *Aethan Dor,* ein Angehöriger der Rotschilde. Manchmal übernehmen die Rotschilde die gleichen Aufgaben wie Eure Diebefänger. Ich erkläre Euch das, damit Ihr wißt, daß ich verstehe, was Ihr tut und welche Art von Mann Ihr seid. Ich will Euch nichts antun, Juilin Sandar von den Diebefängern, und auch nicht den Menschen in Eurer Stadt, aber ich kann nicht zulassen, daß Ihr einen Alarm auslöst. Wenn Ihr schweigt, lebt Ihr weiter, wenn nicht, dann nicht.«

»Ihr habt also keine bösen Absichten der Stadt gegenüber«, sagte Sandar bedächtig. »Warum seid Ihr dann hier?«

»Der Stein.« Aus Rhuarcs Tonfall konnte man entnehmen, daß er nichts weiter zu sagen gewillt war.

Nach einem Augenblick des Nachdenkens nickte Sandar und grollte leise: »Ich wünschte beinahe, Ihr hättet die Macht, den Stein zu nehmen, Rhuarc. Ich werde den Mund halten.«

Rhuarc wandte nun Mat sein verschleiertes Gesicht zu. »Und Ihr, namenloser Jüngling? Werdet Ihr mir nun sagen, warum Ihr den Stein so genau beobachtet?«

»Ich wollte nur einen Spaziergang im Mondschein machen«, sagte Mat leichthin. Die junge Frau preßte ihm sofort die Speerspitze wieder an die Kehle. Er bemühte sich, nicht zu schlucken. *Na ja, vielleicht kann ich ihnen doch etwas sagen.* Er durfte sie aber nicht wissen lassen, daß er Angst hatte. Wenn der Gegner das wußte, verlor man jeden Vorteil, den man möglicherweise noch hatte. Sehr vorsichtig schob er mit zwei Fingern die Speerspitze von seinem Hals weg. Es schien ihm, daß sie leise lachte. »Ein paar Freunde von mir befinden sich im Stein«, sagte er und bemühte sich, das Ganze nebensächlich klingen zu lassen. »Gefangene. Ich habe vor, sie herauszuholen.«

»Allein, Namenloser?« fragte Rhuarc.

»Na ja, es scheint ja wohl sonst niemand dazusein«, sagte Mat trocken. »Oder wollt Ihr mir helfen? Ihr scheint doch selbst Interesse am Stein zu haben. Wenn Ihr hineinwollt, könnten wir vielleicht zusammen gehen. Wie man es auch anschaut, die Würfel werden entscheiden, und ich habe eine Glückssträhne.« *Jedenfalls bisher. Ich habe schwarzverschleierte Aiel getroffen, und sie haben mir nicht die Kehle durchgeschnitten. Viel besser kann es doch nicht kommen. Seng mich, es wäre nicht gerade übel, da drinnen ein paar Aiel dabeizuhaben.* »Euch könnte Schlimmeres passieren, als auf mein Glück zu setzen.«

»Wir sind nicht Gefangener wegen hier, Spieler«, sagte Rhuarc.

»Es wird Zeit, Rhuarc.« Mat wußte nicht, welcher der Aiel gesprochen hatte, aber Rhuarc nickte.

»Ja, Gaul.« Er blickte erst Mat und dann Sandar und wiederum Mat an. »Löst keinen Alarm aus.« Er wandte sich um, und nach zwei Schritten hatte ihn die Nacht verschluckt.

Mat fuhr zusammen. Auch die anderen Aiel waren weg und hatten ihn mit diesem Diebefänger alleingelassen. *Oder haben sie jemand hiergelassen, uns zu beobachten? Seng mich, wie könnte ich das wissen, wenn es so wäre?* »Ich hoffe, Ihr wollt mich doch wohl nicht auch aufhalten, oder?« sagte er zu Sandar, als er sich das Bündel mit den Feuerwerkskörpern wieder überhängte und den Bauernspieß in die Hand nahm. »Ich werde jedenfalls hineingehen – an Euch vorbei oder durch Euch hindurch, so oder so.« Er ging zum Schornstein hinüber und hob die Blechschachtel auf. Der Drahtgriff war nun mehr als nur warm.

»Diese Freunde, die Ihr erwähnt habt«, sagte Sandar. »Sind das drei Frauen?«

Mat runzelte die Stirn und wünschte, daß bessere Lichtverhältnisse herrschten, damit er das Gesicht des Mannes genauer sehen könne. Die Stimme des Burschen klang eigenartig. »Was wißt Ihr von ihnen?«

»Ich weiß, daß sie sich im Stein befinden. Ich kenne ein kleines Seitentor in der Nähe des Flusses, das ein Diebefänger mit einem Gefangenen passieren darf, wenn er ihn zu den Zellen bringt. Und im Kerker dürften sie wahrscheinlich zu finden sein. Wenn Ihr mir vertraut, Spieler, dann kann ich uns so weit bringen. Was danach

geschieht, hängt vom Zufall ab. Vielleicht bringt Euer Glück uns wieder lebendig heraus.«

»Ich habe schon immer Glück gehabt«, sagte Mat bedächtig. *Traue ich meinem Glück soweit, daß ich ihm traue?* Der Einfall, den Gefangenen zu spielen, gefiel ihm nicht besonders. Es schien zu leicht geschehen zu können, daß aus dem Vorwand Wirklichkeit wurde. Aber das Risiko schien ihm auch wieder nicht größer zu sein, als zu versuchen, im Dunkel dreihundert Fuß oder mehr steil hochzuklettern.

Er blickte zur Stadtmauer hinüber und riß die Augen auf. Schatten glitten darauf entlang, und undeutliche Gestalten kletterten darüber. Aiel – da war er sicher. Sie verschwanden, aber nun konnte er auf der steilsten Felswand unterhalb des Steins von Tear Schatten sehen, die sich langsam hochbewegten. Das wär's also gewesen mit diesem möglichen Weg. Dieser eine Kletterer zuvor hatte es vielleicht in die Festung geschafft, ohne einen Alarm auszulösen, aber hundert oder mehr Aiel würden ja wohl alle Glocken läuten lassen. Allerdings konnten sie auch als Ablenkung nützlich sein. Wenn sie irgendwo im Stein ein Durcheinander verursachten, dann würden diejenigen, die den Kerker bewachten, einem Diebefänger mit einem Gefangenen im Schlepptau nicht soviel Aufmerksamkeit schenken.

Ich könnte genausogut selbst ein wenig zum Durcheinander beitragen. Ich habe hart genug daran gearbeitet.
»Also gut, Diebefänger. Entschließt Euch nur nicht in letzter Sekunde, daß ich wirklich Euer Gefangener sei. Wir können zu Eurem Tor aufbrechen, sobald ich den Ameisenhaufen ein bißchen aufgestört habe.« Er glaubte zu sehen, daß Sandar die Stirn runzelte, aber er wollte dem Mann nicht mehr sagen, als sein mußte.

Sandar folgte ihm über die Dächer und kletterte genauso leichtfüßig wie er höher hinauf. Das letzte Dach befand sich nur ein wenig unterhalb der Mauerkrone und war direkt daran angebaut. Er konnte sich leicht daran hochziehen und brauchte nicht einmal mehr zu klettern.

»Was macht Ihr da?« flüsterte Sandar.

»Wartet hier auf mich.«

Mat trug die Blechschachtel vorsichtig mit einer Hand an ihrem Drahtgriff, und mit der anderen hielt er seinen Bauernspieß waagerecht vor sich. Er atmete tief durch und ging los in Richtung des Steins. Er bemühte sich, nicht daran zu denken, wie tief es bis zum Pflaster dort unten hinunterging. *Licht, das verfluchte Ding ist drei Fuß breit! Darauf könnte ich sogar mit verbundenen Augen im Schlaf laufen!* Drei Fuß breit – im Dunkeln – und fünfzig Fuß über der Straße. Er bemühte sich auch, nicht daran zu denken, was er machen würde, wenn Sandar bei seiner Rückkehr verschwunden war und vielleicht weitere Männer holte, um ihn wirklich gefangenzunehmen. *Nicht daran denken. Nur einfach das tun, was gerade ansteht. Wenigstens werde ich jetzt endlich sehen, wie es aussieht.*

Wie er vermutet hatte, befand sich eine Schießscharte in der Mauer des Steins, wo die Stadtmauer auf sie traf. Es war ein tiefer Einschnitt im Fels, in dem sich ein hoher, enger Schlitz befand, durch den ein Bogenschütze seine Pfeile schicken konnte. Falls der Stein angegriffen wurde, brauchten die Soldaten drinnen eine Möglichkeit, diesen Mauerpfad zu verteidigen. Hinter der Schießscharte war es jetzt dunkel. Es schien niemand aufzupassen. Auch daran hatte er bisher lieber nicht denken wollen.

Schnell stellte er die Blechschachtel hin, lehnte den Bauernspieß an die Mauer und ließ das Bündel von seinem Rücken gleiten. Hastig stopfte er es in die Schießscharte, so tief er konnte. Er wollte den entstehenden Lärm möglichst auf die Festung beschränken. Als er eine Ecke des Öltuchs wegzog, konnte er die verknoteten Zündschnüre sehen. In seinem Zimmer hatte er darüber nachgedacht und schließlich die längeren Lunten ein Stück abgeschnitten, damit sie genauso lang waren wie die kürzeren. Mit den abgeschnittenen Stücken hatte er alle zusammengebunden. Auf diese Art sollten sie eigentlich alle auf einmal hochgehen, und ein Knallen und Blitzen von dieser Größenordnung sollte wohl jeden alarmieren, der nicht gerade taub war.

Der Deckel der Blechschachtel war nun so heiß, daß er zweimal auf seine Finger pusten mußte, bis er ihn schließlich entfernt hatte. Er wünschte sich, Aludras Trick zu kennen, mit dem sie die Laterne so schnell entzündet hatte. In der Schachtel befand sich glühende Holzkohle auf einer Schicht Sand. Der Drahtgriff ließ sich leicht entfernen, und damit hatte er einen Schürhaken, und nach einem bißchen Pusten glühte die Holzkohle wieder hellrot. Mit der improvisierten Drahtzange hob er die Holzkohle an die verknoteten Lunten, ließ dann beides einfach über die Mauer hinunterfallen, während die Lunten zu zischen begannen, schnappte sich den Bauernspieß und rannte über die Mauerkrone zurück.

Das ist verrückt, dachte er im Laufen. Es ist mir gleich, wie stark es knallt. Ich könnte mir meinen dummen Hals brechen …!

Das Donnern hinter ihm war lauter als alles, was er je in seinem Leben gehört hatte. Eine riesige Faust krachte ihm in den Rücken, nahm ihm die Luft, warf ihn zu Boden, und er landete hart auf der Mauerkrone. Seinen Stock konnte er gerade noch festhalten, sonst wäre er hinuntergefallen. Einen Augenblick lang lag er da und rang nach Luft.

Er bemühte sich, nicht daran zu denken, wie sehr er sein Glück herausgefordert hatte, da er nicht von der Mauer gestürzt war. In seinen Ohren klang es wie alle Glocken Tar Valons auf einmal.

Vorsichtig richtete er sich auf und blickte sich nach dem Stein um. Eine Rauchwolke hing über der Schießscharte. Hinter dem Rauch schien sich die Schießscharte selbst verändert zu haben. Sie war größer geworden. Er verstand nicht, wie und warum, aber sie schien ihm größer.

Er überlegte aber nur einen Moment lang. Am Ende dieses Teils der Mauer wartete wahrscheinlich Sandar auf ihn, um ihn als vorgeblichen Gefangenen in den Stein zu bringen, oder vielleicht eilte er auch schon mit einigen Soldaten herbei. Aber an diesem Ende der Mauer gab es möglicherweise einen Weg nach innen, der Sandar gar keine Möglichkeit ließ, ihn zu verraten. So hetzte er den Weg zurück, den er gerade genommen hatte, und dachte ganz einfach nicht mehr an die Dunkelheit und die tief unter ihm liegende Straße.

Die Schießscharte war tatsächlich größer geworden. Die Mitte, wo der Stein dünner gewesen war, war zum größten Teil verschwunden, als habe jemand stundenlang mit einem Schmiedehammer draufgeschlagen. Die Öffnung war groß genug, daß ein Mann durchschlüpfen konnte. *Wie beim Licht ist das geschehen?* Er hatte keine Zeit zum Staunen.

Er schob sich durch die gezackte Öffnung, hustete wegen des beißenden Qualms, sprang auf den Fußboden hinunter und war bereits ein Dutzend Schritte drinnen, als schließlich Verteidiger des Steins erschienen. Es waren mindestens zehn, und sie schrien verwirrt durcheinander. Die meisten waren nur in Hemdsärmeln, und keiner trug Helm oder Brustpanzer. Ein paar hatten Laternen in der Hand. Ein paar andere allerdings hatten die Schwerter gezückt.

Narr! schrie ihm seine innere Stimme zu. *Deswegen hast du doch überhaupt das verfluchte Zeug gezündet! Lichtblinder Narr!*

Er hatte keine Zeit mehr, wieder auf die Mauer hinaus zu flüchten. Mit wirbelndem Bauernspieß warf er sich auf die Soldaten, bevor die eine Gelegenheit hatten, sich überhaupt richtig zu orientieren. Er war in einem Sekundenbruchteil mitten unter ihnen, hieb den Stock gegen Köpfe, Schwerter, Knie, was auch immer er erreichen konnte, und wußte doch, daß es zu viele für ihn allein waren. Es war ihm klar, daß dieser idiotische Wurf Egwene und die anderen jede Chance gekostet hatte, die sonst vielleicht geblieben wäre.

Plötzlich befand sich Sandar neben ihm. Im Lichtschein der Laternen, die von den Männern fallengelassen wurden, als sie nach ihren Schwertern griffen, sah Mat, wie Sandars dünner Stock noch schneller wirbelte als sein Bauernspieß. Die Soldaten, die nun von zwei Stockkämpfern überrascht und in die Enge getrieben wurden, stürzten wie die Kegel zu Boden.

Sandar blickte die am Boden liegenden Männer an und schüttelte den Kopf. »Verteidiger des Steins. Ich habe die Verteidiger angegriffen! Das wird mich meinen Kopf kosten! Was habt Ihr da eigentlich getan, Spieler? Dieser Lichtblitz und Donner, und dann brach hier der Stein! Habt Ihr einen Blitz herabgerufen?« Seine Stimme senkte sich zu einem Flüstern: »Habe ich mich einem Mann angeschlossen, der die Macht gebraucht?«

»Feuerwerkskörper«, sagte Mat kurz angebunden. In seinen Ohren dröhnte es immer noch, aber er hörte rennende Stiefelschritte auf dem Steinboden hallen. »Die Zellen, Mann! Zeigt mir den Weg zu den Zellen, bevor noch mehr hierherkommen!«

Sandar schüttelte sich. »Hier herüber!« Er eilte einen Seitengang hinunter – weg von den sich nähernden Schritten. »Wir müssen uns beeilen! Wenn sie uns hier finden, töten sie uns!« Irgendwo weiter oben hallten Gongschläge. Echos dröhnten durch die Gänge, als immer mehr Gongs den Alarm weitergaben.

Ich komme, dachte Mat, als er hinter dem Diebefänger herrannte. *Ich hole euch raus, oder ich sterbe! Das verspreche ich euch!*

Die Gongschläge des Alarms dröhnten durch den Stein, aber Rand achtete genausowenig darauf wie vorher auf das Krachen, das ihn wie gedämpfter Donner von irgendwo unten erreicht hatte. Seine Seite schmerzte. Es war die alte Wunde, die so brannte. Sie war bei der Kletterei die Steilwand der Festung hoch beinahe wieder aufgebrochen. Doch er achtete auch nicht auf den Schmerz. Ein schiefes Lächeln war auf seinem Gesicht festgefroren, ein erwartungsvolles Lächeln, aber auch von Grauen erfüllt. Selbst wenn er wollte, hätte er es nicht mehr aus seinem Gesicht verbannen können. Es war jetzt ganz nahe. Das Ziel seiner Träume: *Callandor.*

Ich werde es endlich zu Ende bringen. So oder so wird es zu Ende sein. Die Träume beendet … Die Köder, die Herausforderungen, die Jagd. Das werde ich nun alles beenden!

Er lachte in sich hinein und eilte durch die dunklen Gänge des Steins von Tear.

Egwene berührte vorsichtig ihr Gesicht und verzog es vor Schmerzen. Im Mund hatte sie einen bitteren Geschmack, und sie war durstig. *Rand? Was? Warum habe ich wieder von Mat geträumt und dazwischen von*

Rand, und jemand rief, er komme? Was?

Sie öffnete die Augen, starrte die grauen Steinwände an, an denen nur eine qualmende Fackel hing, die flackernde Schatten warf, und dann schrie sie, als ihre Erinnerungen zurückkehrten. »Nein! Ich lasse mich nicht wieder anketten! Ich lasse mir kein Halsband anlegen! Nein!«

Einen Augenblick später waren Nynaeve und Elayne an ihrer Seite. Ihre zerschrammten Gesichter waren allerdings zu besorgt und verängstigt, als daß man den beruhigenden Lauten, die sie von sich gaben, viel Glauben hätte schenken können. Doch allein die Tatsache, daß sie bei ihr waren, reichte, um ihre Schreie verklingen zu lassen. Sie war nicht allein. Gefangen, aber nicht allein. Und ohne Halsband.

Sie versuchte sich aufzusetzen, und die anderen waren ihr behilflich. Sie mußten ihr helfen, denn ihr tat jeder Muskel weh. Sie erinnerte sich an jeden dieser unsichtbaren Schläge, die sie beinahe zum Wahnsinn getrieben hatten, als ihr klar wurde … *Ich werde nicht daran denken. Ich muß überlegen, wie wir hier wieder herauskommen.* Sie rutschte ein Stück nach hinten, bis sie sich an die Wand lehnen konnte. Schmerz und Erschöpfung kämpften in ihr. Dieser Kampf, in dem sie keinesfalls nachgeben wollte, hatte sie jedes bißchen ihrer Kraft gekostet, und die blauen Flecken und Prellungen schienen ihr noch mehr davon zu rauben.

Die Zelle war bis auf die Fackel völlig kahl. Der Fußboden war blank und kalt und hart. Die einzige Öffnung in den Wänden war eine aus dicken, rauhen Brettern gezimmerte Tür. Die Bretter hatten abgesplitterte Kanten, als hätten unzählige Finger vergebens daran gerissen. In den Stein der Wände waren Botschaften eingeritzt, meist sehr unsicher und krakelig. Einmal stand da: ›Licht sei mir gnädig und laß mich sterben.‹ Sie verdrängte das sofort wieder aus ihrem Bewußtsein.

»Sind wir immer noch abgeschirmt?« brachte sie zwischen wunden Lippen hervor. Selbst das Sprechen tat weh. In dem Moment, als Elayne nickte, wurde ihr klar, daß sie gar nicht hätte fragen brauchen. Die angeschwollene Wange, die geplatzte Lippe und das blaue Auge der goldhaarigen Frau waren Antwort genug, ganz abgesehen von ihren eigenen Schmerzen. Wenn Nynaeve in der Lage gewesen wäre, Kraft aus der Wahren Quelle zu ziehen, hätte sie die anderen sofort geheilt.

»Ich habe es versucht«, sagte Nynaeve niedergeschlagen. »Ich habe es immer und immer wieder versucht.« Sie riß hart an ihrem Zopf, und trotz der hoffnungslosen Furcht in ihrer Stimme kam auch wieder etwas Zorn durch. »Eine von denen sitzt draußen. Amico, diese milchgesichtige Schlampe, falls sie die Wache nicht ausgetauscht haben, seit wir hier drinnen sind. Ich denke, eine reicht, um die Abschirmung aufrechtzuerhalten, sobald sie einmal fest gewoben wurde.« Sie lachte bitter. »Und trotz all der Mühe, die sie sich gaben, und der Schmerzen, die sie uns zufügten, könnte man jetzt glauben, wir seien völlig unwichtig. Es ist schon Stunden her, daß sie die Tür hinter uns zuschlugen, und seither ist niemand gekommen, um uns zu befragen oder nachzusehen oder wenigstens einen Tropfen Wasser zu bringen. Vielleicht wollen sie uns hierlassen, bis wir verdurstet sind.«

»Köder.« Elaynes Stimme schwankte, obwohl sie sich bemühte, ihre Angst nicht zu zeigen. Und wie schlecht sie sich fühlte. »Liandrin sagte, wir seien ein Köder.«

»Für wen denn?« fragte Nynaeve mit ebenfalls zittriger Stimme. »Für wen sollen wir als Köder herhalten? Wenn ich ein Köder sein soll, möchte ich mich am liebsten denen in den Hals schieben, bis sie an mir ersticken.«

»Rand.« Egwene mußte erst einmal schlucken. Selbst ein einziger Tropfen Wasser hätte ihr schon gutgetan. »Ich habe von Rand geträumt und von *Callandor*. Ich glaube, er kommt hierher.« *Aber warum habe ich von Mat geträumt? Und Perrin? Es war wohl ein Wolf, aber ich bin sicher, daß dahinter Perrin steckte.* »Habt nicht soviel Angst«, sagte sie im Bemühen, zuversichtlich zu erscheinen. »Wir entkommen ihnen schon irgendwie. Wenn wir mit den Seanchanern fertig wurden, dann werden wir auch mit Liandrin fertig.«

Nynaeve und Elayne tauschten einen Blick. Dann sagte Nynaeve: »Liandrin behauptete, daß dreizehn Myrddraals kämen, Egwene.«

Sie ertappte sich dabei, daß sie wieder diese Botschaft an der Wand anblickte: ›Licht sei mir gnädig und laß mich sterben.‹ Ihre Hände verkrampften sich zu Fäusten. Ihr Kiefer schmerzte, so heftig biß sie die Zähne aufeinander, um die Worte nicht herauszuschreien. *Lieber sterben! Lieber der Tod, als zum Schatten bekehrt zu werden und dem Dunklen König zu dienen!*

Ihr wurde bewußt, daß sich ihre eine Hand um den Beutel an ihrem Gürtel geschlossen hatte. Sie fühlte die beiden Ringe darin, den kleineren mit der Großen Schlange und den größeren verdrehten Steinring.

»Sie haben mir das *Ter'angreal* nicht abgenommen«, sagte sie erstaunt. Sie zog es aus dem Beutel. Es lag schwer in ihrer Hand mit all seinen Streifen und Farbflecken – ein Ring mit einer einzigen Oberfläche.

»Wir waren noch nicht einmal wichtig genug, um uns zu durchsuchen«, seufzte Elayne. »Egwene, bist du sicher, daß Rand hierherkommt? Ich würde uns viel lieber selbst befreien, als darauf zu warten, daß er es tut, aber wenn es

überhaupt jemanden gibt, der Liandrin und die anderen besiegen kann, dann eben nur ihn. Der Wiedergeborene Drache ist dazu bestimmt, *Callandor* zu führen. Er muß einfach in der Lage sein, mit ihnen fertig zu werden.«

»Nicht, wenn wir ihn auch noch unfreiwillig in solch einen Käfig locken«, knurrte Nynaeve. »Nicht, wenn sie ihm eine Falle gestellt haben, die er nicht sieht. Warum starrst du diesen Ring so an, Egwene? *Tel'aran'rhiod* kann uns jetzt nicht helfen. Außer, du träumst uns einen Weg hier heraus.«

»Vielleicht kann ich das«, sagte sie bedächtig. »In *Tel'aran'rhiod* konnte ich die Macht benützen. Und ihre Abschirmung wird mich nicht daran hindern, es zu erreichen. Ich muß nur schlafen, ohne die Macht hier zu benützen. Und ich bin ganz sicher müde genug, um einzuschlafen.«

Elayne runzelte die Stirn und zog scharf die Luft ein, doch selbst diese Bewegung schmerzte. »Ich will ja gerne alles tun, aber wie kannst du selbst in einem Traum die Macht gebrauchen, obwohl du von der Wahren Quelle abgeschnitten bist? Und falls doch, wie kann uns das hier helfen?«

»Ich weiß es nicht, Elayne. Doch nur, weil ich hier abgeschirmt bin, muß ich in der Welt der Träume noch lange nicht abgeschirmt sein. Es ist zumindest einen Versuch wert.«

»Vielleicht«, sagte Nynaeve besorgt. »Ich würde auch alles tun, aber beim letztenmal, als du den Ring benützt hast, bist du auf Liandrin und die anderen getroffen. Und du hast gesagt, sie hätten dich auch bemerkt. Was wird, wenn sie wieder dort sind?«

»Hoffentlich sind sie das«, sagte Egwene grimmig. »Hoffentlich sind sie das.«

Sie ballte ihre Faust um das *Ter'angreal* und schloß die Augen. Sie spürte, wie ihr Elayne über das Haar strich und wie sie ihr ganz sanft etwas ins Ohr murmelte. Nynaeve begann, wieder dieses Schlaflied aus ihrer Kindheit zu summen. Diesmal ärgerte sie das überhaupt nicht. Die leisen Töne und die Berührungen beruhigten sie. Sie ergab sich der Erschöpfung und fühlte den Schlaf kommen.

Diesmal trug sie blaue Seide, aber mehr bemerkte sie auch nicht. Eine sanfte Brise streichelte ihr unverletztes Gesicht und wirbelte die Schmetterlinge über den Blüten hoch. Ihr Durst und ihre Schmerzen waren verschwunden. Sie fühlte mit dem Geist hinaus und spürte *Saidar* und wurde erfüllt von der Einen Macht. Doch selbst der Triumph, den sie ob dieses Erfolgs empfand, ging unter in dem Rausch der sie durchdringenden Macht.

Zögernd brachte sie sich dazu, *Saidar* wieder loszulassen. Sie schloß die Augen und füllte die Leere mit einem vollkommenen Abbild des Herz des Steins. Das war der einzige Raum im Stein, von ihrer Zelle abgesehen, den sie bisher erblickt hatte. Als sie die Augen öffnete, befand sie sich dort. Doch sie war nicht allein.

Die Gestalt Joiya Byirs stand vor *Callandor.* Sie war so geisterhaft, daß das strahlende Licht des Schwerts durch ihren Körper hindurchleuchtete. Das Kristallschwert glitzerte nicht mehr nur durch reflektiertes Licht. Nein, es glühte und pulsierte, als werde ein inneres Licht enthüllt, abgeschirmt und wieder enthüllt. Die Schwarze Schwester fuhr überrascht zusammen und wirbelte zu Egwene herum. »Wie? Ihr seid abgeschirmt! Eure Träume sind beendet!«

Bevor noch die ersten Worte ausgesprochen waren, griff Egwene nach *Saidar,* webte das komplizierte Muster des Elements Geist, so wie es gegen sie verwandt worden war, und blockierte Joiyas Verbindung zu der Wahren Quelle. Die Dienerin des Schattens riß die Augen auf, diese grausamen Augen, die so wenig in dieses schöne, freundliche Gesicht paßten. Doch Egwene wob bereits ein Muster aus purer Luft um sie. Die Gestalt der anderen Frau war wohl durchscheinend wie feiner Dunst, aber die Bande hielten sie fest. Es schien Egwene, als mache es überhaupt keine Mühe, beide Ströme in ihrem Muster zu halten und zu kontrollieren. Auf Joiya Byirs Stirn stand Schweiß, als sie näher trat.

»Ihr habt ein *Ter'angreal*!« Dem Gesicht der Frau war deutlich die Angst anzusehen, aber sie war bemüht, das durch ihre Stimme zu überspielen. »Das muß es sein. Ein *Ter'angreal,* das uns entging und bei dem Ihr die Macht nicht braucht. Glaubt Ihr, daß Euch das irgendwie helfen wird, Mädchen? Was immer Ihr auch hier tut, wird die Ereignisse in der wirklichen Welt nicht beeinflussen. *Tel'aran'rhiod* ist ein Traum! Wenn ich aufwache, nehme ich Euch persönlich das *Ter'angreal* ab. Überlegt Euch gut, was Ihr hier tut, damit ich keinen Grund habe, Euch böse zu sein, wenn ich in Eure Zelle komme!«

Egwene lächelte sie an. »Seid Ihr sicher, daß Ihr aufwachen werdet, Schattenfreundin? Wenn Euer *Ter'angreal* mit Hilfe der Macht funktioniert, warum seid Ihr dann nicht sofort erwacht, als ich Euch abgeschirmt habe? Vielleicht könnt Ihr gar nicht erwachen, solange Ihr hier abgeschirmt seid?« Ihr Lächeln verflog. Es machte mehr Mühe, diese Frau anzulächeln, als sie aufbringen konnte. »Eine Frau hat mir einst eine Narbe gezeigt, die sie in *Tel'aran'rhiod* empfangen hatte, Schattenfreundin. Was hier geschieht, ist immer noch Wirklichkeit, wenn Ihr erwacht!«

Jetzt rollten Schweißtropfen über das glatte, alterslose Gesicht der Schwarzen Schwester. Egwene fragte sich, ob sie fürchte, sterben zu müssen. Sie wünschte sich beinahe, sie könne genug Grausamkeit aufbringen, um sie zu

töten. Die meisten der unsichtbaren Schläge, die sie empfangen hatte, waren von dieser Frau gekommen. Fäuste hatten auf sie eingetrommelt, als sie lediglich versucht hatte wegzukriechen, nur weil sie nicht aufgeben wollte.

»Eine Frau, die eine andere so schlagen kann«, sagte sie, »sollte nichts dagegen haben, selbst ein wenig abzubekommen.« Sie wob schnell ein weiteres Muster aus reiner Luft. Joiya Byirs Augen quollen ungläubig heraus, als der erste Schlag ihre Hüfte traf. Egwene sah nun auch, wie sie das Gewebe einrichten mußte, um es erst gar nicht weiter bewußt aufrechterhalten zu müssen. »Das wird Euch eine Lehre sein, und Ihr werdet es noch spüren, wenn Ihr erwacht. Wenn ich Euch das Erwachen gestatte! Erinnert Euch auch daran. Wenn Ihr jemals wieder auch nur versucht, mich zu schlagen, werde ich Euch hierher zurückschicken, und Ihr werdet den Rest Eures Lebens hier verbringen!« Die Augen der Schwarzen Schwester starrten sie haßerfüllt an, aber nun stand auch bereits eine Andeutung von Tränen darin.

Einen Moment lang schämte sich Egwene. Allerdings nicht dessentwegen, was sie Joiya antat – die Frau hatte jeden Schlag verdient und wenn nicht deshalb, weil sie sie selbst geschlagen hatte, dann wegen der Morde in der Weißen Burg. Nein, sie schämte sich, weil sie hier Zeit für ihre eigene Rache vergeudete, während Nynaeve und Elayne in einer Zelle saßen und trotz aller Aussichtslosigkeit einen Funken Hoffnung bewahrten, daß sie etwas zu ihrer Rettung unternehmen könne. Sie verknotete ihre Gewebe, bevor ihr selbst klar war, was sie tat, und dann hielt sie inne und betrachtete das Resultat. Es waren drei separate Gewebe, und es war nicht nur ganz leicht gewesen, sie alle gleichzeitig aufrechtzuerhalten, sondern sie hatte nun auch erreicht, daß sie sich selbst erhielten. Sie glaubte auch, daß sie in der Lage sein werde, das später zu wiederholen. Es könnte einmal nützlich sein.

Einen Augenblick später löste sie eines der Gewebe wieder, und die Schwarze Schwester schluchzte auf, vor Erleichterung ebenso wie der Schmerzen wegen. »Ich bin nicht wie Ihr«, sagte Egwene. »Dies ist das zweite Mal, daß ich so etwas getan habe, und es gefällt mir nicht. Ich werde wohl lernen müssen, statt dessen Kehlen durchzuschneiden.« Ihrem Gesichtsausdruck nach glaubte die Schwarze Schwester, Egwene wolle gleich mit ihr beginnen.

Egwene gab einen angeekelten Laut von sich und ließ Joiya an diesem Fleck gefangen und abgeschirmt zurück. Dann eilte sie in den Wald der glänzenden Sandsteinsäulen hinein. Es mußte irgendwo einen Weg hinunter zu den Gefängniszellen geben.

Es wurde still in dem steinernen Korridor, als der letzte Todesschrei unter den mächtigen Kiefern des Jungen Bullen erstarb, die sich um den Hals des Zweibeiners schlossen. Das Blut schmeckte bitter auf seiner Zunge.

Er wußte, daß dies der Stein von Tear war, obwohl er nicht sagen konnte, woher dieses Wissen stammte. Die Zweibeiner, die ringsum lagen – einer zuckte noch einmal mit dem Bein, als sich Springers Zähne in seinen Hals bohrten –, hatten beim Kampf nach Furcht gestunken. Und verwirrt. Er glaubte, daß sie noch nicht einmal gewußt hatten, wo sie sich befanden. Sie gehörten auch sicher nicht in einen Wolfstraum. Doch man hatte sie ausgesandt, um ihn von der hohen Tür mit dem Eisenschloß fernzuhalten oder es zumindest zu verteidigen. Sie schienen überrascht gewesen zu sein, daß Wölfe ihre Gegner waren. Er glaubte auch, sie waren überrascht gewesen, sich selbst hier wiederzufinden.

Er wischte sich den Mund ab und betrachtete dann seine Hand einen Moment lang verständnislos. Er war wieder ein Mann. Er war Perrin. Wieder in seinem eigenen Körper, angetan mit der Lederweste des Schmieds, und an seiner Seite hing der schwere Hammer.

Wir müssen uns beeilen, Junger Bulle. Etwas Böses nähert sich.

Perrin zog den Hammer aus der Gürtelschlaufe, während er zur Tür ging. »Faile muß hier drinnen sein.« Ein harter Schlag zerschmetterte das Schloß. Er trat die Tür auf.

Der Raum war leer bis auf einen langen Steinblock in der Mitte. Darauf lag Faile, als schliefe sie. Ihr schwarzes Haar war ausgebreitet und ihr Körper so von Ketten bedeckt, daß er einen Augenblick brauchte, um zu erkennen, daß sie unbekleidet war. Jede Kette war mit einem dicken Bolzen am Stein befestigt.

Er war sich kaum bewußt, daß er den Raum durchquerte, bis seine Hand ihr Gesicht berührte und er mit einem Finger ihre Wange streichelte.

Sie öffnete die Augen und lächelte zu ihm hoch. »Ich habe geträumt, daß du kommen würdest, Schmied.«

»Ich werde dich befreien, Faile.« Er hob den Hammer und zerschmetterte einen der Bolzen, als bestünde er nur aus Holz.

»Ich habe nicht daran gezweifelt, Perrin.«

Als sein Name verklang, wurde auch sie durchscheinend und verschwand. Klappernd fielen die Ketten auf den Stein, wo sie sich befunden hatte.

»Nein!« schrie er. »Ich habe sie doch gefunden!«

Der Traum ist nicht wie die Welt des Fleisches, Junger Bulle. Hier kann die gleiche Jagd auf viele verschiedene Arten enden.

Er drehte sich nicht zu Springer um. Er wußte, daß dieser die Zähne gefletscht hatte. Wieder hob er den Hammer und ließ ihn mit aller Kraft auf die Ketten niedersausen, die Faile gefesselt hatten. Unter seinem Schlag zerbrach der Steinblock in zwei Teile. Der Stein von Tear aber dröhnte wie eine Glocke.

»Dann werde ich wieder jagen«, grollte er.

Mit dem Hammer in der Hand schritt Perrin aus dem Raum. Springer lief neben ihm her. Der Stein war ein Ort für Menschen. Und Menschen, das wußte er aus Erfahrung, waren grausamere Jäger, als dies Wölfe jemals sein konnten.

Volltönende Gongschläge hallten ihr Alarmsignal durch den Korridor, doch auch sie konnten das Klingen von Metall auf Metall und die Schreie kämpfender Männer in der Nähe nicht übertönen. Mat vermutete, daß dort die Aiel und die Verteidiger des Steins gegeneinander kämpften. Der Gang, in dem er sich befand, wurde von goldenen Lampen beleuchtet, von denen sich immer vier auf einem hohen, goldenen Kandelaber befanden. An den matt glänzenden Steinwänden hingen Seidengobelins, die Schlachtenszenen zeigten. Auch auf dem Boden lagen Seidenteppiche – dunkelrot auf dunkelblau, im Stil von Tear gewoben. Mat war zu beschäftigt, um zu überlegen, was das alles kosten mochte.

Dieser verfluchte Bursche ist gut, mußte er anerkennen, als er einen weiteren Schwertstoß gerade noch ablenken konnte. Sein Schlag mit dem anderen Ende des Stocks nach dem Kopf des Mannes wurde blitzschnell zu einer weiteren Abwehraktion, um sich die flinke Klinge des anderen vom Leibe zu halten. *Ist der vielleicht einer der verfluchten Hochlords?* Er brachte fast einen harten Schlag zum Knie des Gegners durch, doch der sprang rechtzeitig zurück und hob sein Schwert zu einer Achtungsbezeugung.

Der blauäugige Mann trug tatsächlich den Mantel mit Puffärmeln, gelb mit drei Goldlitzen, aber er stand offen, das Hemd steckte nur halb in der Hose, und die Füße waren bloß. Sein kurzgeschnittenes, dunkles Haar war wirr wie das eines Mannes, der im Schlaf überrascht worden war, aber er kämpfte hellwach. Vor fünf Minuten war er aus einer der hohen, mit Schnitzereien versehenen Türen geschossen, die für diesen Gang typisch waren, nur ein blankes Schwert in der Hand, und nun war Mat dankbar dafür, daß der Bursche vor ihm erschienen war und nicht hinter ihm. Er war zwar nicht der erste Mann in unvollständiger Kleidung, dem Mat gegenübergestanden hatte, doch er war ganz sicher der beste.

»Könnt Ihr an mir vorbei, Diebefänger?« rief Mat, wobei er aber genau darauf achtete, den mit gezückter Klinge auf ihn wartenden Mann nicht aus den Augen zu lassen. »Ich kann nicht!« rief Sandar von hinten. »Wenn Ihr ausweicht, um mich vorbeizulassen, habt Ihr nicht mehr genug Platz, um dieses Ruder zu schwingen, das Ihr als Stab bezeichnet, und dann wird er Euch wie einen Grunt in Stücke hauen!«

Wie was? »Dann laßt Euch gefälligst was einfallen! Dieser Schurke geht mir auf die Nerven!«

Der Mann in dem Mantel mit Goldlitzen lachte höhnisch. »Es wird eine Ehre für Euch sein, durch die Klinge des Hochlords Darlin zu sterben, Bauer, falls ich das zulasse.« Es war das erstemal, daß er sich herabgelassen hatte, etwas zu sagen. »Ich glaube, ich werde Euch beide statt dessen an den Fersen aufhängen lassen und zuschauen, wenn man Euch die Haut bei lebendigem Leibe abzieht …«

»Ich glaube nicht, daß mir das gefiele«, sagte Mat.

Das Gesicht des Hochlords rötete sich empört ob dieser Unterbrechung, doch Mat ließ ihm keine Zeit für eine zornige Erwiderung. Der Bauernspieß wirbelte in einer engen Doppelschleife so schnell durch die Luft, daß die Enden verschwammen, und dann sprang er vor. Der vor Anstrengung keuchende Darlin konnte sich nur mit größter Mühe zur Wehr setzen. Im Augenblick jedenfalls. Mat wußte, daß er diese Schnelligkeit nicht mehr lange durchhalten konnte. Wenn er dann Glück hatte, würde das alte Spiel von Angriff und Abblocken weitergehen. Falls er Glück hatte. Aber diesmal hatte er nicht die Absicht, sich auf sein Glück zu verlassen. Sobald der Hochlord sich auf Abwehr festgelegt hatte, änderte Mat mitten in der wirbelnden Bewegung seinerseits die Taktik. Das Stockende, von dem Darlin erwartet hatte, es werde auf seinen Kopf zielen, kippte statt dessen nach unten und schlug ihm die Beine weg. Dann traf das andere Ende seinen Kopf, als er bereits stürzte. Der scharfe Aufschlag ließ ihn die Augen verdrehen.

Schwer atmend lehnte sich Mat über dem bewußtlosen Hochlord auf seinen Stock. *Seng mich, wenn ich, verflucht noch mal, gegen ein oder zwei von dieser Sorte kämpfen muß, falle ich blutig vor Erschöpfung um. In den Sagen wird nicht erzählt, daß es soviel Mühe macht, ein Held zu sein. Nynaeve hat sich doch immer etwas einfallen lassen, damit ich arbeiten muß.*

Sandar trat neben ihn und betrachtete mit gerunzelter Stirn den zusammengebrochenen Hochlord. »Wenn er so

daliegt, sieht er gar nicht mehr mächtig aus«, stellte er staunend fest. »Er sieht auch nicht viel eindrucksvoller aus als ich.«

Mat fuhr zusammen und spähte den Gang hinunter, wo gerade ein Mann durch den nächsten Quergang gelaufen und schon wieder verschwunden war. *Seng mich, wenn ich nicht wüßte, daß so was verrückt ist, könnte ich schwören, es war Rand!*

»Sandar, sucht jetzt diese …«, begann er und wollte seinen Stock mit einer ausholenden Bewegung auf die Schulter schwingen. Doch er brach ab, als der Stock dumpf auf etwas knallte.

Herumfahrend sah er sich einem weiteren halb angezogenen Hochlord gegenüber. Dieser aber ließ sein Schwert auf den Boden fallen. Seine Knie gaben nach, und er hielt sich mit beiden Händen den Kopf, wo Mat ihm eine tiefe Platzwunde beigebracht hatte. Schnell schlug ihm Mat das eine Ende seines Stocks in den Magen, damit er die Hände herunternahm, und dann gab er ihm noch eines über den Kopf, was ihn über seinem Schwert zusammenbrechen ließ.

»Glück, Sandar«, murmelte er. »Glück ist eben durch nichts zu ersetzen. Jetzt sucht aber gefälligst diesen verfluchten Geheimgang, den die Hochlords in den Kerker benützen.« Sandar hatte darauf bestanden, daß eine solche Treppe existiere, und wenn man sie benützte, blieb einem ein langer Umweg durch den größten Teil des Steins erspart. Mat hatte nicht viel für Männer übrig, die es so eilig damit hatten, Gefangene zu verhören, daß sie eine direkte Verbindung von ihren Unterkünften zum Gefängnis bauten.

»Seid nur froh, daß Ihr soviel Glück hattet«, sagte Sandar leicht erschüttert, »denn der hier hätte uns beide getötet, bevor wir ihn auch nur zu Gesicht bekommen hätten. Ich weiß, daß sich die Tür hier irgendwo befindet. Kommt Ihr nun? Oder wollt Ihr warten, bis der nächste Hochlord erscheint?«

»Geht voran.« Mat stakste über den bewußtlosen Hochlord. »Ich bin kein verdammter Held.«

Im Laufschritt folgte er dem Diebefänger, der jede der hohen Türen genau betrachtete, an denen sie vorbeikamen. Ständig murmelte er vor sich hin, daß er wisse, die Tür müsse sich hier irgendwo befinden.

Was prophezeit wurde

Rand ging langsam zwischen den riesigen, matt schimmernden Sandsteinsäulen hindurch, an die er sich aus seinen Träumen erinnerte, und betrat den Saal. Stille erfüllte die Schatten, und doch rief ihn irgend etwas. Und vor ihm blitzte etwas auf wie ein Leuchtfeuer, das einen Augenblick lang die Schatten zurückdrängte. Er schritt unter eine große Kuppel und sah, was er gesucht hatte. *Callandor* hing mit dem Griff nach unten in der Luft und wartete auf keine andere Hand als die des Wiedergeborenen Drachen. Während es sich drehte, wurde das wenige Licht in winzige Lichtsplitter gebrochen, und von Zeit zu Zeit flammte es wie durch ein Licht aus seinem Inneren hell auf. Es rief ihn, lockte ihn. Es wartete auf ihn.

Ich bin der Wiedergeborene Drache. Falls ich nicht bloß irgendein Verrückter bin mit dieser verfluchten Fähigkeit, die Macht lenken zu können – eine Marionette Moiraines und der Weißen Burg.

»Nimm es, Lews Therin. Nimm es, Brudermörder.«

Er fuhr zu der Stimme herum. Der hochgewachsene Mann mit kurzgeschnittenem weißen Haar, der aus den Schatten der Säulen trat, kam ihm bekannt vor. Rand hatte keine Ahnung, wer er war, dieser Bursche in einem roten Seidenmantel mit schwarzen Längsstreifen an den Puffärmeln und schwarzen Hosen, die in kunstvoll mit Silber verzierten Stiefeln steckten. Er kannte den Mann nicht, aber er hatte ihn in seinen Träumen gesehen. »Ihr habt sie in einen Käfig gesperrt«, sagte er. »Egwene und Nynaeve und Elayne. In meinen Träumen. Ihr habt sie in einen Käfig gesperrt und ihnen weh getan.«

Der Mann machte eine wegwerfende Handbewegung. »Sie bedeuten weniger als nichts. Vielleicht eines Tages, wenn sie ausgebildet sind, aber nicht jetzt. Ich gebe zu, überrascht zu sein, daß sie Euch wichtig genug waren, um für mich nützlich zu sein. Aber Ihr wart immer schon ein Narr, der eher seinem Herzen folgte als der Macht. Ihr seid zu früh gekommen, Lews Therin. Nun müßt Ihr tun, worauf Ihr noch nicht vorbereitet seid, oder Ihr müßt sterben. Sterben in dem Bewußtsein, daß Ihr diese drei Frauen, an denen Euch soviel liegt, in meinen Händen zurücklaßt.« Er schien auf etwas zu warten. »Ich habe vor, sie weiterhin zu benützen, Brudermörder. Sie werden mir und meiner Macht dienen. Und das wird ihnen viel mehr weh tun als alles, was sie vorher erlitten haben.«

Hinter Rand blitzte *Callandor* auf, und sein Licht pulsierte warm an Rands Rücken. »Wer seid Ihr?«

»Ihr erinnert Euch tatsächlich nicht an mich, oder?« Der weißhaarige Mann lachte plötzlich. »Wenn man es so betrachtet, erkenne ich Euch auch nicht wieder. Ein Bauernbursche mit einem Flötenkasten auf dem Rücken. Hat Ishamael die Wahrheit gesagt? Er hat doch immer gelogen, wenn er sich damit auch nur den kleinsten Vorteil erschleichen konnte. Erinnert Ihr euch denn an nichts, Lews Therin?«

»Ein Name!« wollte Rand wissen. »Nennt mir Euren Namen.«

»Ihr könnt mich Be'lal nennen.« Das Gesicht des Verlorenen verfinsterte sich, als Rand auf diesen Namen nicht reagierte. »Nimm es!« fauchte Be'lal, und seine Hand deutete auf das Schwert hinter Rand. »Einst sind wir Seite an Seite in den Krieg gezogen, und deshalb gebe ich Euch eine Chance. Eine winzige Chance, doch eine, Euch zu retten und auch die drei, die ich zu meinen Spielzeugen machen will. Nimm das Schwert, *Bauer!* Vielleicht reicht es aus, um Euch zu helfen, mich zu überleben.«

Rand lachte. »Glaubt Ihr, Ihr könntet mich so leicht das Fürchten lehren, Verlorener? Ba'alzamon selbst hat mich verfolgt. Glaubt Ihr, ich werde mich nun vor Euch ducken, vor einem Verlorenen kriechen, wenn ich dem Dunklen König selbst widerstanden habe?«

»Glaubt Ihr das wirklich?« fragte Be'lal leise. »Ihr wißt wirklich überhaupt nichts.« Plötzlich hielt er ein Schwert in der Hand, ein Schwert mit einer Klinge, die aus schwarzem Feuer geformt war. »Nimm es! Nimm *Callandor!* Dreitausend Jahre lang, während ich gefangen lag, hat es hier gewartet. Auf Euch. Eines der mächtigsten *Sa'angreale,* die wir je angefertigt haben. Nehmt es und verteidigt Euch, falls Ihr dazu in der Lage seid!«

Er ging auf Rand zu, als wolle er ihn zu *Callandor* hintreiben, doch Rand hob seine Hände, und *Saidin* erfüllte ihn: der süße Strom der Macht, angereichert mit der ekelerregenden Bösartigkeit der Verderbtheit. Und er hielt ein Schwert aus roten Flammen in der Hand, ein Schwert, das auf seiner feurigen Klinge das Zeichen eines Reihers trug. Er bewegte sich, wie Lan es ihm beigebracht hatte, und er glitt wie im Tanz aus einer Figur in die andere: ›Die Seide zur Seite schieben‹; ›Das Wasser fließt bergab‹; ›Wind und Regen‹. Die Klinge aus schwarzem Feuer traf auf die aus rotem, und es regnete Funken, es dröhnte, als zersplittere weißglühendes Metall.

Rand erreichte mit einer flüssigen Bewegung wieder die En-garde-Position und mühte sich, seine plötzlich aufkeimende Unsicherheit nicht zu zeigen. Auch auf der schwarzen Klinge war ein Reiher zu sehen. Der Vogel war

so dunkel, daß er fast nicht sichtbar war. Einmal hatte er einem Mann mit einem stählernen Reiherschwert gegenübergestanden, und er hatte es mit knapper Not überstanden. Er wußte, daß er an sich kein Recht hatte, das Zeichen des Schwertmeisters zu führen. Es war das Schwert gewesen, das ihm sein Vater gegeben hatte. Doch wenn er sich ein Schwert in seiner Hand vorstellte, war es immer dieses. Einmal hatte er sich selbst beinahe den Tod gegeben, wie es ihn der Behüter gelehrt hatte, aber er wußte, daß diesmal der Tod endgültig sein würde. Be'lal war besser als er im Schwertkampf. Stärker. Schneller. Ein wirklicher Meister des Schwerts.

Der Verlorene lachte auf und schwang sein Schwert mit schnellen Bewegungen vor sich. Das schwarze Feuer brauste auf, als werde es durch das schnelle Vorbeistreichen der Luft gespeist. »Ihr wart früher einmal ein großer Schwertkämpfer, Lews Therin«, spottete er. »Erinnert Ihr Euch daran, als wir diese zahme Sportart aufnahmen und lernten, mit dem Schwert zu töten, wie es in alten Büchern stand? Erinnert Ihr Euch auch nur an eine dieser verzweifelten Schlachten oder wenigstens an eine unserer blutigen Niederlagen? Natürlich nicht. Ihr erinnert Euch an nichts, oder? Diesmal habt Ihr nicht genug gelernt. Diesmal, Lews Therin, werde ich Euch töten.« Be'lals Spott wurde beißender. »Vielleicht könnt Ihr Euer Leben ein wenig verlängern, wenn Ihr *Callandor* nehmt. Ein wenig.«

Er näherte sich langsam, als wolle er Rand Zeit geben, Zeit, sich umzudrehen und zu *Callandor* zu laufen, ›dem Schwert, das nicht berührt werden kann‹, und es an sich zu nehmen. Aber der Zweifel nagte an Rand. *Callandor* konnte nur vom Wiedergeborenen Drachen berührt werden. Er hatte ihnen aus hunderterlei Gründen gestattet, ihn dazu auszurufen, weil er zu dieser Zeit keine andere Wahl gehabt hatte. Aber war er wirklich der Wiedergeborene Drache? Wenn er nicht im Traum, sondern nun in Wirklichkeit hinlief, um *Callandor* zu berühren, würde dann seine Hand auf eine unsichtbare Wand treffen, während ihn Be'lal hinterrücks niederstach?

Er stellte sich dem Verlorenen mit dem Schwert, das ihm vertraut war, der Klinge, die er mit *Saidin* geschmiedet hatte. Und wurde zurückgetrieben. Auf das ›Fallende Blatt‹ antwortete ihm ›Gewässerte Seide‹. ›Die Katze tanzt auf der Mauer› traf auf ›Der Keiler stürmt bergab‹. ›Der Fluß unterspült das Ufer‹ hätte ihn beinahe den Kopf gekostet, und er mußte sich wenig elegant zur Seite werfen, als die schwarze Flamme seine Haare versengte. Er rollte sich ab, kam auf die Beine und mußte sich ›Steine fallen von den Klippen‹ erwehren. Methodisch und absichtsvoll trieb ihn Be'lal im Kreis herum immer weiter auf *Callandor* zu.

Schreie warfen ein Echo zwischen den Säulen, das Klingen von Stahl auf Stahl, doch Rand hörte das kaum. Er und Be'lal waren im Herzen des Steins nicht mehr allein. Männer mit Brustpanzern und Helmen mit breiten Rändern fochten mit Schwertern in den Händen gegen schattenhafte, verschleierte Gestalten, die mit ständig zustechenden kurzen Speeren zwischen den Säulen einherhuschten. Ein paar der Soldaten formierten sich zu einer Reihe. Pfeile blitzten aus der Düsternis heran und trafen sie in die Kehle, ins Gesicht, und sie starben in ihrer Formation. Rand bemerkte den Kampf kaum – selbst als Männer nur wenige Schritte von ihm entfernt tot niederstürzten. Sein eigener Kampf war zu verzweifelt, und er benötigte all seine Konzentration. Feuchte Wärme rieselte an seiner Seite herunter. Die alte Wunde brach wieder auf.

Er stolperte plötzlich, da er den Toten vor seinen Füßen nicht bemerkt hatte, bis er auf dem Rücken, den Flötenkasten hart im Kreuz, auf dem Steinboden lag.

Be'lal hob seine Klinge aus schwarzem Feuer und fauchte: »Nimm es! Nimm *Callandor* und verteidige dich! Nimm es, oder ich töte dich sofort! Wenn du es nicht nimmst, töte ich dich jetzt!«

»Nein!«

Selbst Be'lal fuhr ob des Kommandotons in der Stimme der Frau zusammen. Der Verlorene trat aus Rands Schwertradius und wandte sein finsteres Gesicht Moiraine zu, die mitten durch die Schlacht schritt, die Augen unverwandt auf ihn gerichtet, als bemerke sie die Todesschreie ringsum gar nicht. »Ich hatte geglaubt, ich wäre Euch endlich los, Frau. Macht nichts. Ihr seid nur ein Plagegeist. Eine Stechmücke. Ich werde Euch zu den anderen sperren und Euch lehren, mit Euren lächerlichen Kräften dem Schatten zu dienen«, schloß er unter verächtlichem Lachen und hob die freie Hand.

Moiraine war nicht stehengeblieben oder hatte auch nur ihren Schritt verlangsamt, während er sprach. Sie befand sich nicht mehr als dreißig Schritt von ihm entfernt, als er die Hand bewegte, und sie erhob augenblicklich ihre beiden Hände.

Einen Moment lang stand dem Verlorenen Überraschung im Gesicht geschrieben, und er hatte gerade noch Zeit, »Nein!« zu schreien. Dann schoß ein Feuerbalken, heißer als die Sonne, aus den Händen der Aes Sedai, eine gleißende Leuchtspur, die alle Schatten auslöschte. Sie traf auf Be'lal, und der wurde zu einer durchscheinenden Gestalt aus schimmernden Lichtpunkten, die weniger als einen Herzschlag lang in diesem Licht tanzten und sich dann auflösten, bevor noch sein Schrei verklungen war.

Als dieser Lichtbalken verschwand, herrschte Schweigen im Raum, bis auf das Stöhnen der Verwundeten. Aller

Kampf war auf einen Schlag beendet. Verschleierte und Gerüstete standen gleichermaßen wie betäubt da.

»Er hatte recht, was eine Sache betraf«, sagte Moiraine mit erhabener Stimme. »Ihr müßt *Callandor* an Euch nehmen. Er hatte vor, Euch zu töten, um es Euch abzunehmen, doch es ist Euer durch das Recht Eurer Geburt. Es wäre wohl viel besser gewesen, Ihr hättet mehr gelernt und erfahren, bevor Eure Hand es ergreift, aber Ihr seid nun an diesem Punkt angelangt, und es ist keine Zeit mehr, um zu lernen. Nehmt es, Rand.«

Peitschenartige schwarze Blitze wanden sich um sie. Sie schrie, als sie von ihnen in die Luft gehoben und zur Seite geworfen wurde wie ein Sack Getreide, bis sie gegen eine der Säulen knallte.

Rand blickte auf zum Ursprung der Blitze. Dort befand sich ein tieferer Schatten, nahe am oberen Ende der Säulen, eine Schwärze, gegen die alle anderen Schatten wie die Mittagssonne wirkten, und aus dieser Schwärze blickten ihn zwei Feueraugen an.

Langsam senkte sich der Schatten herab und verfestigte sich zu Ba'alzamon, in totes Schwarz gekleidet wie ein Myrddraal. Doch selbst die Kleidung war nicht so schwarz wie der Schatten, der ihn umgab. Er hing in der Luft, zwei Spannen über dem Fußboden, und starrte Rand mit einem Zorn im Blick an, der genauso feurig war wie seine Augen. »Zweimal in diesem Leben habe ich dir die Chance geboten, mir lebend zu dienen.« Flammen loderten in seinem Mund auf, als er sprach, und jedes Wort toste wie aus einer Esse. »Zweimal hast du dich mir verweigert und mich verwundet. Nun wirst du eben im Tod dem Herrn der Gräber dienen. Stirb, Lews Therin Brudermörder! Stirb, Rand al'Thor! Es ist Zeit für dich, zu sterben! Ich nehme deine Seele an mich!«

Als Ba'alzamon die Hand ausstreckte, drückte sich Rand hoch und warf sich verzweifelt auf *Callandor* zu, das immer noch glitzernd in der Luft leuchtete. Er wußte nicht, ob er es noch erreichen und dann auch noch berühren könne, aber er war sicher, daß es seine einzige Chance war.

Ba'alzamons Schlag traf ihn im Sprung, bohrte sich in ihn, riß etwas aus ihm heraus, wollte einen Teil seiner selbst aus ihm herauszerren. Rand schrie. Er fühlte sich, als falle er wie ein leerer Sack in sich zusammen, als würde sein Innerstes nach Außen gekehrt. Der Schmerz in seiner Seite, die Wunde, die er in Falme erhalten hatte, war ihm beinahe willkommen, etwas, woran er sich halten konnte, was ihn an das Leben erinnerte. Seine Hand schloß sich krampfhaft zur Faust. Sie schloß sich um den Knauf *Callandors*. Die Eine Macht durchströmte ihn, ein Strom, stärker als er glauben konnte, und er floß von *Saidin* in das Schwert hinein. Die Kristallklinge schien heller als selbst Moiraines Feuer. Es war unmöglich, *Callandor* noch anzusehen, unmöglich noch als Schwert zu erkennen. Reines Licht flammte in seiner Hand. Er kämpfte gegen den Strom an, gegen diese unwiderstehliche Flut, die auch ihn, alles, was in seinem Innersten war, mit sich in das Schwert reißen wollte. Einen Herzschlag lang, jahrhundertelang, hing er so, schwankend, am Rande des Weggeschwemmtwerdens wie Sand in einer Springflut. Unendlich langsam gewann er an Gleichgewicht. Es war noch immer, als stünde er barfuß auf der Schneide eines Rasiermessers über einem bodenlosen Abgrund, doch irgend etwas sagte ihm, daß dieser Zustand noch der beste sei, den er erwarten könne. Um soviel Macht zu lenken, mußte er auf dieser Schärfe tanzen, wie er durch die Positionen des Schwertkampfes getanzt war.

Er wandte sich Ba'alzamon zu. Das Reißen in ihm hatte aufgehört, seit seine Hand *Callandor* berührt hatte. Nur ein Augenblick war vergangen, doch er schien eine Ewigkeit gedauert zu haben. »Du wirst meine Seele nicht bekommen«, rief er. »Diesmal will ich es ein für allemal beenden! Ich werde es jetzt beenden!«

Ba'alzamon floh, und Mann wie Schatten verschwanden.

Einen Moment lang stand Rand nur da und runzelte die Stirn. Da war etwas wie … ein Falten … zu spüren gewesen, als Ba'alzamon verschwand. Ein Verdrehen, als habe Ba'alzamon irgendwie die Wirklichkeit *verdreht*. Er ignorierte die Männer, die ihn anblickten, ignorierte Moiraine, die zusammengebrochen am Sockel einer Säule lag, fühlte durch *Callandor* hinaus und verformte die Wirklichkeit, um ein Tor aus ihr heraus zu erschaffen. Er wußte nicht, wohin, nur, daß er dorthin wollte, wohin Ba'alzamon geflohen war.

»Nun bin ich der Jäger«, sagte er und trat durch das Tor.

Der Boden unter Egwenes Füßen bebte. Der Stein erzitterte und dröhnte. Sie fing sich wieder und blieb lauschend stehen. Es kam kein weiteres Geräusch, kein weiterer Erdstoß. Was auch immer geschehen sein mochte: Es war vorüber. Sie eilte weiter. Ein eisernes Gittertor stand ihr im Weg. Das Schloß daran war so groß wie ihr Kopf. Sie lenkte die Macht der Erde darauf, bevor sie dort ankam, und als sie sie gegen die Gitterstäbe richtete, zerfiel das Schloß in zwei Teile.

Schnell durchschritt sie das Zimmer dahinter und vermied es, die Dinge anzusehen, die an den Wänden hingen. Peitschen und eiserne Klammern waren am auffälligsten. Leicht schaudernd öffnete sie eine kleinere Eisentür und trat in einen Korridor mit vielen rauhen Holztüren. Schilffackeln, die in Abständen in Eisenklammern hingen, beleuchteten ihn. Sie empfand beinahe genausoviel Erleichterung, diese Dinge hinter sich lassen zu können, wie

darüber, das vorzufinden, was sie suchte. *Aber welche Zelle?*

Die Holztüren ließen sich leicht öffnen. Einige waren nicht verschlossen, und die Schlösser an den anderen hielten nicht länger als das große zuvor. Aber jede Zelle war leer. *Natürlich. Niemand würde sich ausgerechnet hierher träumen. Jeder Gefangene, der* Tel'aran'rhiod *erreicht, würde sich einen viel angenehmeren Ort erträumen.*

Einen Augenblick lang empfand sie so etwas wie Verzweiflung. Sie hatte sich eingeredet, daß es wichtig sei, die richtige Zelle zu finden. Aber vielleicht war sogar das unmöglich. Dieser erste Korridor erstreckte sich weiter und weiter, und andere mehr zweigten davon ab.

Plötzlich sah sie eine Bewegung ein Stück weit vor sich. Eine Gestalt war da, fast noch weniger materiell als Joiya Byir zuvor. Es war aber eine Frau gewesen. Da war sie sicher. Eine Frau, die auf einer Bank neben einer Zellentür saß. Das Abbild formte sich wieder und verschwand erneut. Es konnte aber bei diesem schlanken Hals und dem blassen, unschuldig wirkenden Gesicht mit den Schlafzimmeraugen keinen Irrtum geben. Amico Nagoyin war dabei, auf Wache einzuschlafen und von ihrem Wachdienst zu träumen. Und offensichtlich spielte sie schläfrig mit einem der gestohlenen *Ter'angreale*. Egwene verstand das nur zu gut; es hatte sie auch große Mühe gekostet, den von Verin erhaltenen nicht ständig zu benützen und auch nur ein paar Tage von ihm zu lassen.

Sie wußte, es war möglich, eine Frau von der Wahren Quelle abzuschneiden, auch wenn sie bereits *Saidar* berührt hatte, aber ein bereits geschaffenes Gewebe wieder aufzutrennen mußte viel schwieriger sein, als den Strom aufzuhalten, bevor er richtig floß. Sie schuf die Muster, die sie weben wollte, hielt sie bereit, machte aber die Stränge des Elements Geist diesmal viel dicker und schwerer, so daß ein dichteres Gewebe entstand, das jedoch eine Kante wie eine Messerschneide aufwies.

Die flackernde Gestalt der Schwarzen Schwester erschien wieder, und Egwene ließ die Ströme aus Luft und Geist auf sie los. Einen Augenblick lang schien etwas dem Gewebe des Geistes zu widerstehen, doch sie drückte mit aller Macht zu. Da gab es nach.

Amico Nagoyin schrie. Es war ein dünner Laut, kaum hörbar, so schwach wie sie selbst, und sie erschien beinahe wie ein Schatten dessen, was Joiya Byir gewesen war. Doch die aus Luft gewobenen Bande hielten sie fest. Sie verschwand nicht mehr. Angst verzerrte das hübsche Gesicht der Schwarzen Ajah. Sie schien etwas zu plappern, aber selbst ihre Schreie waren ein Flüstern, so leise, daß Egwene es nicht verstand.

Sie verknotete die Gewebe, nachdem sie die Schwarze Schwester ganz darin eingehüllt hatte, und wandte ihre Aufmerksamkeit der Zellentür zu. Ungeduldig sandte sie einen Strom aus dem Element Erde in das Eisenschloß. Es zerfiel zu schwarzem Staub, so fein, daß er sich aufgelöst hatte, bevor er den Boden erreichte. Sie öffnete die Tür und war nicht überrascht, die Zelle leer vorzufinden. Nur eine Schilffackel brannte darin.

Aber Amico ist gebunden, und die Tür steht offen.

Einen Moment lang überlegte sie, was sie als nächstes tun solle. Dann trat sie aus dem Traum heraus …

… und erwachte unter Schmerzen und durstig, die Zellenwand am Rücken. Sie blickte direkt auf die verschlossene Zellentür. *Natürlich. Was mit lebendigen Dingen dort geschieht, ist Wirklichkeit, wenn sie erwachen. Was ich jedoch mit Stein und Eisen oder Holz dort anstellte, hat in der Welt des Erwachens keine Wirkung.*

Nynaeve und Elayne knieten noch immer neben ihr. »Wer auch dort draußen ist«, sagte Nynaeve, »hat vor ein paar Augenblicken geschrien, aber sonst ist nichts geschehen. Hast du einen Fluchtweg gefunden?«

»Wir sollten eigentlich hinausmarschieren können«, sagte Egwene. »Helft mir auf die Beine, und ich werde dieses Schloß entfernen. Amico wird uns keine Schwierigkeiten machen. Sie war es, die geschrien hat.«

Elayne schüttelte den Kopf. »Ich habe versucht, *Saidar* zu erreichen, seit du eingeschlafen warst. Es ist jetzt etwas anders geworden, aber ich bin immer noch davon abgeschnitten.«

Egwene bildete die Leere in sich und wurde zu der Rosenknospe, die sich *Saidar* öffnete. Die unsichtbare Wand war immer noch da. Jetzt schimmerte sie. Es gab Augenblicke, da sie glaubte, beinahe spüren zu können, wie die Wahre Quelle sie mit Macht zu füllen begann. Beinahe. Die Abschirmung flackerte schneller, als sie nachvollziehen konnte. Sie hätte genausogut immer noch fest sein können.

Sie blickte die anderen beiden Frauen an. »Ich habe sie gebunden. Ich habe sie abgeschirmt. Sie ist ein mit Leben erfülltes Wesen, kein lebloses Eisen. Sie *muß* immer noch abgeschirmt sein.«

»Es ist auch etwas mit der Abschirmung um uns geschehen«, sagte Elayne. »Aber Amico bringt es immer noch fertig, sie aufrechtzuerhalten.«

Egwene ließ den Kopf an die Wand sacken. »Ich muß es wieder versuchen.«

»Bist du stark genug?« Elayne verzog das Gesicht. »Um es geradeheraus zu sagen, du klingst noch schwächer als

zuvor. Dieser Versuch hat dir einiges abverlangt, Egwene.«

»Dort bin ich stark genug.« Sie fühlte sich auch erschöpfter, schwächer, aber es war eben die einzige Möglichkeit, die ihr einfiel. Das sagte sie ihnen, und ihre Gesichter verrieten, daß sie ihr zustimmten, wenn auch zögernd.

»Kannst du so bald wieder einschlafen?« fragte Nynaeve schließlich.

»Sing mir was vor.« Egwene brachte ein Lächeln zustande. »So wie damals, als ich ein kleines Mädchen war. Bitte!« Sie hielt Nynaeves Hand in ihrer, den Steinring in der anderen, schloß die Augen und versuchte, in der gesummten Melodie Schlaf zu finden.

Das breite eiserne Gittertor stand offen, und der Raum dahinter schien leer. Doch Mat ging äußerst behutsam hinein. Sandar war noch draußen im Gang und versuchte, nach allen Seiten gleichzeitig Ausschau zu halten, sicher, daß jeden Moment ein Hochlord oder vielleicht hundert Verteidiger auftauchen würden.

Es befanden sich jetzt keine Menschen in dem Raum. Das hatten sie zweifellos dem Kampf oben zu verdanken, wie er an den erst zur Hälfte verzehrten Speisen auf einem langen Tisch sah, von dem sie offensichtlich hastig aufgesprungen waren. Wenn er die Dinge betrachtete, die an den Wänden hingen, war er durchaus froh, ihnen nicht begegnen zu müssen. Peitschen verschiedener Größen und Längen, unterschiedlicher Stärke und Anzahl von Schnüren. Zangen und Klammern und Handschellen. Gerätschaften, die wie Metallstiefel aussahen, und Handschuhe und Helme, auf denen sich große Schrauben befanden, die man wohl anziehen konnte, um sie zu verengen. Andere Dinge waren da, deren Zweck er nicht einmal ahnte. Wäre er den Männern begegnet, die so etwas benützten, hätte er wohl zuallererst dafür gesorgt, daß *sie* ihr Leben ließen, bevor er weiterging.

»Sandar!« zischte er. »Wollt Ihr die ganze verdammte Nacht lang dort draußen herumstehen?« Er eilte zur Innentür – wie die äußere verschlossen, aber kleiner – und ging hinein, ohne auf eine Antwort zu warten. Im Korridor dahinter befanden sich viele grobe Holztüren. Die Beleuchtung kam genau wie draußen von rußenden Schilffackeln. Nicht mehr als zwanzig Schritt vor ihm saß eine Frau auf einer Bank neben einer der Türen. Sie lehnte eigenartig steif an der Wand und drehte den Kopf ganz langsam in seine Richtung, als sie das Knirschen seiner Stiefel auf dem Steinboden hörte. Eine hübsche junge Frau. Er fragte sich, warum sie nur ihren Kopf bewegte und selbst den wie im Halbschlaf.

War sie eine Gefangene? *Draußen im Gang? Aber jemand mit einem solchen Gesicht kann nicht zu denen gehören, die solche Sachen wie dort draußen an den Wänden benützen.* Sie wirkte tatsächlich, als schliefe sie. Ihre Augen waren nur ein wenig geöffnet. Und die Qual, die sich auf diesem lieblichen Gesicht abzeichnete, machte sie wohl eher zu einer der Gefolterten als einem Folterknecht.

»Halt!« schrie Sandar hinter ihm. »Das ist eine Aes Sedai! Sie ist eine von denen, die diese Frauen gefangennahmen, die Ihr sucht!«

Mat verharrte mitten im Schritt und starrte die Frau an. Er erinnerte sich daran, wie Moiraine Feuerkugeln geschleudert hatte. Er fragte sich, ob er eine solche Feuerkugel mit dem Bauernspieß ablenken könne. Er fragte sich auch, ob sein Glück je ausreichen würde, den Aes Sedai zu entkommen.

»Hilf mir«, sagte sie mit schwacher Stimme. Ihre Augen wirkten nach wie vor wie im Halbschlaf, aber der bittende Tonfall ihrer Stimme war wohl hellwach. »Helft mir, bitte!«

Mat zwinkerte. Sie hatte unterhalb ihres Halses noch immer keinen Muskel bewegt. Vorsichtig trat er näher heran und gab Sandar einen Wink, sein Gejammere über die Aes Sedai einzustellen. Sie bewegte den Kopf gerade noch, um ihm mit Blicken folgen zu können, aber auch nicht mehr.

An ihrem Gürtel hing ein großer eiserner Schlüssel. Einen Augenblick lang zögerte er. Eine Aes Sedai, hatte Sandar gesagt. *Warum bewegt sie sich nicht?* Er schluckte, und dann zog er den Schlüssel so vorsichtig aus der Schlinge, als versuche er, einem Wolf ein Stück Fleisch aus den Zähnen zu ziehen. Sie rollte mit den Augen in Richtung auf die Tür neben ihr und stieß einen Laut aus ähnlich einer Katze, die gerade gesehen hat, wie ein riesiger Hund knurrend zu ihr in einen Raum kam, der keinen zweiten Ausgang hat.

Er verstand es nicht, aber solange sie nicht versuchte, ihn davon abzuhalten, die Tür zu öffnen, war es ihm gleich, warum sie wie eine ausgestopfte Vogelscheuche dasaß. Vielmehr fragte er sich, ob sich auf der anderen Seite der Tür etwas befinden könne, wovor er Angst haben sollte. *Wenn sie eine von denen ist, die Egwene und die anderen verschleppten, dann ist es eigentlich logisch, daß sie hier ist, um sie zu bewachen.* Tränen drangen aus den Augenwinkeln der Frau. *Nur, daß sie aussieht, als wäre da drinnen ein verfluchter Halbmensch.* Doch es gab nur einen Weg, das herauszufinden. Er lehnte den Stock an die Wand, drehte den Schlüssel im Schloß und warf die Tür auf, bereit, im Notfall sofort wegzurennen.

Nynaeve und Elayne knieten auf dem Fußboden und hatten eine offensichtlich schlafende Egwene zwischen sich.

Er schnappte nach Luft, als er Egwenes verschwollenes Gesicht sah, und änderte seine Meinung, daß sie schlafe. Die anderen beiden Frauen wandten sich ihm zu, als er die Tür so gewaltsam öffnete. Sie wirkten fast genauso zerschunden wie Egwene. *Seng mich! Seng mich!* Sie sahen ihn an und schnappten ebenfalls nach Luft.

»Matrim Cauthon«, sagte Nynaeve, und es klang erschrocken, »was beim Licht machst du denn hier?«

»Ich kam, um euch, verflucht noch mal, zu retten«, sagte er. »Seng mich, wenn ich erwartet hätte, so begrüßt zu werden, als ob ich Kuchen stehlen wolle. Ihr könnt mir später ja mal erzählen, warum ihr so ausseht, als hättet ihr mit Bären gekämpft. Wenn Egwene nicht laufen kann, trage ich sie auf dem Buckel. Es sind überall im Stein Aiel, oder jedenfalls nahe genug, und entweder bringen sie die verdammten Verteidiger um, oder die verdammten Verteidiger bringen sie um, aber wie auch immer: Wir sollten hier raus, solange wir, verdammt noch mal, können. Falls wir können!«

»Drücke dich bitte nicht so schmutzig aus«, sagte Nynaeve zu ihm, und Elayne warf ihm einen dieser mißbilligenden Blicke zu, die Frauen so unnachahmlich beherrschen. Keine aber schien ihm ihre ungeteilte Aufmerksamkeit zu widmen. Sie begannen, Egwene zu schütteln, als sei sie nicht mit mehr Schrammen und blauen Flecken bedeckt, als er je in seinem Leben gesehen hatte. Egwenes Augenlider flatterten und öffneten sich. Sie ächzte: »Warum habt ihr mich aufgeweckt? Ich muß es erst durchschauen. Wenn ich die Bande um sie herum löse, wird sie erwachen und ich kann sie nicht mehr einfangen. Aber wenn nicht, wird sie niemals vollständig einschlafen und …« Ihr Blick fiel auf ihn, und sie riß die Augen auf. »Matrim Cauthon, was beim Licht tust *du* denn hier?«

»Sag du es ihr«, sagte er zu Nynaeve. »Ich habe zuviel damit zu tun, euch zu befreien, als daß ich auf meine Ausdrucksweise achte.« Sie blickten alle an ihm vorbei und sahen so wütend aus, als wünschten sie sich, Messer in den Händen zu halten.

Er wirbelte herum, doch alles, was er sah, war Juilin Sandar, der aussah, als habe er eine verfaulte Pflaume verschluckt.

»Sie haben allen Grund«, sagte er zu Mat. »Ich … ich habe sie verraten. Aber ich mußte.« Das galt den Frauen hinter Mat. »Die eine mit den vielen honigfarbenen Zöpfen hat mit mir gesprochen, und ich … ich mußte es tun.« Einen langen Augenblick über sahen ihn alle weiterhin an.

»Liandrin hat gemeine Tricks auf Lager, Meister Sandar«, sagte Nynaeve schließlich. »Vielleicht ist es wirklich nicht ganz Eure Schuld. Wir können die Schuld ja später aufteilen.«

»Wenn dies nun alles geklärt ist«, sagte Mat, »können wir jetzt vielleicht gehen?« Ihm war überhaupt nichts klar, doch in diesem Augenblick war es ihm wirklich wichtiger zu gehen.

Die drei Frauen humpelten auf den Gang hinaus, aber dann blieben sie neben der Frau auf der Bank stehen. Sie rollte mit den Augen und wimmerte. »Bitte. Ich werde zum Licht zurückkehren. Ich schwöre, Euch zu gehorchen. Ich werde mit der Eidesrute in der Hand schwören. Bitte …«

Mat fuhr zusammen, als Nynaeve plötzlich ausholte und mit einem gewaltigen Faustschlag die Frau von der Bank beförderte. Sie lag da, und endlich waren ihre Augen vollständig geschlossen. Doch selbst im Liegen hatte sie dieselbe Körperhaltung wie zuvor im Sitzen auf der Bank.

»Es ist weg«, sagte Elayne aufgeregt.

Egwene beugte sich hinunter und kramte in der Gürteltasche der Frau herum. Dann zog sie etwas heraus, das Mat nicht erkennen konnte, und steckte es in die eigene Tasche. »Ja. Es ist ein wunderbares Gefühl. Etwas hat sich geändert, als du sie geschlagen hast, Nynaeve. Ich weiß nicht, was, aber ich konnte es spüren.«

Elayne nickte. »Ich auch.«

»Ich würde gern alles, aber auch alles an ihr ändern«, sagte Nynaeve grimmig. Sie nahm Egwenes Kopf in ihre Hände, und Egwene stellte sich keuchend auf die Zehenspitzen. Als Nynaeve die Hände von ihr nahm und sich Elayne zuwandte, waren Egwenes Schrammen verschwunden. Die von Elayne verschwanden genauso schnell.

»Blut und Asche!« grollte Mat. »Wieso schlägst du eine Frau, die bloß dagesessen hat? Ich glaube, sie konnte sich überhaupt nicht rühren!« Alle drei wandten sich zu ihm um, und er gab einen erstickten Laut von sich, als sich die Luft in seiner Umgebung mit einemmal zu dicker Gelatine verfestigte. Er schwebte in die Luft empor, bis seine Stiefel gut einen Schritt über dem Boden baumelten. *Oh, seng mich, die Macht! Nun habe ich befürchtet, daß die verfluchten Aes Sedai die verfluchte Macht gegen mich einsetzen würden, und jetzt tun es die verdammten Frauen, die ich retten wollte! Seng mich!*

»Du verstehst überhaupt nichts, Matrim Cauthon«, sagte Egwene mit harter Stimme.

»Und bis du verstehst«, fügte Nynaeve hinzu, »schlage ich vor, du behältst deine Meinung für dich.«

Elayne begnügte sich mit einem Blick, der ihn an den seiner Mutter erinnerte, wenn sie hinausging, um eine Rute vom Busch abzuschneiden.

Aus irgendeinem Grund ertappte er sich dabei, sie genauso anzugrinsen wie einst seine Mutter. Das hatte ihm dann so manches Mal eine Tracht Prügel eingebracht. *Verflucht, wenn sie das fertigbringen, verstehe ich nicht, wie man sie zuerst einsperren konnte!* »Was ich verstehe ist, daß ich euch aus dem Kerker befreit habe, und ihr zeigt soviel Dankbarkeit wie ein verfluchter Mann aus Taren-Fähre, der Zahnweh hat!«

»Du hast recht«, antwortete Nynaeve, und plötzlich knallten seine Stiefel so hart auf den Boden, daß seine Zähne aufeinanderschlugen. Aber er konnte sich wieder bewegen. »So sehr es mich schmerzt, das zugeben zu müssen, aber du hast recht, Mat.«

Er war versucht, darauf etwas Sarkastisches zu entgegnen, aber in ihrer Stimme lag gerade soviel Entschuldigung, daß er es auf sich beruhen ließ. »Können wir jetzt gehen? Da die Kämpfe überall weitergehen, glaubt Sandar, daß wir euch durch ein kleines Tor in der Nähe des Flusses hinausbringen können.«

»Ich gehe aber noch nicht, Mat«, sagte Nynaeve.

»Ich will Liandrin finden und ihr die Haut abziehen«, sagte Egwene, und es klang beinahe so, als meine sie das ernst.

»Alles, was ich will«, sagte Elayne, »ist Joiya Byir zu verprügeln, bis sie quiekt, aber eine der anderen tut es auch.«

»Seid ihr alle taub?« grollte er. »Dort draußen ist eine Schlacht im Gange! Ich kam her, um euch zu retten, und das werde ich auch tun!« Egwene tätschelte seine Wange, als sie an ihm vorbeiging, und Elayne tat es ihr nach. Nynaeve schniefte bloß. Er blickte ihnen mit offenem Mund nach. »Warum habt Ihr denn nichts gesagt?« fuhr er den Diebefänger an.

»Ich habe gesehen, was Euch das Reden einbrachte«, sagte Sandar schlicht. »Ich bin doch kein Narr.«

»Also, ich will nicht gerade mitten in einer Schlacht herumhocken!« schrie er den Frauen nach. Sie verschwanden soeben durch eine kleine Tür. »Ich haue ab, versteht ihr?« Sie blickten noch nicht einmal zurück. *Sie werden dort draußen wahrscheinlich umgebracht! Irgend jemand steckt ihnen ein Schwert in die Rippen, während sie gerade woanders hinschauen!* Knurrend legte er sich den Bauernspieß auf die Schulter und ging ihnen hinterher. »Wollt Ihr nur hier herumstehen?« rief er dem Diebefänger zu. »Ich bin nicht von so weit hergekommen, um sie jetzt ihrem Schicksal zu überlassen!«

Sandar holte ihn in dem Raum mit den Peitschen ein. Die drei Frauen waren schon weg, aber Mat hatte das Gefühl, sie würden bestimmt unschwer zu finden sein. *Ich muß bloß Männer finden, die verflucht in der Luft herumhängen! Verdammte Weiber!* Er beschleunigte seine Schritte zum Trab.

Perrin schritt grimmig entschlossen durch die Gänge des Steins und suchte nach irgendeinem Anzeichen von Faile. Mittlerweile hatte er sie noch zweimal gerettet. Einmal hatte er sie aus einem eisernen Käfig herausgeholt, ähnlich dem des Aiel in Remen, und einmal hatte er eine stählerne Truhe mit dem Zeichen des Falken an der Seite aufgebrochen, in der sie lag. Beide Male hatte sie sich in Luft aufgelöst, nachdem sie seinen Namen genannt hatte. Springer trabte an seiner Seite und prüfte die Luft. So scharf Perrins Geruchssinn war – der des Wolfs war noch besser. Es war Springer gewesen, der ihn zu der Truhe geführt hatte.

Perrin fragte sich, ob er sie wohl je in Wirklichkeit befreien könne. Nun hatte er, wie es schien, schon lange kein Zeichen mehr von ihr entdeckt. Die Gänge des Steins waren leer, die Lampen brannten, an den Wänden hingen Gobelins und Waffen, aber außer Springer und ihm selbst rührte sich nichts. *Und ich glaube, das muß Rand gewesen sein.* Er hatte nur einen flüchtigen Blick erhascht, einen Mann, der rannte, als verfolge er jemanden. *Das kann er doch nicht gewesen sein. Es kann nicht sein, aber ich glaube doch, daß er es war.*

Springer lief plötzlich schneller und hielt auf eine weitere hohe Tür zu, diesmal mit Bronze beschlagen. Perrin bemühte sich, mit ihm Schritt zu halten, stolperte und fiel auf die Knie. Er streckte gerade noch rechtzeitig die Hand aus, um nicht aufs Gesicht zu fallen. Schwäche überfiel ihn, als bestünden all seine Muskeln nur noch aus Wasser. Auch nachdem sich dieses Gefühl wieder gelegt hatte, raubte es ihm einen Teil seiner Kraft. Es kostete ihn Mühe, wieder auf die Beine zu kommen. Springer hatte sich umgedreht und blickte ihn an.

Du bist zu sehr hier drüben, Junger Bulle. Das Fleisch wird schwächer. Du kümmerst dich nicht genug darum, an deinem Fleisch festzuhalten. Bald werden Fleisch und Traum miteinander sterben.

»Suche sie«, sagte Perrin. »Das ist alles, was ich will. Suche Faile.«

Gelbe Augen trafen auf gelbe Augen. Der Wolf drehte sich um und trabte zu der Tür hin. *Hier durch, Junger Bulle.*

Perrin erreichte die Tür und drückte dagegen. Sie rührte sich nicht. Es schien keinen Weg zu geben, sie zu öffnen: keine Klinke, nichts, woran er sie packen konnte. In das Metall war ein feines Muster eingeätzt, so fein, daß selbst seine Augen es kaum erkennen konnten. Falken. Tausende winziger Falken.

Sie muß hier sein. Ich glaube nicht, daß ich es noch viel länger aushalte. Mit einem Aufschrei schwang er seinen Hammer und ließ ihn gegen die Bronzetür donnern. Es klang wie ein großer Gong. Wieder schlug er zu, und der Ton des Aufschlags wurde tiefer. Ein dritter Schlag, und die Bronzetür zersplitterte wie Glas.

Drinnen, hundert Schritt von der zersplitterten Tür entfernt, saß ein Falke an eine Stange gekettet inmitten eines Lichtkreises. Der Rest des riesigen Raums war von Dunkelheit erfüllt, von Dunkelheit und einem schwachen Rascheln wie von hundert Flügeln.

Er tat einen Schritt in den Raum hinein, und ein Falke flatterte mit ausgestreckten Krallen auf ihn zu. Die Krallen streiften im Vorbeiflug sein Gesicht. Schützend hob er einen Arm vor seine Augen. Krallen rissen an seinem Unterarm. Dann taumelte er auf den Vogelsitz zu. Wieder und wieder griffen nun die Vögel an. Falken tauchten ab, schlugen mit ihren Krallen zu, rissen an ihm, aber er schwankte schwerfällig weiter. Blut rann ihm über Schultern und Arme, besonders über den Arm, den er sich vor die Augen hielt. Den Blick hatte er stur auf den Falken in der Mitte des Lichtkreises gerichtet. Er hatte den Hammer verloren; wo, wußte er nicht. Aber er wußte, wenn er zurückgehen würde, ihn zu suchen, käme er ums Leben, bevor er ihn noch fand.

Als er den Vogelsitz erreichte, trieben ihn die zuschlagenden Krallen auf die Knie nieder. Unter seinem Arm hervor sah er den Falken auf der Stange an, und sie starrte mit lidlosen, dunklen Augen zurück. Die Kette, die ihr Bein festhielt, war an der Stange mit einem kleinen Schloß in Form eines Igels befestigt. Er packte die Kette mit beiden Händen. Nun achtete er nicht mehr auf die anderen Falken. Ein Wirbelwind messerscharfer Klauen umgab ihn. Mit letzter Kraft zerriß er die Kette. Der Schmerz und die Falken brachten Dunkelheit über ihn.

Er öffnete die Augen, und ein entsetzlicher Schmerz überfiel ihn, als hätte man mit tausend Messern sein Gesicht, die Arme und Schultern zerschnitten. Es spielte keine Rolle. Faile beugte sich über ihn. Diese dunklen, schrägstehenden Augen blickten besorgt drein. Sie wischte sein Gesicht mit einem bereits blutgetränkten Lappen ab.

»Mein armer Perrin«, sagte sie leise. »Mein armer Schmied. Du bist so schlimm verletzt.«

Mit einer Anstrengung, die ihn weitere Schmerzen kostete, drehte er den Kopf. Er befand sich in dem kleinen Speiseraum im *Stern*, und in der Nähe eines Tischbeins lag ein holzgeschnitzter Igel, der nun in zwei Teile zerbrochen war. »Faile«, flüsterte er ihr zu. »Mein Falke.«

Rand befand sich immer noch im Herzen des Steins, aber es war verändert. Hier kämpften keine Männer, es lagen keine Toten herum, und er war ganz allein. Plötzlich ertönte der Klang eines großen Gongs durch den Stein, dann wieder, und selbst die Steine unter seinen Sohlen erzitterten. Ein drittes Mal dröhnte es, und dann brach das Geräusch abrupt ab, als sei der Gong zersprungen. Alles war ruhig.

Wo bin ich hier? fragte er sich. *Noch wichtiger, wo ist Ba'alzamon?*

Als Antwort schoß zwischen den Säulen ein flammender Lichtschein hervor und genau auf seine Brust zu, ein Lichtbalken wie der Moiraines zuvor. Instinktiv drehte er sein Handgelenk mitsamt dem Schwert. Es war Eingebung und vielleicht noch etwas anderes, was ihn dazu brachte, in diesem Augenblick einen Strom *Saidins* in *Callandor* zu leiten, eine Machtflut, die das Schwert heller aufglühen ließ als selbst dieser auf ihn zuschießende Lichtstrahl. Sein unsicheres Gleichgewicht zwischen Existenz und Zerstörung kam ins Wanken. Sicherlich würde ihn dieser Strom verschlingen.

Der Lichtstrahl traf auf *Callandor* und wurde von dessen Schneide gespalten. Auf jeder Seite schoß ein Strahl vorbei. Er spürte, wie sein Mantel versengt wurde und wie die Wolle zu brennen begann. Hinter ihm trafen die beiden Arme aus gefrorenem Feuer, aus flüssigem Licht, auf riesenhafte Sandsteinsäulen. Wo sie auftrafen, hörte der Stein zu existieren auf. Die brennenden Strahlen bohrten sich hindurch zu weiteren Steinsäulen, die das gleiche Schicksal erlitten. Das Herz des Steins grollte, als die Säulen umstürzten und in Staubwolken zerschmettert wurden. Ein Regen von Steinsplittern stob durch den Saal. Was aber direkt in den Lichtstrahl geriet, das … war einfach nicht mehr.

Aus dem Schatten ertönte ein wütendes Grollen, und der flammende Strahl rein weißer Hitze erlosch.

Rand schwang *Callandor,* als wolle er etwas unmittelbar vor sich treffen. Der weiße Lichtschein, der die Form der Klinge verbarg, flammte hinaus und durchschnitt die Sandsteinsäule, hinter der das Grollen ertönt war. Der matt schimmernde Stein wurde wie Seide zerschnitten. Die durchtrennte Säule wankte. Ein Teil davon brach ab und stürzte von der Decke herab. Unten zerplatzte er in riesige, gezackte Brocken, die auf dem Fußboden zu liegen kamen. Als das Poltern verflogen war, hörte er weiter hinten das Geräusch von Stiefeln auf dem Steinboden. Fliehende Schritte.

Callandor kampfbereit in der Hand, eilte Rand hinter Ba'alzamon her.

Der hohe Torbogen, der aus dem Herzen hinausführte, brach zusammen, als er ihn gerade erreichte. Die gesamte Wand stürzte in Staubwolken und einem Regen von Steinbrocken zusammen, der ihn zu begraben drohte. Er lenkte

die Macht darauf, und alles wurde zu in der Luft schwebendem Staub. Er lief weiter. Er wußte nicht genau, was er gemacht hatte und wie, aber er hatte keine Zeit zum Nachdenken. Er jagte Ba'alzamons sich entfernenden Schritten hinterher, deren Echo in den Gängen des Steins verhallte.

Myrddraals und Trollocs erschienen plötzlich aus dem Nichts heraus, riesige, bestialische Gestalten mit haßverzerrten Gesichtern, Hunderte, und so füllten sie den Gang vor ihm und hinter ihm. Sichelähnliche Schwerter und solche aus tödlich-schwarzem Stahl verlangten nach seinem Blut. Ohne zu wissen, wie, verwandelte er sie in Dunst, der sich vor ihm teilte und verschwand. Die ihn umgebende Luft wurde zu stickigem Ruß, der seine Nase verstopfte, ihm den Atem raubte, aber er ließ die Luft wieder frisch und kühl werden. Flammen loderten aus dem Boden unter seinen Füßen empor, brachen aus Wänden und Decke, wütende Feuerzungen, die Gobelins und Läufer verzehrten, Tische und Truhen zu Aschehaufen verbrannten, Zierat und Lampen vor sich zu Tropfen geschmolzenen, brennenden Goldes verdampften. Er zerschlug die Feuer, verfestigte sie zu einer roten Glasur auf dem Steinboden.

Die ihn umgebenden Steine wurden durchscheinend wie Nebel; der Stein verblaßte. Die Wirklichkeit erbebte. Er konnte spüren, wie sie sich abwickelte, wie er selbst seinen Lebensfaden abwickelte. Er wurde aus dem Hier herausgestoßen an irgendeinen anderen Ort, wo überhaupt nichts existierte. *Callandor* flammte in seinen Händen wie die Sonne, bis er glaubte, es werde schmelzen. Er glaubte auch, er selbst werde im Strom der Einen Macht schmelzen, der ihn durchfloß. Diese Flut lenkte er irgendwie dorthin, wo er das Loch wieder verschloß, das sich um ihn herum geöffnet hatte, so daß er sich auf der Seite des Seins halten konnte. Der Stein wurde wieder fest und undurchsichtig.

Er konnte sich nicht einmal vorstellen, was er da eigentlich tat. Die Eine Macht wütete in ihm, bis er sich selbst kaum mehr kannte, bis er kaum noch er selbst war, bis das, was er selbst war, kaum noch existierte. Sein unsicheres Gleichgewicht wankte. Zu beiden Seiten drohte ein endloser Absturz, das Ausgelöschtwerden durch die Macht, die aus ihm in das Schwert floß. Nur in dem Tanz auf der Schneide des Rasiermessers lag noch etwas wie Sicherheit, wenn auch nicht viel. *Callandor* leuchtete in seiner Faust, bis es ihm schien, als trüge er die Sonne selbst. Undeutlich flackerte in ihm wie die Flamme einer Kerze im Sturm das sichere Gefühl, daß er alles vollbringen könne, solange er *Callandor* hielt. Alles.

Er jagte durch endlose Korridore, tanzte auf dem Rasiermesser entlang, jagte denjenigen, der ihn töten wollte, den er töten mußte. Diesmal konnte es keinen anderen Ausgang geben. Diesmal *mußte* einer von ihnen beiden sterben. Daß das auch Ba'alzamon wußte, war klar. Immer weiter floh er, immer befand er sich gerade noch außer Sicht, so daß nur die Geräusche seiner Flucht Rand weiterlockten, doch selbst auf der Flucht verwandte er diesen Stein von Tear, der nicht der echte Stein von Tear war, gegen Rand, und Rand kämpfte instinktiv, vorausahnend und mit der Hilfe des Zufalls dagegen an, kämpfte und rannte diese Messerschneide in vollkommenem Gleichklang mit der Macht entlang, dem Werkzeug und der Waffe, die ihn verschlingen würde, sollte er versagen.

Wasser füllte die Säle von oben bis unten, dick und schwarz wie am Grund des Meeres, und nahm ihm die Luft. Er verwandelte es wieder in Luft, ganz unbewußt, und jagte weiter. Plötzlich gewann die Luft an Gewicht, bis es ihm schien, als drücke ein ganzer Berg auf jede Stelle seines Körpers, als werde er von allen Richtungen gleichzeitig zerquetscht. In jenem Moment, bevor er vollkommen zu nichts zermalmt wurde, wählte er bestimmte Fluten aus dem Strom der Macht aus, der in ihm wütete, und der Druck verschwand augenblicklich, ohne daß ihm bewußt gewesen wäre, wie oder warum und welchen Strang er erwählt hatte; dazu war alles zu schnell gegangen. Er verfolgte Ba'alzamon, und die Luft selbst wurde mit einemmal zu festem Stein, der ihn einschloß. Dann schmolz der Stein, und schließlich war überhaupt nichts mehr da, was seine Lunge füllte. Der Boden unter seinen Füßen zog ihn an, als wöge ein Pfund plötzlich tausend, und dann verflog alles Gewicht so schnell, daß ein einziger Schritt ihn in die Luft wirbelte. Ein unsichtbarer Schlund öffnete sich und wollte ihm den Verstand aus dem Körper zerren, ihm die Seele selbst entreißen. Er überwand jede Falle und rannte weiter. Was Ba'alzamon auch verformte, um ihn zu vernichten, das heilte er, ohne sich dessen bewußt zu sein. Irgendwie war ihm schon klar, daß er vieles wieder ins natürliche Gleichgewicht brachte, Dinge durch seinen Tanz auf der unmöglich feinen Trennlinie zwischen Existenz und dem Nichts wieder richtete, aber dieses Bewußtsein war nur ganz schwach ausgeprägt. Seine ganze Aufmerksamkeit galt der Verfolgung, der Jagd, dem Tod, der an ihrem Ende stehen mußte.

Und dann befand er sich wieder im Herzen des Steins und schritt durch die mit Trümmern übersäte Bresche, wo einst eine Wand gestanden hatte. Einige Säulen hingen jetzt schief wie abgebrochene Zähne in der Halle. Und Ba'alzamon zog sich vor ihm zurück. Seine Augen flammten, und Schatten hüllten ihn ein. Schwarze Linien wie Stahldrähte zogen sich von Ba'alzamon ausgehend in die Dunkelheit hinein, die sich dort aufbaute, und verschwanden in unvorstellbare Höhen und Entfernungen innerhalb dieser Schwärze.

»Ich lasse mich nicht aufhalten!« schrie Ba'alzamon. Sein Mund war Feuer; sein Schrei warf Echos zwischen

den Säulen. »Ich kann nicht besiegt werden! Kommt mir zur Hilfe!« Einiges von der ihn einhüllenden Dunkelheit waberte in seine Hände, und er formte daraus eine so schwarze Kugel, daß sie sogar das von *Callandor* ausgehende Licht aufsaugte. Plötzlicher Triumph erglühte aus den Flammen seiner Augen.

»Du wirst vernichtet!« rief Rand. *Callandor* wirbelte in seinen Händen. Sein Licht drückte die Dunkelheit zurück, zerschnitt die stahlschwarzen Fäden um Ba'alzamon, der sich in Krämpfen wand. Als existierten zwei Ba'alzamons gleichzeitig, schien er zu schrumpfen und im gleichen Moment zu wachsen. »Du bist am Ende!« Rand stieß die leuchtende Klinge in Ba'alzamons Brust.

Ba'alzamon schrie, und die Feuer seines Gesichts flammten wild. »Narr!« heulte er. »Den Großen Herrn der Dunkelheit kann niemand jemals besiegen!«

Rand zog *Callandors* Klinge aus Ba'alzamons Körper heraus, und er sackte herunter und begann zu fallen. Der ihn umgebende Schatten verschwand.

Und plötzlich befand sich Rand in einem anderen Herzen des Steins, umgeben von unbeschädigten Säulen und Männern, die schrien und starben, verschleierten Männern und gerüsteten mit Brustpanzern und Helmen. Moiraine lag immer noch ohnmächtig am Sockel einer Sandsteinsäule. Und zu Rands Füßen lag die Leiche eines Mannes, der mit einem durch die Brust gebrannten Loch auf dem Rücken lag. Es wäre vielleicht ein gutaussehender Mann von mittleren Jahren gewesen, aber wo sich Augen und Mund befinden sollten, klafften bei ihm nur Löcher, aus denen schwarze Rauchwölkchen stoben.

Ich habe es geschafft, dachte er. *Ich habe Ba'alzamon getötet, Shai'tan getötet. Ich habe die Letzte Schlacht gewonnen. Licht, ich bin wirklich der Wiedergeborene Drache! Der Zerstörer ganzer Nationen, der Zerstörer der Welt! Nein! Ich will das Zerstören und das Töten beenden! Ich WERDE es beenden!*

Er erhob *Callandor* über seinen Kopf. Silberne Blitze schlugen aus der Klinge, gezackte Strahlen, die zu der großen Kuppel emporschossen. »Haltet ein!« schrie er. Das Kämpfen hörte auf; die Männer sahen ihn staunend an, über schwarze Schleier hinweg oder unter den Rändern runder Helme hervor. »Ich bin Rand al'Thor!« rief er, und seine Stimme dröhnte durch den riesigen Saal. »Ich bin der Wiedergeborene Drache!« *Callandor* leuchtete in seiner Hand.

Einer nach dem anderen, verschleiert oder mit Helm, knieten die Männer vor ihm nieder und riefen: »Der Drache ist wiedergeboren! Der Drache ist wiedergeboren!«

Das Volk des Drachen

Überall in der Stadt Tear erwachten die Menschen im Morgengrauen und erzählten von den Träumen dieser Nacht. Sie hatten geträumt, daß der Drache im Herzen des Steins gegen Ba'alzamon kämpfte, und als sie ihre Augen zu der großen Festung des Steins erhoben, da erblickten sie eine neue Flagge, die am höchsten Punkt im Wind flatterte. Auf weißem Grund wand sich dort die Gestalt einer großen Schlange mit roten und goldenen Schuppen, mit einer goldenen Löwenmähne und vier Beinen. Jedes der Beine endete in fünf goldenen Klauen. Männer kamen halb betäubt und verängstigt vom Stein herunter und erzählten mit gedämpfter Stimme von dem, was in dieser Nacht geschehen war. Dann strömten Männer und Frauen durch die Straßen und weinten, als sie von der Erfüllung der Prophezeiung sprachen.

»Der Drache!« riefen sie. »Al'Thor! Der Drache! Al'Thor!«

Mat spähte durch eine Schießscharte hoch oben an der Seite des Steins auf die Stadt hinunter und schüttelte den Kopf, als er dem Chor der Stimmen lauschte, der sich wellenförmig aus dem Häusermeer erhob. *Na ja, vielleicht ist er es wirklich.* Er hatte immer noch daran zu kauen, daß Rand tatsächlich hier war.

Jeder im Stein schien den Leuten unten beizupflichten, oder falls nicht, ließen sie es sich nicht anmerken. Er hatte Rand seit letzter Nacht nur einmal gesehen, wie er mit *Callandor* in der Hand durch einen Gang geschritten war. Dabei umringten ihn ein Dutzend verschleierter Aiel, und hinter ihm lief ein Rattenschwanz von Angehörigen des Steins: eine ganze Reihe der Verteidiger und die meisten der überlebenden Hochlords. Die letzteren schienen im Mindestfall damit zu rechnen, daß Rand ihre Hilfe benötigen werde, um die Welt zu regieren. Die Aiel hielten alle mit scharfen Blicken zurück, und falls notwendig, streckten sie die Speere vor. Sie glaubten ganz sicher, daß Rand der Drache sei, obwohl sie ihn bei einem anderen Namen nannten: ›Der mit der Morgendämmerung kommt‹. Es befanden sich beinahe zweihundert Aiel im Stein. Sie hatten ein Drittel ihrer Krieger in den Kämpfen verloren, aber sie hatten zehnmal mehr Verteidiger getötet oder gefangengenommen.

Als er sich von der Schießscharte abwandte, fiel sein Blick auf Rhuarc. An einem Ende des Raums stand ein hohes, eigenartiges Regal. Zwei geschnitzte, glänzende Räder aus einem dunkel geäderten Holz hielten das Ganze. Dazwischen war das Regal mit allen Bücherborden aufgehängt, so, daß die Bretter waagrecht hängen blieben, wenn die Räder bewegt wurden. Auf jedem Brett lag ein großes, in Gold gebundenes Buch. Auf den Einbänden glitzerten Edelsteine. Der Aiel hatte eines der Bücher geöffnet und las darin. Irgendwelche Abhandlungen, dachte sich Mat. *Wer hätte geglaubt, daß ein Aiel Bücher liest? Wer hätte verdammt geglaubt, daß ein Aiel überhaupt lesen kann?*

Rhuarc schaute in seine Richtung. Es war ein selbstbewußter Blick aus kalten, blauen Augen. Mat sah schnell wieder weg, bevor der Aiel seine Gedanken von seinem Gesicht ablesen konnte. *Wenigstens trägt er keinen Schleier, dem Licht sei Dank! Seng mich, diese Aviendha hätte mir beinahe den Kopf abgerissen, als ich sie fragte, ob sie auch ohne Speer tanzen könne.* Bain und Chiad waren auch wieder eine Sache für sich. Sie waren wirklich hübsch und mehr als freundlich, aber er brachte es niemals fertig, mit der einen zu sprechen, ohne daß die andere dabei war. Die männlichen Aiel schienen seine Bemühungen, mit einer allein zu reden, amüsant zu finden, und Bain und Chiad wohl offensichtlich auch. *Frauen sind so schon eigenartig, aber neben diesen Aielfrauen ist das ja noch normal, was mir bisher eigenartig erschien!*

Der große Tisch in der Mitte des Raums war kunstvoll geschnitzt und an den Kanten und den dicken Tischbeinen vergoldet. Er war für die Versammlungen der Hochlords bestimmt gewesen. Moiraine saß auf einem der thronähnlichen Stühle. In dessen hochaufragende Lehne war das Halbmondwappen von Tear mit Gold, geschliffenen Karneolen und Perlmutt eingelegt. Egwene, Nynaeve und Elayne saßen nahe bei ihr.

»Ich kann immer noch nicht glauben, daß Perrin hier in Tear ist«, sagte Nynaeve gerade. »Seid Ihr sicher, daß es ihm gutgeht?«

Mat schüttelte den Kopf. Er hätte an sich erwartet, daß Perrin letzte Nacht mit den anderen oben im Stein gekämpft hätte. Der Schmied war immer schon tapferer als andere Verrückte gewesen.

»Es ging ihm gut, als ich ihn verließ.« Moiraines Antwort klang ernst. »Ob dem immer noch so ist, weiß ich nicht. Seine … Begleitung befindet sich in erheblicher Gefahr, und es könnte sein, daß er den Kopf in dieselbe Schlinge gesteckt hat.«

»Seine Begleitung?« fragte Egwene in scharfem Ton. »Wa … wer ist denn Perrins Begleiter?«

»Welche Gefahr?« wollte Nynaeve wissen.

»Nichts, worüber Ihr Euch die Köpfe zerbrechen müßtet«, sagte die Aes Sedai gelassen. »Ich werde in Kürze

hingehen und mich um sie kümmern. Ich habe das nur hinausgeschoben, um Euch dies hier zu zeigen, das ich unter den *Ter'angrealen* und anderen Gegenständen gefunden habe, die mit der Einen Macht zusammenhängen und die von den Hochlords im Laufe der Zeit gesammelt wurden.« Sie nahm etwas aus ihrer Gürteltasche und legte es vor sich auf den Tisch. Es war eine Scheibe von der Größe einer Männerhand, anscheinend aus zwei aneinandergelegten Tränen geformt, die eine pechschwarz und die andere schneeweiß.

Mat erinnerte sich dunkel daran, daß er bereits andere Scheiben dieser Art gesehen hatte. Uralt, genau wie diese, aber zerbrochen, während diese unversehrt war. Drei hatte er bisher zu Gesicht bekommen; nicht alle zusammen, sondern in Bruchstücken. Aber das konnte an sich gar nicht sein, denn sie bestanden aus *Cuendillar,* das von keiner Macht der Welt, nicht einmal von der Einen Macht, zerstört werden konnte.

»Eines der sieben Siegel, mit denen Lews Therin Brudermörder und die Hundert Gefährten das Gefängnis des Dunklen Königs verschlossen«, sagte Elayne und nickte, als wolle sie sich das selbst bestätigen.

»Genauer gesagt«, warf Moiraine ein, »ist es ein Zentrum eines der Siegel. Aber im wesentlichen habt Ihr durchaus recht. Während der Zerstörung der Welt hat man sie verstreut und zur Sicherheit verborgen. Seit den Trolloc-Kriegen waren sie tatsächlich verschwunden.« Sie schniefte. »Ich höre mich schon wie Verin an.«

Egwene schüttelte den Kopf. »Ich denke, wir mußten wohl erwarten, eines hier vorzufinden. Schon zweimal hat Rand Ba'alzamon gegenübergestanden, und beide Male war zumindest eines der Siegel gegenwärtig.«

»Und dieses ist nicht zerbrochen«, sagte Nynaeve. »Zum erstenmal ist das Siegel unzerstört. Als spiele das jetzt noch eine Rolle.«

»Glaubt Ihr, es spiele keine Rolle mehr?« Moiraines Stimme klang gefährlich ruhig, und die anderen Frauen runzelten die Stirn, als sie so zu ihnen sprach.

Mat rollte die Augen. Sie redeten nur von unwichtigen Dingen. Es gefiel ihm nicht besonders, daß er kaum zwanzig Fuß entfernt von dieser Scheibe stand, nun, da er wieder wußte, was das war, ganz gleich, wieviel *Cuendillar* wert war, aber … »Entschuldigung«, sagte er.

Sie drehten sich alle um und sahen ihn an, als habe er etwas Wichtiges unterbrochen. *Seng mich! Hol sie aus einer Gefängniszelle heraus, rette ihnen ein dutzendmal das Leben, bevor die Nacht vorüber ist, und dann funkeln sie einen genauso böse an wie die verfluchten Aes Sedai! Na ja, sie haben sich ja auch keineswegs bei mir bedankt, oder? Man hätte denken können, ich steckte meine Nase in Dinge, die mich nichts angingen, anstatt verdammte Verteidiger davon abzuhalten, ihnen ein Schwert in den Leib zu rammen.* Laut sagte er nur milde: »Es macht Euch doch nichts aus, wenn ich eine Frage stelle, oder? Ihr habt immer nur über dieses Aes Sedai … äh … Sachen gesprochen, und keine hat sich die Mühe gemacht, mir etwas zu erklären.«

»Mat?« sagte Nynaeve warnend und zog dabei an ihrem Zopf, aber Moiraine warf nur mit ein klein wenig Ungeduld in der Stimme ein: »Was möchtet Ihr denn wissen?«

»Ich möchte wissen, wie all dies überhaupt sein kann.« Er wollte in ganz sanftem Ton sprechen, doch dann redete er sich heiß: »Der Stein von Tear ist gefallen! Die Prophezeiungen sagten, das werde niemals geschehen, bis das Volk des Drachen käme. Heißt das etwa, *wir* sind das verdammte Volk des Drachen? Ihr, ich, Lan und ein paar hundert verdammte Aiel?« Er hatte den Behüter in dieser Nacht ebenfalls gesehen. Er hatte keinen großen Unterschied entdecken können, wer tödlicher war – Lan oder die Aiel. Als sich Rhuarc aufrichtete und ihn anblickte, fügte er hastig hinzu: »Ach, tut mir leid, Rhuarc. Nur ein Versprecher.«

»Möglicherweise«, sagte Moiraine bedächtig. »Ich kam, um Be'lal davon abzuhalten, Rand zu töten. Ich hatte den Fall des Steins von Tear nicht erwartet. Vielleicht sind wir das. Prophezeiungen erfüllen sich, wie es bestimmt ist, und nicht, wie wir es für richtig halten.«

Be'lal. Mat schauderte. Er hatte letzte Nacht schon diesen Namen gehört, und im hellen Tageslicht gefiel er ihm auch nicht besser. Wenn er gewußt hätte, daß einer der Verlorenen frei war und auch noch hier im Stein, dann hätte er sich diesem Ort erst gar nicht genähert. Er blickte Egwene, Nynaeve und Elayne an. *Also, ich hätte mich vielleicht trotzdem wie eine verdammte Maus eingeschlichen, aber bestimmt nicht rechts und links Leuten auf den Kopf gehauen!* Sandar war bei Tagesanbruch aus dem Stein geeilt. Wie er behauptete, wollte er Mutter Guenna die Neuigkeiten mitteilen, aber Mat glaubte eher, er wollte sich nur den Blicken der drei Frauen entziehen, die aussahen, als hätten sie sich noch nicht entschieden, was mit ihm geschehen solle.

Rhuarc räusperte sich. »Wenn ein Mann Clanhäuptling werden will, geht er nach Rhuidean im Land der Jenn Aiel, zu dem Clan, den es nicht gibt.« Er sprach leise und sah finster den rotgefransten Seidenteppich unter seinen weichen Stiefeln an wie ein Mann, der etwas zu erklären versucht, was er nicht erklären wollte. »Frauen, die Weise Frauen werden wollen, treten diese Reise ebenfalls an, aber falls sie erwählt werden – wenn überhaupt –, halten sie das geheim. Die Männer, die in Rhuidean erwählt werden, die alles überlebt haben, werden am linken Arm

gezeichnet. So.«

Er schob den Ärmel seines Mantels und des Hemdes zurück, um seinen linken Unterarm zu enthüllen. Die Haut dort war viel blasser als die seiner Hände und seines Gesichts. In die Haut eingeätzt, als sei es ein Teil von ihr, war der gleiche rotgoldene Drache wie auf der Flagge über dem Stein. Er zog sich in zwei Bändern um seinen Unterarm.

Der Aiel ließ seinen Ärmel seufzend herunterrutschen. »Der Name wird nicht ausgesprochen, außer unter den Clanhäuptlingen und den Weisen Frauen. Wir sind …« Er räusperte sich wieder, offensichtlich unfähig, es auszusprechen.

»Die Aiel sind das Volk des Drachen«, sagte Moiraine ruhig, aber es klang doch ein wenig überrascht, wie Mat es bei ihr noch nie bemerkt hatte. »Das hatte ich nicht gewußt.«

»Dann ist nun wirklich alles vollbracht«, sagte Mat, »wie es prophezeit wurde. Wir können uns alle unbesorgt auf den Weg machen.« *Die Amyrlin wird mich nun nicht mehr brauchen, um in dieses verdammte Horn zu stoßen!*

»Wie kannst du so etwas sagen?« wollte Egwene wissen. »Hast du nicht verstanden, daß die Verlorenen wieder frei sind?«

»Ganz zu schweigen von den Schwarzen Ajah«, fügte Nynaeve grimmig hinzu. »Wir haben hier nur Amico und Joiya gefangen. Elf sind entkommen! Ich möchte gern wissen, wie sie das angestellt haben. Und das Licht allein weiß, wie viele andere wir überhaupt noch nicht kennen.«

»Ja«, sagte Elayne mit genauso harter Stimme. »Ich bin vielleicht noch nicht soweit, einem der Verlorenen gegenüberzutreten, aber ich will wenigstens Liandrin die Haut abziehen!«

»Natürlich«, sagte Mat verbindlich. »Sicher.« *Sind die verrückt geworden? Sie wollen die Schwarzen Ajah* und *die Verlorenen fangen?* »Ich meinte nur, daß das schwerste Stück Arbeit getan ist. Der Stein ist an das Volk des Drachen gefallen, Rand hat *Callandor*, und Shai'tan ist tot.« Moiraines Blick war so hart, daß er glaubte, der ganze Stein bebe einen Moment lang.

»Schweigt still, Ihr Narr!« sagte die Aes Sedai mit einer Stimme, die in ihn wie ein Messer schnitt. »Wollt Ihr seine Aufmerksamkeit auf Euch lenken, indem Ihr den Dunklen König beim Namen nennt?«

»Aber er ist tot!« protestierte Mat. »Rand hat ihn getötet. Ich habe seine Leiche gesehen!« *Und wie die gestunken hat! Ich hätte nicht gedacht, daß etwas so schnell verwesen kann.*

»Ihr habt *die Leiche* gesehen«, wiederholte Moiraine mit spöttisch verzogenem Mund. »Die Leiche eines Mannes. Nicht den Dunklen König, Mat.«

Er blickte Egwene und die beiden anderen Frauen hilfesuchend an. Sie wirkten genauso verwirrt wie er. Rhuarc sah aus, als habe er gerade erfahren, daß eine gewonnene Schlacht in Wirklichkeit noch nicht einmal ausgetragen worden war. »Wer war das dann?« wollte Mat wissen. »Moiraine, mein Gedächtnis weist Lücken auf, in die ein ganzer Wagen mitsamt dem Gespann hineinpaßt, aber ich erinnere mich genau daran, wie Ba'alzamon in meinen Träumen war. Ich weiß es noch genau! Seng mich, ich glaube nicht, daß ich das jemals vergessen kann! Und ich habe das erkannt, was noch von seinem Gesicht übrig war.«

»Ihr habt Ba'alzamon erkannt«, sagte Moiraine. »Oder vielmehr den Mann, der sich Ba'alzamon nannte. Doch der Dunkle König lebt noch in seinem Verlies unter dem Shayol Ghul, und der Schatten liegt noch immer über dem Muster.«

»Das Licht erleuchte und beschütze uns«, murmelte Elayne mit schwacher Stimme. »Ich glaubte … ich glaubte, die Verlorenen seien das Schlimmste, worüber wir uns jetzt noch Gedanken machen müßten.«

»Seid Ihr sicher, Moiraine?« fragte Nynaeve. »Rand war überzeugt, daß er den Dunklen König getötet hat. Ihr scheint aber sagen zu wollen, daß Ba'alzamon gar nicht der Dunkle König war. Das verstehe ich nicht. Wie könnt Ihr so sicher sein? Und wenn er nicht der Dunkle König war, wer war er dann?«

»Ich kann aus dem einfachsten aller Gründe sicher sein, Nynaeve. Wie schnell auch die Verwesung fortschritt – es war doch der Körper eines Menschen. Glaubt Ihr, wenn der Dunkle König getötet würde, würde er einen menschlichen Körper zurücklassen? Der Mann, den Rand tötete, *war* ein Mensch. Vielleicht war es der erste der befreiten Verlorenen, oder vielleicht war er auch niemals vollständig gefangen. Das werden wir möglicherweise nie erfahren.«

»Ich … weiß vielleicht, wer es war.« Egwene brach mit verunsicherter Miene ab. »Zumindest habe ich vielleicht einen Hinweis. Verin zeigte mir eine Seite aus einem alten Buch, in dem Ba'alzamon und Ishamael gemeinsam erwähnt wurden. Es war fast vollständig im Hochgesang geschrieben und beinahe unverständlich, aber ich erinnere mich an etwas wie ›einen Namen, der sich hinter einem anderen Namen verbirgt‹. Vielleicht war Ba'alzamon in Wirklichkeit Ishamael?«

»Möglich«, sagte Moiraine. »Vielleicht war es Ishamael. Aber selbst wenn, dann leben immer noch neun der

dreizehn. Lanfear und Sammael und Ravhin und … pah! Selbst wenn wir wissen, daß zumindest einige dieser neun in Freiheit sind, ist das keineswegs das Wichtigste.« Sie legte eine Hand auf die schwarz-weiße Scheibe, die auf dem Tisch lag. »Drei der Siegel sind zerbrochen. Nur vier halten noch. Nur diese vier Siegel stehen zwischen dem Dunklen König und der Welt, und es kann sein, daß er sogar jetzt schon die Welt auf gewisse Weise berühren kann. Welchen Kampf wir auch hier gewonnen haben mögen – Schlacht oder Scharmützel –, es war alles andere als der letzte.«

Mat beobachtete, wie ihre Mienen an Entschlossenheit gewannen – Egwenes und Nynaeves und Elaynes –, langsam, zögernd, aber immer deutlicher, und er schüttelte den Kopf. *Verdammte Frauen! Sie sind alle bereit weiterzumachen, weiterhin Schwarze Ajah zu jagen, gegen die Verlorenen und gegen den verfluchten Dunklen König zu kämpfen. Na ja, sie sollten nicht glauben, daß ich sie das nächstemal wieder aus der heißen Suppe ziehe. Das sollten sie wirklich nicht glauben!*

Einer der hohen Türflügel schwang auf, während er überlegte, was er sagen solle, und eine hochgewachsene junge Frau von adliger Haltung betrat den Raum. Sie trug ein Diadem mit einem im Flug befindlichen goldenen Habicht auf der Stirn. Das schwarze Haar fiel ihr bis auf die bleichen Schultern, die von ihrem Kleid aus feinster roter Seide freigelassen wurden, genau wie ein großzügiges Stück ihres, wie Mat feststellte, bewundernswerten Busens. Einen Moment lang musterte sie Rhuarc interessiert mit ihren großen, dunklen Augen, und dann wandte sie sich kühl und majestätisch den Frauen am Tisch zu. Sie schien Mat vollständig zu ignorieren.

»Ich bin nicht gewohnt, daß man mir aufträgt, Botschaften zu überbringen«, verkündete sie und wedelte mit einem zusammengefalteten Pergament in ihrer schmalen Hand.

»Und wer seid Ihr, Kind?« fragte Moiraine.

Die junge Frau richtete sich noch gerader auf, obwohl Mat das für unmöglich gehalten hätte. »Ich bin Berelain, die Erste von Mayene.« Sie warf das Pergament mit einer hochmütigen Geste vor Moiraine auf den Tisch und wandte sich wieder der Tür zu.

»Einen Moment, Kind«, sagte Moiraine und entfaltete das Pergament. »Wer hat Euch das gegeben? Und warum habt Ihr es gebracht, wenn Ihr es nicht gewohnt seid, Botschaften zu überbringen?«

»Ich … weiß nicht.« Berelain stand der Tür zugewandt da. Sie hörte sich erstaunt an. »Sie war … beeindruckend.« Sie schüttelte sich und schien ihre Selbstachtung wiederzugewinnen. Einen Augenblick lang betrachtete sie leicht lächelnd Rhuarc. »Ihr seid der Führer dieser Aiel-Männer? Euer Kampfeslärm hat meinen Schlaf gestört. Vielleicht dürft Ihr einmal mit mir dinieren. Eines Tages in nächster Zukunft.« Sie blickte sich zu Moiraine um. »Man hat mir mitgeteilt, daß der Wiedergeborene Drache den Stein eingenommen habe. Sagt dem Lord Drachen, daß die Erste von Mayene heute abend mit ihm zu speisen wünscht.« Und damit defilierte sie aus dem Raum. Mat konnte es nicht anders beschreiben, so würdevoll wirkte diese Ein-Frau-Prozession.

»*Die* hätte ich gern als Novizin in der Burg.« Egwene und Elayne sagten fast gleichzeitig dasselbe und lächelten sich dann gezwungen an. »Hört her«, bat Moiraine um Aufmerksamkeit. »›Lews Therin gehörte mir, gehört mir und wird mir immer und ewig gehören. Ich gebe ihn in Eure Hände, um ihn für mich zu hegen, bis ich komme, ihn zu holen.‹ Unterschrieben ist es mit ›Lanfear‹.« Die Aes Sedai richtete ihren kühlen Blick auf Mat. »Und Ihr habt geglaubt, es sei vollbracht? Ihr seid ein *Ta'veren,* Mat, ein Strang, der wichtiger für das ganze Muster ist als die meisten anderen. Ihr seid dem Horn von Valere verbunden. Für Euch ist überhaupt nichts vorüber.«

Sie sahen ihn alle an. Nynaeve wirkte traurig, Egwene blickte ihn an, als habe sie ihn noch nie zuvor gesehen, und Elayne, als warte sie darauf, daß er sich in irgend jemand anderen verwandle. Rhuarc hatte einen gewissen Respekt im Blick, obwohl Mat alles in allem genauso gern darauf verzichtet hätte.

»Also gut, selbstverständlich«, sagte er lahm. *Verflucht!* »Ich verstehe schon.« *Ich frage mich, wie schnell Thom wieder reisefertig sein kann. Zeit zum Abhauen. Vielleicht kommt Perrin mit.* »Ihr könnt auf mich zählen.«

Von draußen erklangen nach wie vor unablässig die Rufe: »Der Drache! Al'Thor! Der Drache! Al'Thor! Der Drache! Al'Thor! Der Drache!«

Und es stand geschrieben, daß keine Hand außer der seinen das Schwert halten könne, das im Stein lag, und er zog es hervor, und es war wie Feuer in seiner Hand, und sein Ruhm verbrannte die Welt. So begann es. So singen wir von seiner Wiedergeburt. So singen wir vom Beginn.

– aus *Do'in Toldara te,*
Lieder des Letzten Zeitalters,
Quarto Neun: Die Legende vom Drachen,
komponiert von BOANNE,
Meisterin aller Gesänge in Taralan,
Viertes Zeitalter

VORBEMERKUNG ZUR DATIERUNG

Seit der Zerstörung der Welt waren drei verschiedene Systeme der Zeitrechnung in Gebrauch. Das erste zählte die Jahre Nach der Zerstörung (NZ). Da aber die Jahre der Zerstörung und die darauffolgenden Jahre über fast vollkommenes Chaos herrschte und dieser Kalender erst gut hundert Jahre nach dem Ende der Zerstörung eingeführt wurde, hat man seinen Beginn völlig willkürlich gewählt. Am Ende der Trolloc-Kriege waren so viele Aufzeichnungen vernichtet worden, daß man sich stritt, in welchem Jahr der alten Zeitrechnung man sich überhaupt befand. Deshalb einigte man sich auf einen neuen Kalender, der am Ende dieser Kriege einsetzte und die (scheinbare) Erlösung der Welt von der Bedrohung durch Trollocs feierte. In diesem zweiten Kalender erschien jedes Jahr als sogenanntes Freies Jahr (FJ). Nach weitreichender Zerstörung, Tod und Aufruhr während des Hundertjährigen Krieges entstand ein dritter Kalender. Dieser Kalender zählt die Jahre der Neuen Ära (NÄ) und ist während der geschilderten Ereignisse in Gebrauch.

Aes Sedai (Aies Sehdai): Träger der Einen Macht. Seit der Zeit des Wahnsinns sind alle überlebenden Aes Sedai Frauen. Man mißtraut ihnen und fürchtet, ja haßt sie. Viele geben ihnen die Schuld an der Zerstörung der Welt, und allgemein glaubt man, sie mischten sich in die Angelegenheiten ganzer Staaten ein. Gleichzeitig aber findet man nur wenige Herrscher ohne Aes Sedai-Berater, selbst in Ländern, wo schon die Existenz einer solchen Verbindung geheimgehalten werden muß. Nach einigen Jahren, in denen sie die Macht gebrauchen, beginnen die Aes Sedai, alterslos zu wirken, so daß auch eine Aes Sedai, die bereits Großmutter sein könnte, keine Alterserscheinungen zeigt, außer vielleicht ein paar grauen Haaren (*siehe auch:* Ajah; Amyrlin-Sitz).

Aiel (Aiiehl): die Bewohner der Aiel-Wüste. Gelten als wild und zäh. Man nennt sie auch Aielmänner. Vor dem Töten verschleiern sie ihre Gesichter. Das führte zu der Redensart: ›Er benimmt sich wie ein Aiel mit schwarzem Schleier‹, um einen gewalttätigen Menschen zu beschreiben. Sie nehmen kein Schwert in die Hand, sind aber tödliche Krieger, ob mit Waffen oder mit bloßen Händen. Während sie in die Schlacht ziehen, spielen ihre Spielleute Tanzmelodien auf. Die Aielmänner benützen für die Schlacht das Wort ›der Tanz‹ und ›der Tanz der Speere‹ (*siehe auch:* Aiel-Kriegergemeinschaften; Aiel-Wüste).

Aielkrieg (976–978 NÄ): Als König Laman von Cairhien den Avendoraldera fällte, überquerten mehrere Clans der Aiel das Rückgrat der Welt. Sie eroberten und brandschatzten die Hauptstadt Cairhien und viele andere kleine und große Städte im Land. Der Konflikt weitete sich schnell nach Andor und Tear aus. Im allgemeinen glaubt man, die Aiel seien in der Schlacht an der Leuchtenden Mauer vor Tar Valon endgültig besiegt worden, aber in Wirklichkeit fiel König Laman in dieser Schlacht, und die Aiel, die damit ihr Ziel erreicht hatten, kehrten über das Rückgrat der Welt in ihre Heimat zurück (*siehe auch:* Avendoraldera; Cairhien).

Aiel-Kriegergemeinschaften: Alle Aiel-Krieger sind Mitglieder einer der Kriegergemeinschaften. Es gibt z. B. die Steinsoldaten, die Roten Schilde oder die Töchter des Speers. Jede Gemeinschaft hat eigene Gebräuche und manchmal auch ganz bestimmte Pflichten. Zum Beispiel fungieren die Roten Schilde als Polizei. Steinsoldaten schwören oftmals, sich nicht zurückzuziehen, wenn einmal eine Schlacht begonnen hat. Um diesen Eid zu erfüllen, sterben sie, wenn nötig, bis auf den letzten Mann. Die Clans der Aiel bekämpfen sich auch gelegentlich untereinander, aber Mitglieder der gleichen Gemeinschaft kämpfen nicht gegeneinander, selbst wenn ihre Clans im Krieg miteinander liegen. So gibt es jederzeit, sogar während einer offenen kriegerischen Auseinandersetzung, Kontakt zwischen den Clans (*siehe auch:* Aiel-Wüste; Far Dareis Mai).

Aiel-Wüste: das rauhe, zerrissene und fast wasserlose Gebiet östlich des Rückgrats der Welt. Nur wenige Außenseiter wagen sich dorthin, nicht nur, weil es für jemanden, der nicht dort geboren wurde, fast unmöglich ist, Wasser zu finden, sondern auch, weil die Aiel sich im ständigen Kriegszustand mit allen anderen Völkern befinden und keine Fremden mögen. Nur fahrende Händler, Gaukler und die Tuatha'an dürfen sich in die Wüste begeben, und sogar ihnen gegenüber sind die Kontakte eingeschränkt. Es sind keine Landkarten der Wüste bekannt.

Ajah: Interessengruppen unter den Aes Sedai. Jede Aes Sedai gehört einer solchen Gruppe an. Sie unterscheiden sich durch ihre Farben: Blaue Ajah, Rote Ajah, Weiße Ajah, Grüne Ajah, Braune Ajah, Gelbe Ajah und Graue Ajah. Jede Gruppe folgt ihrer eigenen Auslegung in bezug auf die Anwendung der Einen Macht und die Existenz der Aes Sedai. Zum Beispiel setzen die Roten Ajah all ihre Kraft dazu ein, Männer zu finden und zu

beeinflussen, die versuchen, die Macht auszuüben. Eine Braune Ajah andererseits leugnet alle Verbindung zur Außenwelt und verschreibt sich ganz der Suche nach Wissen. Die Weißen Ajah meiden soweit wie möglich die Welt und das weltliche Wissen und widmen sich Fragen der Philosophie und Wahrheitsfindung. Die Grünen Ajah (die man während der Trolloc-Kriege auch Kampf-Ajah nannte) stehen bereit, jeden neuen Schattenlord zu bekämpfen, wenn Tarmon Gai'don naht. Es gibt Gerüchte über eine Schwarze Ajah, die dem Dunklen König dient.

Alanna Mosvani: eine Aes Sedai der Grünen Ajah.

al'Meara, Nynaeve (Almehra, Nainiev): eine Frau aus Emondsfelde im Distrikt der Zwei Flüsse in Andor. Sie gehört jetzt zu den Aufgenommenen.

Alte Sprache, die: Die vorherrschende Sprache während des Zeitalters der Legenden. Man erwartet im allgemeinen von Adligen und anderen gebildeten Menschen, daß sie diese Sprache erlernt haben. Die meisten aber kennen nur ein paar Worte.

al'Thor, Rand: ein junger Mann aus Emondsfelde, einst Schäfer und nun zum Wiedergeborenen Drachen ausgerufen.

al'Vere, Egwene (Alwier, Egwain): eine junge Frau aus Emondsfelde, die in der Ausbildung zur Aes Sedai steht. Sie gehört jetzt zu den Aufgenommenen.

Amalasan, Guaire (Amalasin, Gwär): *siehe* Krieg des Zweiten Drachen.

Amyrlin-Sitz, der: (1.) Titel der Führerin der Aes Sedai. Auf Lebenszeit vom Saal der Weißen Burg gewählt, dem höchsten Gremium der Aes Sedai; der Saal der Burg setzt sich aus je drei Abgeordneten (Sitzende genannt, wie z. B. in ›Sitzende der Grünen‹ …) der sieben Ajahs zusammen. Der Amyrlin-Sitz hat, jedenfalls theoretisch, unter den Aes Sedai beinahe uneingeschränkte Macht. Er hat in etwa den Rang einer Königin. Etwas weniger formell ist die Bezeichnung: die Amyrlin. (2.) Thron der Führerin der Aes Sedai.

Anaiya: eine Aes Sedai der Blauen Ajah.

Angreal: ein sehr seltenes Objekt. Es erlaubt einer Person, die die Eine Macht lenken kann, einen stärkeren Energiefluß zu meistern, als das sonst ohne Hilfe und ohne Lebensgefahr möglich ist. Sie sind Relikte des Zeitalters der Legenden. Es ist heute nicht mehr bekannt, wie sie angefertigt wurden. Es existieren nur noch sehr wenige (*siehe auch:* Sa'angreal; Ter'angreal).

Atha'an Miere: *siehe* Meervolk; Meerleute.

Aufgenommenen, die: Junge Frauen in der Ausbildung zur Aes Sedai, die eine bestimmte Stufe erreicht und einige Prüfungen bestanden haben. Normalerweise braucht man ca. fünf bis zehn Jahre, um von der Novizin zur Aufgenommenen erhoben zu werden. Die Aufgenommenen sind in ihrer Bewegungsfreiheit weniger eingeschränkt als die Novizinnen, und es ist ihnen innerhalb bestimmter Grenzen sogar erlaubt, eigene Studiengebiete zu wählen. Eine Aufgenommene hat das Recht, einen Großen Schlangenring zu tragen, aber nur am dritten Finger ihrer linken Hand. Wenn eine Aufgenommene zur Aes Sedai erhoben wird, wählt sie ihre Ajah, erhält sie das Recht, deren Stola zu tragen, und darf den Ring an jedem Finger oder auch gar nicht tragen, je nachdem, was die Umstände von ihr verlangen.

Avendesora: in der alten Sprache der Baum des Lebens. Wird in vielen Geschichten und Legenden erwähnt.

Avendoraldera: ein in Cairhien aus einem *Avendesora*-Keim gezogener Baum. Der Keimling war ein Geschenk der Aiel im Jahre 566 NÄ. Es gibt aber keinen zuverlässigen Bericht über eine Verbindung zwischen den Aiel und *Avendesora* (*siehe auch:* Aielkrieg).

Aviendha (Awi-enda): eine Frau aus dem Bitteres-Wasser-Clan der Taardad Aiel; eine *Far Dareis Mai* – also eine Tochter des Speers.

Aybara, Perrin: ein junger Mann aus Emondsfelde, der früher Gehilfe eines Hufschmieds war.

Ba'alzamon: in der Trolloc-Sprache ›Herz der Dunkelheit‹. Es wird angenommen, dies sei der Trolloc-Name für den Dunklen König (*siehe auch:* Dunkler König; Trollocs).

Bashere, Zarine: eine junge Frau aus Saldaea, die zu den Jägern des Horns gehört. Sie möchte Faile (fa-iel) genannt werden, was in der Alten Sprache soviel wie ›Falke‹ bedeutet.

Baummörder: Aiel-Bezeichnung für Bewohner Cairhiens, die immer im Tonfall der Entrüstung und des Schreckens verwendet wird.

Baumsänger: ein Ogier, der die Fähigkeit besitzt, zu den Bäumen zu singen (›Baumlied‹ genannt) und sie damit heilt oder ihnen hilft, zu wachsen und zu blühen, oder der Gegenstände aus ihrem Holz anzufertigen hilft, durch die der Baum nicht beschädigt wird. Auf diese Art hergestellte Objekte werden als ›besungenes Holz‹ bezeichnet und sind sehr gesucht. Es existieren nicht mehr viele Ogier, die Baumsänger sind; das Talent scheint

auszusterben.

Behüter: ein Krieger, der mit einer Aes Sedai den Behüterbund teilt. Der Behüterbund wird mit Hilfe der Einen Macht erschaffen; der Behüter gewinnt dadurch Fähigkeiten wie schnelles Heilen von Wunden, er kann lange Zeiträume ohne Wasser, Nahrung und Schlaf auskommen und den Einfluß des Dunklen Königs auf größere Entfernung spüren. Solange er am Leben ist, weiß die mit ihm verbundene Aes Sedai, daß er lebt, auch wenn er noch so weit entfernt ist, und sollte er sterben, dann weiß sie den genauen Zeitpunkt und auch den Grund seines Todes. Allerdings weiß sie nicht, wie weit von ihr entfernt er sich befindet oder in welcher Richtung. Die meisten Ajahs gestatten einer Aes Sedai den Bund mit nur einem Behüter. Die Roten Ajah allerdings lehnen die Behüter für sich selbst ganz ab, während die Grünen Ajah eine Verbindung mit so vielen Behütern gestatten, wie die Aes Sedai es wünscht. An sich muß der Behüter der Verbindung freiwillig zur Verfügung stehen, es gab jedoch auch Fälle, in denen der Krieger dazu gezwungen wurde. Welche Vorteile die Aes Sedai aus der Verbindung ziehen, wird von ihnen als streng behütetes Geheimnis behandelt (*siehe auch*: Aes Sedai).

Be'lal: einer der Verlorenen.

Bel Tine (Behltein): Frühlingsfest im Gebiet der Zwei Flüsse, bei dem das Ende des Winters, die erste aufgehende Saat und die Geburt der ersten Lämmer gefeiert werden.

besungenes Holz: *siehe* Baumsänger.

Bittern: ein Musikinstrument mit wahlweise sechs, neun oder zwölf Saiten. Es wird auf die Knie gelegt und gezupft oder mit einem Plektrum angeschlagen.

Bornhald, Dain: ein Offizier der Kinder des Lichts, der Sohn des Lordhauptmanns Geofram Bornhald, der in Falme auf der Toman-Halbinsel starb.

Byar, Jaret: ein Offizier der Kinder des Lichts.

Caemlyn: die Hauptstadt von Andor.

Cairhien: sowohl eine Nation am Rückgrat der Welt wie auch die Hauptstadt dieser Nation. Die Stadt wurde im Aielkrieg (976–978 NÄ) wie so viele andere Städte und Dörfer niedergebrannt und geplündert. Als Folge wurde sehr viel Agrarland in der Nähe des Rückgrats der Welt aufgegeben, so daß seither große Mengen Getreide importiert werden müssen. Auf den Mord an König Galldrian (998 NÄ) folgten ein Bürgerkrieg unter den Adelshäusern um die Nachfolge auf dem Sonnenthron, die Unterbrechung der Lebensmittellieferungen und eine Hungersnot. Im Wappen führt Cairhien eine goldene Sonne mit vielen Strahlen, die sich vom unteren Rand eines himmelblauen Feldes erhebt.

Callandor: ›Das Schwert, das kein Schwert ist‹ oder ›Das unberührbare Schwert‹. Ein Kristallschwert, das im Stein von Tear aufbewahrt wird in einem Raum, der den Namen ›Herz des Steins‹ trägt. Keine Hand kann es berühren, außer der des Wiedergeborenen Drachen. Den Prophezeiungen des Drachen nach ist eines der wichtigsten Zeichen für die erfolgte Wiedergeburt des Drachen und das Nahen von Tarmon Gai'don, daß der Drache *Callandor* in Besitz nimmt.

Cauthon, Matrim (Mat): ein junger Mann von den Zwei Flüssen.

Chroniken, Bewahrerin der: Unter den Aes Sedai ist dies die Stellvertreterin des Amyrlin-Sitzes. Sie fungiert auch als deren Sekretärin. Sie wird vom Saal der Burg auf Lebenszeit gewählt und kommt gewöhnlich aus der gleichen Ajah wie die Amyrlin (*siehe auch:* Amyrlin-Sitz; Ajah).

Cuendillar: auch als Herzstein bekannt. *Siehe:* Herzstein.

dämpfen, Dämpfung: Wenn ein Mann die Anlage zeigt, die Eine Macht zu beherrschen, müssen die Aes Sedai seine Kräfte ›dämpfen‹, also komplett unterdrücken, da er sonst wahnsinnig wird, vom Verderben der *Saidin* getroffen, und möglicherweise schreckliches Unheil mit seinen Kräften anrichten wird. Ein Mann, der einer Dämpfung unterzogen wurde, kann die Eine Macht immer noch spüren, sie aber nicht mehr benützen. Wenn vor der Dämpfung der beginnende Wahnsinn eingesetzt hat, kann er durch den Akt der Dämpfung aufgehalten, jedoch nicht geheilt werden. Hat die Dämpfung früh genug stattgefunden, kann das Leben des Mannes gerettet werden.

Daes Dae'mar: das Große Spiel, auch bekannt als das Spiel der Häuser. Dieser Name wurde den Plänen, Intrigen und Manipulationen der großen Adelshäuser untereinander verliehen. Man legt großen Wert darauf, verdeckt zu arbeiten, auf ein Ziel hinzuarbeiten, während man ein ganz anderes vortäuscht, um ein Ziel mit geringstmöglicher Anstrengung zu erreichen.

Damodred, Lord Galadedrid: der einzige Sohn von Taringail Damodred und Tigraine; Halbbruder von Elayne und Gawyn. Im Wappen führt er ein geflügeltes, silbernes Schwert, das nach unten zeigt.

Dorfheilerin: eine Frau, die in den Frauenkreis ihres Dorfs berufen wird, weil sie die Fähigkeit des Heilens

besitzt, das Wetter vorhersagen kann und auch sonst als kluge Frau anerkannt wird. Ihre Position fordert großes Verantwortungsbewußtsein und verleiht ihr viel Autorität. Allgemein wird sie dem Bürgermeister gleichgestellt, in manchen Dörfern steht sie sogar über ihm. Im Gegensatz zum Bürgermeister wird sie auf Lebenszeit erwählt. Es ist äußerst selten, daß eine Dorfheilerin vor ihrem Tod aus ihrem Amt entfernt wird. Ihre Auseinandersetzungen mit dem Bürgermeister sind auch zur Tradition geworden. Je nach dem Land wird sie auch als Führerin, Heilerin, Sucherin oder einfach als Weise bezeichnet.

Drache, der: Ehrenbezeichnung für Lews Therin Telamon während des Schattenkriegs. Als der Wahnsinn alle männlichen Aes Sedai befiel, tötete Lews Therin alle Personen, die etwas von seinem Blut in sich trugen und jede Person, die er liebte. So bezeichnete man ihn anschließend als Brudermörder (*siehe auch*: Wiedergeborener Drache; Drache; Prophezeiungen des Drachen).

Drache, falscher: Manchmal behaupten Männer, der Wiedergeborene Drache zu sein, und manch einer davon gewinnt so viele Anhänger, daß eine Armee notwendig ist, um ihn zu besiegen. Einige davon haben schon Kriege begonnen, in die viele Nationen verwickelt wurden. In den letzten Jahrhunderten waren die meisten falschen Drachen nicht in der Lage, die Eine Macht richtig anzuwenden, aber es gab doch ein paar, die das konnten. Alle jedoch verschwanden entweder, oder wurden gefangen oder getötet, ohne eine der Prophezeiungen erfüllen zu können, die sich um die Wiedergeburt des Drachen ranken. Diese Männer nennt man falsche Drachen. Unter jenen, die die Eine Macht lenken konnten, waren Raolin Dunkelbann (335–336 NZ), Yurian Steinbogen (ca. 1300–1308 NZ), Davian (FJ 351), Guaire Amalasan (FJ 939–943) und Logain (997 NÄ) (*siehe auch:* Wiedergeborener Drache).

Drachen, Prophezeiungen des: ein im *Karaethon-Zyklus* enthaltener, wenig bekannter und selten erwähnter Text, der voraussagt, daß der Dunkle König wieder befreit wird und die Welt berührt. Lews Therin Telamon, der Drache, Zerstörer der Welt, wird wiedergeboren, um Tarmon Gai'don, die Letzte Schlacht, gegen den Schatten zu schlagen (*siehe auch:* Drache).

Dunkler König: gebräuchlichste Bezeichnung, in allen Ländern verwendet, für Shai'tan: die Quelle des Bösen, Antithese des Schöpfers. Im Augenblick der Schöpfung wurde er vom Schöpfer in ein Verlies am Shayol Ghul gesperrt. Ein Versuch, ihn aus diesem Kerker zu befreien, führte zum Schattenkrieg, dem Verderben der *Saidin,* der Zerstörung der Welt und dem Ende des Zeitalters der Legenden.

Dunklen König nennen, den: Wenn man den wirklichen Namen des Dunklen Königs erwähnt (Shai'tan), zieht man seine Aufmerksamkeit auf sich, was unweigerlich dazu führt, daß man Pech hat oder schlimmstenfalls eine Katastrophe erlebt. Aus diesem Grund werden viele Euphemismen verwendet, wie z. B. der Dunkle König, der Vater der Lügen, der Sichtblender, der Herr der Gräber, der Schäfer der Nacht, Herzensbann, Herzfang, Grasbrenner und Blattverderber. Jemand, der das Pech anzuziehen scheint, ›nennt den Dunklen König‹.

Eide, Drei: die Eide, die eine Aufgenommene ablegen muß, um zur Aes Sedai erhoben zu werden. Sie werden gesprochen, während die Aufgenommene einen Eidstab in der Hand hält. Das ist ein *Ter'angreal,* das sie an die Eide bindet. Sie muß schwören, daß sie (1) kein unwahres Wort ausspricht, (2) keine Waffe herstellt, mit der Menschen andere Menschen töten können, und (3) daß sie niemals die Eine Macht als Waffe verwendet, außer gegen Abkömmlinge des Schattens oder um ihr Leben oder das ihres Behüters oder einer anderen Aes Sedai in höchster Not zu verteidigen. Diese Eide waren früher nicht zwingend vorgeschrieben, doch nach verschiedenen Geschehnissen vor und nach der Zerstörung hielt man sie für notwendig. Der zweite Eid war ursprünglich der erste und kam als Reaktion auf den Krieg um die Macht. Der erste Eid wird wörtlich eingehalten, aber oft geschickt umgangen, indem man eben nur einen Teil der Wahrheit ausspricht. Man glaubt allgemein, daß der zweite und dritte nicht zu umgehen sind.

Eine Macht, die: die Kraft aus der Wahren Quelle. Die große Mehrheit der Menschen ist absolut unfähig zu lernen, wie man die Eine Macht anwendet. Eine sehr geringe Anzahl von Menschen kann die Anwendung erlernen, und noch weniger besitzen diese Fähigkeit von Geburt an. Diese wenigen müssen ihren Gebrauch nicht lernen, denn sie werden die Wahre Quelle berühren und die Eine Macht benützen, ob sie wollen oder nicht, vielleicht sogar, ohne zu bemerken, was sie tun. Diese angeborene Fähigkeit taucht meist zuerst während der Pubertät auf. Wenn man dann nicht die Kontrolle darüber erlernt – durch Lehrer oder auch ganz allein (äußerst schwierig, die Erfolgsquote liegt bei eins zu vier) –, ist die Folge der sichere Tod. Seit der Zeit des Wahns hat kein Mann es gelernt, die Eine Macht kontrolliert anzuwenden, ohne dabei auf die Dauer auf schreckliche Art dem Wahnsinn zu verfallen. Selbst wenn er in gewissem Maß die Kontrolle erlangt hat, stirbt er an einer Verfallskrankheit, bei der er lebendigen Leibs verfault. Auch diese Krankheit wird, genau wie der Wahnsinn, von dem Verderben hervorgerufen, das der Dunkle König über die *Saidin* brachte. Bei Frauen ist der Tod mangels

Kontrolle der Einen Macht etwas erträglicher, aber sterben müssen auch sie. Die Aes Sedai suchen nach Mädchen mit diesen angeborenen Fähigkeiten, zum einen, um ihre Leben zu retten, und zum anderen, um die Anzahl der Aes Sedai zu vergrößern. Sie suchen nach Männern mit dieser Fähigkeit, um zu verhindern, daß sie Schreckliches damit anrichten, wenn sie dem Wahn verfallen (*siehe auch:* Zeit des Wahns; Wahre Quelle).

Elaida: eine Aes Sedai-Ratgeberin der Königin Morgase von Andor. Sie kann manchmal die Zukunft vorhersagen.

Elayne: Königin Morgases Tochter, die Tochter-Erbin des Throns von Andor. Sie befindet sich in der Ausbildung zur Aes Sedai und gehört jetzt zu den Aufgenommenen. Sie führt im Wappen eine goldene Lilie.

Erster Prinz des Schwertes: Titel – gewöhnlich – des ältesten Bruders der Königin von Andor, der seit seiner Kindheit darauf vorbereitet wurde, im Krieg die Armee der Königin zu kommandieren und im Frieden als ihr Ratgeber zu fungieren. Falls die Königin keinen überlebenden Bruder hat, bestimmt sie jemanden für diese Stellung.

Fäule, die: *siehe* Große Fäule.

Falkenflügel, Artur: ein legendärer König, der alle Länder westlich des Rückgrats der Welt und einige von jenseits der Aiel-Wüste einte. Er sandte sogar eine Armee über das Aryth-Meer, doch verlor man bei seinem Tod, der den Hundertjährigen Krieg auslöste, jeden Kontakt mit diesen Soldaten. Er führte einen fliegenden goldenen Falken im Wappen (*siehe auch:* Hundertjähriger Krieg).

Far Dareis Mai: wörtlich ›Töchter des Speers‹. Eine von mehreren Kriegergemeinschaften der Aiel. Anders als bei den übrigen werden ausschließlich Frauen aufgenommen. Sollte sie heiraten, darf eine Frau nicht Mitglied bleiben. Während einer Schwangerschaft darf ein Mitglied nicht kämpfen. Jedes Kind eines Mitglieds wird von einer anderen Frau aufgezogen, so daß niemand mehr weiß, wer die wirkliche Mutter ist. (›Du darfst keinem Manne angehören, und kein Mann oder Kind darf dir angehören. Der Speer ist dein Liebhaber, dein Kind und dein Leben.‹) Diese Kinder sind hoch angesehen, denn es wurde prophezeit, daß ein Kind einer Tochter des Speers die Clans vereinen und zu der Bedeutung zurückführen wird, die sie im Zeitalter der Legenden besaßen.

Festung des Lichts, die: die große Festung der Kinder des Lichts in Amador, der Hauptstadt von Amadicia. Es gibt in Amadicia einen König, doch die wirklichen Herrscher sind die Kinder des Lichts (*siehe auch:* Kinder des Lichts).

Feuerwerker, Gilde der: eine Gesellschaft, die das Geheimnis der Anfertigung von Feuerwerkskörpern wahrt. Sie schrecken selbst vor Mord nicht zurück, um dieses Geheimnis zu wahren. Die Gilde genießt einen hohen Bekanntheitsgrad wegen der grandiosen Feuerwerke, die sie für Herrscher und hohe Adlige veranstaltet. Kleinere Feuerwerkskörper werden auch an andere verkauft, jedoch unter strengsten Warnungen, es könne zu Katastrophen führen, wenn man versuche, sie zu öffnen und ihr Geheimnis zu erfahren. Das Gildehaus steht in Tanchico, der Hauptstadt von Tarabon. Die Gilde errichtete ein weiteres Gildehaus in Cairhien, doch das wird nicht mehr benützt.

Flamme von Tar Valon: das Symbol für Tar Valon und die Aes Sedai. Die stilisierte Darstellung einer Flamme; eine weiße, nach oben gerichtete Träne.

Fünf Mächte, die: Das sind die Stränge der Einen Macht, und jede Person, die die Eine Macht anwenden kann, wird einige dieser Stränge besser als die anderen handhaben können. Diese Stränge nennt man nach den Dingen, die man durch ihre Anwendung beeinflussen kann: Erde, Luft, Feuer, Wasser, Geist – die Fünf Mächte. Wer die Eine Macht anwenden kann, beherrscht gewöhnlich einen oder zwei dieser Stränge besonders gut und hat Schwächen in der Anwendung der übrigen. Einige wenige beherrschen auch drei davon, aber seit dem Zeitalter der Legenden gab es niemand mehr, der alle fünf in gleichem Maße beherrschte. Und auch dann war das eine große Seltenheit. Das Maß, in dem diese Stränge beherrscht werden und Anwendung finden, ist individuell verschieden; einzelne dieser Personen sind sehr viel stärker als die anderen. Wenn man bestimmte Handlungen mit Hilfe der Einen Macht vollbringen will, muß man einen oder mehrere bestimmte Stränge beherrschen. Wenn man beispielsweise ein Feuer entzünden oder beeinflussen will, braucht man den Feuer-Strang; will man das Wetter ändern, muß man die Bereiche Luft und Wasser beherrschen, während man für Heilungen Wasser und Geist benutzen muß. Während Männer und Frauen in gleichem Maße den Geist beherrschten, war das Talent in bezug auf Erde und/oder Feuer besonders oft bei Männern ausgeprägt und das für Wasser und/oder Luft bei Frauen. Es gab Ausnahmen, aber trotzdem betrachtete man Erde und Feuer als die männlichen Mächte, Luft und Wasser als die weiblichen. Im allgemeinen werden die Fähigkeiten als gleichwertig betrachtet, doch unter den Aes Sedai gibt es ein Sprichwort: »Es gibt keinen Felsen, der so fest ist, daß Wind und Wasser ihn nicht abtragen könnten, und kein Feuer, das nicht von Wasser oder Wind gelöscht werden kann.« Es soll nicht unerwähnt

bleiben, daß dieses Sprichwort erst lange nach dem Tod des letzten männlichen Aes Sedai aufkam. Irgendein mögliches Äquivalent bei den männlichen Aes Sedai ist nicht mehr bekannt.

Gaidin: wörtlich ›Bruder der Schlacht‹. Ein Titel, den die Aes Sedai den Behütern verleihen (*siehe auch:* Behüter).

Galad: *siehe* Damodred, Lord Galadedrid.

Gaukler: fahrende Märchenerzähler, Musikanten, Jongleure, Akrobaten und Alleinunterhalter. Ihr Abzeichen ist die aus bunten Flicken zusammengesetzte Kleidung. Sie besuchen vor allem Dörfer und Kleinstädte, da in den größeren Städten schon zuviel andere Unterhaltung geboten wird.

Gaul: ein Aiel aus dem Imran-Clan der Shaarad; ein *Shae'en M'taal,* also ein Steinsoldat.

Gawyn: Sohn der Königin Morgase, Bruder von Elayne, der bei Elaynes Thronbesteigung Erster Prinz des Schwertes wird. Er führt einen weißen Keiler im Wappen.

Gewichtseinheiten: 10 Unzen = 1 Pfund; 10 Pfund = 1 Stein; 10 Steine = 1 Zentner; 10 Zentner = 1 Tonne.

Grauer Mann, ein: jemand, der freiwillig seine oder ihre Seele dem Schatten geopfert hat und ihm nun als Attentäter dient. Graue Männer sehen so unauffällig aus, daß man sie sehen kann, ohne sie wahrzunehmen. Die große Mehrheit der Grauen Männer sind tatsächlich Männer, aber es gibt darunter auch einige Frauen.

Grenzlande, die: die an die Große Fäule angrenzenden Nationen: Saldaea, Arafel, Kandor und Shienar.

Grimme, der alte: *siehe* Dunkler König, Wilde Jagd.

Große Fäule, die: eine Region im hohen Norden, die durch den Dunklen König vollständig verdorben wurde. Sie stellt eine Zuflucht für Trollocs, Myrddraals und andere Kreaturen des Dunklen Königs dar.

Großer Herr der Dunkelheit: Diese Bezeichnung verwenden die Schattenfreunde für den Dunklen König. Sie behaupten, es sei Blasphemie, seinen wirklichen Namen zu benützen.

Große Jagd nach dem Horn, die: ein Zyklus von Erzählungen über die legendäre Suche nach dem Horn von Valere in den Jahren zwischen dem Ende der Trolloc-Kriege und dem Beginn des Hundertjährigen Kriegs. Um sie vollständig zu erzählen, benötigt man viele Tage (*siehe auch:* Horn von Valere).

Großes Muster: Das Rad der Zeit verwebt die Muster der einzelnen Zeitalter zum Großen Muster, in dem die gesamte Existenz und Realität, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft festgelegt sind. Auch als Gewebe der Zeiten oder Zeitengewebe bekannt (*siehe auch:* Muster eines Zeitalters; Rad der Zeit).

Große Schlange: ein Symbol für die Zeit und die Ewigkeit, das schon uralt war, bevor das Zeitalter der Legenden begann. Es zeigt eine Schlange, die ihren eigenen Schwanz verschlingt. Man verleiht einen Ring in der Form der Großen Schlange an Frauen, die unter den Aes Sedai zu Aufgenommenen erhoben werden.

Große Spiel, das: *siehe Daes Dae'mar*.

Haid: Flächenmaß zur Vermessung von Land; etwa 100x100 Schritte.

Halbmensch: *siehe* Myrddraal.

Herz des Steins: *siehe* Callandor.

Herzstein: eine unzerstörbare Substanz, die während des Zeitalters der Legenden erschaffen wurde. Jede bekannte Kraft, die dazu benützt wird, den Herzstein zu zerstören, wird von ihm absorbiert und stärkt die Kraft des Herzsteins. Anderer Name für *Cuendillar*.

Hochlords von Tear, die: Die Hochlords von Tear regieren als Rat diesen Staat, der weder König noch Königin aufweist. Ihre Anzahl steht nicht fest. Im Laufe der Jahre hat es Zeiten gegeben, wo nur sechs Hochlords regierten, aber auch zwanzig kamen bereits vor. Man darf sie nicht mit den Landherren verwechseln, niedrigeren Adligen in den ländlichen Bezirken Tears.

Horn von Valere, das: das legendäre Ziel der Wilden Jagd nach dem Horn. Man nimmt an, das Horn könne tote Helden zum Leben erwecken, damit sie gegen den Schatten kämpfen.

Hundert Gefährten, die: hundert männliche Aes Sedai, ausgewählt aus den mächtigsten des Zeitalters der Legenden, die – von Lews Therin Telamon geführt – den letzten Angriff durchführten und den Schattenkrieg beendeten, indem sie den Dunklen König erneut in seinen Kerker sperrten und diesen versiegelten. Der Gegenangriff verdarb die *Saidin;* die Hundert Gefährten verfielen dem Wahnsinn und begannen die Zerstörung der Welt (*siehe auch:* Zeit des Wahns; Zerstörung der Welt; Wahre Quelle; Eine Macht).

Hundertjähriger Krieg: eine Reihe sich überschneidender Kriege, geprägt von sich ständig verändernden Bündnissen, ausgelöst durch den Tod von Artur Falkenflügel und die darauf folgenden Auseinandersetzungen um seine Nachfolge. Er dauerte von 994 FJ bis 1117 FJ. Der Krieg entvölkerte weite Landstriche zwischen dem Aryth-Meer und der Aiel-Wüste, zwischen dem Meer der Stürme und der Großen Fäule. Die Zerstörungen waren so schwerwiegend, daß über diese Zeit nur noch fragmentarische Berichte vorliegen. Das Reich Artur

Falkenflügels zerfiel und die heutigen Staaten bildeten sich heraus (*siehe auch:* Falkenflügel, Artur).

Illian: ein großer Hafen am Meer der Stürme, Hauptstadt der gleichnamigen Nation. Im Wappen von Illian findet man neun goldene Bienen auf dunkelgrünem Feld.

Ishamael (Ischamajel): in der Alten Sprache ›Verräter aller Hoffnung‹. Einer der Verlorenen. Er war der Anführer der Aes Sedai und lief während des Schattenkriegs zum Dunklen König über. Man sagt, selbst er habe seinen ursprünglichen Namen vergessen (*siehe auch:* Verlorene).

Karaethon-Zyklus, der: *siehe* Drachen, Prophezeiungen des.

Kesselflicker: *siehe* Tuatha'an.

Kinder des Lichts: eine Gemeinschaft von Asketen, die sich den Sieg über den Dunklen König und die Vernichtung aller Schattenfreunde zum Ziel gesetzt hat. Die Gemeinschaft wurde während des Hundertjährigen Kriegs von Lothair Mantelar gegründet, um gegen die ansteigende Zahl der Schattenfreunde als Prediger anzugehen. Während des Kriegs entwikkelte sich daraus eine vollständige militärische Organisation, extrem streng ideologisch ausgerichtet und fest im Glauben, nur sie dienten der absoluten Wahrheit und dem Recht. Sie hassen die Aes Sedai und halten sie, sowie alle, die sie unterstützen oder sich mit ihnen befreunden, für Schattenfreunde. Sie werden geringschätzig Weißmäntel genannt. Im Wappen führen sie eine goldene Sonne mit Strahlen auf weißem Feld.

Konzil der Neun: ein Rat von Neun Lords aus Illian, die an sich dem König zur Seite stehen sollen, jedoch gewöhnlich gegen ihn um die Macht kämpfen. Sowohl der König wie auch die Neun müssen sich häufig mit der Versammlung auseinandersetzen.

Krieg des Zweiten Drachen: der Krieg der Jahre 939–943 FJ gegen den falschen Drachen Guaire Amalasan. Während dieses Kriegs erlangte ein junger König namens Artur Tanreall Paendrag, später als Artur Falkenflügel bekannt, großen Ruhm.

Krieg um die Macht: *siehe* Schattenkrieg.

Längenmaße: 10 Finger = 3 Hände = 1 Fuß; 3 Fuß = 1 Schritt; 2 Schritte = 1 Spanne; 1000 Spannen = 1 Meile.

Laman (Leimahn): ein König von Cairhien aus dem Hause Damodred, der seinen Thron während des Aielkriegs verlor (*siehe auch:* Aielkrieg; Avendoraldera).

Lan, al'Lan Mandragoran: ein Behüter, der den Bund mit Moiraine einging. Ungekrönter König von Malkier, Dai Shan, und der letzte Überlebende Lord von Malkier (*siehe auch:* Behüter; Moiraine; Malkier).

Lanfear: in der Alten Sprache ›Tochter der Nacht‹. Eine der Verlorenen, vielleicht sogar die mächtigste neben Ishamael. Im Gegensatz zu den anderen Verlorenen wählte sie ihren Namen selbst. Man sagt von ihr, sie habe Lews Therin Telamon geliebt und seine Frau Ilyena gehaßt (*siehe auch:* Verlorene; Drache).

Leane: eine Aes Sedai der Blauen Ajah und Bewahrerin der Chroniken (*siehe auch:* Chroniken, Bewahrerin der).

Lews Therin Telamon; Lews Therin Brudermörder: *siehe:* Drache.

Liandrin: eine Aes Sedai der Roten Ajah aus Tarabon. Mittlerweile wurde bekannt, daß sie in Wirklichkeit eine Schwarze Ajah ist.

Loial, Sohn des Arent, Sohn des Halan: ein Ogier aus dem *Stedding* Schangtai.

Malkier: eine Nation, einst eines der Grenzlande, mittlerweile Teil der Großen Fäule. Im Wappen führte Malkier einen fliegenden goldenen Kranich.

Manetheren: eine der Zehn Nationen, die den Zweiten Pakt schlossen; Hauptstadt des gleichnamigen Staates. Sowohl die Stadt wie auch die Nation wurden in den Trolloc-Kriegen vollständig zerstört.

Masema: ein Soldat aus Shienar, der die Aiel haßt.

Mayene (Mai-jehn): Stadtstaat am Meer der Stürme, der seinen Reichtum und seine Unabhängigkeit der Kenntnis verdankt, die Ölfischschwärme aufspüren zu können. Ihre wirtschaftliche Bedeutung kommt der der Olivenplantagen von Tear, Illian und Tarabon gleich. Ölfisch und Oliven liefern nahezu alles Öl für Lampen. Die augenblickliche Herrscherin von Mayene ist Berelain. Ihr Titel lautet: Die Erste von Mayene. Die Herrscher von Mayene führen ihre Abstammung auf Artur Falkenflügel zurück. Das Wappen von Mayene zeigt einen fliegenden goldenen Habicht.

Meerleute, Meervolk: Bewohner der Inseln im Aryth-Meer und im Meer der Stürme. Sie verbringen wenig Zeit auf diesen Inseln und leben statt dessen meist auf ihren Schiffen. Sie beherrschen den Seehandel fast vollständig.

Meile: *siehe* Längenmaße

Merrilin, Thom: ein Gaukler, einst Geliebter von Königin Morgase.

Min: eine junge Frau mit der Fähigkeit, die Aura der sie umgebenden Menschen erkennen und auf ihre Zukunft schließen zu können.

Moiraine (Moarän): eine Aes Sedai der Blauen Ajah. Sie stammt aus dem Hause Damodred, aber nicht aus der direkten Linie der Thronfolger. Sie wuchs im Königlichen Palast von Cairhien auf.

Mordeth: Ratsherr, der die Stadt Aridhol dazu brachte, Methoden der Schattenfreunde gegen die Schattenfreunde selbst anzuwenden. Dadurch führte er die Zerstörung der Stadt herbei und ihre Umbenennung in Shadar Logoth (›Wo der Schatten wartet‹). Nur eines überlebt in Shadar Logoth außer dem Haß, der die Stadt abtötete, nämlich Mordeth selbst, der seit zweitausend Jahren in den Ruinen gefangen ist und auf jemanden wartet, dessen Seele er verschlingen kann, um so einen neuen Körper zu gewinnen.

Morgase (Morgeis): Von der Gnade des Lichts, Königin von Andor, Verteidigerin des Lichts, Beschützerin des Volkes, Hohe Herrin des Hauses Trakand. Im Wappen führt sie drei goldene Schlüssel. Das Wappen des Hauses Trakand zeigt einen silbernen Grundpfeiler.

Muster eines Zeitalters: Das Rad der Zeit verwebt die Stränge menschlichen Lebens zum Muster eines Zeitalters, das die Substanz der Realität dieser Zeit bildet; auch als Zeitengewebe bekannt (*siehe auch:* Ta'veren).

Myrddraals: Kreaturen des Dunklen Königs, Kommandanten der Trolloc-Heere. Nachkommen von Trollocs, bei denen das Erbe der menschlichen Vorfahren wieder stärker hervortritt, die man benutzt hat, um die Trollocs zu erschaffen. Trotzdem deutlich vom Bösen dieser Rasse gezeichnet. Sie sehen äußerlich wie Menschen aus, haben aber keine Augen. Sie können jedoch im Hellen wie im Dunklen wie Adler sehen. Sie haben gewisse, vom Dunklen König herstammende Kräfte, darunter die Fähigkeit, mit einem Blick ihr Opfer vor Angst zu lähmen. Wo Schatten sind, können sie hineinschlüpfen und sind nahezu unsichtbar. Eine ihrer wenigen bekannten Schwächen besteht darin, daß sie Schwierigkeiten haben, fließendes Wasser zu überqueren. Man kennt sie unter vielen Namen in den verschiedenen Ländern, z. B. als Halbmenschen, die Augenlosen, Schattenmänner, Lurk und die Blassen.

Nedeal, Corianin: *siehe* Talente.

Niall, Pedron: Kommandierender Lordhauptmann der Kinder des Lichts (*siehe auch:* Kinder des Lichts).

Ogier: (1) eine nichtmenschliche Rasse. Typisch für Ogier sind ihre Größe (männliche Ogier werden im Durchschnitt zehn Fuß groß), ihre breiten, rüsselartigen Nasen und die langen, mit Haarbüscheln bewachsenen Ohren. Sie wohnen in Gebieten, die sie *Stedding* nennen. Nach der Zerstörung der Welt (von den Ogiern das Exil genannt) waren sie aus diesen *Stedding* vertrieben, und das führte zu einer als ›das Sehnen‹ bezeichneten Erscheinung: Ein Ogier, der sich zu lange außerhalb seines *Stedding* aufhält, erkrankt und stirbt schließlich. Sie sind weithin bekannt als außerordentlich gute Steinbaumeister, die fast alle großen Städte der Menschen nach der Zerstörung erbauten. Sie selbst betrachten diese Kunst allerdings nur als etwas, das sie während des Exils erlernten und das nicht so wichtig ist wie das Pflegen der Bäume in einem *Stedding,* besonders der hochaufragenden Großen Bäume. Außer zu ihrer Arbeit als Steinbaumeister verlassen sie ihr *Stedding* nur selten und wollen wenig mit der Menschheit zu tun haben. Man weiß unter den Menschen nur sehr wenig über sie, und viele halten die Ogier sogar für bloße Legenden. Obwohl sie als Pazifisten gelten und nur sehr schwer aufzuregen sind, heißt es in einigen alten Berichten, sie hätten während der Trolloc-Kriege Seite an Seite mit den Menschen gekämpft. Dort werden sie als mörderische Feinde bezeichnet. Im großen und ganzen sind sie ungemein wissensdurstig, und ihre Bücher und Berichte enthalten oftmals Informationen, die bei den Menschen längst verlorengegangen sind. Die normale Lebenserwartung eines Ogiers ist etwa drei- oder viermal so hoch wie bei Menschen. (2) Jedes Individuum dieser nichtmenschlichen Rasse (*siehe auch:* Zerstörung der Welt; Stedding; Baumsänger).

Ordeith (Or-dies): in der Alten Sprache ›Wurmholz‹. Dieser Name wurde von einem Mann angenommen, der den kommandierenden Lordhauptmann der Kinder des Lichts berät.

Rad der Zeit, das: Die Zeit stellt man sich als ein Rad mit sieben Speichen vor – jede Speiche steht für ein Zeitalter. Wie sich das Rad dreht, so folgt Zeitalter auf Zeitalter. Jedes hinterläßt Erinnerungen, die zu Legenden verblassen, zu bloßen Mythen werden und schließlich vergessen sind, wenn dieses Zeitalter wiederkehrt. Das Muster eines Zeitalters wird bei jeder Wiederkehr leicht verändert, doch auch wenn die Änderungen einschneidender Natur sein sollten, bleibt es doch das gleiche Zeitalter.

Reisen des Jain Fernstreicher, die: ein sehr populäres Buch mit Reiseerzählungen und Beobachtungen von einem bekannten Schriftsteller und Weltreisenden aus Malkier. Das Buch wurde im Jahre 968 NÄ erstmals

aufgelegt und ist seither immer wieder nachgedruckt worden. Jaim Fernstreicher verschwand kurz nach dem Aielkrieg, und man hält ihn allgemein für tot.

Rhuarc: ein Aiel, der Häuptling des Taardad Clans.

Rogosch Adlerauge: ein legendärer Held, der in vielen alten Berichten erwähnt wird.

Rote Schilde: *siehe* Aiel-Kriegergemeinschaften.

Rückgrat der Welt: eine hohe Bergkette, über die nur wenige Pässe führen. Sie trennt die Aiel-Wüste von den westlichen Ländern.

Sa'angreal: ein äußerst seltenes Objekt, das es einem Menschen erlaubt, die Eine Macht in viel stärkerem Maße als sonst möglich zu benützen. Ein *Sa'angreal* ist ähnlich, doch ungleich stärker als ein *Angreal*. Die Menge an Energie, die mit Hilfe eines *Sa'angreals* eingesetzt werden kann, verhält sich zu der eines *Angreals* wie die mit dessen Hilfe einsetzbare Energie zu der, die man ganz ohne irgendwelche Hilfe beherrschen kann. Relikte des Zeitalters der Legenden. Es ist nicht mehr bekannt, wie sie angefertigt wurden. Es gibt nur noch eine Handvoll davon, weit weniger sogar als *Angreale*.

Sanche, Siuan (Santschei, Swahn): eine Aes Sedai, die früher der Blauen Ajah angehörte. Im Jahre 985 NÄ zum Amyrlin-Sitz erhoben. Sie war die Tochter eines Fischers aus Tairen und wurde vor dem zweiten Sonnenuntergang, nachdem man entdeckt hatte, daß sie die Fähigkeit besaß, per Schiff nach Tar Valon geschickt. So verlangt es das Gesetz von Tairen.

Saidar, Saidin: *siehe* Wahre Quelle.

Schattenfreunde: die Anhänger des Dunklen Königs. Sie glauben, große Macht und andere Belohnungen zu empfangen, wenn er aus seinem Kerker befreit wird.

Schattenhunde: *siehe* Wilde Jagd.

Schattenkrieg: auch als der Krieg um die Macht bekannt; mit ihm endet das Zeitalter der Legenden. Er begann kurz nach dem Versuch, den Dunklen König zu befreien, und erfaßte bald schon die ganze Welt. In einer Welt, die selbst die Erinnerung an den Krieg vergessen hatte, wurde nun der Krieg in all seinen Formen wiederentdeckt. Er war besonders schrecklich, wo die Macht des Dunklen Königs die Welt berührte, und auch die Eine Macht wurde als Waffe verwendet. Der Krieg wurde beendet, als der Dunkle König wieder in seinen Kerker verbannt werden konnte (*siehe auch:* Hundert Gefährten, Drache).

Schattenlords: diejenigen Männer und Frauen, die der Einen Macht dienten, aber während der Trolloc-Kriege zum Schatten überliefen und dann die Trolloc-Heere kommandierten. Weniger Gebildete verwechseln sie mit den Verlorenen.

Seanchaner: die Nachkommen jener Soldaten und Kämpfer, die Artur Falkenflügel über das Aryth-Meer nach Seanchan sandte und die zurückgekehrt sind, um das Land ihrer Vorfahren wieder in Besitz zu nehmen.

Seelenlose, der: *siehe* Grauer Mann.

Selene: ein Name, den die Verlorene Lanfear benützt.

Shadar Logoth: in der Alten Sprache ›der Ort, an dem der Schatten wartet‹. Eine seit den Trolloc-Kriegen verlassene und gemiedene Stadt. Sie steht auf verfluchtem Land, und kein Steinchen dort ist harmlos (*siehe auch:* Mordeth).

Shai'tan: *siehe* Dunkler König.

Shayol Ghul: ein Berg im Versengten Land; dort befindet sich der Kerker, in dem der Dunkle König gefangengehalten wird.

Sheriam: eine Aes Sedai von den Blauen Ajah – die Herrin der Novizinnen in der Weißen Burg.

Spanne: *siehe* Längenmaße.

Sonnentag: ein Festtag im Mittsommer, der in vielen Gegenden der Welt gefeiert wird.

Spiel der Häuser, das: *siehe* Daes Dae'mar.

Springer: ein Wolf.

Stechmich: eine fast unsichtbar kleine Moskitoart.

Stedding: eine Ogier-Enklave. Viele *Stedding* sind seit der Zerstörung der Welt verlassen worden. In Erzählungen und Legenden werden sie als Zufluchtsstätte bezeichnet, und das aus gutem Grund. Auf eine heute nicht mehr bekannte Weise wurden sie abgeschirmt, so daß in ihrem Bereich kein Aes Sedai die Eine Macht anwenden kann und nicht einmal eine Spur der Wahren Quelle wahrnimmt. Versuche, von außerhalb eines *Stedding* mit Hilfe der Einen Macht im Inneren einzugreifen, bleiben erfolglos. Kein Trolloc wird ohne Not ein *Stedding* betreten, und selbst ein Myrddraal betritt es nur, wenn er dazu gezwungen ist, und auch dann nur zögernd und mit größter Abscheu. Sogar echte Schattenfreunde fühlen sich in einem *Stedding* nicht wohl.

Steinsoldaten: *siehe* Aiel-Kriegergemeinschaften.

Stein von Tear: die mächtige Festung über der Stadt Tear. Man sagt, sie sei die erste Festung gewesen, die nach der Zeit des Wahns gebaut wurde. Manche behaupten sogar, sie sei *während* der Zeit des Wahns erbaut worden und mit Hilfe der Einen Macht. Sie wurde unzählige Male angegriffen und belagert, ist aber niemals gefallen. Der Stein wird zweimal in den Prophezeiungen des Drachen erwähnt. Zum einen steht darin, daß die Festung nur dann fallen werde, wenn das Heer des Drachen kommt. An einer anderen Stelle steht, die Festung werde erst dann fallen, wenn die Hand des Drachen das Unberührbare Schwert *Callandor* führt. Manche glauben, daß darauf auch die Abneigung der Hochlords der Einen Macht gegenüber herrührt und auch das Gesetz der Tairen, das den Gebrauch der Macht verbietet. Trotz dieser Antipathie enthält der Stein eine Sammlung von *Angrealen* und *Ter'angrealen,* die beinahe der in der Weißen Burg gleichkommt. Es gibt Leute, die behaupten, die Sammlung sei nur deshalb angelegt worden, um den überragenden Glanz von *Callandor* zu mindern.

Talente: Fähigkeiten, die Eine Macht auf ganz spezifische Weise zu gebrauchen. Das naturgemäß populärste Talent ist das des Heilens. Manche sind verlorengegangen, wie z. B. das Reisen, eine Fähigkeit, sich von einem Ort zu einem anderen zu bewegen, ohne den Zwischenraum durchqueren zu müssen. Andere, wie z. B. das Vorhersagen (die Fähigkeit, zukünftige Ereignisse zumindest auf allgemeinere Art und Weise vorhersehen zu können), sind mittlerweile selten oder beinahe verschwunden. Ein weiteres Talent, das man seit langem für verloren hielt, ist das Wahrträumen. Unter anderem lassen sich hier die Träume des Träumers so deuten, daß sie eine genauere Vorhersage der Zukunft erlauben. Manche Träumer hatten die Fähigkeit, *Tel'aran'rhiod,* die Welt der Träume, zu erreichen und sogar in die Träume anderer Menschen einzudringen. Die letzte bekannte Träumerin war Corianin Nedeal, die im Jahre 526 NÄ starb.

Ta'maral'ailen: in der Alten Sprache ›Schicksalsgewebe‹. Eine einschneidende Änderung im Muster eines Zeitalters, die von einer oder mehreren Personen ausgeht. Sie sind *ta'veren* (siehe auch: Muster eines Zeitalters; Ta'veren).

Tanreall, Artur Paendrag: *siehe* Falkenflügel, Artur.

Tarmon Gai'don: die Letzte Schlacht (*siehe auch:* Drachen, Prophezeiungen des; Horn von Valere).

Tar Valon: eine Stadt auf einer Insel im Fluß Erinin. Mittelpunkt der Macht der Aes Sedai. Von hier aus regiert der AmyrlinSitz.

Ta'veren: eine Person im Zentrum des Gewebes von Lebenssträngen aus ihrer Umgebung, möglicherweise sogar *aller* Lebensstränge, die vom Rad der Zeit zu einem Schicksalsgewebe zusammengefügt wurden (*siehe auch:* Muster eines Zeitalters).

Tear: ein großer Hafen und ein Staat am Meer der Stürme. Das Wappen von Tear zeigt drei weiße Halbmonde auf rot- und goldgemustertem Feld (*siehe auch:* Stein von Tear).

Telamon, Lews Therin: *siehe auch:* Drache, der.

Tel'aran'rhiod: in der Alten Sprache ›die unsichtbare Welt‹, oder ›die Welt der Träume‹. Eine Welt, die man in Träumen manchmal sehen kann. Nach den Angaben der Alten durchdringt und umgibt sie alle möglichen Welten. Im Gegensatz zu anderen Träumen ist das in ihr real, was dort mit lebendigen Dingen geschieht. Wenn man also dort eine Wunde empfängt, ist diese beim Erwachen immer noch vorhanden, und einer, der dort stirbt, erwacht nie mehr.

Ter'angreal: jedes einer Anzahl von Überbleibseln aus dem Zeitalter der Legenden, die die Eine Macht verwenden. Im Gegensatz zu *Angrealen* und *Sa'angrealen* wurde jedes *Ter'angreal* zu einem ganz bestimmten Zweck hergestellt. Z. B. macht eines jeden Eid, der in ihm geschworen wird, zu etwas endgültig Bindendem. Einige werden von den Aes Sedai benützt, aber über ihre ursprüngliche Anwendung ist kaum etwas bekannt. Einige töten sogar oder zerstören die Fähigkeit einer Frau, die sie benützt, die Eine Macht zu lenken (*siehe auch:* Angreal; Sa'angreal).

Tigraine (Tigrän): Als Tochter-Erbin von Andor heiratete sie Taringail Damodred und gebar ihm den Sohn Galadedrid. Ihr Verschwinden im Jahr 972 NÄ, kurz nachdem ihr Bruder Luc in der Fäule verschwand, löste einen Kampf um ihre Nachfolge in Andor aus und verursachte die Geschehnisse in Cairhien, die schließlich zum Aiel-Krieg führten. Sie zeigte im Wappen eine Frauenhand, die den Stiel einer Rose mit weißer Blüte umfaßte.

Tochter-Erbin: Titel der Erbin des Throns von Andor. Die älteste Tochter der Königin folgt ihrer Mutter auf den Thron. Sollte keine Tochter geboren oder am Leben sein, geht der Thron an die nächste Blutsverwandte der Königin.

Tochter der Nacht: *siehe* Lanfear.

Träumer: *siehe* Talente.

Trolloc-Kriege: eine Reihe von Kriegen, die etwa gegen 1000 NZ begannen und sich über mehr als 300 Jahre hinzogen. Trolloc-Heere verwüsteten die Welt. Schließlich aber wurden die Trollocs entweder getötet oder in die Große Fäule zurückgetrieben. Mehrere Staaten wurden im Rahmen dieser Kriege ausgelöscht oder entvölkert. Alle Aufzeichnungen aus dieser Zeit sind fragmentarisch.

Trollocs: Kreaturen des Dunklen Königs, die er während des Schattenkriegs erschuf. Sie sind körperlich sehr groß und extrem bösartig. Sie stellen eine hybride Kreuzung zwischen Tier und Mensch dar und töten aus purer Mordlust. Nur diejenigen, die selbst von den Trollocs gefürchtet werden, können diesen trauen. Trollocs sind schlau, hinterhältig und verräterisch. Sie essen alles, auch jede Art von Fleisch, das von Menschen und anderen Trollocs eingeschlossen. Da sie zum Teil von Menschen abstammen, sind sie zum Geschlechtsverkehr mit Menschen imstande, doch die meisten einer solchen Verbindung entspringenden Kinder werden entweder tot geboren oder sind kaum lebensfähig. Die Trollocs leben in stammesähnlichen Horden. Die wichtigsten davon heißen: Ahf'frait, Al'ghol, Bhan'sheen, Dha'vol, Dhai'mon, Dhjin'nen, Ghar'ghael, Ghob'hlin, Gho'hlem, Ghraem'lan, Ko'bal und Kno'mon.

Tuatha'an: ein Nomadenvolk, auch als die Kesselflicker oder das Fahrende Volk bekannt. Sie wohnen in buntbemalten Wagen und folgen einer pazifistischen Weltanschauung, die sie den Weg des Blattes nennen. Die von den Kesselflickern reparierten Gegenstände sind häufig besser als vorher. Sie gehören zu den wenigen, die unbehelligt durch die Aiel-Wüste ziehen können, denn die Aiel meiden jeden Kontakt mit ihnen.

Verin Mathwin: eine Aes Sedai der Braunen Ajah.

Verlorenen, die: Name für die dreizehn der mächtigsten Aes Sedai, die es jemals gab, die während des Schattenkriegs zum Dunklen König überliefen, weil er ihnen dafür die Unsterblichkeit versprach. Sowohl Legenden wie auch fragmentarische Berichte stimmen darin überein, daß sie zusammen mit dem Dunklen König eingekerkert wurden, als dessen Gefängnis wiederversiegelt wurde. Ihre Namen werden heute noch benützt, um Kinder zu erschrecken.

Verräter aller Hoffnung: *siehe* Ishamael.

Versammlung, die: eine Körperschaft in Illian, die von und aus dem Kreis der Händler und Reeder gewählt wird. Sie soll theoretisch sowohl den König wie auch das Konzil der Neun beraten, hat sich aber in der Vergangenheit meist auf Machtkämpfe mit beiden eingelassen.

Versengte Land, das: verwüsteter Landstrich in der Umgebung des Shayol Ghul, jenseits der Großen Fäule.

Wahre Quelle, die: die treibende Kraft des Universums, die das Rad der Zeit antreibt. Sie teilt sich in eine männliche (*Saidin*) und eine weibliche Hälfte (*Saidar*), die gleichzeitig miteinander und gegeneinander arbeiten. Nur ein Mann kann von *Saidin* Energie beziehen und nur eine Frau von *Saidar.* Seit dem Beginn der Zeit des Wahns ist *Saidin* von der Hand des Dunklen Königs gezeichnet (*siehe auch:* Eine Macht).

Weiße Burg: der Palast des Amyrlin-Sitzes in Tar Valon und der Ort, an dem die Aes Sedai ausgebildet werden.

Weißmäntel: *siehe* Kinder des Lichts.

Wiedergeborener Drache: Nach der Prophezeiung und der Legende wird der Drache dann wiedergeboren werden, wenn die Menschheit in größter Not ist und er die Welt retten muß. Das ist keine Weissagung, auf die sich die Menschen freuen, denn sie besagt, daß die Wiedergeburt des Drachen zu einer neuen Zerstörung der Welt führen wird, und außerdem erschrecken die Menschen beim Gedanken an Lews Therin Brudermörder, den Drachen, auch wenn er schon mehr als dreitausend Jahre tot ist (*siehe auch:* Drache; Drache, falscher).

Wilde, eine: eine Frau, die allein gelernt hat, die Eine Macht zu lenken, und die ihre Krise überlebte, was nur etwa einer von vieren gelingt. Solche Frauen wehren sich gewöhnlich gegen die Erkenntnis, daß sie die Macht tatsächlich benützen, doch durchbricht man diese Sperre, dann gehören die Wilden später oft zu den mächtigsten Aes Sedai. Die Bezeichnung ›Wilde‹ wird häufig abwertend verwendet.

Wilde Jagd, die: Viele glauben, daß in der Nacht der Dunkle König (oft auch der alte Grimme genannt, so wie in Tear, Illian, Murandy, Altara und Ghealdan) mit seinen ›schwarzen Hunden‹ oder Schattenhunden ausreitet und Seelen jagt. Das ist die Wilde Jagd. Regen kann die Schattenhunde abhalten, aber wenn sie einmal eine Spur aufgenommen haben, muß man sich ihnen stellen und sie besiegen, sonst ist der Tod ihres Opfers unvermeidbar. Man glaubt sogar, daß der bloße Anblick der Wilden Jagd bedeutet, der eigene Tod oder der eines geliebten Menschen stehe bevor.

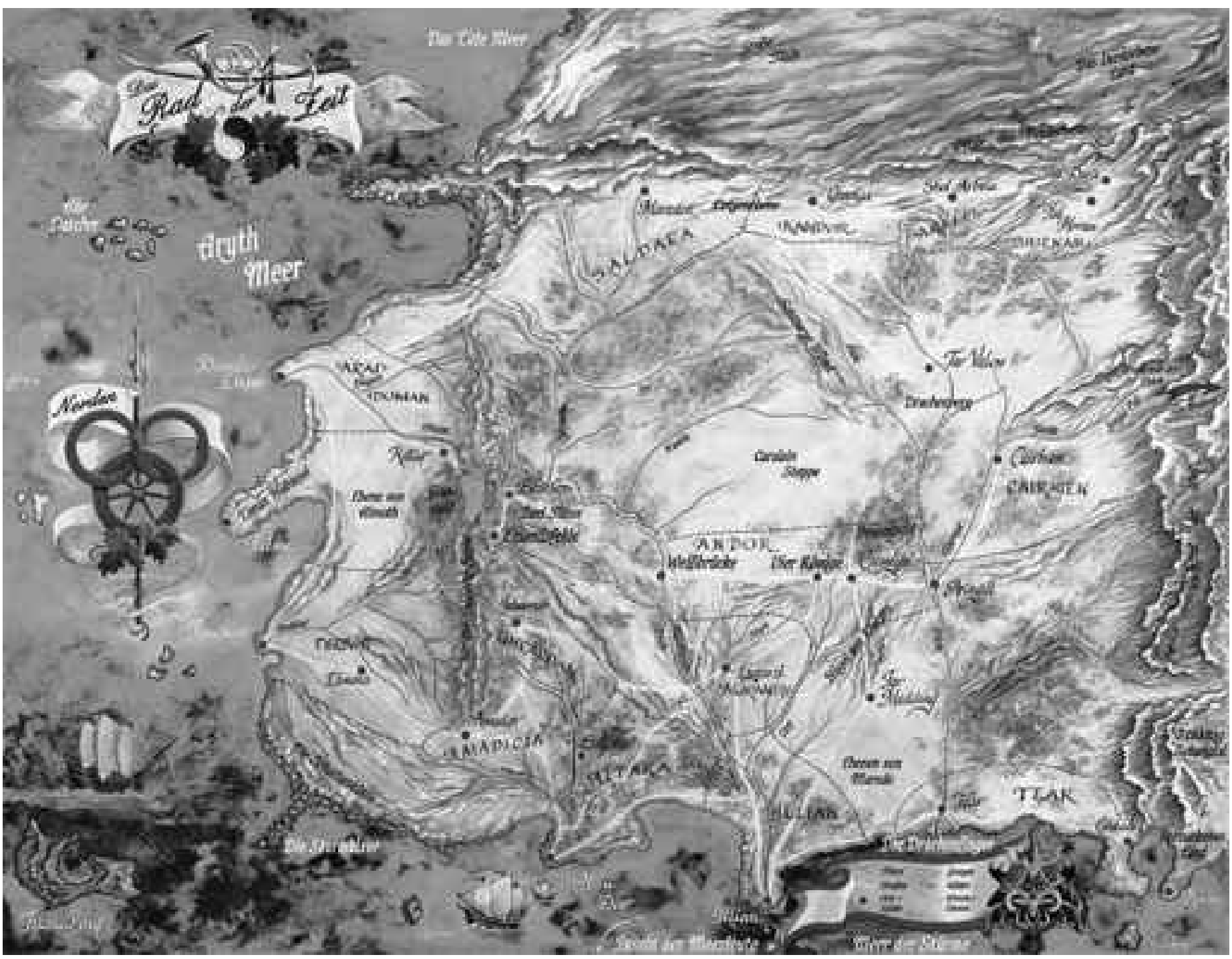
Zeit des Wahns: die Jahre, nachdem der Gegenschlag des Dunklen Königs die männliche Hälfte der Wahren Quelle verdarb und die männlichen Aes Sedai dem Wahnsinn verfielen und die Welt zerstörten. Die genaue Dauer dieser Periode ist unbekannt, aber es wird angenommen, sie habe beinahe hundert Jahre gedauert. Sie war erst

vollständig beendet, als der letzte männliche Aes Sedai starb (*siehe auch:* Hundert Gefährten; Wahre Quelle; Eine Macht; Zerstörung der Welt).

Zeitalter der Legenden: das Zeitalter, welches von dem Krieg des Schattens und der Zerstörung der Welt beendet wurde. Eine Zeit, in der die Aes Sedai Wunder vollbringen konnten, von denen man heute nur träumen kann (*siehe auch:* Rad der Zeit; Zerstörung der Welt; Schattenkrieg).

Zerstörung der Welt, die: Als Lews Therin Telamon und die Hundert Gefährten das Gefängnis des Dunklen Königs wieder versiegelten, fiel durch den Gegenangriff ein Schatten auf die *Saidin.* Schließlich verfiel jeder männliche Aes Sedai auf schreckliche Art dem Wahnsinn. In ihrem Wahn veränderten diese Männer, die die Eine Macht in einem heute unvorstellbaren Maße beherrschten, die Oberfläche der Erde. Sie riefen furchtbare Erdbeben hervor, Gebirgszüge wurden eingeebnet, neue Berge erhoben sich, wo sich Meere befunden hatten, entstand Festland, und an anderen Stellen drang der Ozean in bewohnte Länder ein. Viele Teile der Welt wurden vollständig entvölkert und die Überlebenden wie Staub vom Wind verstreut. Diese Zerstörung wird in Geschichten, Legenden und Geschichtsbüchern als die Zerstörung der Welt bezeichnet (*siehe auch:* Zeit des Wahns).

Zweifler, die: ein Orden innerhalb der Gemeinschaft der Kinder des Lichts. Sie sehen ihre Aufgabe darin, die Wahrheit im Wortstreit zu erkennen und Schattenfreunde zu erkennen. Ihre Suche nach der Wahrheit und dem Licht, so wie sie die Dinge sehen, wird noch eifriger betrieben, als das bei den Kindern des Lichts allgemein üblich ist. Ihre normale Befragungsmethode ist die Folter, wobei sie der Auffassung sind, daß sie selbst die Wahrheit bereits kennen und ihre Opfer nur dazu bringen müssen, sie zu gestehen. Die Zweifler bezeichnen sich als die Hand des Lichts und verhalten sich gelegentlich so, als seien sie völlig unabhängig von den Kindern und dem Rat der Gesalbten, der die Gemeinschaft leitet. Das Oberhaupt der Zweifler ist der Hochinquisitor, der einen Sitz im Rat der Gesalbten hat. Ihr Wappen ist ein blutroter Hirtenstab.


Das Rad des Feuers
Das Tote Meer
Argyth Meer
Nandan
Arkadien
Tiak